

N12<523516653 021



ubTÜBINGEN



SCHRIFTEN
DES VEREINS FÜR SCHLESWIG-HOLSTEINISCHE
KIRCHENGESCHICHTE

BAND 53

OHNE ERINNERUNG KEINE ZUKUNFT

BEITRÄGE ZUR BREKLUMER
MISSIONS- UND REGIONALGESCHICHTE

Herausgegeben von
Dietrich Werner

Wachholtz Verlag



Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks,
insbesondere für Vervielfältigungen, der Einspeicherung
und Verarbeitung in elektronischen Systemen sowie der
fotomechanischen Wiedergabe, der Übersetzung, der
Verfilmung, des Fernsehens und des Vortrages, vorbehalten.

Umschlag-Abbildung:

Das alte Breklumer Missionshaus, von Christian Jensen
am 1. Mai 1876 vom Landmann Magnussen für 13.200 Mark
für die Breklumer Missionsgesellschaft erworben.

ISBN 978-3-529-04053-5

Wachholtz Verlag 2007
www.wachholtz.de

ZA 10230 - 53

VORWORT

Die christliche Kirche hat von ihren Anfängen an die Mission, die Ausbreitung des Evangeliums, als den Auftrag ihres Herrn Jesus Christus wahrgenommen. Und so gehört es zu den Aufgaben der Kirchengeschichte, diese elementare Lebensäußerung der Kirche zum Thema zu machen und in der Missionsgeschichte zur Darstellung zu bringen. Kirchengeschichte als Missionsgeschichte – das ist eine Perspektive, unter der die Geschichte des Christentums betrachtet, verstanden und dargestellt werden kann und soll.

In Schleswig-Holstein ist seit mehr als einem Jahrhundert Breklum der Hauptort für die von diesem Land und seiner Kirche ausgehende Mission. Deshalb ist es sachgemäß, wenn in diesem Buch Initiativen dargestellt werden, die von Breklum aus in die Welt gingen. Die Beiträge sind unterschiedlichen Themen gewidmet; Indien ist ein erkennbarer Schwerpunkt des Bandes. Daneben geht es darum, die Breklumer Aktivitäten in den Kontext der Region einzuleichen und das Wechselseitverhältnis zwischen Mission und Region zum Gegenstand der Überlegungen zu machen.

Die Herausgabe dieses Buches geht auf Anregung von Herrn Dr. Dietrich Werner zurück, der es seinem früheren Wirkungsort zum Abschied hinterlässt. Der Verein für Schleswig-Holsteinische Kirchengeschichte hat das Buch in seine Veröffentlichungen aufgenommen. Er macht damit deutlich, dass Territorialkirchengeschichte auch über die Grenzen der eigenen Landeskirche hinausblickt und dass der Kirchengeschichte der Regionen auch darin eine spezifische Aufgabe zukommt.

Wir danken Herrn Dr. Werner für seinen Einsatz, den Autoren für ihre Mitarbeit und allen Freunden und Förderern für ihre großzügige Unterstützung.

Prof. Dr. Dr. Johannes Schilling
Vorsitzender des Vereins für Schleswig-Holsteinische Kirchengeschichte

WORT ZUM GELEIT

Reminiszenzen

Wer durch Breklum spazieren geht, sieht an vielen Häusern über den Eingängen Bibelverse prangen. Das sind nicht nur kirchliche, sondern auch Privathäuser. Man spürt sofort: Hier muss eine besondere Tradition geherrscht haben!

Ich nehme an der Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes in Daressalam 1977 teil. Die afrikanischen Kirchen stellen sich vor: Sie verweisen stolz auf ihre „Mutterkirchen“ – Leipzig, Berlin, Hermannsburg, Breklum!

Ich besuche eine Region im südlichen China, 300 km von der Grenze zu Vietnam. Man fragt mich, woher ich komme. Ich antworte: „Aus der Gegend, wo Breklum liegt“. Strahlende Gesichter. Die Spuren der China-Mission sind auch nach Jahrzehnten der Kulturrevolution hier noch lebendig, insbesondere das Engagement für die Leprakranken ist unvergessen!

Die Breklumer Missionsfeste – ich als Junge im Posaunenchor dabei. Jahresfeste mit bis zu 5000 Teilnehmern!

Schlaglichter

Breklum hat immer wieder kreative Antworten auf neue Herausforderungen gefunden. Verschiedene kirchliche Institutionen hatten hier ihre Zeit und ihre Beheimatung: das Religionspädagogische Institut, das Predigerseminar, das Krankenhaus. Das Nordelbische Missionszentrum. Das Christian-Jensen-Kolleg. Seit kurzem das Regionalzentrum Westküste – und demnächst die Kirchenkreisverwaltung für Nordfriesland.

Breklum zeigt sich inzwischen auch äußerlich in neuem Gewand. Die alten Häuser sind saniert, modernisiert – und integriert in den neuen Gesamtkomplex, in dem die neuen gastlichen Häuser in zugewandter Beziehung stehen zu den Gebäuden, in denen die gute alte Breklumer Tradition der Weltoffenheit lebendig ist.

Die Tradition der Orientierung an den biblischen Texten und am Gebet verbindet sich mit den aktuellen und zukunftsweisenden Fragestellungen der globalen Themen, die uns auch sonst beschäftigen, der Entwicklungspolitik, der Medizinethik, der Gerechtigkeit in der Ökumene und des missionarischen Aufbruchs im eigenen Lande. Kraftort. Begegnungsstätte. Innovative Werkstatt. Den Entwicklungen auf der Spur bleiben. Eigene Akzente setzen.

Breklum – oder scherhaft Breklehem – ist und bleibt ein Ort, an dem immer wieder die alten Quellen zu sprudeln beginnen. Breklum lebt durch das Netz intensiver persönlicher, ja teilweise familiärer Kontakte, in dem die vielerlei Formen missionarischen Engagements unserer Kirche sich dicht miteinander verknüpfen. Daraus ergeben sich Anknüpfungsmöglichkeiten für neue Themen, neue Menschen, neue Aufgaben.

Die Nordelbische Kirche, die Nordelbische Synode hat sich hier finanziell fest engagiert. Im Zusammenwirken vieler kirchlicher und auch kommunaler Einrichtungen hat das Christian-Jensen-Kolleg eine Zukunft, die sich von den Wurzeln in einer bewundern-

werten Vergangenheit getragen wissen darf. Dass es in heutigen Zeiten, wie überall, finanzielle Probleme gibt, weiß ein Propst zu relativieren und in einem mildernden Licht erscheinen zu lassen: „Breklum hatte immer Finanzprobleme!“

Empfehlung

Das vorliegende Buch ist ein großartiger facettenreicher Spiegel, in dem sich die Bilder, Strömungen, Personen, Bestrebungen, Leidenschaften und Begeisterungen der Breklumer Geschichte reflektieren, um gebündelt mit einem hellen Licht auf den Weg in die Zukunft, Gott entgegen, zu scheinen. Wer immer sich, sein Glauben und Tun in einer lebendigen Tradition beheimaten möchte, der greife neugierig nach diesem Buch: Nimm und lies!

Bischof Dr. Hans Christian Knuth
Vorsitzender der Kirchenleitung der Nordelbischen Evangelisch-Lutherischen Kirche

„OHNE ERINNERUNG KEINE ZUKUNFT“ BEITRÄGE ZUR BREKLUMER MISSIONS- UND REGIONALGESCHICHTE

Breklum ist ein Ort, den ich lieb gewonnen habe. Wer heute diesen kleinen Ort in Nordfriesland besucht und von der B 5 in die Kirchenstraße einbiegt, um die wenigen Schritte von der heutigen psychiatrischen Fachklinik am Christian-Jensen-Kolleg vorbei bis zur Breklumer Dorfkirche abzuschreiten, ist vielleicht von der Schönheit des Innenhof-Parks, von den kleinen nordfriesischen Backsteinhäusern und den Bibelsprüchen an manchen Hauseingängen berührt und irgendwie an eine andere fremde Zeit erinnert. Doch nur wenige der vielen Gäste, die in der einladenden und modernen ökumenischen Tagungsstätte Christian-Jensen-Kolleg mittlerweile ein- und ausgehen, haben eine Vorstellung davon, was die Steine der Bauten des alten Missionshauses und des Martineums alles erzählen könnten, wenn sie denn sprechen würden.

Ich hatte die einmalige Chance, an diesem Ort sieben Jahre lang (2000–2007) als Studienleiter und missionstheologischer Grundsatzreferent des NMZ arbeiten zu können, und mein Büro lag lange Zeit direkt über dem Missionsarchiv der Breklumer Missionsgesellschaft, die hier von 1876 bis 1970 ihren Sitz hatte. Man kann an diesem Ort nicht leben und arbeiten, ohne sich nicht zugleich für die Geschichte der Menschen, die hier in ihrer Lebens- und Glaubensgeschichte geprägt und tief miteinander verbunden wurden, zu interessieren und für sie zu erwärmen. Die Achtung und der Respekt vor dem Werk der Väter und Mütter in der Geschichte christlicher Mission, die Neugier auf ihre Glaubens- und Lebensbiographien, das kritische Interesse an der Aufarbeitung eines differenzierten und klischeefreien Bildes einer regionalen Missionsgesellschaft und die Entdeckung der

vielfältigen und bemerkenswerten Verknüpfungen von politischer Geschichte, Kirchengeschichte, Missionsgeschichte und Weltgeschichte, die an diesem Ort deutlich wurden, haben sich in einem Projekt miteinander verbunden, das seinen Ausdruck in der Veranstaltungsreihe, der „Breklumer Geschichtswerkstatt“, gefunden hat. In dieser Veranstaltungsreihe (2002–2007) ging es weder um bloße begrenzte Lokalgeschichte noch um eine Anekdotensammlung aus der Mission. Es ging um das anspruchsvolle Programm einer bewussteren Form protestantischer Erinnerungs- und Gedenkkultur und der Ermutigung zu kritischer, historischer Forschungsarbeit, in der ebenso institutions- wie regionalgeschichtliche, missions- und kirchengeschichtliche ebenso wie übergreifende sozial- und politikgeschichtliche Aspekte eine Rolle spielen sollten. Die große Mehrzahl der in diesem Band versammelten Forschungs-, Studien- oder auch biographiebezogenen Beiträge sind im Rahmen der Veranstaltungsreihe der Breklumer Geschichtswerkstatt vorgetragen worden, in der Grundfassung für diesen Rahmen erarbeitet oder bei begleitenden Veranstaltungen („Breklumer Mission damals und heute“) und im Zusammenhang der Breklumer Missionsausstellung (vgl. Beitrag 21 von Rudolf Hinz) eingebracht worden. Auf eine Trennung der stärker säkularhistorischen und der stärker missionsgeschichtlichen Beiträge wurde bewusst verzichtet – gerade weil auch innerhalb vieler Einzelbeiträge die Verbindung zwischen beiden Perspektiven konstitutiv bleibt. So ist eine stattliche Sammlung von Studien entstanden, die zeitlich vier unterschiedliche Zeitperioden der Missions- und der Regionalgeschichte in Schleswig Holstein berühren (das ausgehende 19. Jahrhundert nach 1876, die Krisenjahre vor und nach dem 1. Weltkrieg, die Phase des 2. Weltkrieges und des Kirchenkampfes sowie die Nachkriegsjahre bis in die 70er Jahre) und thematisch so zentrale Bereiche wie „Mission und Kirche“, „Frauen in der Missionsgeschichte“, „Kirche und Nationalismus“, „Bekennende Kirche und Nationalsozialismus“, „Mission und Entkolonialisierung“, „Deutsch-Dänisches Konfliktverhältnis“, „ökumenisches Missionsverständnis und Nord-Süd-Partnerschaftsarbeit“ in den Blick nehmen.

Auf eine völlige Harmonisierung der einzelnen Beiträge im Blick auf die Verwendung z.B. von indischen Ortsnamen, stilistische Prägungen und einzelne inhaltliche Berührungen bzw. Ueberschneidungen wurde verzichtet, um den unterschiedlich voneinander entstandenen Studien ihre besondere Eigenart zu belassen.

Der Band ist in der Überzeugung entstanden: Ohne Erinnerung keine Zukunft! Dies gilt nicht nur generell in einer schnelllebigen und geschichtsvergessenen Zeit, sondern besonders in einer Situation, in der die Kirche unter dem permanenten Druck von Organisations- und Strukturveränderungen den Kontakt zu ihrer eigenen Geschichte und Herkunft zu verlieren droht – was ebenso zu einer Selbstüberschätzung des Gegenwärtigen als auch zu einer Betriebsblindheit gegenüber den eigentlichen inhaltlichen Herausforderungen für eine erneuerte missionarische Gestalt der Kirche heute führen kann. Die differenzierte Erinnerung an die Geschichte von Kirche und Mission in ihrem jeweiligen historischen und gesellschaftlichen Kontext aber kann dazu führen, daß die wesentlichen Zukunftsfragen für Kirche und Gesellschaft schärfer und klarer erkannt werden. Als Beispiel für eine historische Erinnerung, die diesem Band sozusagen seinen thematischen Rahmen gibt, mag die Neujahrspredigt von Christian Jensen, dem Gründer der Breklumer Mission, aus dem Jahre 1900 gelten, die im nachhinein geradezu als prophetisches Wort verstanden werden kann: Am Ausgang des 19. Jahrhunderts blickt Jensen auf das 20. Jahrhundert voraus und wagt eine bedenkenswerte Zeitdiagnose:

„Ein Jahrhundert ist auch zu Grabe getragen. Ein großes Ereignis in unserem Leben! Es ist ein Jahrhundert großer Kriege, großer politischer Umwälzungen gewesen – ein Jahrhundert mächtiger Erfindungen, ein Jahrhundert neu erwachenden Glaubenslebens. Es hat gewiss

niemals so viele Menschen auf dieser Erde gegeben mit einem klar erkannten Glauben, mit der seligen Gewissheit der Erlösung, der Gotteskindschaft wie in dieser Zeit.

Es ist ein Jahrhundert der Mission. Es ist oft das Missionsjahrhundert genannt worden. Niemals sind so viele Boten und Zeugen hinausgegangen aus der alten Christenheit in die Heidenwelt, um das Kreuz Christi aufzupflanzen, niemals sind so viele Jünger und Jüngerinnen Jesu Christi im Dienste für Jesus zusammengebrochen und haben ihr Leben für Jesum hingegeben wie im vergangenen Jahrhundert. Da darf mal wohl sagen: Gelobt sei der treue Herr, dass er Sein teures Evangelium den verlorenen Sündern verkündigen lässt. Wir stehen vor einem neuen Jahre und vor einem neuen Jahrhundert. Was wird das neue Jahrhundert uns bringen? Wir machen ein Fragezeichen. Nur eines glaube ich ganz gewiss: es wird ein Jahrhundert der großen Kämpfe auf allen Gebieten des Lebens werden.¹

Und präzisierend führt Jensen in einem späteren Abschnitt aus:

„Weisst Du, welches der größte Kampf sein wird? Der größte Kampf der Kirche wird um die Bewahrung der anvertrauten Schätze in den Gemeinden sein. Der Feind wird Sturm laufen wider die Kirche, und des Feindes Helfershelfer sind gewaltig viele. Sie stehen auf Kanzeln, sie lehren in den Schulen und Häusern. Sie sind in hohen Stellungen und viele, welche nicht in hohen Stellungen sind, stehen in niedrigen und lehren dasselbe und wenn auch nicht mit dem Munde, so doch mit dem Wandel. Es wird hier gekämpft mit Unverständ und Irrtum; sie meinen, daß die Welt zugrunde geben muß, wenn Jesus Christus der Herr ist. Darum haben sie einst Jesum ans Kreuz geschlagen, und deshalb laufen sie heute Sturm wider die Kirche, die die ewige Gnade und das Heil, das Jesus ist, den Sündern anpreist. Im folgenden Jahrhundert wird der große Kampf der Kirche sein, ihre Gnadschätze und Heilsgüter treu zu erhalten.“²

In welcher Weise tatsächlich das 20. Jahrhundert zu einem Zeitalter des „Kampfes um die Kirche“, die Bewahrung und Aktualisierung ihrer Identität, ihrer Sendung und ihrer ökumenischen Weite und Einheit geworden ist, davon geben viele Beiträge dieses Bandes ein beredtes Zeugnis. Wie und in welche Richtung der Kampf um die Wahrheit, die Wirklichkeit und die ökumenische Weite einer missionarischen Kirche im 21. Jahrhundert zu führen und zu gestalten ist, das ist das Frageinteresse, das in den Breklumer Werkstattgesprächen vielfach durchschimmerte und das auch in vielen der Beiträge lebendig ist. Ohne Erinnerung keine Zukunft!

Ich danke wichtigen Wegbegleitern der Breklumer Jahre, die mich bei der kritischen Erinnerungsarbeit unterstützt und die das Entstehen dieses Bandes wesentlich mit ermutigt und als Redaktionsbeirat mit begleitet haben: Jürgen Dunker, Rudolf Hinz, Jens-Hermann Hörcher, Hanspeter Reumann, Joachim Wietzke. Ein besonderer Dank gilt denjenigen, die das Erscheinen dieses Bandes finanziell mit unterstützt haben: der Nordelbischen Kirche, der Deutschen Gesellschaft für Missionswissenschaft, dem Nordelbischen Missionszentrum (NMZ).

¹ Christian Jensen, Neujahrspredigt 1900, in: Sonntagsblatt für's Haus Nr. 2, 14. 1. 1900, reprint in: Hartmut Schmidt, Christian Jensen. Die Geschichte seiner Breklumer Gründungen Band 2, Verlag an der Lottbek, S. 1166.

² Christian Jensen, Neujahrspredigt 1900, in: Sonntagsblatt für's Haus Nr. 5, 4. 2. 1900, reprint in: Hartmut Schmidt, Christian Jensen. Die Geschichte seiner Breklumer Gründungen Band 2, Verlag an der Lottbek, S. 1172.

Ein sehr herzlicher Dank gilt ferner dem Verein für Schleswig-Holsteinische Kirchengeschichte und seinem Vorsitzenden, Herrn Prof. Dr. Dr. Johannes Schilling, vom Verein für die Aufnahme dieses Bandes in die Veröffentlichungen des Vereins sowie Frau Renate Braus vom Wachholz Verlag für die engagierte und zügige Bearbeitung des Manuskriptes. Ohne die engagierte und liebevolle Zuarbeit von Petra Conrad vom NMZ-Sekretariat wäre die zügige Weiterbearbeitung der Manuskripte nicht möglich gewesen.

Was von Breklum einst ausging in die Ferne der Welt, kehrt im 21. Jahrhundert immer wieder in Gestalt der weltweiten ökumenischen Kirchengemeinschaft zu uns zurück: Die internationale Partnerkirchenkonsultation in Breklum erklärte am 23. Juni 2005 („Brief an die Gemeinden“):

„Einer trage des anderen Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen. Wir sind von Euch eingeladen worden, Eure Kirche zu besuchen und ihre gegenwärtige Lage wahrzunehmen und wir sind als Eure Partner und Mitgeschwister im Glauben an Jesus Christus gekommen. Wir waren 29 VertreterInnen von Partner-Kirchen in Ost- und West-Europa, aus Ländern des Südens und des Ostens, gemeinsam haben wir die weltweite Gemeinschaft der christlichen Kirchen repräsentiert, von der Ihr ein Teil seid.“

Zuerst möchten wir Euch sehr herzlich danken für das Privileg, dass wir Eure Gäste sein konnten. Wir fühlten uns sehr freundlich aufgenommen und empfangen als Brüder und Schwestern aus den nordelbischen Partner-Kirchen aus allen Teilen der Welt.

Wir möchten Euch versichern, dass auch für uns die Partnerbeziehungen zur Nordelbischen Kirche einen hohen Stellenwert haben und dass wir für sie dankbar sind und es in unserer Erinnerung bleibt, dass in einigen unserer Länder missionarische Arbeit durch Menschen aus der Nordelbischen Kirche begonnen oder weitergeführt wurde.

Wir haben wahrgenommen, dass Menschen in dieser Region auf der einen Seite bereit und interessiert sind, ihre Kinder taufen und konfirmieren zu lassen, um den kirchlichen Segen bei Eheschließungen und um kirchliche Beerdigungsgottesdienste zu bitten. Andererseits haben wir ein stärkeres Verbundenheitsgefühl, einen tiefer verpflichtenden Charakter kirchlicher Mitgliedschaft und eine Begeisterung für das Evangelium vielfach vermisst. Dies erscheint uns irgendwie widersprüchlich. Wir sind daher geneigt anzunehmen, dass dies ein Indiz ist für einen Nachholbedarf im Blick auf ein tieferes Verständnis für das, was das geistliche Leben eines Christen/einer Christin und christliche Spiritualität wirklich ausmacht. Wir befürchten, dass ein strukturorientierter Reformprozess in der Nordelbischen Kirche ins Leere laufen könnte, wenn er nicht begleitet wird von einem umfassenden Prozess der Erneuerung des geistlichen Lebens und der Vertiefung christlicher Spiritualität.“

Breklum steht dafür, dass die Stimme der ökumenischen Christenheit in dieser Region hörbar bleibt – als Ermutigung, als Vergewisserung einer umfassenderen Gemeinschaft und auch mit unbequemen Fragen. Möge die Erinnerung an die Geschichte von Mission, Kirche und Gesellschaft an diesem Breklumer Schnittpunkt zu einer Stärkung und Orientierung der Kirche für ihre Zukunft beitragen!

Dietrich Werner
Bossey/Genf, Anfang Oktober 2007

INHALT

1.	Dietrich Werner, Christian Jensens Breklumer Mission – Anfänge eines globalen Bewusstseins in nordfriesischer Provinz..	13
2.	Jens-Hermann Hörcher, Mission und Region – Zur Bedeutung der Verankerung der Breklumer Mission in der nordfriesischen Geschichte und Kultur	35
3.	Hartmut Schmidt, Die Anfänge der Breklumer Mission in Indien..	47
4.	Gisela Glave-Lohfert, Die ersten Frauen der Breklumer Mission in Indien	83
5.	Hans-Martin Speck-Ribbat, Aufgewachsen als Missionarskind – Erfahrungen einer Existenz zwischen zwei Welten	95
6.	Herwig Karstens, Vom Kuhhirten in Breklum zum Professor in Amerika – Breklumer Beziehungen nach Amerika am Beispiel von Prof. Jürgen Neve	103
7.	Kristin Jäger, Die Anfänge der Breklumer Afrikamission. Vier Jahre in Uha und Ujiji (1912–1916)	115
8.	Lorenz-Peter Wree, Der Beitrag Nord-Schleswigs zur Geschichte der Breklumer Mission	143
9.	Thomas Steensen, Zum „De ganze Gemeen steiht op as een Mann“ – Zum deutschen Nationalismus von Pastoren in Nordfriesland vor und nach den Volksabstimmungen von 1920....	159
10.	Günter Weitling, Das deutsch-dänische Konfliktverhältnis in der Breklumer Mission und dessen Ursachen	183
11.	Johannes Jürgensen, Kirche und Nationalsozialismus – Versuchungen und Herausforderungen der Geistlichkeit im Frühjahr 1933	209
12.	Klaus Peter Reumann, Bekennende Kirche und Breklumer Mission im Kirchenkampf 1933 bis 1945	237

13. Christian M. Sörensen, Demokratischer Neuaufbau und Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus in Husum nach 1945	269
14. Jürgen Dunker, „...zu einer großen Familie geworden“ – Von den Breklumer Feldpostrundbriefen und einer Briefgemeinschaft im II. Weltkrieg	307
15. Jens-Hinrich Pörksen, Der Beitrag von Missionsdirektor Martin Pörksen zum Weg der Breklumer Mission 1934–1956	331
16. Joachim Wietzke, Das Ende der Breklumer Mission in Indien – Rückblick auf die Jahre seit dem 2. Weltkrieg	395
17. Ilse Dummer, Zur Geschichte der volksmissionarischen Erneuerung in Schleswig Holstein in der Nachkriegszeit und der besonderen Rolle Breklums	423
18. Paul-Gerhardt Buttler, Kirche und Mission im Zeichen des Wandels im Missionsverständnis	433
19. Paul-Gerhard von Hoerschelmann, Zum Beitrag des Breklumer Prediger- und Studienseminars (1981–1998) für die Westküste	449
20. Hans-Werner Müsing, Ökumenische Direktpartnerschaften als Beitrag zur Erneuerung von Mission – ein persönlicher Rückblick auf die Partnerschaftsarbeit im NMZ	461
21. Rudolf Hinz, Ohne Erinnerung keine Zukunft. Begegnung mit der Mission in Geschichte und Gegenwart am Beispiel der Eine-Welt-Ausstellung in Breklum	479
Autorenverzeichnis	491

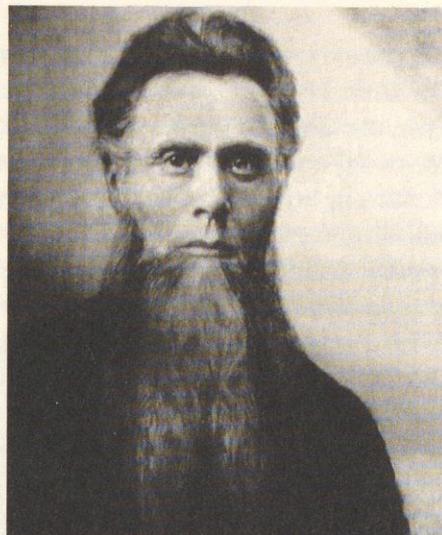
CHRISTIAN JENSENS BREKLUMER MISSION – VON BREKLUM IN DIE WELT
ANFÄNGE EINES GLOBALEN BEWUSSTSEINS IN DER NORDFRIESISCHEN PROVINZ

DIETRICH WERNER

Der Name Breklums ist für eine große Zahl von Menschen außerhalb Deutschlands, aber auch für viele in Deutschland bekannter als der irgend eines anderen Dorfes oder einer anderen Stadt in Schleswig-Holstein. Denn Breklum steht für den Ursprung des eigenen Kircheseins, für Personen, Gesichter, Verbindungen, die Leben und Rettung bedeuteten. Für manche, die hier in Nordfriesland wohnen, mag es sich bisweilen andersherum darstellen. Breklum – ja das ist doch die Mission. Aber was das eigentlich ist und wer dahinter steht, darüber weiß man wenig. Sind die nicht immer ein Fremdkörper geblieben in der nordfriesischen Landschaft und Kultur? Eine Insidergesellschaft von Leuten, die irgendwie anders waren, als fromm galten und sich abseits hielten?

Die Breklumer Mission – eine isolierte Randerscheinung in dieser Region? Oder ein Wirtschafts- und Wachstumsfaktor in dieser Region? (Zunahme der Einwohner Breklums von 671 im Jahre 1875 auf 886 im Jahre 1885) Eine erstaunliche Avantgarde in Sachen globaler Verantwortung und kultureller Grenzüberschreitung? Eine sonderbare, höchst zeitgebundene und längst abgeschlossene Lokalgeschichte religiöser Einzelgänger? Oder eine kostbare sozial-kulturelle Aufbruchsgeschichte zu interkultureller Begegnung im Horizont christlicher Lebensverantwortung, die bei allem Befremdlichen in ihr doch Beeindruckendes zustandegebracht hat und vor allem eine immer noch unabgeschlossene Geschichte darstellt?

Ich möchte Sie mit hineinnehmen in einige Erinnerungen an die Anfänge, die Krise und die Wirkungen der Breklumer Mission, abschließend auch etwas zum Neuanfang des Christian Jensen Kollegs 2001 sagen – dabei kann ich selbst nur in der Doppelrolle des Outsiders/Insiders reden. Ich stamme



*Christian Jensen,
Gemälde von Hans Peter Feddersen*

nicht aus dieser Region und der Geschichte der Breklumer Mission, ich habe diese vielmehr als ökumenegeschichtlich Forschender und als theologischer Grundsatzreferent des NMZ in der Nordelbischen Ev. Kirche kennengelernt.

ANFÄNGE IN DER PROVINZ

„Am Vormittage des 19. September 1876 fuhren wir mit diesem graubraunen Zeltwagen fort von der Stadt am grauen Meer. Wir waren eine bunte Schar, Pastoren, schlichte Landleute, fromme Handwerker, auch ein Baron mag dabei gewesen sein; verschieden waren wir an Stand und Bildung, einig waren wir in dem einen, was not ist. Erwartungsvoll schaute der eine und der andere dann und wann zu einem kleinen Fenster des Gefährtes hinaus. Wird Breklum nicht bald in Sicht kommen? Liegt denn der Ort nicht ganz am Ende der Welt? Weiter keuchte das schwerfällige Gefährt. Zagend fragte eine Stimme: „Liebe Freunde, sollte Jensen auch recht gehandelt haben, da er Breklum zum Herzpunkt der Schleswig-Holsteinischen Mission gemacht hat?“ „Das ist nun eine Tatsache“, erwiderte ein anderer, „die nicht mehr zu ändern ist, denn das Haus ist gekauft, umgebaut zu einem Missionshause, und schließlich kommt's nicht auf den Ort an – denkt nur an Hermannsburg in der Lüneburger Heide –, sondern auf die Person, die das Werk trägt, und auf den Geist, der in dem Hause waltet.“ „Freunde“, fuhr ein dritter fort, „lasst uns nicht mit Zagen und Fragen nach Breklum kommen, sondern als treue Helfer im Gebet. Niemand unter uns hätte das zustande gebracht, was Jensen geschafft hat. Es ist auf dem Glaubens- und Gebetsgrunde aufgebaut und wird seinen Fortgang nehmen. Warum sollte Breklum nicht der rechte Ort für eine Schleswig-Holsteinische Missionsanstalt sein? Ein Nachkomme Luthers ist dort Pastor gewesen, die Nachkommen Luthers haben den Bauernhof bewohnt, dessen Räume jetzt zum Missionshause ausgebaut werden. Jensen und seine Mitarbeiter wirken im Geiste unseres großen Reformators. Lasst die Bedenken fallen und schaut freudigen Mutes in die Zukunft.“

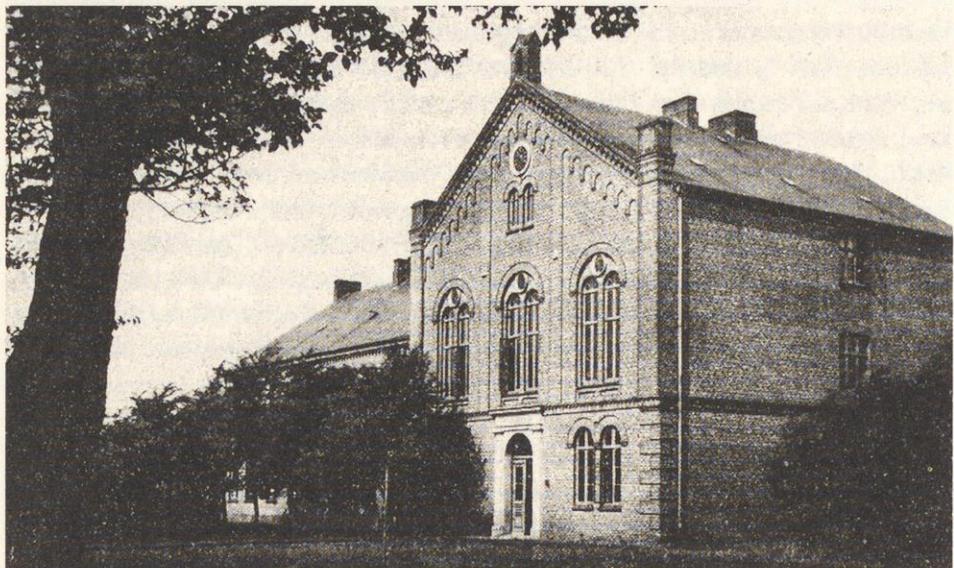
Diese Sätze von Zeitzeugen des Anfangs der Breklumer Mission lassen noch etwas erahnen von der Mischung aus Kopfschütteln, Verzagen und verwegener Unbeirrbarkeit, die die ersten Schritte des einfachen Landpastors Christian Jensen im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts begleitet haben müssen, als er in einem Provinznest Nordfrieslands mit anderen zusammen ein Werk begann, das schon in den ersten Jahren zu nachhaltigen Begegnungen und Kontakten zur 7500 km entfernten völlig anderen Welt des indi-

schen Bergstaates Orissa im Fürstentum Jeypur führen sollte.

Wer war dieser Christian Jensen und was waren die Ziele seiner Breklumer Gründungen?

CHRISTIAN JENSEN – VON DER WEITE EINES ENGEN PIETISTEN

Wer durch die engen Dorfstraßen von Breklum geht, die kleinen Häuser, die Bibelsprüchen an den Wänden, und den weiten hohen Himmel darüber, der immer in Bewegung ist, wahrnimmt, der spürt, dass hinter diesem setting des ehemaligen Missionsdorfes eine Lebensvision steht: die Vision eines Verbandes von christlich bestimmten Familien überwiegend bäuerlich geprägter Herkunft, bei denen das Leben im Haus wie in der Arbeit, am Sonntag wie im Alltag, im Nahbereich wie im fernen Horizont des Lebens sich durch das biblische Wort bestimmen und ausrichten lässt.



1883 wurde das Breklumer Martineum eingeweiht

Die Biographie Christian Jensens, die Martin Pörksen einmal herausgegeben hat, trägt den Untertitel: Von der Weite eines engen Pietisten. Und das ist sachgemäß. Denn beides hat in seinem Leben und dem Werk, das er ins Leben rief, eine Rolle gespielt. Beides hat Menschen ebenso angestoßen wie bisweilen auch abgestoßen: Die Weite – der Welthorizont im Verständnis von Kirche und Mission. Und die Enge – die fast starrsinnige Konzentration des Christlichen auf wenige elementare Grundwahrheiten und die radikale Entschiedenheit und Strenge eines missionarischen Lebensstils. Auch die

Gebäude des Kollegs heute atmen noch beides wieder, eine gewisse Strenge des Alten und die Weite des Neuen. In der Neukonzeption der Modernisierung versuchen wir beides zusammenzuhalten, was optisch mit dem Steilengang unterstrichen wird, denn beides gehört – übersetzt für die Gegenwart – auch heute zusammen: die Bestimmtheit eines christlichen Profils und der weite Welthorizont von offenen Dialog eines ökumenischen, d. h. globalen Verantwortungsbewusstseins. Doch dazu später.

Christian Jensen stammt von einem kleinen Gehöft, der Lütjenswarft, am friesischen Außendeich bei Fahretoft, noch heute zu sehen. Dort wird er am 20. Januar 1839 geboren. Harte Jahre prägen seine Kindheit und Jugend, zugleich werden es die beständige Auseinandersetzung mit dem Leben am Wasser und den Gewalten von Wetter und Natur sowie die schwere körperliche Arbeit am Deich gewesen sein, die seine innere Natur mit einer unbeugsamen Hartnäckigkeit, einer rastlosen Arbeitsamkeit und einer geheimen Sehnsucht nach Weite ausgestattet haben. 1856 geht er aufs Gymnasium nach Schleswig und dann nach Rendsburg. Ein Jahr vor dem Abitur, 1861, unternimmt er eine biografisch sehr prägende Reise nach Madeira, zum ersten Mal außerhalb der friesisch-deutschen Umgebung, sieht Frankreich, den Ozean und die ganz andere Pflanzenwelt des Mittelmeeres. Die Reise, als Begleitaktion eines schwer lungenkranken, zugleich frommen Freundes geplant, wird zur tiefen Lebensschule: Beten, Zuhören und Aus halten am Bett eines Sterbenden prägen nachdrücklich den späteren Seelsorger Jensen, der bei unzähligen Menschen in Krankheit, Unglück und Elend ausgehalten und um Worte der Hoffnung gerungen hat. Nach dem Theologiestudium wird Jensen zunächst 1867 zum Pastor in Uelvesbüll (Eiderstedt) zum Pastor gewählt, dann 1873 als Pastor in Breklum eingeführt.

Jensen hat sich selbst als lutherischen Pietisten verstanden. Die Bindung an die lutherische Landeskirche war ihm wichtig. Er hat keine Freikirche gegründet, auch wenn er anfänglich viel Skepsis und Zurückweisung geerntet hat. Doch hat er sich keinesfalls abhängig gemacht von der Zustimmung landeskirchlicher Autoritäten. Die Entstehung der Breklumer Mission war wesentlich eine Erneuerungsbewegung von unten, getragen von einem Netzwerk engagierter Einzelpersonen und überwiegend einfacher Leute, keine bürgerliche, keine gebildete Bewegung. Jensen wollte lebendige Kirche, aber nicht als Selbstzweck oder machtvolle Institution, sondern als Gemeinschaft der Reichsgottesarbeit, wie es damals hieß – und dazu gehörte sowohl die Innere Mission oder kirchliche Erneuerung als auch die äußere Mission, also die Kommunikation des Evangeliums jenseits des abendländischen Kulturreises. „Lieber ein lebendiger Methodist als ein toter Luthe-

raner“ – dieser Ausspruch kennzeichnet seine innere Haltung, die an der persönlichen Glaubensfrömmigkeit und nicht an Konfessionalismus oder akademischem Diskurs interessiert war. Jensen war kein Wissenschaftler, erst recht kein systematischer Theologe. Die Breklumer Mission hatte keine entwickelte Missionstheologie. Er war nicht so sehr Kopfmensch, als vielmehr Herzensmensch.

Was in den nach 1873 folgenden 20 Jahren in den sich geradezu überschlagenden Neugründungen in der Breklumer Kirchenstraße geschah, kann man sicher nicht einfach nur als das Werk eines einzelnen Menschen ansehen. Man kann dies nur aus der historisch einmaligen Koinzidenz des konservativ-charismatischen Visionärs und Einzelkämpfers Jensen mit einer aufbrechenden erwecklichen Bewegung in Nord-Schleswig und Schleswig-Holstein heraus erklären. Beides, die Gründerperson und die Bewegung verbanden sich in Breklum folgenreich miteinander. Selbst wenn die extrem einseitige religiöse Sprache, die unduldsame Härte gegenüber aller Gottvergessenheit und allem moralischen Verfall seiner Zeit und die Schlichtheit der Urteile gegenüber der „modernen“, liberalen Theologie jener Jahre bisweilen fremd anmuten, kann uns hinter der Geschichte der Breklumer Gründungen – mit heutigen Augen interpretiert – ein erstaunlich ganzheitliches und anspruchsvolles Programm eines umfassenden Missionsverständnisses bzw. einer ökumenisch-diakonischen Kirchenvision entgegentreten, die es auch heute noch wert ist, im Ansatz zur Kenntnis genommen zu werden, u.a. weil sie auf äußerst anspruchsvolle und zugleich volksnahe Formen der christlichen Kommunikation setzte.

GANZHEITLICHE MISSION

Es lassen sich fünf Hauptmotive dieses ganzheitlichen Verständnisses von Mission bzw. einer frühen Form eines globalen Bewusstseins, bzw. Weltbewusstseins im christlichen Horizont klar benennen – hier zum Zwecke einer prononcierten Darstellung in Thesenform formuliert:

- 1) *Kirche existiert als Netzwerk gelebter Hoffnung und braucht deshalb besondere Orte von Einkehr, innerer Erneuerung und Gebet in globaler Verantwortung*

Man kann Jensen einfältig nennen, sicher ist er vorrangig ein Pastor der einfachen Leute gewesen, zudem auch geprägt durch manche Stimmungen und Stereotype seiner Zeit. Aber man kann diesen Strukturkonservativen und Werte-Progressiven auch so lesen, das er einen an zentrale Dimensio-

nen kirchlicher Erneuerung und des gesellschaftlichen Aufbruchs heute erinnert. Dazu gehört, dass er eine große Hochschätzung für persönlich gelebte Spiritualität hatte. Das wichtigste Fundament kirchlicher Erneuerung war ihm das Gebet. „Er hat doch alles auf seinen Knien zusammengebetet“, sagten die Leute von ihm, die staunten, wie er für immer neue Gründungen das Geld aus privaten Spenden zusammenbekam. Der Betsaal, die Kirche und das Jahrestreffen waren ihm wichtig als Stätte des Gebetes. Auf die Frage, was wir tun können, damit unsere Wünsche für die Zukunft der Kirche in Erfüllung gehen, hat Jensen geantwortet: „Wir können nur beten. Es wird viel zu wenig erkannt, was das Gebet wert ist. Wir meinen oft, durch Reden werde alles erreicht. Meine Teuren, die Stärke der Kirche Jesu Christi ist das Gebet. Der Herr soll alles geben. Die Kräfte kommen von oben und nicht von unten... Wenn wir nicht in der Kammer, im Verborgenen beten, so haben wir keine Kraft. Der, welcher kein verborgenes Leben mit Jesus führt, ist im Kampfe für Jesum schwach und nichtig.“

2) Kirche braucht moderne Kommunikation

1870 erscheint das erste von Jensen gegründete „Sonntagsblatt für's Haus“, das bereits 1879 mit 10.000 Exemplaren in ganz Schleswig-Holstein und weit darüber hinaus verteilt wird. Das Sonntagsblatt erschien zunächst von Uelvesbüll in Eiderstedt aus, erst 1873 wurde sein Hauptredakteur nach Breklum versetzt. Es bringt biblische Orientierung für Menschen auf dem Lande, aber auch wesentlich Nachrichten „Aus dem Reiche Gottes“, von anderen Missionsgesellschaften und aus anderen Teilen der Erde, ein beeindruckendes Zeugnis für die Orientierung am Welthorizont der christlichen Kirche, der die Grenzen der Ortsgemeinde weit übersteigt. 1874 folgt als politische Zeitung die „Neue Zeitung“, die eine engagierte Stimme zu den politischen Vorgängen der Zeit darstellen und sich an die christliche Elite in Wirtschaft, Handel und Gesellschaft richten will. 1875 wird die eigene Breklumer Buchhandlung gegründet, die Idee eines Sonntagsblatthauses ist die eigentliche Keimzelle zur späteren Gründung eines Hauses auch für die Innere und Äußere Mission.

3) Kirche braucht den Horizont der Völkerwelt

Der Grundgedanke, dass Kirche sich orientieren muss am Horizont der Völkerwelt und einen weiteren Horizont behalten muss, war schon wiederholt im Sonntagsblatt aufgeklungen. In diesem Grundgedanken liegt ein kritischer Stachel gegen jedweden aufkommenden Nationalismus – es war denn auch der deutsche Nationalismus, der für Breklum immer wieder Schwierigkeiten und Widerstände verursachte (vgl. Fiensch, Kurze Geschichte der SHELM 29). Doch es war schwierig, dafür auch institutionell ausreichend

Unterstützung zu finden. Lange fand sich kein geeigneter Vorstand für die geplante Gründung einer Missionsgesellschaft. Interessanterweise konkretisierte sich hier erst der Bau bzw. das Gebäude und dann der Verein. Ein Missionshaus sollte ursprünglich in Bredstedt gegründet werden und zu stehen kommen, doch dann fand sich dort kein geeignetes Gebäude. Vielmehr konnte man Ende Februar 1876 ein großes Bauernhaus, den ehemaligen Lutherhof, in der Kirchenstraße in Breklum samt einiger Ländereien für 13.200 Reichsmark erwerben. Dann kam, nachdem der Umbau begonnen hatte, im Herbst des gleichen Jahres Schwung in die ganze Angelegenheit. Am 19. September 1876 „kamen im Breklumer Hauptpastorat 50–60 angesehene Männer aus allen Theilen des Landes im Breklumer Hauptpastorat zusammen und gründeten eine der lutherischen Kirche angehörige und auf ihrem Bekenntnis stehende Heidenmissionsanstalt“. Neben dem Sonntagsblatthaus wird damit am 10. April 1877 feierlich auch das Missionshaus der neuen Missionsgesellschaft geweiht und eröffnet, die sich gleichzeitig den Zielen vorrangig der Volksmission (oder Inneren Mission) sowie der Weltmission widmen sollte. Man will eine lutherische Missionsanstalt, die beiden Generalsuperintendenten für Schleswig und Holstein werden regelmäßig eingeladen, aber es bleibt eine eigene, selbständige Gründung auf Vereinsbasis, da sich die Landeskirche abwartend und skeptisch verhält. Mitglieder im erweiterten Vorstand umfassen ein breites Spektrum von Persönlichkeiten aus Altona, Schleswig, Rendsburg, Bordesholm, Hadersleben u. a. Mit einiger Symbolkraft wurden die ersten 12 Zöglinge eingeladen, in das Seminar einzutreten und nach längerem Suchen fand sich Pastor Höber aus Eckernförde bereit, als erster Missionsinspektor bei der Unterrichtung der Zöglinge mitzuwirken. Von den zwölfen erwiesen sich am Ende aus der Sicht des Breklumer Vorstandes drei als geeignet zur Aussendung als Missionare, es waren die Breklumer Indienmissionare Bothmann und Pohl sowie der Indonesien-Missionar Festersen (im Dienst der holländisch-lutherischen Missionsgesellschaft). Das wichtigste Presseorgan der Missionsgesellschaft war neben dem Breklumer Sonntagsblatt vor allem das Schleswig-Holsteinische Missionsblatt, das zunächst seit 1876 als Beiblatt zum Sonntagsblatt erschien, ab 1886 als selbständige Zeitung mit einer monatlichen Ausgabe.

4) Kirche und Gesellschaft brauchen eine ganzheitliche Bildungsbewegung
Jensen war erschüttert von der sozialen, geistigen und geistlichen Verwahrlosung seiner Zeitgenossen, vor allem auch der jungen Generation. 1882/1883 konnte er – bezogen auf diese Zielgruppe – sein Lieblingsprojekt verwirklichen, den Aufbau des ersten evangelischen Privatgymnasiums in Schleswig-Holstein: das Martineum. Die Berufung auf den Vornamen des großen Reformators war inhaltliches Programm: Man wollte biblische Ori-

Schleswig-Holsteinisches Sonntagsblatt für's Haus.

**Und das ist sein Gebot, daß wir glauben an den Namen seines Sohnes
Jesu Christi
und lieben uns unter einander.**

Ep. St. Johannis 3, 23.

Nr. 1.

Altona, den 1. Juli. — Zum 3. Sonnabend Trinitatis.

1870.

entierung, gründliche Bildung und Erziehung zur freien Verantwortung des Christenmenschen miteinander verbinden. Christliche Politiker, christliche Rechtsanwälte, christlich ausgebildete Ärzte sollten heranwachsen. Fast 12 Jahre konnte das Gymnasium erfolgreich arbeiten, dann entzog ihm die preußische Reichsregierung die Genehmigung aus Angst davor, dass das Modell der Privatgymnasien auch für die katholische Kirche Schule machen könnte. Doch das Gebäude bleibt bestehen und wird nun für Zwecke des Predigerseminars genutzt.

5) Die Gesellschaft braucht Heilung

Noch im Todesjahr Christian Jensens (1900) wird das Sanatorium eröffnet, ein Zufluchtsort für Menschen mit seelischen und sozialen Belastungen und Krankheiten. Später wird daraus die Fachklinik für psychiatrische Erkrankungen, die bis in die Gegenwart in direkter Verbindung mit dem landeskirchlichen Missionszentrum steht. Dass christliche Mission auch etwas mit Gesundheit und Heilung zu tun hat, nicht nur mit Verkündigung und Heilung, bleibt ein wichtiges Grundmerkmal der Breklumer Mission, die später wesentliche Impulse auch für die internationale Weiterentwicklung der Ärztlichen Mission im Ökumenischen Rat der Kirchen gegeben hat (vgl. Martin Scheel, Direktor vom DIFÄM in Tübingen).

INNERE MOTIVE UND ÄUSSERE HALTUNGEN IM MISSIONSVERSTÄNDNIS VON CHRISTIAN JENSEN

Wenn man nach den inneren Antriebsmotiven und den zeitbedingten äußeren Orientierungsmustern Christian Jensens fragt, wird man drei folgende Merkmale mit in Rechnung stellen müssen:

- Jensens Hingabe galt in tätiger Nächstenliebe und radikaler Entscheidenheit dem einzelnen Menschen. Es heißt, er habe sich sogar um die Bahnarbeiter, die die neue Bahnstrecke in Breklum bauten, persönlich

gekümmert und polnische Gastarbeiter damals haben ihm das ein Leben lang nicht vergessen. Er war bis zur Unerträglichkeit rastlos in seinem Engagement für andere. Trotz dieses starken sozialen Sinnes und Verantwortungsgefühls individualistischer Prägung konnte sich Jensen mit den politischen Neuerungsbewegungen seiner Zeit nicht anfreunden, die Neue Zeitung, die er für kurze Zeit herausgab, ist voll von Polemik gegen die beginnende Socialdemokratie.

- Jensens Frömmigkeit ist von einer extremen Einseitigkeit gekennzeichnet, die zugleich eine radikale Freiheit bewirkte: Jesus, die Verkörperung der Liebe Gottes in dieser Welt, ist das Zentrum, dem alles zu dienen hat. („Jesus allein macht zeitlich glücklich und ewig selig.“) Ein positives Verhältnis zu anderen nichtchristlichen Religionsgemeinschaften, was uns heute als Frage beschäftigt, war zu diesen Zeiten mit diesen Denkvoraussetzungen nicht vorstellbar. Zum Islam und zum Judentum gibt es nur Äußerungen im Sinne der Substitutionstheorie: Das Christentum wird diese falschen Religionen überwinden und in ihnen sind auch nicht Spuren der Erkenntnis Gottes zu finden.
- Für Jensen war das Christentum keine Privatangelegenheit und rein individuelle Affäre, sondern hatte eine soziale und politische Dimension („Ich habe keine Ruhe in meinem Gewissen angesichts der Gleichgültigkeit und Glaubenslosigkeit in unserem Volke“).
- Kirche darf sich nicht auf sich beschränken, sondern sie hat die Aufgabe, das Evangelium im Welthorizont, d.h. auch im Horizont unterschiedlicher Kulturen zu leben und zu kommunizieren. Dabei darf sich Mission nicht von sekundären Zwecken bestimmen lassen („Wir wollen Mission treiben, aber nicht, um etwa fremde Länder zu erforschen, nicht um europäische Bildung und Humanität den Heiden zu bringen, nein, unser Ziel ist: die Seelen von Sünde, Tod und ewiger Verdammnis zu retten“.)

BEDEUTUNG BREKLUMS FÜR DIE VERBINDUNG ZUR NORDSCHLESIWIGER REGION UND ZUR DEUTSCH-DÄNISCHEN KOOPERATION

Wohl der wichtigste und auch strategisch bedeutendste Teil des Hinterlandes der Breklumer Mission waren die deutschen Gemeinden in Nordschleswig sowie die dänisch-sprachige Erweckungsbewegung in der dortigen Region. Der Name Christian Jensen hat Jahrzehntelang Deutsche und Dänen miteinander verbunden. Wichtige leitende Persönlichkeiten der Breklumer Mission, wie Rudolf Bahnsen (aus Bülderup, in Hadersleben geboren) und Detlef Bracker (stammte aus Apenrade) kamen aus Nordschleswig. In Tingleff fand ab 1905 ein Breklumer Missionsfest statt, das bis zu 3000 Menschen versammelte. Die Hauspostille Christian Jensens wurde ebenso in dänischer Sprache verfasst

wie es dänische Ausgaben gab von dem wichtigen Anfangswerk über die Breklumer Indienmission (Ernst Pohl, *Aus den Anfängen der Breklumer Mission*, dänisch: *Von Breklum nach Salur*). Eine stattliche Zahl der Breklumer Missionare kam aus Nordschleswig, darunter Ole Jensen, der für ganz Ost-Jey-pore zuständig war. Ohne den internationalen Breklumer Geist wäre während der schwierigen Zeit des Dritten Reiches und des Zweiten Weltkrieges keine Brücke geschlagen worden zwischen den Deutschen in Schleswig Holstein und den Dänen und Deutschen in Nordschleswig. Es waren die Erfahrungen und Netzwerke der frühen deutsch-dänischen Kooperation, die in den Kriegsjahren, als die Breklumer Mission wegen der Devisenbestimmung praktisch abgeschnitten war von ihren überseeischen Gebieten, eine Nordschleswiger Rettungsaktion für die Breklumer Mission ermöglichte, indem die Dänen die finanziellen Leistungen für die Missionsarbeit in Indien und China übernahmen (was dazu führte, dass sich Missionsdirektor Pörksen gegen Leute verteidigen musste, die der Meinung waren, dass „Breklum es in Nordschleswig mit den Dänen hält“).

BREKLUMER WELTHORIZONTE – DIE AMERIKA-CONNECTION

In den Jahren zwischen 1870 und 1890 wanderten im Zeichen der Wirtschaftskrise Tausende von Deutschen als „Wirtschaftsflüchtlinge“ aus den Regionen Schleswig Holsteins und Nordfrieslands aus und begannen neue Existenzgründen in Nord-Amerika und Kanada, insbesondere in den mittleren und östlichen Regionen von Amerika. Es entstanden neue lutherische Gemeinden in den Synoden von Ohio, Iowa, Missouri, aber auch in New York, New Jersey und Pennsylvania sowie in Kanada und Texas. Auf einem Kirchentag in Hamburg erließ der Prediger Späth aus Philadelphia einen flammenden Aufruf, den Eingewanderten deutsche Prediger zu senden und ihre Notlage in der Heimat nicht zu vergessen. Als Reaktion darauf wurde von Christian Jensen im Missionshaus eine Anstalt zur Ausbildung von Predigern für die Lutherische Kirche Amerikas gegründet, von Johannes Paulsen in Kropp in Entsprechung dazu im Mai 1882 das Predigerseminar „Eben Ezer“. Von Breklum aus wurden die Prediger in die seit 1821 bestehende „Generalsynode“ der Lutherischen Kirche in Amerika gesandt (besonders in Illinois, Iowa, Nebraska, Wisconsin, Missouri, Kansas), von Kropp aus in das 1867 entstandene „Generalkonzil“ der Amerikanischen Lutherischen Kirche. Von den insgesamt 487 im Breklumer Seminar aufgenommenen jungen Männern wurden an die 200 in Gemeinden Amerikas gesandt und versahen dort einen Dienst als Präriepastoren, Reiseevangelisten, als Dorfpastoren in Blockhütten-Kirchen, als Stadtmissionare oder als Lehrer und Dozenten an den Seminaren von Chicago und Philadelphia. Im Jahre 1920 wurden die

verschiedenen lutherischen Synoden Amerikas zu einem gemeinsamen Kirchenkörper, der sogenannten Generalsynode zusammengeschlossen, wodurch auch die seit 1883 nebeneinander bestehenden Predigerseminare für Amerika, Kropp und Breklum, unter einer Behörde vereinigt wurden, in welcher nun Deutsche und Amerikaner zusammenwirkten.

Christian Jensen hat sich den Notruf nach ausreichender geistlicher Versorgung der Deutschen in Amerika zu eigen gemacht und schritt – bereits ein Jahr nach der ersten Amerikareise 1882 – in Absprache mit Dr. Severinghaus in Chicago zur Gründung des Predigerseminars in Breklum. Pastor Christian Jensen junior, dem Sohn Jensens, der nach 1900 die Arbeit fortführte, gelang 1907 eine feste Abmachung mit der Amerikanischen Generalsynode: „Alle Seminare der Generalsynode erhalten beständigen Zugang von Studenten aus dem Predigerseminar Breklum in Deutschland, einer Schule, die von der Generalsynode persönlich übernommen und von ihr durch den Bildungs-Beirat, wie durch einzelne Distriktsynoden unterstützt wird“ (Prof. Otto Neve, Ohio). Im Mai 1919 wurde das Breklumer Predigerseminar, das während des Ersten Weltkrieges geschlossen werden musste, wieder eröffnet, was nun allerdings nur mit einer großzügigen finanziellen Hilfe aus Amerika möglich war. In den 20er Jahren bekamen sowohl Breklum als auch Kropp pro Jahr 4500 Dollar Unterstützung durch die amerikanischen lutherischen Kirchen. Durch Vermittlung von Dr. Bachmann vom Diakonissenhaus in Philadelphia, der eigens nach Nordfriesland reiste, kam es zu einer neuen Arbeitsteilung zwischen Kropp und Breklum, bei der Breklum ab 1920 den allgemeinen sprachlichen Vorbereitungskurs (drei Jahre) und Kropp den theologischen Aufbaukurs (drei Jahre) übernahm und für beide Anstalten ein gemeinsamer Vorstand und Lehrplan gebildet wurde. Bis zum Jahre 1931 wurden pro Jahr ca. 14 Kandidaten vom Predigerseminar für Amerika ausgebildet, dann versiegte die finanzielle Unterstützung aus Amerika und die amerikanische Generalsynode hielt von dort an eine einheitliche englische Pastorenausbildung für erforderlich. Doch es waren die „Breklumer“, die die Sitte der jährlichen Missionsfestfeiern in den Mittelwesten Amerikas gebracht haben und dadurch den erwecklichen amerikanischen Protestantismus tief prägten.

BREKLUMER WELTHORIZONTE: WEGE NACH INDIEN

Die Breklumer Mission war keine klassische Kolonialmission. Bei der Wahl von Missionsgebieten spielte nicht die Frage eine Rolle, wo es ideale koloniale Schutzmächte gab, sondern die Hauptfrage war, wo der Bedarf an evangelistischer Erstverkündigung am stärksten und wo die Ärmsten und Elendsten in der Welt der Völker zu finden waren. Der entscheidende Hin-

weis auf das erste und älteste Missionsgebiet der Breklumer Mission kam aus Nordschleswig: Der im Dienst des amerikanischen Generalkonzils stehende Missionar Schmidt aus Nordschleswig hatte die Breklumer aufmerksam gemacht auf das zu den Zentralprovinzen Vorderindiens gehörende Königreich Bastar, welches im wesentlichen noch völlig unberührt war von jedweder Missionsarbeit. So landete man bereits 1881/1882 von Breklum aus in einer der entferntesten und abgelegensten, von niemand anderem bisher wahrgenommen Regionen in Indien, im Bergland des Jeypore-Fürstentums in Nord-Ost-Indien. Die Bewohner des Landes waren mehrheitlich Ureinwohner und Bergvölker (heute Adivasis genannt), die innerhalb der indischen Kastengesellschaft von Hindus und auch unter den dortigen Muslimen zu den Verachteten Gruppen ganz am unteren Ende der sozialen Pyramide gehörten. Die alten Missionsberichte sind eine Fundgrube von Detailbeschreibungen der vielfältigen Vereelendung in der Kultur dieser sozial, religiös und kulturell Deklassierten (dies gilt sowohl für die dunkelhäutigen Konds, die Bergvölker, als auch für die Telugus der Ebene, die ebenfalls von den eingewanderten hellhäutigeren Drawiden unterjocht und ebenso deklassiert wurden). Vielfältige Irrwege, unendliche Strapazen, Abweisung und Irreführung durch den regionalen hinterlistigen Raja und Konfrontation mit Raub und Überfällen kennzeichnen die ersten extremen Wochen der Ankunft, die im Grunde scheiterte und zu einer Verlegung des Ziels von Bastar nach Jeypur und nach Koraput führte.

Die schriftlichen Berichte der beiden ersten Missionare aus Breklum in Indien, Ernst Pohl aus Schlesien und Hermann Bothmann aus Dithmarschen, gehören zu den beeindruckendsten Zeugnissen der Breklumer Missionsgeschichte. Das völlige Neuland der interkulturellen Begegnung, das Abenteueratum, die ungeheure Opferbereitschaft und das Durchhaltevermögen wie ebenso die langsam wachsende beeindruckende Liebe und das wachsende Verständnis der Menschen dieser so weit entfernten indischen Kultur von sozial deklassierten Bergvölkern tritt einem in den Berichten entgegen. (vgl. regelmäßige Berichte im Breklumer Missionsblatt sowie zusammenfassend in: Ernst Pohl, Aus den Anfängen der Breklumer Mission, 6. Auflage 1966).

KRISEN DER MISSIONSARBEIT DURCH DIE WELTKRIEGE UND DER WEG ZUR SELBSTÄNDIGEN INDISCHEN KIRCHE IN JEYPUR

Der Erste Weltkrieg bedeutet – auch für Breklum – einen extremen Schock und ersten Bruch mit dem Optimismus der ersten Anfänge, die vom Geist des 19. Jahrhunderts geprägt waren. Zum ersten Mal führten christliche Na-

tionen Krieg gegeneinander. Missionare mußten abgezogen werden. Vor 1916 waren an die 70 Missionare von Breklum aus in Indien, drei in Ost-Afrika, wenige in China tätig. In Jeypur waren etwa 16000 Christen gesammelt – eine stattliche Zahl, hatte die Missionsarbeit dort doch erst 1881 begonnen. Fast alle Missionare wurden nun repatriiert, die indische Erweckungsbewegung kam zum Erliegen, die Schüler- und Kostheime wurden geschlossen. Beim Jahresfest 1916 sind alle Breklumer Missionare wieder in ihrer Heimat. Die drei afrikanischen Missionare kommen nach lebensgefährlicher Reise über Kongo und Frankreich erst 1917 überhaupt wieder nach Nordfriesland zurück. Die verweisteten indischen Missionsgebiete in Jeypore werden 1917 von der amerikanischen lutherischen Kirche übernommen. 1920 werden die ersten beiden indischen Evangelisten zu Pastoren ordiniert – aber von den Amerikanern. Doch Breklum bleibt zunächst eine Mission ohne eine Mission, dann ab 1920 auch eine Mission ohne Nordschleswig (obgleich selbständige von Dänemark aus 1924 Hans Toft und Anders Andersen nach Indien in die Breklumer Gebiete ausgesandt werden konnten). Erst 1926 kommt wieder Bewegung in die Breklumer Indien-Mission: In der Breklumer Kirche werden erstmals wieder vier Missionare (Gloyer, Leuckfeld, Stäcker, Hübner und zwei Diakonissen) nach Indien entsandt.



Auch nach Afrika zogen Breklumer Missionare

Der Weg der Breklumer Mission in Indien kann hier nicht ausführlich beschrieben werden. Es ist erstaunlich, dass trotz umfassender Ein- und Zusammenbrüche, nicht zuletzt durch die Kriegsauswirkungen, aus der Breklumer Arbeit eine eigenständige Kirche entstanden ist, die die älteste Partnerkirche der NEK heute darstellt. Am 28. Februar 1928 hielt die Kirche in

Jeypur ihre erste eigene Synode ab. Im Herbst 1950 wählte die Kirche einen indischen Kirchenrat (allerdings noch mit einem Breklumer Präsidenten der Synode), 1964 vereinigt sich die Kirche in West-Jeypur (im wesentlichen von Breklum aus begleitet) mit der Kirche in Ost-Jeypur (im wesentlichen von der Dänischen Mission aus begleite) zur JELC. Im Jahre 1967 tritt der erste indische Bischof sein kirchenleitendes Amt in der JELC an.

BREKLUM IM KIRCHENKAMPF

Die Machtergreifung der Nationalsozialisten am 30. Januar 1933 wurde innerkirchlich durch die „Glaubensbewegung Deutsche Christen“ gefördert, die alle jüdischen Spuren in der christlichen Glaubenstradition eliminieren, das Alte Testament als Offenbarungsquelle abschaffen und die Bedeutung Jesu Christi relativieren und durch Anpassung an die nationalsozialistische Ideologie zu ersetzen suchte. Am 12. September 1933 trat in Rendsburg – durch unfreie Wahlen unter dem Druck der Deutschen Christen und der NSDAP zustande gekommen – eine neue Synode für Schleswig-Holstein zusammen, die unter dem Namen „Räubersynode“ in die Geschichte eingegangen ist. In seinem Grundsatzreferat sagte Pastor Adalbert Paulsen von der Lutherkirche in Kiel:

„Heute ist das Volksleben beherrscht von einem einheitlichen Grundton. Die Farbe des deutschen Lebens ist braun, und der Heros der braunen Farbe ist unser Kanzler und Führer Adolf Hitler. Wir sehen auf ihn und seine braune Sturmabteilung (SA) mit unendlicher Dankbarkeit, denn ohne ihn und seine getreuen Männer wären wir nicht hier.“

Diese Synode legalisierte die Irrlehre der Deutschen Christen durch ein Ermächtigungsgesetz, das alle Befugnisse der rechtmäßigen Landessynode dem deutsch-christlichen Landeskirchenausschuss übertrug und durch ein neues kirchliches Beamten gesetz, das die Entlassung, Versetzung oder vorzeitige Pensionierung nicht arischer Geistlicher und solcher, die sich nicht rückhaltlos zum nationalsozialistischen Staat und zur „neuen“ Kirche bekannten, regelte.

In Kiel, Flensburg und Altona sammelten sich daraufhin kleine Kreise bekannte Pastoren, die sich gegen den wachsenden Druck nationalsozialistischer Gleichschaltung wehrten und in Rendsburg im Oktober 1933 eine „Not- und Arbeitsgemeinschaft Schleswig-Holsteinischer Pastoren“ gründeten (Pastor Johann Bielfeldt, Pastor Volkmar Herntrich, Professor

Kurt-Dietrich Schmidt). Das „Altonaer Bekenntnis“ vom 11. Januar 1933, wesentlich von Hans Asmussen und Wilhelm Knuth verfasst (und wenig später zwangsweise in den Ruhestand versetzt), war das früheste Widerstandssignal aus den Reihen der bekennenden Christen und diente den sich bildenden Kreisen der Verweigerung gegen die Gleichschaltung als Orientierungspunkt. Durch die erzwungene Eingliederung der evangelischen Jugendverbände in die Hitlerjugend Ende 1933 wurde der Rechtsnotstand immer bedrückender. Am 17. Juli 1935 trat daraufhin die erste Bekenntnissynode in der Kieler St. Jürgen-Kirche zusammen.

Breklum hatte während des beginnenden Kirchenkampfes in Schleswig Holstein eine mehrfache Schlüsselbedeutung:

- Breklum war Zentrum einer trotz des wachsenden politischen Druckes intensiven volksmissionarischen Arbeit, die die „Breklumer Hilfsgeistlichen“ in vielen Hausbesuchen und Bibelstunden in die Dörfer und Städte der Umgebung führte und die Bildung von Widerstand gegen die nationalsozialistische Ideologie ermutigte. Breklum war Sitz des späteren Amtes für Volksmission der Bekennenden Kirche unter dem Vorsitz von Pastor Johannes Lorentzen, Kiel. Rüstzeiten für die Pastoren, Evangelisationen in den Gemeinden und viele Hausbesuche gingen sogar in den Kriegsjahren weiter.
- Von Breklum wurden Flugblätter und Kleinschriften der Schriftenmission im Lande verteilt, die wesentlich die Stimme der Bekennenden Kirche zu Gehör brachten „Weder Hauer noch die Deutschkirche“, Hans Treplin: „Um Kreuz und Altar“, „Beten“; Dunker „Blut und Boden – das gibt Blutvergiftung“).
- Breklum war – durch die Mission und die Verbindungen zum Internationalen Missionsrat (IMC) – ein Ort, an dem damals verbotene Beziehungen zu Ländern jenseits der deutschen Grenzen existieren konnten. So konnte 1938/1939 eine Vereinbarung mit der amerikanischen lutherischen Mission erreicht werden, dass die Verbindung zur Jeypurkirche in Indien, die während des Krieges für Breklum abgeschnitten war, von Amerika aus fortgeführt und finanziert werden sollte.
- Breklum war ein zentraler Treffpunkt und Verknüpfungsort für die führenden Kreise der Bekennenden Kirche in Schleswig Holstein. Der Bruderrat der Bekennenden Kirche traf sich häufig in Breklum. Auch die Vorbereitung einer neuen Landessynode; die Sondierungen zur Wahl einer neuen Kirchenleitung für die Zeit nach Kriegsende und die Anfrage an Pastor Wilhelm Halfmann aus Flensburg, neuer Bischof zu werden, erfolgten auf einer Sitzung des Bruderrates in Breklum 1945.
- Im Breklumer Sanatorium wurden Jahre hindurch behinderte und kranke

Menschen aufgenommen, die vom Euthanasie-Programm der nationalsozialistischen Führung bedroht waren. Ihre Namen kannten nur der leitende Arzt Dr. Mahler, die Diakonisse-Schwester Helene und Dr. Martin Pörksen als Seelsorger.

BREKLUMER NEUANFANG NACH DEM 2. WELTKRIEG



*Pastor Martin Pörksen,
Missionsdirektor in schwerer
Zeit*

Für Missionsdirektor Martin Pörksen, der ab Herbst 1937 als Nachfolger von Pastor Piening die Gesamtverantwortung für die Mission daheim und draußen trug, waren die Kriegsjahre eine äußerst schwere Zeit. Drückende Schulden und eine restriktive staatliche Devisenbewirtschaftung für Auslandsüberweisungen schienen alle Überseeaktivitäten zum Erliegen zu bringen. In einer ungeheueren Kraftanstrengung gelang es in Breklum, durch „Außerordentliche Missionstage“ in fast 400 Gemeinden und durch Werbung von 6000 eingetragenen „Missionsfreunden“ die Gaben für die Weltmission um ein Viertel zu steigern. Statt Missionskräfte zurückzurufen, konnte die Breklumer Mission 1938 noch einmal acht Mitarbeitende einschließlich der Ehepartnerinnen zum ersten oder zweiten Mal nach Indien und China abordnen. Bald danach aber waren durch den Zweiten Weltkrieg alle Türen nach draußen verschlossen.

In Indien und China konnten die Frauen und die älteren Missionare zwar noch bis 1943 weiterarbeiten, aber dann wurden auch sie interniert. Die Mitarbeiter in der Heimat, Johann Schmidt und Dr. Hans Dunker, wurden zum Kriegsdienst eingezogen. Schriftenmission durfte nicht mehr stattfinden, und das Missionsblatt musste 1941 sein Erscheinen einstellen. Papier wurde für „kriegswichtige“ Zwecke gebraucht. Die verwaisten Gemeinden in der Umgebung Breklums forderten den Dienst des Daheimgebliebenen. Im Jahresbericht 1944 hieß es: „Wir sind am Ende – mit all unserer Weisheit, all unserem Denken, all unseren Kräften. Nun lasst Gott anfangen. Er hat tausend Möglichkeiten.“

Für Pörksen hieß dies keineswegs, resigniert die Hände in den Schoß zu legen, sein Planen und Hoffnung auf Gottes Zukunft richteten sich aus auf einen Neubeginn nach dem Kriege. Kaum war der Krieg zu Ende, da ver-

handelten Wilhelm Halfmann und er im Auftrag des Bruderrates mit Vertretern der damaligen Kirchenleitung über eine Neuordnung der Ämter und Gremien in der Landeskirche. Die erste freie Synode nach Kriegsende in Rendsburg im August 1945 beauftragte die Breklumer Mission mit der Einrichtung eines Katechetischen Seminars (ab 1948 „Breklumer Seminar für missionarischen und kirchlichen Dienst“) zur Ausbildung von dringend benötigten Gemeindehelferinnen und (bis 1951) Gemeindehelfern.

Im Sommer 1946 gelingt es, vier der älteren Missionare (Meyer, Tauscher, Helm und Jungjohann) für die Arbeit in der Jeypore-Kirche freizubekommen. Doch die missionarische Arbeit findet unter sich rasch veränderten weltpolischen Rahmenbedingungen statt. Indien wird am 13. August 1947 politisch selbständig. Kritische Fragen im Blick auf koloniale Abhängigkeiten werden laut. Nicht nur diese Erfahrungen machen deutlich, dass das Verhältnis von Mission und werdender Kirche auf eine neue Basis gestellt werden muss. Das Ziel einer vollen Selbstständigkeit der Jeypore-Kirche, das bereits in der Instruktion der Missionare genannt wurde, muß eine neue Gestalt annehmen. So hören die alten Missionsstationen auf im alten Sinne „Stationen Breklums“ zu sein und die Verantwortung für sie geht in die Hände indischer Pröpste über, denen je ein Missionar als Berater zur Seite tritt. „Partnership in obedience“ (Partnerschaft im gemeinsamen Gehorsam; Weltmissionskonferenz in Whitby 1947) ist die neue Devise auch für das Verhältnis zwischen Breklum und Jeypore. Die Herbstsynode der Jeypore-Kirche von 1950 nimmt endgültig ein „agreement“ an, das fortan das Verhältnis der nunmehr selbständigen Kirche zu Breklum regelt:

- „1. Der Kirchenrat der Jeypore-Kirche wird den Heimatvorstand der Breklumer Mission bitten, Missionare zu senden, die in der Jeypore-Kirche wirken und dienen, wenn es notwendig ist.
2. Die Missionare werden Glieder der Jeypore-Kirche.
3. Die Missionäre werden gleiches Recht und gleiche Verantwortung haben wie die Christen in der Jeypore-Kirche.
4. Die Arbeit der Missionare wird vom Kirchenrat der Jeypore-Kirche bestimmt.
5. Während des ersten Heimatlurlaubs der Missionare wird der Kirchenrat den Heimatvorstand in Breklum um ihre Wiederaussendung bitten, wenn er sie für erwünscht hält.
6. Der Kirchenrat wird das für die Durchführung bestehender und neuer Arbeiten erforderliche Budget aufstellen und wird den Heimatvorstand um Überweisung der benötigten Unterstützung an die Kirchenkasse der Jeypore-Kirche bitten.“

Schon 1945 entstand in Breklum das Katechetische Seminar, ein Ausbildungszentrum für MitarbeiterInnen für katechetische Aufgaben im Gemeindedienst – nach dem Zusammenbruch der entschiedene Versuch, möglichst schnell am Neuaufbau der geistlichen Grundlagen und inneren Werte in Kirche und Gesellschaft mitzuwirken. Mitbegründerin und spätere Oberin des Katechetischen Seminars war Gertrud Friedrich, geboren 1905 in Stettin. Ihre Flucht aus Schlesien im Winter 1945 endete zunächst in Hamburg, wo Volkmar Herntrich, der spätere Bischof der Hansestadt, sie nach Breklum an Pastor Pörksen wies, der als Missionsdirektor nach einem Menschen Ausschau hielt, der Reisedienst in die Gemeinden und Ausbildung kirchlicher Mitarbeiter vor Ort mit übernehmen könnte.

„Mit ihren wenig Habseligkeiten im Rucksack meldete sie sich dort. In einem langen, bewegten Nachtgespräch wurde die Idee des Seminars geboren und im Laufe des Sommers vorbereitet. Dazu waren viele damals mühselige Reisen nötig und überraschend viele Kurzkurse in dem nach Kriegsende von den Engländern besetzten Dorf. Am 17. Oktober 1945 begann der erste Seminarkursus mit sechzehn Lernwilligen im Alter von 20 bis 42 Jahren. Zur fortdauernden Freundschaft und zu einem Heimatgefühl gegenüber Breklum trugen zwei Lebensumstände wesentlich bei: Die familiäre Nähe zu den Lehrkräften – einige kamen zum Unterricht auf dem Fahrrad oder Motorrad aus der weiteren Umgebung, einzelne erst nach und nach aus der Kriegsgefangenschaft zurück – und der heute kaum mehr vorstellbare Mangel an Raum, Lebensmitteln, Heizmaterial und Beleuchtung.“ (Aus einem Nachruf auf Gertrud Friedrich).

Gertrud Friedrich wurde dann 1953 in die Leitung des Burckhardthauses in Gelnhausen, der damaligen Zentrale für Evangelische Jugendarbeit in Deutschland berufen. Das Seminar, das seit 1946 gemeinsam von Oberin Friedrich und Pastor Dr. Wilhelm Andersen geleitet wird, trägt seit 1948 den Namen „Seminar für missionarischen und kirchlichen Dienst“. Die Kurse des Seminars und die von ihm aus organisierten Volksmissionsfahrten haben nicht nur über 100 Gemeindehelferinnen, sondern auch Brüder im missionarischen und kirchlichen Dienst der Landeskirche und weit darüber hinaus zugerüstet und wesentlich zur inneren Erneuerung in der Nachkriegszeit beigetragen.

Das 1945 eingerichtete „Breklumer Seminar für missionarischen und kirchlichen Dienst“ hatte nichts mit dem Katechetischen Amt in Kiel zu tun, sondern war eine Einrichtung des „Schleswig-Holsteinischen ev.-luth. Missionsgesellschaft zu Breklum“, die in den Anfangsjahren auch den größten Teil des Lehrpersonals stellte. Noch im selben Jahr erfolgte die Anerken-

nung des Seminars durch die Vorläufige Kirchenleitung, die mittels eines Vertreters auch an den Prüfungen teilnahm. Ziel des Seminars war einmal, Gemeindehelferinnen und Gemeindehelfer auszubilden. Zum anderen strebte man die Fortbildung von Lehrern in Religionsunterricht an. Insgesamt wurden angeboten:

- ein Gemeindehelferlehrgang mit Unterkursus, Praktikumskursus und Oberkursus;
- ein Organistenlehrgang und
- ein religionspädagogischer Lehrgang für die Berufsschule.

Leiter des Katechetischen Seminars ist zwischen 1961 und 1968 Pastor Klaus Goßmann. Die veränderten Anforderungen an die Gemeindehelferinnen und Gemeindehelfer führten bereits in den 60er Jahren zu verstärkten Überlegungen, die Ausbildung auf eine neue Grundlage zu stellen. Die Tendenz ging verstärkt in die Richtung einer Fachschulausbildung auf wissenschaftlicher Grundlage. In einem Schreiben an die Seminaristen im Jahre 1970 heißt es: „Man hat in weiten Kreisen erkannt, dass für die Berufe, die es im pädagogischen oder sozialen Bereich mit den Menschen in der sich rasch wandelnden Gesellschaft zu tun haben, eine Fachschul- bzw. Höhere Fachschulausbildung nicht ausreicht. Für diese Berufe wird eine Fachhochschulausbildung gefordert, die gewährleisten soll, dass ein kirchlicher Mitarbeiter, ein Sozialpädagoge, ein Sozialarbeiter ebenso gut ausgebildet ist wie ein Lehrer. Um diese Qualifikation für unsere kirchlichen Mitarbeiter zu erreichen, plant unsere Landeskirche in Zusammenarbeit mit anderen Landeskirchen eine Fachhochschule im norddeutschen Raum“. 1970 wurde das Seminar von der Kirchenleitung zum 30. 9. geschlossen. Die SchülerInnen, die noch ihre Ausbildung beenden wollten, mussten nach Hamburg in das Rauhe Haus (Leitung: Pastor Stolt) wechseln, das künftig die Ausbildung der Diakone übernahm. Für die Breklumer hieß es: „Den Seminaristen wird nicht zugemutet, als einzelne in den Ausbildungsgang fremder Semianre einzusteigen. Vielmehr werden die Kurse geschlossen übernommen und ihre Ausbildungsbedürfnisse im Rauen Haus berücksichtigt. Im Grunde bleibt also das Breklumer Seminar bestehen. Es wird nur an einem anderen Ort mit einem anderen Lehrerkollegium fortgesetzt.“

AUF DEM WEGE ZUR INTEGRATION VON KIRCHE UND MISSION

Die Wege der Breklumer Mission prägen nachdrücklich den Weg der Entwicklung zur Nordelbischen Evangelisch-Lutherischen Kirche. Viele der ehemaligen Breklumer Missionare werden nachträglich zu leitenden Repräsentanten der Kirche (Bischof Meyer, Direktor Pörksen, Bischof Wester). Es

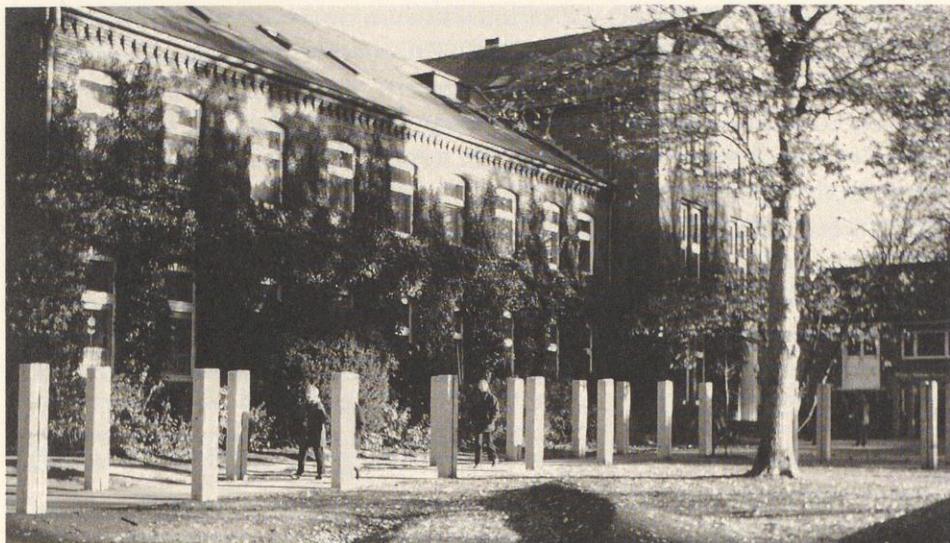
wirkt nach, dass Breklum in den Zeiten der nationalsozialistischen Herrschaft ein wichtiges, wenn nicht ein entscheidendes Zentrum der Bekenndenden Kirche und ihrer leitenden Geistlichen war. Im Laufe der Jahre in der Nachkriegszeit kommen für die Breklumer Mission weitere Partnerkirchen hinzu, in den 50er Jahren (1958) wird die Arbeit in Tansania wieder aufgenommen, später kommt die von der Leipziger Mission begonnene Arbeit in Papua Neuguinea hinzu.

In der Breklumer Mission werden Ende der 60er Jahre Stimmen laut, die – zusammen mit Impulsen der internationalen ökumenischen Missionsdiskussion – auf eine stärkere Integration von Kirche und Mission drängen. Bereits im November 1968 wird die Einsetzung eines Nordelbischen Missionsbeirates beschlossen, dem angehören sollen 3 Vertreter der Schleswig-Holsteinischen Kirche, je 2 der Hamburger und der Lübecker Kirche und 1 Vertreter der Eutiner Kirche sowie 2 Vertreter der Breklumer Mission. Auf der außerordentlichen Generalversammlung in Rendsburg am 12. 9. 1970 in Rendsburg schließlich wird die Bildung eines *Nordelbischen Zentrums für Weltmission und Kirchlichen Weltdienst* beschlossen. Noch vor Bildung der NEK (1977) ist damit aus der Geschichte von Volksmission und Weltmission, die nachdrücklich sich mit dem Namen von Breklum verbindet, die **erste nordelbische Einrichtung** entstanden, die vier ursprünglich selbständige Evangelisch-Lutherischen Kirchen im nordelbischen Raum miteinander verbindet.

NEUANFANG MIT DEM CHRISTIAN JENSEN KOLLEG 2001

Breklum ist ein kleiner, wunderschöner Ort zwischen Nordsee und Ostsee, im nördlichen Teil Schleswig Holsteins, Landkreis Nordfriesland geblieben. Land, Himmel und Meer lassen Weite atmen. Und innere und äußere Weite kennzeichnet auch den Ort Breklum. Die Geschichte der 1876 vom engagierten Dorfpastor Christian Jensen gegründeten Breklumer Mission, dem „Bethel des Nordens“ sozusagen, ist nicht zu Ende. Innere Mission – Erneuerung des Glaubens durch Bildungsarbeit und Einkehr – und Äußere Mission – die Kommunikation des Evangeliums mit Menschen und Kulturen außerhalb Europas gingen von diesem Ort aus und lassen hier – seit 130 Jahren – die Weite der globalen christlichen Ökumene spürbar werden.

Breklum war und bleibt ein Zentrum, das der theologischen Ausbildung von Laien und kirchlichen Mitarbeitern ebenso gewidmet ist wie einer breiten-orientierten Erwachsenenbildung aus christlicher Verantwortung. Ein Missionsseminar bestand von 1877 bis 1934. Die Brüderanstalt und das Predigerseminar Jensens arbeitete von 1879 bis 1931. Das Breklumer Seminar für mis-



Das zur Zeit Christian Jensens errichtete Martineum und seine Umgebung wurden für die Zwecke des Kollegs umgebaut und neu gestaltet

sionarischen und kirchlichen Dienst begann 1945, wohl an die 400 Gemeindehelferinnen sind in ihm ausgebildet worden. Ende 1969 kommt dieses Seminar zu seinem Ende, 1970 wird das Seminar in Breklum definitiv geschlossen. Es folgt eine Phase der Fortführung von Einkehr- und Besinnungsarbeit im Aktions- und Besinnungszentrum in Breklum, das zunächst von Dr. Bräumer, dann Ilse Dummer, gefolgt von Kurt Riecke geleitet wird.

Einen wichtigen und nachhaltigen Neuaufbruch stellt die Gründung des Christian Jensen Kollegs im Jahre 2001 dar. Mit ihm ist am traditionsreichen Ort der Breklumer Mission ein ökumenisches Begegnungs- und Tagungszentrum entstanden, dass nicht nur Gruppen und Gemeinden der Nordelbischen Kirche, insbesondere im Sprengels Schleswig, zur Verfügung steht, sondern dass auch für Gruppen und Veranstaltungen aus dem gesellschaftlichen und kulturellen Raum Schleswig Holsteins und darüber hinaus offen steht.

Zu den 17 Gesellschaftern des Kollegs gehören das Nordelbische Missionszentrum in Hamburg als Mehrheitsgesellschafter, die Nordelbische Kirche, die zehn Kirchenkreise des Sprengels Schleswig, die Kirchengemeinde Breklum, die Nordschleswigsche Gemeinde, der Verein der Breklumer Mission in Nordschleswig und zwei säkulare Gesellschafter: die Kommunalgemeinde Breklum und der Schulverband Breklum.

In der Erklärung angesichts der Gründung heißt es: „Das Christian Jensen Kolleg ist als Ort umfassender Bildung dem christlichen Menschenbild ver-

pflichtet. Es will Menschen dabei unterstützen, ihre Verantwortung als Mitgestalter des Lebens in Kirche und Gesellschaft wahrzunehmen und die Erfahrungen des Glaubens als jener Dimension, der wir unser Leben verdanken, zu vertiefen. Das bedeutet zugleich, das Menschen an diesem Ort in ihrer Geschöpflichkeit wahrgenommen werden, in ihrer Angewiesenheit auf die Gnaden des Lebens.“

So ist das Kolleg mit seinem wunderschönen Parkgelände, insbesondere dem neugestalteten Innenhof, wesentlich auch ein Ort der Ruhe, der Einkehr, des Urlaubs in einer sehr reizvollen Naturlandschaft, des Dialoges mit den verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen und Kulturträgern in der Region sowie des Verwöhntwerdens mit einer freundlichen Gastlichkeit und hervorragender Küche.

Zu den Themen, die im Christian Jensen Kolleg mit angeboten und abgefragt werden können, gehören:

- * Mission, Ökumene und interreligiöser Dialog
- * Förderung und Unterstützung der haupt- und ehrenamtlichen Arbeit in der ev. Kirche (Seminare und Workshops im Bereich: Theologie, Religionspädagogik, Methodik, Konzeptentwicklung, Personal- und Gemeindeentwicklung)
- * Leben und arbeiten auf dem Land
- * Europa- und das Leben in einer Grenzregion
- * Geistliche Einkehr und Urlaub für Gruppen
- * Dialog zwischen den Generationen, Auseinandersetzung mit Fragen des Alterns.

Um diese Themenfelder abdecken zu können, arbeitet das Christian Jensen Kolleg mit anderen Einrichtungen zusammen, die ihre jeweiligen Kompetenzen zu den unterschiedlichen Themenfeldern einbringen.

Mit Mitteln der Europäischen Union (40%) und Mitteln der Bundesrepublik Deutschland, sowie des Landes Schleswig-Holstein (zusammen 10%) wurden in Breklum in den Jahren 2003 und 2004 sämtliche vorhandenen Gebäude aus- und umgebaut. Die Außenanlagen wurden neu gestaltet. Zusätzlich sind zwei neue Gästehäuser entstanden. Das Bauvolumen betrug etwa 5,6 Millionen €, wovon etwa 5,1 Millionen € förderfähig waren.

Es bleibt eine auch für die Zukunft verheissungsvolle Aufgabe, in der Weiterarbeit am Christian Jensen Kolleg die Grundmotive der Breklumer Missionsgeschichte in der Spannung zwischen ökumenischer Weite und geistlicher Tiefe bzw. missionarischer Verpflichtung unter den veränderten Bedingungen der Gegenwart neu zur Geltung zu bringen.

MISSION UND REGION // ZUR BEDEUTUNG DER VERANKERUNG DER BREKLUMER MISSION IN DER NORDFRIESISCHEN GESCHICHTE UND KULTUR

JENS-HERMANN HÖRCHER

Biblische Geschichte, Kirchengeschichte, Geschichte der Mission ist keine erdachte, sondern reale, von Anfang an geographisch verortete Geschichte.
„Dass Jesus siegt, bleibt ewig ausgemacht.

Sein ist die ganze Welt!“

Den Kanon haben wir schon als Kinder auf dem Breklumer Missionsfest begeistert mitgesungen. Gott ist Herr der Welt. Gott ist Herr der Geschichte. Missio Dei, Gottes Sendung in die Welt ereignet sich vor Ort. Wir gehörten mit dazu. Daran gab es für uns keinen Zweifel.

Theoretisch hätte die „Breklumer Mission“ auch anderswo Wurzel schlagen können. Es sprach eigentlich viel mehr gegen eine Verortung der Mission in diesem entlegenen Dorf in Nordfriesland als dafür. Aber in Breklum ist die Saat aufgegangen. Die „Breklumer Mission“ ist ein nordfriesisches Ge-wächs.

Gottes Mission ist nicht von regionalen Bedingungen abhängig. Aber wo Gottes Mission „zur Welt kommt“, geschieht dies in, mit und unter den Be-dingungen der Region. Verankerung markiert den Unterschied zwischen möglicher und wirklicher Mission, zwischen realer und bloß wünschens-wertiger Geschichte.

Die Verankerung in der nordfriesischen Geschichte und Kultur gibt der Bre-klumer Mission ihre Eigenart und bleibende Bedeutung – auch über die Re-gion hinaus.

Wo Gottes Wort, wo Gottes Sendung ankommt, verändert sich das Gespräch mit Gott und von Mensch zu Mensch. Das „Ferngespräch“ (long distance call) wird zum „Ortsgespräch“ (local call). Nicht nur im Heiligen Land, auch in Breklum – einige nennen es „Breklehem“ – wird das Gespräch mit Gott als Ortsgespräch geführt, und zwar auf hochdeutsch, plattdeutsch und frie-sisch.

„Wo er (sc. Christian Jensen) ging und stand, legte er Zeugnis ab für den, der ihn mit seinem Blute erkauft habe. Mit den Friesen redete er am liebst-en friesisch, zu den Plattdeutschen sprach er plattdeutsch, mit der vorneh-men Welt hochdeutsch.“ (Evers S. 152) Dabei ist friesisch nicht nur eine Sprache, sondern ebenso Lebensart und Lebenshaltung.

Dree Buurn stahn an de B 5 un klöhnen. Kummt en Waag mit Hamborger Nummer. De Waag hällt. De Mann dreift dat Finster daal un prahlt: „Wie komme ich von hier zum Dampfer nach Dagebüll?“

De dree kieken sik an, tucksen mit de Schuller uns eggen nix.

Dor versöcht de Mann dat noch mull: toeerst op englisch, denn op französisch, toletzt op spaansch un italienisch.

De dree seggen nix. Dor warrd de Mann dat to dull. He dreift dat Finster hoch un brummt af.

Na'n ganze Schuur seggt de erste: „Damm, de kunn aber en Barg Spraaken!“ Na'n ganze Schuur giftt de twete to Antwort: „Ja, dat kunn he.“ En ganze Stoot later seggt de dridde: „Un wat harr he nu dor vun?“

So sehen sich die Friesen gern: wortkarg, zäh, eigen und nicht ohne Stolz. Von teuren Karossen, fremden Kennzeichen und hochgestochener Bildung lassen sie sich noch lange nicht beeindrucken.

Man kann es auch vornehmer ausdrücken. Im Nachruf von Missionsinspektor Pastor Bahnsen auf Christian Jensen hört es sich so an: „Um den Entschlafenen in seiner Eigenart zu verstehen und recht zu würdigen, muss man bedenken, dass er Friese war, ein echter Friese durch und durch, und dass er ein Friese blieb bis an sein Ende. Er hatte ein sehr rasches, feuriges Temperament; alles musste bei ihm schnell gehen.“ (Evers S. 339) „Als Friese aber hatte er einen unwiderstehlichen Tatendrang und eine wunderbar zähe Energie, das festzuhalten, was er als wahr und recht erkannt hatte: – Daraus erklärt sich vieles in seiner späteren großen Arbeit; darin lag seine Stärke, darin konnte auch seine Schwäche liegen.“ (Evers S. 339)

Christian Jensen, am 20. Januar 1839 in Fahretoft hinterm Deich geboren, kannte beides: die Weite des Meeres und die Enge des Hauses, den hohen Himmel und die niedrigen Stuben. Hier ist seine Frömmigkeit verortet. „Die Weite eines engen Pietisten“ – so lautet der treffende Titel der Jensenbiographie von Martin Pörksen, dem späteren Missionsdirektor in Breklum.

„Rüm Hart Klar Kimming“ – festes Herz und klare Sicht – bestimmen auch sein Denken. Der Friesenspruch klingt nach in dem Programm, mit dem Christian Jensen die Breklumer Linie beschreibt: „Wir hier in Breklum wollen ... wirkliche Bekehrungen, gründliche Klarheit, bewusstes Christentum, aber wir wollen uns hüten vor Schwärmereien, vor Irrlehren. Wir wollen in Einfalt auf dem Grunde der lutherischen Kirche stehen, unsere Kirche lieb haben und kirchlich arbeiten. Unser Ziel ist: Jesus – Jesus!“ (Evers S. 142).

Der Junge aus Fahrtoft kannte die Geschichte seines Volkes. „Leewer düd as Slaw“ war für ihn kein bloßes Lippenbekenntnis. „Der Nordfriese machte kein Hehl aus seiner deutschen Gesinnung.“ Seine Mitschüler bewunderten „seinen Mut und die Freudigkeit seines Bekenntnisses.“ (Evers S. 30).

Die Friesen kamen im 7./8. Jahrhundert als Heimatlose ins Land. Auf der Flucht vor der Expansion des fränkischen Reiches (vgl. Panten S. 59) haben sie die Utlande und die küstennahen Regionen im heutigen Nordfriesland besiedelt. Das Land bot ihnen Schutz, Schutz vor Feinden und Schutz vor dem Meer. Es bot aber nur denen Schutz, die ihrerseits bereit waren, für Schutz zu sorgen. Die Heimat war ihnen „zugefallen“ und musste doch täglich neu errungen werden.

Immer wieder las der Schüler Christian Jensen Anton Heimreichs Nordfriesische Chronik. Die Beschreibung der verheerenden Sturmflut von 1634, das erschreckende Ausmaß der großen Manndränke hat ihn tief berührt. Er rechnete zusammen, wie viele Menschen damals ertranken, wie viel Vieh und wie viele Häuser in den einzelnen Ämtern weggetrieben wurden. Gleichzeitig war er stolz auf die tapferen Friesen, die dem Meer das verlorene Land wieder abgekämpft hatten. Er meinte, genauso müsste man auch mit den Dänen verfahren. Die Friesen sollten ihnen das eroberte Land wieder abnehmen. Sein Vater soll ihm entschieden widersprochen haben. Er hielt seinem Sohn vor: Mit den Dänen kämpfen und mit dem Meer, das sind zwei verschiedene Dinge. Für den Kampf mit den Dänen müssen wir scharfe Schwerter haben, aber für den Kampf mit der See gebrauchen wir nur einen blanken Spaten; und der Spaten ist besser als das Schwert. „Lerne arbeiten, Christian.“ (Evers S. 10).

Der Spaten baut auf. Der Spaten schützt. Zum Spaten gibt es in Nordfriesland keine Alternative. Der Seedeich ist nur zu halten, wenn jeder seinen Part übernimmt und den ihm zugewiesenen Deichabschnitt bearbeitet. Wer aufgibt und die Arbeit hinwirft, gefährdet das Ganze. Wer weggeht, stößt seinen Spaten in den Deich, um Platz zu machen für einen anderen. „Wer nich will dieken, mutt wieken.“ Es geht um die Existenz. Da ist kein Lavieren möglich. Da gibt es nur ein klares Entweder-Oder. Anders ist der Kampf gegen das Meer nicht zu gewinnen. Wer diese Konsequenz scheut, bringt alle in Gefahr.

Gefahr droht von zwei Seiten. Genauso gefährlich wie der Rückzug ist der Übermut. Mit einer Jahrhundertflut wie am Buchardietag hatten die Friesen nicht gerechnet. Sie fühlten sich sicher hinter ihren Deichen. Jetzt haben

wir einen „eisernen Deich“, meinte Ocke Lewsen von Nordstrand. Man könne nun sicher hinter den Deichen schlafen, soll Iven Acksen aus Rödemis gesagt haben. Und der Deichgraf von Risummoor verstieg sich sogar dazu, „nach verfertigtem Deich den Spaten auf den Deich gesetzt und vermessentlich gesagt“ zu haben: „Trotz nun blanke Hans!“ (Evers S. 8).

Selbst nach Jahrhunderten schaudert die Friesen vor so viel Ahnungslosigkeit, Hochmut und Überheblichkeit. Es ist dieselbe Vermessenheit und daselbe durch nichts gerechtfertigte Vertrauen in die eigene Vernunft und Kraft, das Christian Jensen den Rationalisten, den Feinden des Kreuzes vorwarf. Er sah mit Erschrecken die Flut des Unglaubens im Volk aufsteigen, und zwar von oben nach unten, von den Gebildeten zu den einfachen Leuten. „Die größte Krankheit, das schwerste Verderben unseres Volkes, ist der Unglaube, die notwendigste Arbeit ist die, unser Volk zum Glauben an Gottes Wort, an seinen Heiland zurückzuführen.“ (Evers S. 185).

Im Grunde war er weitherzig. Er konnte mit vielen zusammenarbeiten, nur nicht mit den Feinden des Kreuzes. Wo er den Deich brechen sah, gab es für ihn nur ein entschiedenes Entweder-Oder. „Wer dem Blute Christi die Versöhnungskraft absprach, wer die Auferstehung des Herrn in Frage stellte oder ihr die Kraft nicht zuerkannte, eine Quelle neuen Lebens zu sein“, der gehörte nach seiner Meinung „nicht an den Altar oder auf die Kanzel“ (Evers S. 258). Wer die Konsequenz scheut, gefährdet alle.

Der Kampf um den Glauben war nach Christian Jensens fester Überzeugung nur im Gebet zu bestehen. Mehr beten, mehr arbeiten – dazu gab es für ihn keine Alternative. Das Gebet schloss alle mit ein, die von der Flut des Unglaubens bedroht waren; sei es in Indien, in Afrika, in Amerika oder in Deutschland. Christian Jensen brachte sie alle immer wieder im Gebet vor Gott.

Wie das Land dem Meer täglich neu abzuringen ist, ist die Arbeit für das Reich Gottes auf das tägliche Gebet angewiesen; denn die Siege im Reich Gottes werden auf den Knien erfochten. Wie der Deich nur zu halten ist, wenn alle ihren Spaten einsetzen und für ihren Abschnitt sorgen, ist die Gemeinde in Breklum auf die Schar Beter angewiesen, die „um unser Gotteshaus und unsere Missionshäuser steht und liegt vor dem Herrn.“ (Pörksen S. 36).

Die Friesen kamen als Heimatlose nach Nordfriesland. Heimat war für sie Geschenk der Freiheit. Heimat und Freiheit galt es zu bewahren. Dennoch gab es für sie Heimat und Freiheit immer nur auf Zeit. Nordfriesland war ge-

stundete Zeit, gestundete Heimat. Das Land war viel zu klein, um allen Friesen eine gesicherte Existenz zu bieten. Die Friesen waren seit je her ein Händlervolk. Sie waren gewohnt, aufzubrechen, unterwegs zu sein. Sie waren oft lange weg von zu Hause. Nordfriesische Kapitäne fuhren unter dänischer oder niederländischer Flagge. Auswanderer von den Inseln und Halligen hatten Erfolg im Ausland, brachten es zu Ansehen und Reichtum in der neuen Welt. Aber die Sehnsucht nach Hause, der Wunsch, noch einmal oder für immer zurückzukehren, blieb bei vielen lebendig. Dass wir hier noch keine bleibende Statt haben, sondern die zukünftige suchen, gehört gleichsam zum Lebensgefühl der Nordfriesen. Diese Erfahrung ist in der nordfriesischen Geschichte und Kultur verankert. Kein Land bietet dauernden Schutz. Kein Zuhause schenkt, was wir suchen: Heimat, das jedem in die Kindheit scheint, und in dem noch niemand war.

Bleibende Heimat, wahre Heimat erfüllt sich im Kreuz von Golgatha. Am Ende des zweiten Weltkriegs kamen Hunderte von Flüchtlingen aus dem Osten nach Breklum. Frau Pörksen erzählt: „Wir hatten ... in den Tagen des Umschwungs jeden Abend Gottesdienst in der Kirche, und es war richtig ein Strom zur Kirche hin und zurück, das haben wir ein paar Wochen durchhalten können. Das verdanken wir unsern Flüchtlingen, die gesagt haben: „Das ist das allerwichtigste: Es ist das Kreuz von Golgatha Heimat für Heimatlose! Wie es über dem Altarbogen in der Breklumer Kirche steht.“ (Erinnerung an Breklum S. 130) Heute muss man sagen „stand“.

„Verankerung der Mission in der Region“ bedeutet auch „Verankerung der Region in der Mission“. Beide Seiten beeinflussen sich wechselseitig. Das Dorf in der Mission zu verankern und darüber hinaus die ganze Region für die Mission zu gewinnen, war Jensens leitendes Interesse.

As Krüschan Jensen in Breklum de Opstellingspredigt heel, sä ener in de Karkbank to sien Naber: „Du, de ward't“ „Dor's mi ok bang för,“ antwortete der andere. „Worüm ist di dor denn bang för?“ fragte der erste, „he predigt banni god.“ „Ja“, erwiderte jener, „dat deiht he, awer he hört to de Hilligen, un wenn he kummt, denn will he uns gewiß all hilli maken.“ (Evers S. 99).

Christian Jensen ist zwar mit überwältigender Mehrheit gewählt worden, mit 270 Stimmen gegen 41 und 8 Stimmen für den dritten Kandidaten (vgl. Evers. S. 99), aber nicht alle haben ihn mit offenen Armen aufgenommen. Er blieb bis zu seinem Tod in Breklum. Unglaublich, was sich in den 27 Jahren von 1873 bis 1900 in Breklum getan hat! Viele hat er gewinnen können. Manchen ist er fremd geblieben. Sie gingen ihm lieber aus dem Weg.

He weer een vun „de Schwatten“. In dem Urteil schwingt beides mit: Respekt und Distanz.

Christian Jensen war Gemeindepastor in Breklum, aber er hat sich nie auf „sein“ Dorf beschränkt. Er hat fast jeden Sonntag in Breklum gepredigt. Er war ein großer Seelsorger. Haus- und Krankenbesuche standen bei ihm ganz oben an. Er war in der Kirchengemeinde beheimatet, aber nicht auf das Dorf beschränkt. Er suchte die Verbindung zu seiner Kirche in Kiel und zu seinem Generalsuperintendenten in Schleswig. Seine Zeitung wurde in ganz Deutschland gelesen und beachtet. Ernst Pohl, einer der ersten Missionare, die von Breklum ausgesandt wurden, stammt aus Schlesien. Von Anfang an gab es eine enge Verbindung zwischen Breklum und der Indre Mission in Nordschleswig.

Christian Jensen schreibt an Pastor Schwarz in Buhrkall – Dänemark:

Lieber Bruder Schwarz!

Jesus rette Seelen.

Jesus rette Seelen.

Jesus rette Seelen.

Dein Christian Jensen.

Pastor Schwarz sagt, erst wusste ich gar nicht, was ich mit diesem Brief anfangen sollte, dann begriff ich: der Breklumer Pastor suchte Bundesgenossen, suchte Beter und Mitarbeiter. (Pörksen S. 11f.).

Verankerung der Mission in der Region – das bedeutete für Jensen Kommunikation der Mission in der Region: Menschen und Gemeinden in der Region werden benachrichtigt, werden beteiligt, kriegen „Erfolge“ und „Missserfolge“ mit, Geldnot und gute Nachrichten, Hoffnungen und Enttäuschungen. Die Sonntagsblätter, die regelmäßig in viele Häuser kommen, sind voll davon. Kritische Fragen werden gestellt: „Herr Paster, dor geiht je alles in de Steen. Die Bauten in Indien verschlangen Unsummen! Die Region übernahm Verantwortung. Viele Gemeinden hatten ihren „eigenen Mitarbeiter“ in Indien, für den sie sorgten und für den sie beteten.“

Zum jährlichen Missionsfest kamen Tausende nach Breklum. „Die Jahresfeste waren Tage der Begegnung, der geistlichen Stärkung und der Augenzeugenberichte über die Entwicklungen in der Weltmission.“ (Dr. Werner) Zum 75. Jahresfest 1951 schrieb Pastor Dr. Heinrich Meyer D.D. – der spätere Lübecker Bischof – in der Kirche der Heimat (Ausgabe vom 1. Juli) Breklum – ein Ort, wo man zusammenkommt.

„In einem Nachbarort Breklums“, erwähnt Heinrich Meyer, „soll dieser Tage unter Schulkindern – mit einem gewissen Neid – die Frage erörtert worden sein, warum die Breklumer Schüler „frei“ hätten. Die Antwort lautete: „In Breklum hebbt de Preesters ehr Ringrieden.“ (Hörcher: Immerhin, ein interessanter Hinweis auf die „Verankerung“ der Mission in der Region!) Meyer fährt fort: „Wenn 8000–9000 Menschen aus allen Teilen Schleswig-Holsteins, aus Nordschleswig, Eutin, Hamburg und Lübeck zu diesem Ringreiterfest kamen, dann muss doch schon etwas Besonderes sie angezogen haben. Man kann getrost sagen: Dann ist es wohl doch nicht nur eine Sache der „Preester“ gewesen. Im Gegenteil: es ist ein Beweis, dass die Breklumer Mission vielleicht mehr als alle anderen kirchlichen Werke das Herz aller lebendigen Christen gewonnen hat.“

Nach Schätzung der Presse nahmen 1956 7000–8000 Besucher am Jahresfest in Breklum teil. (Sonntagsblatt fürs Haus vom 24. Juni 1956) Solche Zahlen sind später nicht wieder erreicht worden. Die von Breklum angeregte und nach Breklum orientierte „Missionsgemeinde“ war nicht deckungsgleich mit den Kirchengemeinden in Schleswig-Holstein. Sie bestand aus vielen, im ganzen Land verbreiteten einzelnen Gruppen, die sich in den Kirchengemeinden zum Teil mit, zum Teil ohne Unterstützung ihrer Gemeindepastoren sammelten.

Der Umgang mit Christian Jensen war nicht immer leicht. Seine Aktivität wirkt mitunter beängstigend. Das Drängen auf bewusste Entscheidung, eine stark gefühlsbetonte Frömmigkeit, der Breklumer Jargon und seine Sturheit – auch ein friesisches Erbe – trugen mit dazu bei, dass es zu einer Spaltung kam und das es in Breklum auf einmal zwei Missionsanstalten gab mit Pastor Fiensch auf der einen und Christian Jensen auf der anderen Seite.

Pastoren setzten sich für Fiensch ein. Die einfachen Leute, die Frommen und Stillen im Lande hielten zu Pastor Jensen. Ein Bauer erklärte seinem Pastor: „Ja, Herr Pastor, dat mag wol nich all richtig west hem, wat Pastor Jensen spraken het, un wat he dahn het, awer ik kann't doch nich begriepen, dat se em nich to Willen wesen wollt, denn he het dat doch all op sin Kneen tosam bed.“ (Evers S. 267).

Christian Jensens Lauterkeit, seine Leidenschaft für Jesus, seine Verankerung im Gebet hat die Menschen überzeugt. Das hat man in der Region verstanden.

Friesen sind Individualisten. Sie können eigen sein bis zum Eigensinn. Jede Region besteht auf dem eigenen Dialekt. Inselfriesen können Festlandfrie-

sen kaum verstehen – und umgekehrt auch nicht. Der Versuch, die Kirchengemeinde enger an die Mission anzuschließen und das Kirchspiel zur „Anstaltsgemeinde“ zu machen, ist zum Scheitern verurteilt. Die Kirchengemeinde sagt ja zur Mission, aber nicht um den Preis ihrer Selbständigkeit. Am fruchtbarsten waren die Zeiten, in denen Ortsgemeinde und Missionsgemeinde zueinander fanden.

„Gemeindepastor und Missionspastor gemeinsam – das war ein deutliches Zeichen. Die Bekennende Kirche brachte in Breklum die beiden Flügel zusammen: die normale Ortsgemeinde und die besondere Missionsgemeinde, die weltoffene, unverbindlichere übliche volkskirchliche Gemeinde und in ihr die besondere Gemeinschaft der überzeugten, bewusst fromm lebenden Christen als aktive Träger der äußeren und inneren Mission.“ (Jens Hinrich Pörksen S. 7f.).

Der gemeinsame Kurs von Orts- und Missionspastor, von Clausen und Pörksen, zeigt, wie viel Potenzial in einer solchen Verbindung steckt.

Christian Jensen war beides zugleich: Gemeindepastor und Gründer der Mission. Aber Dorfgemeinde, Kirchengemeinde und Missionsgemeinde wuchsen nicht von selbst zusammen. Die unterschiedlichen Kreise miteinander zu verbinden, fiel in Breklum besonders schwer. Dass sich der Breklumer Bürgermeister für das Christian Jensen Kolleg einsetzt und die Kirchengemeinde auf dem Gelände der Mission ein Gemeindehaus baut, ist neu.

Natürlich blieb die Kirchengemeinde über Missionsfreunde und Missionskreise mit der Mission verbunden. Natürlich nahmen viele auch persönlich Anteil am Missionsgeschehen, z.B. durch Teilnahme an den Aussendungsgottesdiensten, die in unserer Kirche stattfanden. Hier war die Mission von Betern und Spendern umgeben. Missionarinnen und Missionare dachten an Breklum und schickten ihre Post hierher. Und die Breklumer dachten an ihre Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im Ausland. Breklum war das geistliche Zentrum der Bewegung, Mittelpunkt und Zuhause für viele. Hier spürte man den Herzschlag der Mission. In Indien hieß es: Jerusalem – das ist Breklum.

„De vun de Mission“ – sagt das Dorf – für mich waren das die großen Missionsfamilien Pörksen, Andersen, Henschen mit einer großen Kinderzahl. Wir gingen zusammen zur Schule, wir spielten Fußball und Monopoly – bis einer weinte! Jungschar, Missionssendfahrten vorbereiten, erster Kontakt mit

Besuchern aus Indien – das fand im Missionshaus statt. Seminaristen hielten den Kindergottesdienst, Gemeindehelferinnen probten Religionsunterricht in der Schule. Dies blieb nicht ohne Reaktion: Dorfleute beteten öffentlich im Betsaal. Junge Bauern aus der Nachbarschaft rüsteten sich zum Pfarrdienst in Amerika. Nachbarn fanden Lohn und Brot in der Druckerei. Wir spielten mit im Posaunenchor. 2006 konnten wir 130 Jahre Mission in Breklum und 120 Jahre Breklumer Posaunenchor feiern mit Bläsern aus den Partnerkirchen in Indien, Papua, Tansania, Estland und Brasilien.

Die Breklumer Mission ist im NMZ, dem Nordelbischen Zentrum für Weltmission und kirchlichen Weltdienst, mit Sitz in Hamburg/Othmarschen und Breklum aufgegangen. Die großen Missionsfamilien sind aus Breklum weggezogen. Viele Mitarbeiter wohnen nicht mehr im Dorf. Das Verhältnis zur Kirchengemeinde hat sich verändert. Die Verankerung der Mission in der Region verlor an Bedeutung. Breklum ist nicht mehr der einzige missionarisch-ökumensische Nukleus in der nordelbischen Kirche. Die Mission gewann in Hamburg einen neuen Schwerpunkt. Dort herrschen andere regionale Bedingungen. Für das Miteinander von Kommunal-, Kirchen- und Missionsgemeinde gibt es in der Großstadt kaum eine Entsprechung. Der Geist der Breklumer Mission, der besondere „Spirit“ Breklums lässt sich nicht einfach übertragen. Und es ist zu bezweifeln, ob das überhaupt gewollt war.

Die Mission ist kirchlicher geworden. Das NMZ mit Sitz in Breklum und Othmarschen ist ein neues Konzept. Das Christian Jensen Kolleg in Breklum ist Sache der Kirchenkreise, des Sprengels, der ganzen NEK. Mission und Ökumene ist Prüfungsfach im Examen, aber noch lange nicht Lebensfach der Gemeinden und Herzensangelegenheit der Pastorenschaft. Weltmission und Weltdienst, weltweite Oekumene, Partnerschaft, Integration von Kirche und Mission „leben“ von regionaler Verankerung. Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und erstirbt, bleibt es allein.

Dass viele Pastorinnen und Pastoren der Mission gegenüber kritisch bleiben und abwarten, macht Mühe. Ob sie sich öffnen, wenn Breklum offener wird? Ob es gelingt, die alten Freunde in der Region mit den neuen Vertretern der Kirchenkreise und Gemeinden zu verbinden, habe ich vor einigen Jahren gefragt. Heute finde ich, haben Mission und Oekumene deutlich an Akzeptanz gewonnen.

Ich denke, Integration von Mission und Kirche darf nicht dazu führen, dass Mission „angeblich“ überall in der Kirche zu Hause ist, aber nirgends „ver-

ortet“ oder überall institutionell „verortet“, aber nirgends richtig zu Hause. In Othmarschen und Breklum könnte sich beides miteinander verbinden: Kirchliche Verortung und persönliche Beheimatung.

Nordelbien ist mit „heiligen Stätten“ nicht eben reich gesegnet. Breklum – einige nennen es auch „Breklehem“ – gehört zu den Ausnahmen. Die Gemeinde hat diese Bedeutung erst mit Christian Jensen erlangt. Breklum steht für geographisch verortete Missionsgeschichte. Hier ist die Saat aufgegangen. Hier ist sie verwurzelt. Hier ist Gottes Sendung in die Welt „Ortsgeschichte“ geworden. Darin liegt der Wert der Breklumer Mission. Darin hat sie bleibende Bedeutung. Egal wie man die Geschichte beurteilt, dazu kann man sich nur verhalten. Das gilt erst recht und gerade dann, wenn man anderswo beheimatet ist. Sich zur Breklumer Mission verhalten und an der Breklumer Mission maßnehmen, das kann man erwarten schon aus Respekt vor denen, die Gottes Ruf gefolgt sind und seine Mission in der Region verankert haben, aber auch aus Dankbarkeit für den Glauben, der hier ein Zuhause hat.

Mission un Kark sind en Gespann as Kutscher un as Peerd. De een, de givt de Wegricht an, de anner galoppeert. Peerd un Kutscher köön wesseln. Mull givt de Mission de Wegricht an un bringt de Kark in Gang. Mull givt de Kark de Wegricht an un bringt Mission un Oekumene in Bewegung. (Frei nach Boy Lornsen „Sien Schöpfung“ S. 33).

Ich bin sicher, solange das Dorf an der Missio Dei festhält, wird es ein besonderer Ort bleiben: Gottes Mission regional verankert in nordfriesischer Geschichte und Kultur behält Bedeutung und gewinnt an Bedeutung angesichts neuer Herausforderungen, die auf Kirche und Mission zukommen.

Literatur zu den Anmerkungen:

*Evers, Ernst: Christian Jensen – Ein Lebensbild, Breklum 1908.
Verlag der Christlichen Buchhandlung Hermann Jensen.*

*Lornsen, Boy: Sien Schöpfung un wat achterno keem.
Quickborn Verlag. Hamburg 2007.*

*Panten, Albert: Die Nordfriesen im Mittelalter in Geschichte Nordfrieslands,
S. 59–102, herausgegeben vom Nordfriisk Institut, Heide 1962.*

Pörksen, Martin: *Die Weite eines engen Pietisten.*
Christian Jensen Verlag Breklum o. J.

Erinnerung an Breklum.

*Gespräche mit Martin u. Elisabeth Pörksen aufgezeichnet von Uwe Pörksen
zwischen Januar 1994 und Ostern 1995.*

Pörksen, Jens Hinrich: „*Die Entwicklung der Breklumer Mission in Vaters Zeit
(Teil I: 1934–1945)*“ Vortrag im Rahmen der Breklumer Geschichtswerkstatt,
gehalten am 24. 4. 2007.

DIE ANFÄNGE DER BREKLUMER MISSION IN INDIEN || EIN „MISSIONS-HAUS“ FÜR DIE EVANGELISCH-LUTHERISCHE KIRCHE

HARTMUT SCHMIDT



„Sünder zu Jesu zu führen“: Dieses Ziel benannte Christian Jensen, als er im April 1876 seinen Lesern die Statuten für ein „Missionshaus der evangelisch-lutherischen Kirche“ vorstellte. Nach beiden Seiten hin sollte es arbeiten, „auf dem Felde der innern Mission in verschiedener Weise und so Gott Gnade giebt für die äußere Mission unter Heiden, Juden und Muhamedanern“¹:

„§ 1 Das Missionshaus, in Brecklum gelegen, will mit seinen Arbeiten allein Sünder zu Jesu führen, damit sie zeitlich glücklich und ewig selig werden
... § 2 Das Missionshaus ... soll bei aller Arbeit ... immer nur das Eine Ziel:
Sünder zu Jesu zu führen vor Augen behalten.“²

Vertrieb und Druckerei seines „Sonntagsblatt fürs Haus“ befanden sich damals noch im nahegelegenen Bredstedt. Dafür war „jährlich eine nicht geringe Summe an Miethe“ zu bezahlen.³ Außerdem sollte auch die Buchhandlung demnächst ihren Anfang nehmen und die brauchte ebenfalls ihren Platz, und in Bredstedt war ohnehin „alles so eng...“⁴

Bereits in der Jahresabrechnung 1874 hatte Jensen geschrieben: „Im Uebriegen fehlt dem Sonntagsblatt etc. Eins: nämlich ein eigenes Haus. Ein Mangel, der oft sehr fühlbar ist. Bei den vielen Arbeiten und dem damit beschäftigten zahlreichen Personal dürfte ein solches Haus nicht klein sein, zumal, da bei dem Ankauf oder Bau eines solchen auf dieses und jenes Bedacht zu nehmen wäre, sonderlich auch auf die Ausbildung von Missiona-

Die Nummern in eckigen Klammern verweisen auf die Quellsammlungen: Schmidt, Hartmut (Hrsg.) Christian Jensen, Die Geschichte seiner Breklumer Gründungen Band 1 und Band 2. Steht ein M vor der angegebenen Nummer, handelt es sich um den Band 1/4 dieser Reihe.

¹ [180] 30.4.76.

² [180] 30.4.76.

³ [272] 12.5.78. Aus den Abrechnungen der Jahre 1875 u. 1876 geht die Summe leider nicht gesondert hervor, aber im Sonntagsblatt vom 13.5.77 [226] wird erwähnt, daß man die Räume in Bredstedt noch einmal für ein Jahr habe mieten können, für 120 Mark.

⁴ [140] 8.8.75.

ren für die Heidenwelt. Sieh, lieber Leser, das sind Gedanken, die wir wohl vor unsren Herrn bringen, und wir wollen auch deiner Fürbitte „Ein neues Missionshaus“ für das Sonntagsblatt für's Haus anheimgeben. Jesus muß siegen, und wir dürfen nicht eher ruhen, bis dieser Kreis der Erden zu seinen Füßen liegt.“⁵

Spenden gingen ein, aber auch viele Vorbehalte wurden geäußert.⁶ Jensen wußte später zu berichten, daß „sehr Viele und gerade Solche, von denen ich zuerst erwarten konnte, oder man erwarten durfte, daß sie bei dem Bau mithelfen würden, ihre Abneigung, ihre schweren Bedenken und wohlmeinenden Abmahnungen kund werden ließen. Jedoch gab der Herr einzelne treue Beter und Beterinnen für die Sache“.⁷

Hinter der Ablehnung stand die Sorge, die kleine Schleswig-holsteinische Region könne eine eigene Mission nicht tragen; zudem müsse jede Anstrengung in dieser Richtung anderen bereits bestehenden Missionen das bislang zugeflossene Spendenaufkommen verringern.

Offenbar wurde Jensens Vorhaben von vielen gar nicht richtig verstanden: eine alleinige „Mission unter den Heiden“ war nicht der ihn leitende Gedanke. Die „Verheidung unseres Volkes“ machte ihm vor allem zu schaffen, ließ ihn nach Möglichkeiten suchen, wie denn „Zions Mauern in unserer eigenen Mitte“ gebaut werden könnten: „unsere Hauptarbeit gelte in der Gegenwart der einheimischen Christenheit.“⁸

So schwante ihm eine für alle Arbeiten der Verkündigung offene Missionsanstalt vor, denn „von einer solchen Missionsanstalt in unserm Lande (könnte) ein unermesslicher Segen sowohl über unser Volk als über die großen Heidenvölker ausströmen.“⁹ In diese Richtung gehen auch die Gedanken zu einer „Evangelisch-lutherischen Missionsanstalt in Schleswig-Holstein“, die er wenig später im Oktober 1875 seinen Lesern vorlegte: Die äußere Mission, so sie denn überhaupt angefangen werden könnte, sollte der

⁵ [124] 24.1.75.

⁶ Der spätere Generalsuperintendent Kaftan zum Beispiel erhob seine Stimme dagegen, vgl. [964] 29.1.93.

⁷ [229] 24.6.77. Über die Widerstände siehe auch [222] 15.4.77: „Mir ist gegeben alle Gewalt – sehen wir diese Wahrheit in der Errichtung der Missionsanstalt. Zunächst waren Viele gegen die Gründung derselben. Nicht bloß Weltleute, die das Kommen des Reiches Gottes nicht ohne Zittern sehen können, sondern auch Missionsfreunde.“

⁸ [140] 8.8.75.

⁹ [148] 19.9.75.

inneren zum Aufschwung verhelfen: „Sind die Missionsanstalten doch Segensstätten für weite Umgebungen. Auch unser Volk und Land würde von einer Missionsanstalt, die Jesum Christum verkündigte, gewiß reichen Segen haben.“¹⁰

Da die weiteren Entwicklungsschritte hin zu einer eigenen Mission in der Einführung zu meiner Quellensammlung nachzulesen sind, überspringe ich ein gutes Jahr der Planung und Ausführung.

Am 17. September 1876 kündigte Jensen dann ein Missionsblatt an unter der Redaktion von Hauptpastor Theodor Wilhelm Höber in Eckernförde, seinem Jugendfreund. Das Blatt sollte ab dem 1. Oktober in vierzehntägiger Folge dem Sonntagsblatt beigelegt werden.¹¹ In der gleichen Mitteilung bat Jensen alle Freunde einer zu begründenden Missionsanstalt zum 19. September ins Pastorat nach Brecklum. Am Vortage des Missionsfestes würde man eine Beratung abhalten: „Zur Erwägung kommt: die Berufung eines Inspectors, Eröffnung der Anstalt, Ausbildung von Laien etc.“¹²

Das Ergebnis dieser Einladung wurde für Jensen eine absolute Überraschung: „Es war wunderbar, welche Umwandlung in den Gemüthern vor sich gegangen. Ich mußte denken: nun hat Jesus ein Wort zu den Herren gesprochen, Er kann sie lenken wie Wasserbäche. Leute von Stand und Rang kamen am 19. Sept. nach Brecklum. Ich wußte kaum, wie mir geschah.“¹³

Auf dieser Versammlung wurde von den Befürwortern einer landeseigenen Missionsanstalt dann allerdings klar und deutlich die Meinung geäußert, „daß es eine ev.-luth. Missionsanstalt zur Ausbildung von Missionaren für die Heidenwelt sein solle, als Anhang sollten die Arbeiten der inneren Mission hier gefördert werden.“¹⁴ Der Vergleich zwischen Grün-

¹⁰ Wenn dann gegen Ende dieses Artikels die Betonung sich mehr auf die äußere Mission zu verlagern scheint, dann ist das nicht überzubewerten. Vielmehr ergab sich diese Gewichtung ganz einfach dadurch, daß Jensen sehr ausgiebig die Argumente gegen eine äußere Mission in Schleswig-Holstein zu widerlegen suchte, siehe [152] 10.10.75.

¹¹ Hier werden nun auch die Spenden quittiert, siehe [199] 1.10.76.

¹² [195] 17.9.76.

¹³ [229] 24.6.77.

¹⁴ [199] 1.10.76.

dungsprotokoll¹⁵ und dem, was Jensen wenige Monate zuvor seinen Lefern als Entwurf¹⁶ vorgestellt hatte, mag das harte Ringen kennzeichnen, das der hellhörige Leser auch aus einem Hinweis über den Ablauf der Verhandlungen ziehen kann „Gewiß zur Zufriedenheit und Freude Aller verliefen die Verhandlungen. Wie man Anfangs dem Herrn gedankt dafür, daß Er bis hieher geholfen, und ihn gebeten um seine Hülfe und Gnade für die Stunden des Tags, so konnte man nun einmühlig ihm Dank sagen, Lob und Preis darbringen für den Segen und den Geist des Friedens und der Brüderlichkeit, den er uns geschenkt habe.“¹⁷

Die neue Gründung muß sich wie ein Lauffeuer im Lande herumgesprochen haben. Im Sonntagsblatt vom 5. November fragte Jensen nach überzähligen Exemplaren der Nummern 40 und 41, „da dieselben Nr. vergriffen sind und noch täglich Bestellungen einlaufen“. In den genannten beiden Nummern war der Anfang der Berichterstattung über das Missionsfest.¹⁸

DER ANFANG IM MISSIONSHAUS

Wenige Monate nach der Gründung wurde am 10. April 1877 die feierliche Einweihung des Missionshauses vollzogen.¹⁹ Die ersten „Zöglinge“, die gleich mit diesem Datum ins Missionshaus kamen, waren Festersen, Bothmann und Stoldt sowie der ein Jahr später hinzukommende Pohl.²⁰ Je länger die Zeit ins Land ging, desto lauter wurde in einigen Teilen der missionswilligen Bevölkerung das Fragen. Was macht ihr da eigentlich in Breklum? „Ueber unsre Missionsanstalt in Brecklum sind hie und da Ge-

¹⁵ Siehe HENSCHEN, Jesus allein S. 16, die Wiedergabe der handschriftlichen Protokollnotiz: „1) Zweck und Aufgabe der in dem in Breklum erworbenen und im Ausbau begriffenen Missionsgewese zu begründenden Anstalt: die Missionsanstalt in Brecklum soll Missionare für die Mission unter den Heiden ausbilden und aussenden. – Kann durch die Arbeit derselben auch das Werk der inneren Mission in Schleswig-Holstein gefördert werden, so darf dadurch jener erste und Hauptzweck keine Beeinträchtigung erleiden, teils muß es nur im Anschluß an denselben und als Folge der vorfälligen Arbeit geschehen...“.

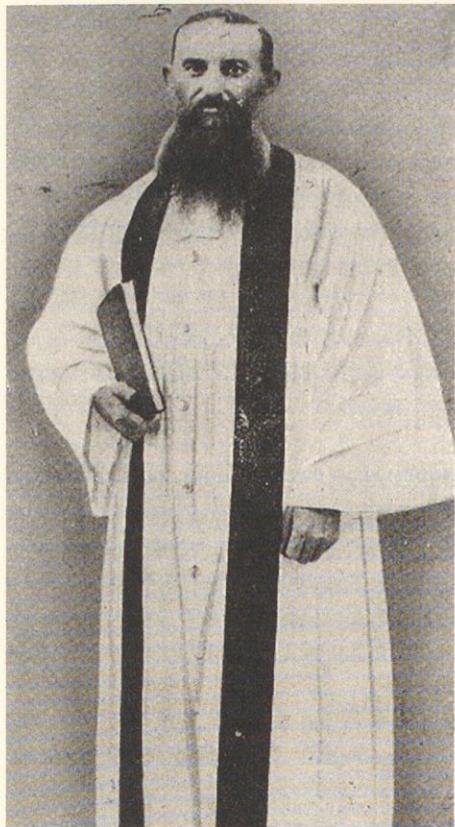
¹⁶ Siehe Paragraph 3 seiner vorläufigen Statuten „Zu dem Ende arbeitet dasselbe auf dem Felde der innern Mission in verschiedener Weise und so Gott Gnade giebt für die äußere Mission unter Heiden, Juden und Muhamedanern.“ [180] 30.4.76.

¹⁷ [199] 1.10.76.

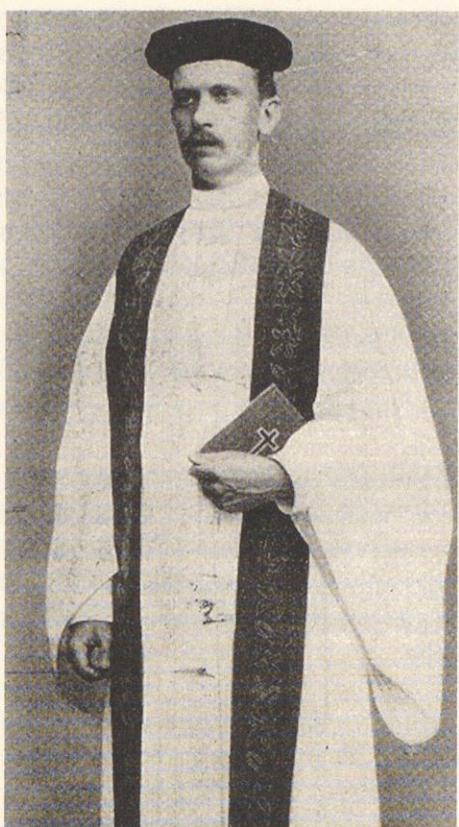
¹⁸ [201] 29.10.76.

¹⁹ Siehe [222].

²⁰ Siehe [483].



Bothmann



Pohl

rüchte wunderlicher Art laut geworden, der Art nemlich, daß hier viel zu viel Gewicht auf das Lernen gelegt werde.“²¹

Besonders offenbar im Holsteinischen gab es Kreise, die an dem ihrer Meinung nach viel zu großartigen Lernen der Zöglinge Anstoß nahmen. Sie argumentierten damit, daß die Apostel ja auch nur einfache Fischer gewesen wären, und der Geist Gottes wehe schließlich, wo er will.²²

In Breklum nahm man diese Leute ernst, denn sie gehörten schließlich zu den treuesten Unterstützern der Sache. Aber man hielt auch dagegen: wie war es denn mit dem Rabbiner Paulus gewesen; und waren es nicht immer

²¹ [M 12] 2.1.1881.

²² Ebd.

wieder die Gelehrten, die der Kirche in ihrer Geschichte die entscheidende Richtung und das entsprechende Format gegeben haben?²³

Um die stark pietistisch beeinflußten Kreise endgültig zu überzeugen, wurde die Brüdergemeine angeführt. Wenn denn auch sie doch der entsprechenden Ansicht war, daß nur die „tüchtigsten, durchgebildesten und edelsten“ Kräfte unter die Heiden zu senden seien, dann konnte man in Breklum doch gar nicht so falsch liegen.

Auch später wird man jede Gelegenheit nutzen, dem heimatlichen Leser aufzuzeigen, wie nötig eine fundierte Ausbildung ist, ja, man wird sogar hier und da noch gewaltig nachbessern müssen.²⁴

Dennoch blieb damals der Erwartungsdruck überaus spürbar und die Frage hing im Raum, wann es denn nun endlich losgehe mit der Aussendung der Missionare. Im Jahre 1881, so das Sonntagsblatt vom 26. Juni, sei die Besucherzahl des Missionsfestes so groß wie noch nie zuvor gewesen: „Es gestaltet sich immermehr zu einem wahren Volksfest.“²⁵ Endlich war es so weit.

DIE ERSTE AUSSENDUNG

„Unsere Missionsanstalt hat denn im vergangenen Jahre²⁶ die ersten 4 Brüder unter die Heiden senden können; sie sind gegenwärtig noch auf der Reise; Stoldt und Festersen verweilen erst in Holland einige Zeit, um dann nach Engano zu reisen, Bothmann und Pohl kommen nach wenigen Tagen in Ostindien an. Beten wir für die Brüder, rufen wir das Erbarmen des Herrn auf Engago und Bastar herab.“²⁷

²³ Eine Erörterung zur Ausbildung der Missionare gab es schon Ende 1878, siehe [321] 22.12.78: „...Dennoch würde man die Ausbildung unserer Missionare, wie sie gegenwärtig gehandhabt wird, stark verkennen, wenn man sie nur für eine intellectuelle (verständesmäßige) ansehen wollte...“

²⁴ Dies gilt vor allem im Blick auf medizinische Ausbildung und bessere Kenntnis der englischen Sprache.

Beispiele für die Richtigkeit fundierter Ausbildung etwa [M 145] 27.6.1886.

²⁵ Siehe [468].

²⁶ [482] 11.12.81: „Am Sonnabend den 4. December fand in erleuchteter Kirche die Abschiedsfeier mit unsren vier Brüdern statt. Eine große Versammlung hatte sich eingefunden.“

²⁷ [494] 29.1.82.

Die Brüder Bothmann und Pohl hatten noch vor dem Weihnachtsfest Abschied von ihren Angehörigen genommen. Am 24. Dezember trafen sie in Leipzig zusammen, die Stationen ihrer Reise wurden Venedig, Brindisi, Alexandria, Suez, Aden, Galle, Madras.²⁸ Madras erreichten sie am 23. Januar 1882.

Was für ein langer Weg war es gewesen bis zu diesem Moment. An Jahren waren es zwar nur wenige gewesen, die seit der Eröffnung und Einweihung der Anstalt am 10. April 1877 bis zu diesem großartigen Augenblick am 24. November 1881²⁹ vergangen waren, aber im Einzelnen war es nicht einfach gewesen, und es sollten sich erhebliche Schwierigkeiten sogar erst noch einstellen.

Der erste Missionsinspektor Theodor Wilhelm Höber, der Jugendfreund Jensens, war im Februar 1877 den Missionsfreunden als künftiger Inspektor vorgestellt worden. Er war vielen Lesern eigentlich kein ganz Unbekannter mehr, am 1. Juli 1874 bereits war er am Gründungstag des Sonntagsblattes als Festprediger in Breklum aufgetreten, seit dem 1. Oktober 1876 hatte er das Missionsblatt herausgegeben.

Sein neues Amt trat er mit viel Zuversicht an. Doch bald wurde er krank. Nach dem Missionsfest 1878³⁰ erhoffte er sich Besserung von einer Kur, doch schon im November mußte er den Unterricht niederlegen. „Da kam der Candidat W. Grönning, der eben vom Militär zurückgekehrt, hier zu einem Besuch an, oder sagen wir lieber, der Herr sandte uns ihn gerade zur rechten Zeit. Derselbe war bereit, Pastor Höber's Stunden zu übernehmen. Letzterer gab den Unterricht an ihn ab bis auf zwei praktische Uebungsstunden in der ersten Classe. Diese wurden im Januar an mich übergeben.“³¹

²⁸ [M 22] 15.1.1882.

²⁹ Siehe Bericht [481] 4.12.81 und [482] 11.12.81 sowie [483] 11.12.81 und [484] 18.12.81.

³⁰ Von diesem Fest berichtete Höber noch selbst, daß es ihm sehr schlecht ging: „Und was den Inspector angeht, so drückte mich die Schwachheit auch in einem Maße, daß ich nicht wußte, ob meine Füße mich so lange tragen würden.“ [284] 7.7.78. Auch Jensen war krank.

³¹ [334] 9.3.79.

Am 22. März 1879 verstarb Höber.³² Wilhelm Grönning wurde sein Nachfolger. Offenbar einigte man sich sehr schnell auf ihn, denn während im Hinweis auf das anstehende Missionsfest noch von Grönning nur als Missionshauslehrer die Rede war³³, wurde er nun im Bericht über dieses Fest am 25. Juni 1879 schon als Missionsinspektor benannt.

Von Grönnings Vater kam der Anstoß, eine Mission im ostindischen Bastarland zu beginnen.³⁴ Über Land und Leute wußte man zwar herzlich wenig, hatte sogar die naive Vorstellung, man könne die Gehälter der Missionare dorthin auf ein Bankkonto überweisen.³⁵ Dennoch stellte man der Missionsgemeinde dieses Fürstentum mit seiner Hauptstadt Jagdalpur nun als mögliches Ziel der Missionsarbeit vor. Doch wirklich klar war man sich darüber lange nicht, erst in letzter Minute, am Nachmittag der Ordination, wurde vom Missionsvorstand das Bastarland als Zielgebiet der Mission dann endgültig beschlossen.³⁶

Viele Pannen auf der Ausreise zeigten die ungenügende Vorbereitung der Expedition. Auch die fehlenden Sprachkenntnisse machten sich bald in aller Schwere bemerkbar. Obwohl in Breklum seit Ostern 1879 Englisch unterrichtet worden war³⁷, reichten die Sprachkenntnisse der Missionare bei weitem nicht aus.

³² Nachrufe siehe [340] 30.3.79: „Am 22. März, 3½ Uhr Nachmittags, ist unser lieber Missionsinspector Pastor Höber in die triumphirende Kirche eingegangen, wie wir fröhlich hoffen dürfen. – Er gehörte zu den treuesten Arbeitern seines Heilandes, und mir persönlich war er der liebste Freund und Bruder; lange Jahre sind wir mit einander gegangen und haben alle Freude und alles Leid mit einander getheilt. Hart, sehr hart ist er mir abgegangen; ein gewaltiger Beter mir von der Seite genommen...“, [341] 30.3.79 und [343] 13.4.79: „...Welche Achtung, welche Liebe er in seiner Gemeinde genoß, trat zu Tage, als er vor 2 Jahren als Missions-Inspektor nach Brecklum berufen wurde. Der Kirchenvorstand schenkte ihm die Doré'sche Bibel mit folgender Widmung: „Beim Abschied von der St. Nicolai-Gemeinde in Eckernförde widmen ihrem Pastor Höber, dem trefflichen Prediger, der aus voller Ueberzeugung das Wort predigte, dem unermüdlichen Seelsorger, dem keine Hütte zu klein, keine Krankheit zu gefährlich, keine Beschwerlichkeit zu groß war; dem Biedermann, der lebte, wie er lehrte, und ihrem verehrten Vorsitzenden, der nie das Seine, sondern stets das Wohl der Gemeinde suchte, das Buch, das er predigte und nach dem er lebte, in dankbarer Anerkennung die sämmtlichen Mitglieder der Kirchenkollegien...“

³³ [354] 15.6.79.

³⁴ [1111] 27.2.98 Siehe auch [175] 2.4.76: „Zugleich machen wir die Mittheilung, daß Pastor Grönning in Ballum, ein früherer Missionar, in die Arbeit des S. mit eingetreten ist, um brieflich etwaige Ankündigungen in den Heidenländern zu suchen u.s.w.“

³⁵ Pohl aaO. S. 114f.

³⁶ [481] und [483].

³⁷ [334].

Die nächste Station auf dem Weg nach Bastar war Rajahmundry. Hier wußte man den Missionar Schmidt zu Hause, einen Angehörigen der amerikanischen Mission des „General Council“. Er war Landsmann der Missionare und hatte sich angeboten, die beiden Brüder ans Ziel zu begleiten. Ein weiterer Missionar mit dem Namen Artmann und ein junger Amerikaner namens Heelis wollten ebenfalls mitgehen.

Ende März schon sollte es losgehen. Im heimatlichen Missionsblatt freute man sich: „Das geht ja gewaltig!“³⁸

Wär es jugendlicher Elan, der Bothmann und Pohl trieb, so schnell wie möglich das Ziel zu erreichen, war es Leichtsinn oder Unkenntnis oder der Erwartungsdruck in der Heimat, der die ersten Taufen sehen wollte? Vermutlich kam vieles zusammen, auch eine offenbar auch bei dem erfahrenen Missionar Schmidt vorhandene viel zu positive Denkweise, die manches in rosigem Licht sah: Es „ist der Plan der, daß Herr Schmidt und die andern Missionare nach unserer Ankunft dort eine Reise zu einem etwa 40 Meilen entfernten Wasserfall machen, die etwa eine Woche in Anspruch nehmen kann, während wir in Jagdalpur bleiben und ein kleines provisorisches Haus bauen. Wenn sie zurückkommen, sehen sie dann, wie es uns gefällt und ob wir an diesem Ort bleiben wollen.“³⁹

„Noch 3 Tage, dann treten wir unsere Bastarreise an. ...Unser Befinden ist außerordentlich befriedigend. ...“⁴⁰

Missionar Schmidt erläuterte dem Leser schon genau, was im Bastarland zu tun wäre: „Bei der Wahl der Niederlassung wollen wir folgendes beobachten. Wir werden 1) eine möglichst gesunde Ortslage suchen; 2) uns in der bestbevölkerten Gegend ansiedeln; 3) in der größten Nähe einer Poststation, oder sonstiger Verbindung mit der übrigen Welt uns niederlassen.“⁴¹

Geschenke für den Rajah, der später das Mikroskop gar nicht beachten, dafür aber an einer Aufziehpuppe seinen kindischen Spaß haben wird⁴², werden sorgfältig eingepackt und in das Missionsschiff „Friedenstaube“ gebracht. Dazu auch Handwerkszeug für den Stationsaufbau in Jagdalpur. Das Werkzeug hatte man teuer in Indien kaufen müssen, im Reisegepäck der

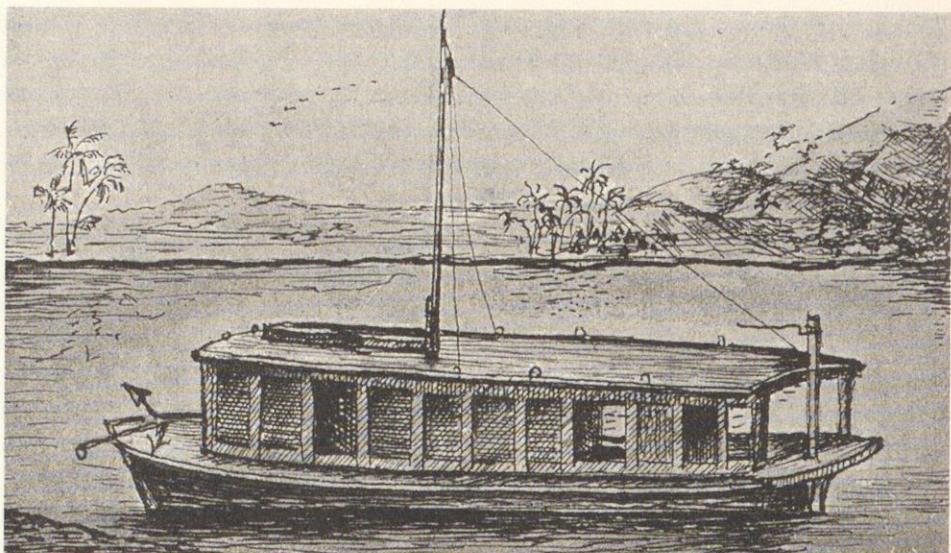
³⁸ Ebd.

³⁹ [M 29] 7.5.1882.

⁴⁰ Ebd.

⁴¹ [M 26] 26.2.1882.

⁴² Pohl aaO. S. 88.



Die Friedentaube

Missionare hatten sich statt dessen Bücher und Predigerrock befunden – Dinge, die zunächst natürlich in Rajahmundry zurückbleiben mußten. „Wir werden gewiß nicht mit dem Reisegeld auskommen, besonders, da noch so viel gekauft werden muß...“⁴³

SCHEITERN IM BASTARLAND

„Also mit des Herrn Hülfe kommen wir immer ein wenig unserm, ich darf wohl sagen „lieben“ Bastarlande näher, denn daß Bastar unser uns vom Herrn bestimmtes Arbeitsfeld zu sein scheint, unterliegt uns keinem Zweifel. ... Bald schwollte dann der Wind die Segel des Missionsbootes...“⁴⁴

Das Erschrecken ist groß, als nach 6 Stunden Fahrt bemerkt wird, daß die Gewehrpatronen vergessen wurden. Ein Bote wird gesandt. Zeitverlust gibt es dabei zwar nicht, aber auch hier also schon zu Beginn der Fahrt eine weitere Panne, von denen es ja schon mehrere gegeben hatte.

Am 20. März verließ das Schiff die grünen Fluten des Godavary und bog in den Savery ein. Noch vier Tage, dann sollte der Fußmarsch beginnen: „Wir

⁴³ Siehe den ganzen Text in [M 30] 7.5.1882.

⁴⁴ [M 32] 21.5.1882.

sind noch sehr gesund, obschon wir nicht wie die andern lieben Missionare allabendlich Chinin u. dgl. nehmen. ... Bitte grüßen Sie alle. Seien Sie dem treuen Herrn befohlen. Gedenken sie unserer fürbittend.“⁴⁵

Auch Schmidt schrieb schnell noch ein paar Zeilen nach Deutschland. Sie sind für die Breklumer alles andere als angenehm, aber treuherzig werden sie abgedruckt, vielleicht auch, um denjenigen den Boden zu entziehen, die immer behauptet hatten, die Arbeit der Missionare ließe sich ja doch nicht kontrollieren, die könnten die schönsten Geschichten auftischen.⁴⁶ „Eure Missionare müssen mehr Englisch haben, besonders englische Unterredung. ... Ein Missionar in Bastar muß aber notwendig etwas Medizin studieren. ... Es ist jammerschade, daß die Missionare in Bastar keine Medizinkunde haben. ... Wenn ein paar Zöglinge eine Ferienzeit auf einer guten Ziegelei zu bringen wollten, wäre es sehr gut. ... Der Missionar muß ... von allem so viel verstehen, daß er alles leiten kann.“⁴⁷

„Der 6. April ist wohl der interessanteste auf der ganzen Reise zu nennen. Es galt die 2000 und mehr Fuß hohen Berge zu ersteigen, um aufs Hochplateau zu gelangen. ... Am 10. April endlich erreichten wir Jagdalpur, unser Ziel. Je näher wir der Hauptstadt kamen, desto breiter wurden die Fußsteige; hin und her machten sich sogar die Spuren von Bandis bemerkbar. Diese Karren sind hier natürlich noch primitivster Konstruktion, die beiden Räder bestehen gewöhnlich nur aus Holzscheiben...“⁴⁸ „Es ist ein freundliches Volk hier, welches noch nicht so viel von den gottlosen Ränken und Betrügereien der civilisierten Welt erfahren hat und darum auch noch weniger verdorben ist.“⁴⁹

So hoffnungsfröh war am 18. Juni die Heimatgemeinde noch unterrichtet worden. Rund 9 Wochen Zeitdifferenz zwischen Erscheinungsdatum und tatsächlichem Geschehen mußte nun schon in Kauf genommen werden. Mit dem 1. Juli sollte Breklum ein eigenes Postamt mit Telegrafenbetrieb bekommen.⁵⁰ Doch in Bastar gab es solche Neuerungen nicht. So hieß es warten. Und so mancher fragte sich beim Lesen, was denn im Augenblick da unten geschehen würde. Vielleicht schon – man mochte es kaum aussprechen – vielleicht schon die ersten Taufen?

⁴⁵ [M 32] 21.5.1882.

⁴⁶ [483].

⁴⁷ [M 33] 21.5.1882.

⁴⁸ [M 36] 18.6.1882.

⁴⁹ [M 37] 18.6.1882.

⁵⁰ [M 38] 16.7.1882.

Der nächste Brief, abgefaßt am 17. Mai, erschien am 16. Juli im Missionsblatt. Er enthielt große Enttäuschungen: „...Wenn die lieben Missionsfreunde diesen folgenden Brief vergleichen mit denen, die sie bisher erhalten haben über unseren Aufenthalt in Bastar, so werden sie gewiß erstaunen und sagen: Das hätten wir nimmer gedacht, daß der Plan, jetzt eine Missionsstation in Bastar zu gründen, noch wieder zu nichte werden könne. Und wir dachten dasselbe...“⁵¹

In Bastar, um es kurz zu machen, schlug das Interesse des Rajahs an den Fremden in dem Moment um, als sie ihm keine (verlorene) Anleihe über 4000 Mark zu machen gedachten. Das Geld wäre auch gar nicht dagewesen, hätte auch in keinem Verhältnis gestanden zum Vermögen der Anstalt.⁵²

Der Amerikaner Heelis war nach einer Treibjagd, zu der der Rajah geladen hatte, schwer erkrankt. Auch die Begleitmannschaft aus Rajahmandry hatte Fieberanfälle.⁵³ „...unsere Stellung in Jagdalpur wurde doch immer bedenklicher. Die Hauprädelsführer unterredeten sich mit einander, daß sie uns nicht erlauben wollten, uns da niederzulassen. Und des Rajahs jüngerer Bruder sagte gar eines Tages im offenen Court: Schießt doch die Missionare nieder und werft sie weg, ich will verantwortlich dafür sein. ...Es lag nicht sehr fern, daran zu denken, daß sie uns bald auch keine Lebensmittel mehr verkaufen würden. ...Uns scheint es nun als der vom Herrn gewiesene Weg, daß wir in Jeypur mit der Mission beginnen sollen. ... Der Herr Jesus weiß schon, welche Wege wir gehen sollen. ...Br. Pohl und ich sind allezeit vollständig gesund gewesen und merken auch nicht im geringsten, daß unsere Gesundheit angegriffen ist.“⁵⁴

Am 9. Mai geschah der Aufbruch aus Jagdalpur. Die Missionare konnten tags zuvor fünf Ochsenkarren, die Reis in die Stadt gebracht hatten, für die Abreise mieten. Am Abend erreichte man Tarapur, am 10. Mai Kodpad, am 11. Mai Sasahandi, am 12. Boriguma, am 13. Pujariput. Der 14. Mai, der Sonntag Rogate, galt der Ruhe und Erholung, am 15. Mai endlich erreichte man genau um die Mittagszeit Koraput: „Wenn aber erst der Weg nach der Küste fertig, wenn erst die Eisenbahn diese Landschaften durchkreuzt, dann wird Koraput schnell seinem Ziel, eine Gesundheitsstation zu werden, entgegen reifen. Wir aber gehen, freilich mit Zagen, aber im Hinblick auf den,

⁵¹ Ebd.

⁵² Ebd.

⁵³ Ebd.

⁵⁴ Ebd.

der uns gesandt, an die Arbeit, hier eine Gesundheitsstation für die armen, kranken, ja toten Seelen zu errichten, wenn der Herr Gnade giebt. Die Uriasprache dürfte kaum ausreichen, um ganz das zu sein, was wir sein sollen, da sehr viele nur Telugu sprechen. Uria ist übrigens nur ein Gemisch aus Hindustani und Telugu. Der Herr gebe, daß wir dem armen Volk bald in ihrer Muttersprache von unserm Herrn Jesu Christo erzählen dürfen.“⁵⁵

Lange Zeit gab es nun im Missionsblatt keine aktuelle Nachricht mehr von den Missionaren. Was weiter geschah, läßt sich erst aus späteren Bemerkungen rekonstruieren.

FLUCHT NACH MADRAS UND RÜCKKEHR NACH SALUR

So machten Bothmann, Pohl und Schmidt am 26. Mai die schon erwähnte Reise zu den 10–11 englische Meilen entfernten Wasserfällen bei Koringa. Heelis und Artmann, so erfuhr der Leser, waren beide am Fieber leidend und blieben in Koraput. Wichtig ist der letzte Abschnitt im Bericht Pohls: „...Ungefähr 10 Uhr morgens kamen wir hier in Koraput an. Hinterher freuten wir uns, die Tour nicht weiter aufgeschoben zu haben, denn dieser Tag war der letzte fieberfreie, seitdem sind wir nur selten recht wohl gewesen.“⁵⁶

Monate später erfährt der Missionsblattleser, was man in der heimatlichen Missionsleitung längst schon wußte: die beiden Missionare waren nur knapp dem Tode entronnen.

Das Studium der Urijasprache, ebenso der Bau der Station in Koraput, mit deren Fundamenten man bereits begonnen hatte, war notgedrungen unterbrochen worden. „Vielfach lagen wir beide, Br. Bothmann und ich recht hilflos darnieder. Daß man beim Versuch, durch das Zimmer zu gehen, hinfiel, kam mehr als einmal vor.“⁵⁷ „Der ostindische Arzt ... erklärte, keine Medizin mehr für uns zu wissen, wenn uns unser Leben lieb sei, hätten wir so bald als möglich in die Ebene zu eilen. So packte ich denn trotz hohen Fiebers die nötigsten Sachen zusammen...“⁵⁸

⁵⁵ [M 39] 30.7.1882.

⁵⁶ [M 45] 3.12.1882.

⁵⁷ Ebd.

⁵⁸ Ebd.

Die Reise hinunter in die Ebene wurde für beide zur Qual, für die Diener eine große Anstrengung. „Es galt 3000 Fuß hinabzusteigen. Wer diese rauen Ghats nie besucht hat, kann sich von deren Zerklüftung kein Bild machen. In meinem eben nur über dem Boden schwebenden Duli war ich schlimm daran. Bald wurde ich hier, bald dort an einen Stein gestoßen, bald förmlich bergab geschleift. Meine Träger thaten mir von Herzen leid, mehr als einmal versuchte ich zu gehen – eine vergebliche Anstrengung. ... Endlich kamen wir eiskalt von der Nässe zwischen 12 und 1 Uhr nachts in Salur an.“⁵⁹

Von Salur geht die Weiterreise im Ochsenwagen vonstatten, am Montag abend kommt man endlich bei der Missionarsfamilie Goffin in Vizianagram an. Drei Wochen ist dort der Aufenthalt, am 18. September machen sich die beiden auf die Weiterreise nach Madras,⁶⁰ am 26. treffen sie endlich dort ein, müssen des lebensgefährlichen Zustands wegen alsbald ins Hospital. Bothmann muß über 10 Wochen liegen. Auch Pohl hält sich längere Zeit dort auf.⁶¹

Das alles erfährt die Missionsgemeinde in der Heimat erst Anfang 1883. In den „Neueste(n) Nachrichten“ wird sogar noch mehr Betrübliches berichtet: „Die Aerzte haben die Wiederaufnahme Bastars und Jeypurs aufs entschiedenste widerraten... Man sagt, wer einmal das Hügelfieber gehabt habe..., der bekomme es immer wieder, wenn er den Ort, wo er's bekommen, nicht ganz meide. Es wird wohl das beste sein, abzuwarten und zu sehen, was der Herr will. Ihm sei die Bastar- und Koraput-Mission befohlen.“⁶¹

Die Rückkehr nach Vizianagram geschieht Anfang Mai 1883 – was der Leser aber erst Ende September des Jahres erfährt.

Pohl und Bothmann machten sich sofort daran, die Telugusprache zu erlernen. Damit war eigentlich klar, dass sie nicht mehr ins Hochland gehen würden, denn dafür hätten sie Oriyah nötig gehabt. Notgedrungen stand Salur nun zunächst im Vordergrund, aber noch immer gingen die heimatlichen Pläne auf Bastar.⁶²

⁵⁹ Ebd.

⁶⁰ Ebd.

⁶¹ [M 48] 11.2.1883.

⁶² [M 38] 16.7.1882. Erst [M 98] 1.11.1885 erfährt man die richtige Betonung Sálur.

Mitte Februar 1884 wurde in Salur der Stationsbau begonnen, zunächst ein einfaches Haus aus ungebrannten Lehmziegeln.

„Seit Mitte Februar haben wir mit der eigentlichen Anlegung der Station beginnen können. Der Bau der Lehmhäuser, Wohnhaus und Küche hat begonnen und bis zum ersten Mai soll alles fertig sein. Ein Brunnen ist ge graben und wird von jetzt an die Arbeit, Holz und Steine für das eigentliche Missionshaus zu bereiten, beginnen. Also Anfang Mai werden wir ganz hierher übersiedeln können.“⁶³

Endlich war dann die Unterkunft fertig, wo man Schutz hatte vor den Un bilden der Regenzeit. Der erste Brückenkopf der Schleswig-Holsteinischen Mission in Indien. Nun konnte man der Ankunft weiterer Missionare getrost entgegensehen. „Wie Ihr wißt, wohnen wir jetzt in einem nicht gar großen Lehmhäuschen und sind sehr vergnügt, ein Dach über uns zu haben, das unsere Breklumer Mission ihr Eigentum nennt. Freilich so ganz sicher ist das Dach nicht, davon haben wir in der Regenzeit oft handgreifliche Erfah rung gemacht. ... Wir sind doch aber sehr froh, das Häuschen zu haben. Na mentlich als die lieben Brüder Reimers und Thomsen bei uns waren, war es uns doppelt lieb. Eng war es ja sehr und die lieben Brüder haben sich tüchtig mit uns drücken und bücken müssen, aber das haben sie uns hof fentlich abgefühlt, daß wir sie gern stattlicher beherbergten hätten, und da das nicht sein konnte, das wenige mit getreuem Herzen mit ihnen teilten.“⁶⁴

STATIONSBAU IN KORAPUT

Reimers und Thomsen waren am 14. September 1884 in Salur angelangt. Die Heimaleitung hatte sie für Koraput vorgesehen, wo Bothmann und Pohl ja seinerzeit schon angefangen hatten.

Nur ein kleines Rasthaus, das ihnen jederzeit wieder verwehrt werden konnte, stand den beiden zur Verfügung. Bald kam das Fieber und dann die Mutlosigkeit: „Es war eine recht trübe, dunkle, schwere Zeit, die ich und Br. Thomsen in vergangenem Jahr in Koraput verlebt haben. ... Ach, wie dunkel lag die Zukunft vor uns, und wie zaghaft wurde das arme Herz!...“⁶⁵

⁶³ Diese genaueren Angaben folgen in dem bereits zweieinhalb Wochen zuvor ge schriebenen Brief Bothmanns, siehe auch [M 63] 13.7.1884.

⁶⁴ [M 72] 11.1.1885.

⁶⁵ [M 99] 1.11.1885.



Julius Reimers

Thomsen verließ das Missionsfeld und kehrte in die Heimat zurück. Missionar Julius Reimers blieb nichts anderes übrig als selbst den schon vor Weihnachten angefangenen Bau eines kleinen Häuschens zu vollenden. Im März 1885 war es bezugsfertig: „Als ich im Januar nach Koraput reiste, fing ich wieder mit den Arbeiten des kleinen Hauses an. ... Als alles hübsch rein gemacht war, zog ich in's liebe kleine Missionshaus ein. Wie fröhlich ich war, ein Haus zu haben, kann ich nicht beschreiben.“⁶⁶

Die Arbeit an den Grundmauern für das eigentliche Missionshaus war parallel betrieben worden. Auch hier ging es nicht ohne Komplikationen: „Nach Ostern habe ich mich besonders mit dem Bau des großen Hauses beschäftigt. Leider mußte ich die Arbeit des Grundes vor Weihnachten kassieren, weil der Grund nach dem

Plane so ungenau ausgemessen war. Jedoch sind Grund und Unterbau vor dem Monsun fertig geworden.“⁶⁷ Reimers entwickelte geradezu unternehmerische Tätigkeit, um der Mission Ausgaben zu ersparen.⁶⁸

Währenddessen war auch in Salur die Freude groß. Das neue Missionshaus war endlich bezugsfertig, einige Dinge mußten zwar noch gemacht werden, aber der Umzug aus dem mittlerweile sehr unbefriedigenden kleinen Hause stand unmittelbar bevor.

Ein großer Schock und ein schwerer Verlust traf die Missionare, als das Strohdach dieses kleinen Hauses Feuer fing und fast alle Habe der Amtsbrüder vernichtete. Auch Reimers wurde betroffen, der seine Sachen dort

⁶⁶ [M 94] 4.10.1885.

⁶⁷ Ebd.

⁶⁸ Siehe [M 78] 3.5.1885.

eingelagert hatte: „...Die Brüder wollten in einigen Tagen ihre noch im alten Hause befindlichen Sachen in die neue Wohnung bringen. ...So sind leider ihre meisten Sachen aufgebrannt... Bruder Reimers Koffer mit seinen neuen Sachen ist total verbrannt. Außerdem sind alle Bücher bis auf wenige verbrannt, auch die kleinen, zum Haushalt nötigen Sachen...“⁶⁹ Noch zwei Tage, dann wäre der Umzug beendet gewesen. „Ach, hätten wir geahnt, daß das so kommen würde, so hätte es ja längst geschehen können...“⁷⁰

So betrüblich das Ereignis war, es konnte niemanden wirklich mutlos machen. Man war doch schon ein ganzes Stück mehr vorangekommen in Indien, und das Häuschen hatte nun wirklich keinen großen Wert mehr gehabt. Doch da waren die verbrannten Besitztümer der Missionare, vor allem ihre Bücher. Missionsinspektor Fiensch rief die Heimatgemeinde auf, den Missionaren zu helfen, besonders auch bei der Wiederbeschaffung ihrer kleinen Bibliothek. Die Hilfe blieb nicht aus: „...Die Kiste (mit den wiederbeschafften Dingen) ist nach langer Reise noch glücklich am Weihnachtsfest in Salur eingetroffen und hat im dortigen Missionshause hellen Jubel erregt, so daß die lieben Missionarsfrauen ihre Männer fast nicht wieder erkannten.“⁷¹

⁶⁹ [M 83] 12.7.1885.

⁷⁰ [M 89] 23.8.1885. Klaus-Detlef Pohl in einem privaten Schreiben an mich: „Mehr als einmal ist das Missionshaus in Indien abgebrannt. Einmal ließ sich der Schuldige eindeutig feststellen. Der Boy, der auf der Veranda saß und mit einem dicken Seil den großen Fächer bewegen sollte, der im Wohnzimmer als Ventilator diente, rauchte sehr gern. Um nicht immer Streichhölzer brauchen zu müssen, hatte er das Seil angezündet. Es brannte nicht wirklich, dazu war es wohl zu dicht geflochten (Sisal?) - es glomm nur, und man konnte sich gut eine Zigarette daran anzünden: Einmal aber (der Boy war vielleicht eingenickt) entfachte ein Windstoß eine kleine Flamme, die dann außen am Seil emporlief und im Dach reiche Nahrung fand. Das Ehepaar Pohl war nicht zu Hause und fand bei der Rückkehr nur noch einen Aschenhaufen vor. Als man die Angestellten fragte, warum sie nicht jedenfalls die Bücher gerettet hätten, deren Wert sie doch kannten, antworteten sie: Sie hätten befürchtet, dabei die Glasscheiben der Schränke entzwei zu machen!“ Über manche Gedankenlosigkeit siehe auch [M 76] 8.3.1885: „In unserm Strohhäuschen brannte auf der Veranda ein helles Feuer, wie gefährlich unter einem nur 5 Fuß von der Erde entfernten Dach! Die Leute hatten sich wärmen wollen!“ Einem Anschlag zum Opfer fiel das kleine Lagerhaus in Salur, siehe [M 200].

⁷¹ [M 121] 21.2.1886.

PLANUNGEN FÜR KOTPAD UND JEYPUR

Die Missionarsfrauen Martha Schmidt und Anna Andresen waren zusammen mit den auf dem Missionsfest 1885 ordinierten Missionaren Wilhelm Ahrens, Johannes Timm, Julius Timmcke und Lukas Harleß im August abgeordnet worden.⁷² Am 12. September lag das Schiff in Vizagapatam vor Anker. „Endlich graute der Morgen des 12. Septembers, und zwischen 6 und 7 Uhr lag das Schiff still im Hafen von Vizagapatam. ... Es dauerte auch nicht lange, bis wir ein Boot sahen, das wir, je näher es kam, als das richtige erkannten. Unsere Brüder Pohl, Bothmann und Reimers und 2 englische Missionare eilten die Treppe zur „Asia“ hinauf, um uns und ihre Bräute, die sich je in eine Cabine der ersten Cajüte zurückgezogen hatten, zu begrüßen.“⁷³

⁷² Siehe [M 81] 12.7.1885 und [M 82] 12.7.1885.

⁷³ [M 100] 15.11.1885. Über diesen Augenblick wurde hernach auch viel in der Familie Pohl erzählt. Um zu verstehen, was da damals vor sich ging, hier noch einmal Klaus-Detlef Pohl (siehe Anm. 70): „Einige Zeit nach seiner Ausreise schrieb Ernst Pohl an seine Eltern, er wünschte sich für dort draußen eine deutsche Ehefrau, und seine Eltern möchten ihm doch eine Frau aussuchen, da habe er volles Vertrauen zu ihnen. Er selbst habe wohl an Martha Schmidt gedacht, mit der er in Kinderzeiten gespielt habe. Aber ob sie überhaupt noch lebe und noch unverlobt sei, wisse er nicht. Sie lebte aber noch, war auch noch frei und arbeitete als Hausangestellte beim Landrat in Breslau. Die Eltern Pohl gingen zu den Eltern Schmidt: Unser Ernst möchte eure Martha heiraten, was sagt ihr dazu? Die Eltern Schmidt waren immerhin schon so modern, dass sie sagten: Das können wir nicht über ihren Kopf hinweg entscheiden, da müssen wir sie selbst fragen. Der Antwortbrief des jungen Mädchens existierte noch lange: Das sei für sie ein Ruf Gottes, dem wolle sie folgen. So wurde eine Art „Fern-Verlobung“ gefeiert, die Aussteuer wurde beschafft und z. T. in Kisten vorausgeschickt. Eine Kiste enthielt das Haushaltsgeschirr, in viel Stroh verpackt. Beim Öffnen in Indien befanden sich in dem Stroh viele Ziegelsteine, da war die Kiste unterwegs beraubt worden. Im Stroh fand man nur noch einen kleinen Sahnekrug – und in ihm die beiden Verlobungsringe. ... Vom großen Dampfschiff stiegen die Bräute auf ein Küstenboot um, das sie nach Vizagapatam brachte; von dort ging es wohl mit einem Ochsenkarren weiter. Am Ziel wurden sie von den beiden Verlobten empfangen. Jedenfalls standen dort zwei junge Männer in europäischer Kleidung, und Martha Schmidt wandte sich leise an ihre Gefährtin: „Du, welches ist meiner?“ Sie kannte ihren Bräutigam nicht! Aber es soll eine gute Ehe geworden sein, obgleich in der Familie erzählt wurde, Martha Schmidt habe in ihrer Jugend schrecklich gern getanzt – und so etwas kam jetzt ja nicht mehr infrage.“

Die Hochzeit Pohl's mit Martha Schmidt und die Hochzeit Bothmann's mit Anna Andresen⁷⁴ fand am 14. September noch in Waltair statt, dem europäischen Vorort von Vizagapatam, denn die englischen Freunde hatten es für unschicklich befunden, daß die Paare noch einige Zeit unverheiratet durch Indien reisen sollten. Julius Reimers traute die Paare.⁷⁵ Ursprünglich war die Doppelhochzeit für Salur vorgesehen gewesen.⁷⁶

Dorthin ging es nun kurze Zeit später auf Bandies. „Ich kann sagen, schreibt Br. Ahrens, daß solche Fahrten in dem zweirädrigen Ochsenkarren durchaus nicht zu den Annehmlichkeiten gehören. Wir waren daher sehr froh, als wir die erste Breklumer Station Salur erreichten.“

Über das weitere Vorgehen sollten die Missionare laut mitgebrachter Weisung aus Breklum gemeinsam entscheiden. Sie waren sich „alle einig, daß zunächst die Hauptstadt Jeypur...und...Kotpad...zu besetzen sei.“⁷⁷

Dem Vorschlag der Missionare wurde in Breklum nicht widersprochen. „Nun sollen die Brüder Ahrens und Timm nach Kotpad, ...Br. Timmcke Jeypur besetzen und Br. Harleß in Koraput bei Br. Reimers bleiben.“⁷⁸

Der ortskundige Reimers will Ahrens und Timm an ihren Bestimmungsort Kotpad bringen. Doch Timm erkrankt und kann die beiden nicht begleiten,

⁷⁴ Klaus-Detlef Pohl (siehe Anm. 70): „Der andere Pioniermissionar Bothmann hatte sich vor der Ausreise noch regelrecht verlobt. Die beiden Bräute reisten nun miteinander nach Indien. Sie waren mit Missionaren, also Pastoren, verlobt, da kam nur dunkle Kleidung infrage. Von Tropenkleidung hatten die zwei noch nie etwas gehört! Auch auf Malta sind sie die vielen Treppen hinauf- und hinuntergestiegen, im Roten Meer täglich in dunkler Kleidung an Deck gewesen – dass sie keinem Hitzschlag zum Opfer gefallen sind, grenzt an ein Wunder! ...Eine besondere Schwierigkeit ergab sich beim Essen: Die jungen Mädchen konnten kein Englisch! Hilflos saßen sie am ersten Tag an Bord vor der Speisekarte und waren viel zu schüchtern, um auf Verdacht hin irgend etwas zu bestellen. Da fiel Martha Schmidt ein, dass ihr Verlobter in einem Brief an seine Eltern (die sie alle lesen dürfen) gerade über die Speisekarte etwas geschrieben hatte: Es habe ein Gericht darauf gestanden, das er wegen seines merkwürdigen Klanges nie zu bestellen wagte: „mutton“. Erst in Indien habe er erfahren, dass „mutton“ Hammelfleisch hieß, also etwas durchaus Eßbares war. Aha: „mutton“ hieß Hammelfleisch. Da haben die beiden Bräute von Genua bis Madras Tag für Tag nur „mutton“ gegessen.“

⁷⁵ [M 100] 15.11.1885.

⁷⁶ [M 97] 18.10.1885.

⁷⁷ [M 102] 29.11.1885.

⁷⁸ [M 109] 27.12.1885.

die darauf allein losziehen und zunächst in Jeypur und dann in Kotpad einen Bauplatz für die Stationen bestimmen. Anfang Dezember schlägt auch sie das Fieber in seinen Bann: „Dem Herrn sei Dank für seine gnädige Durchhülfe. In manchen Stunden war mir schwer ums Herz. Wenn ich den lieben Br. Reimers so fieberkrank auf dem Bette in unserem kleinen Zelte liegen sah und ich selber kaum so viel Kraft nach kaum überstandenem Fieber hatte, ihm hülfreiche Hand leisten zu können, so war ich oft recht traurig.“⁷⁹

Das Weihnachtsfest verbringen sie bei einem englischen Distriktsbeamten, bei der Rückkehr nach Koraput ist die Überraschung groß. Es sind nicht mehr alle Maurer auf der Baustelle: „Zwei waren während unserer Abwesenheit weggelaufen unter dem Vorwande, die Gegend hier sei zu fiebereich. Wir sind aber nicht in Verlegenheit gekommen, denn zwei Maurer aus dem Cuttack-District waren bereit, ihre Lücken auszufüllen. – Mit dem Bau geht es langsam weiter. Wir hoffen unser Häuschen in 2–3 Monaten fertig zu haben. Mit dem Erlernen unsrer Odiya- oder Uriyasprache geht es langsam weiter.“⁸⁰

Während so in Kotpad die Arbeit nun angefangen war, mußte Timmcke sich mit dem Bau in Jeypur noch etwas gedulden. Der für eine Bauplatzvergabe zuständige Minister war lange abwesend. Im Nachherein mag es manchem wenigstens für eine Zeitlang⁸¹ wie eine gute Fügung erschienen sein, daß der Beginn derart verzögert wurde, denn weil Timmcke erst im Februar 1886 dann seine Aufträge vergeben konnte, waren die Arbeiten Anfang März gerade noch rechtzeitig zu stoppen. „...Mit der Bereitung der Steine für das kleine Haus sollte heute begonnen werden. Ich habe jetzt schon Mr. Travers⁸² schriftlich gebeten, die Bestellung rückgängig zu machen.“⁸³

Politische Veränderungen im nahen Bastarland hatten in der Heimat die Hoffnung geweckt, nun könne es endlich etwas werden mit dem „Ort, wel-

⁷⁹ Ebd.

⁸⁰ Ebd.

⁸¹ Aus der Bastar-Sache wurde dann ja am Ende doch nichts.

⁸² Der Engländer Travers war als „Police-Assistant-Superintendent (Polizei-Hülf-Aufseher)“ in Jeypur stationiert. In Kotapad hatte er die aus Bastar Abgereisten seinerzeit aufgenommen und mit dem berühmten Schluck Pilsener begrüßt, siehe [M 39] 30.7.1882. Auch weiterhin verhielt er sich ihnen gegenüber freundlich und hilfsbereit.

⁸³ [M 138] 2.5.1886.

cher die erste Liebe unserer Mission hat⁸⁴, mit einer Station in Jagdalpur. Schon im November hatte sich bei den Missionaren Hoffnung geregelt: „...Es sind nämlich mehrere Personen geraubt und gemästet worden, um als Meria-Opfer⁸⁵ geopfert zu werden. Von den Unglücklichen sind aber einige entflohen und haben der Polizei in Koraput Anzeige gemacht. Die Regierung hat nun alle Polizisten aus der ganzen Umgegend nach Kotpad gerufen, um gegen Bastar einzuschreiten.“⁸⁶

Doch für Jeypur *und* Bastar hatte man weder genügend Missionare noch die entsprechenden Mittel. So blieb nur die Qual der Wahl, d. h. genau genommen auch die nicht einmal, denn eine andere Entscheidung als diejenige, die man der Heimatgemeinde im April 1886 mitteilte, konnte es einfach nicht geben; es galt, die Gunst der Stunde zu nutzen: „Es wird der lieben Missionsgemeinde eine Freude sein zu hören, daß der Gesamtvorstand unserer Gesellschaft beschlossen hat, Jagdalpur, die Hauptstadt Bastars, zu besetzen. Br. Ahrens hat schon Anweisung erhalten, sich dorthin zu begeben. Br. Timmcke soll, mit vorläufiger Offenlassung der noch nicht in Angriff genommenen Station Jeypur, zur Unterstützung von Br. Timm nach Kotpad gehen. Ferner hat das Königliche ev.-luth. Consistorium in Kiel die Prüfung des Zöglings W. von Frieling angeordnet, damit derselbe noch in diesem Sommer ordiniert und nachgesandt werden könne. So wächst uns das Werk unter den Händen durch die wunderbaren Führungen des Herrn. Wir freuen uns mit Zittern, daß wir sehen: Er will uns haben.“⁸⁷

Wilhelm Ahrens wurde für die neue Station ausersehen.⁸⁸

Doch der Bastarplan stieß sogleich auf Schwierigkeiten. Ahrens machte sich auf die Reise nach Jagdalpur, erfuhr dort von dem zuständigen englischen Beamten Priest, daß vor der Regenzeit eine Aufnahme der Arbeit nicht mehr möglich sei. Er wird vertröstet auf November, dann könne es etwas werden, vielleicht aber auch erst im Dezember.⁸⁹

⁸⁴ [M 94] 4.10.1885.

⁸⁵ Eine ausführliche Beschreibung der Menschenopfer siehe [M 111] 27.12.1885 und [M 114] 10.1.1886.

⁸⁶ [M 102] 29.11.1885.

⁸⁷ [M 128] 4.4.1886.

⁸⁸ Über seine große Freude darüber siehe [M 142] 13.6.1886.

⁸⁹ Siehe [M 155] 22.8.1886 die Gründe, weshalb Priest es nicht für geraten hielt, gerade jetzt im Wechsel der Regierung eine Missionsstation zu gründen.

In der Heimat wußte man mittlerweile schon, daß der Rajah wieder in Jagdalpur war, zurückgekehrt in der Nacht vom 3. zum 4. Juni. Doch war damit die Hoffnung auf Bastar nicht aufgegeben, denn das Land sollte ja unter englischer Verwaltung bleiben.⁹⁰ Im Missionsblatt äußerte sich ein zufriedenstiller Missionsinspektor, daß man nach der Regenzeit wohl in Jagdalpur mit der Errichtung der Missionsstation beginnen könne.⁹¹ Ob dann Timm mit Timmcke in Kotpad bleiben oder mit Ahrens nach Jagdalpur gehen würde, war noch nicht entschieden.⁹²

Ahrens jedenfalls nutzte die Regenzeit, um sich auf seine in Jagdalpur ihn erwartende Aufgabe vorzubereiten. Er lernte Hindustani, die dort gebräuchliche Sprache.^{xciii} Aber seine Liebesmüh sollte vergeblich sein. Bastar blieb der Breklumer Mission auf Dauer verschlossen.

STATIONSBAU IN JEYPUR

Nachdem Jagdalpur für Missionar Ahrens zur großen Enttäuschung geworden war, hatte er im April 1887 zwar den Auftrag bekommen, nun nach Jeypur zu gehen, aber zunächst war auch für ihn die Regenzeit abzuwarten. Immerhin konnte er dann das ursprünglich für Jagdalpur bestimmte Holz verwenden und damit Zeit am Bau sparen.

Im Oktober 1887 wurde von Ahrens in Jeypur der Grundstein gelegt. Ein Behelfshaus zu bauen konnte er sich sparen, da er einen Bungalow des Jeypurer Maharajahs nutzen durfte.

Das Haus in Jeypur wurde, abweichend vom bisherigen Muster, zweistöckig gebaut, der erste Stock war um die Weihnachtszeit 1887 schon hergestellt, das ganze Haus Ostern 1888 bezugsfertig.⁹⁴ Am 31. Mai konnten alle am Haus beschäftigten Arbeiter entlassen werden.⁹⁵

„Da das Erdreich jetzt gut aufgeweicht ist, so lasse ich unser Grundstück, das ein Quadrat von 600 Fuß nach jeder Richtung hin bildet, mit einem Erdwall

⁹⁰ [M 146] 27.6.1886.

⁹¹ [M 151] 25.7.1886.

⁹² [M 146] 27.6.1886.

⁹³ [M 155] 22.8.1886

⁹⁴ [M 239] August 1888.

⁹⁵ [M 234] Juni 1888.

und Graben umziehen. Kaktusschößlinge, welche darauf gepflanzt werden, können nach 3 oder 4 Jahren eine gute Einfriedung geben. Einen Garten konnte ich noch nicht anlegen. Wir sind von Herzen froh und unserm Heiland dankbar, daß rechtzeitig vor der Regenzeit das Wohnhaus fertig gestellt werden konnte. Nun wolle der treue Herr uns ferner geleiten und uns tüchtig machen zu dem Werk, dazu er uns berufen hat.“⁹⁶

Ein sichtlich zufriedener Missionsinspektor Fiensch stellte in der Septemberausgabe des Missionsblattes der Leserschaft das Haus anhand einer Zeichnung vor: „Heute kann der Herausgeber den lieben Missionsfreunden unser drittes, nun fertig gewordenes Missionshaus in Indien, das in Jeypur, im Bilde vorführen; es fehlt nun nur noch das von Kotapad, so ist das vierblättrige Kleeblatt fertig, und die lieben Freunde sehen es nun mit eigenen Augen, was draußen von den Gaben der Liebe erbaut ist. Wieder ein fester Punkt, ein Arbeitspunkt mehr. Dafür gebührt Dank dem Herrn, der unserm Bruder W. Ahrens geholfen hat, in der überraschend kurzen Zeit von 7 Monaten das Haus fertig zu stellen.“⁹⁷

KORAPUT, DAS SCHMERZENSKIND UNSERER MISSION

Ja, so bezeichnete Missionsinspektor Fiensch in seinem Jahresbericht 1890 die zweitälteste Station der jungen Mission.⁹⁸ Rückschläge hatte es gegeben und das Fieber hatte die Missionare am vollen Einsatz gehindert.

Krankheit sollte es auch künftig geben. Julius Reimers, der eine Zeitlang selbst die Hoffnung gehabt hatte, daß er „immer mehr acclimatisiert werde“⁹⁹ „...hatte sich am 9. November vorigen Jahres [1886, d. Verf.] aufgemacht, den einsamen Bruder Timmcke in Kotpad zu besuchen, auch denselben für den Stationsbau zu beraten. Aber es sollte anders kommen.“

„Mit Fieber kam Reimers in Kotpad an und erkrankte schließlich so schwer, daß er selbst das Schlimmste befürchtete.“ Timmcke brachte ihn zurück nach Koraput. „Am 15. November abends verlangte er nach dem heiligen Abendmahl. ...Am 17. November stellte sich nochmals heftiges Fieber ein;

⁹⁶ [M 244] Oktober 1888.

⁹⁷ [M 240] September 1888.

⁹⁸ In der Quellsammlung ([M 297] August 1890) ist diese Stelle nicht wiedergegeben, die Reaktion von Reimers auf diese Bezeichnung siehe jedoch [M 317] August 1891.

⁹⁹ [M 94] 4.10.1885.

doch trotzdem es den lieben Kranken sehr schüttelte, war durch die Gnade des Herrn keine Furcht vorhanden. Am 18. November, den Tag des Abgangs des Briefes, war er besser, wenn auch noch sehr schwach, konnte aber Medizin nehmen.“¹⁰⁰

Langsam schien es wieder aufwärts zu gehen. Als im April 1887 endlich das Missionshaus in Koraput fertiggestellt war, begab sich Reimers sofort wieder an die Küste, zu Grönning nach Rajahmundry.¹⁰¹ Harleß blieb derweil allein in Koraput und erlebte die ganze Heftigkeit einer Regenzeit: „Die Wucht des gewaltigen Regens haben wir hier auch verspürt. Kein Wunder, wenn so ein 10-tägiger Regen unaufhörlich auf eine Lehmmauer schlägt, daß sie auch umfällt. Nun, unser Stallwerk hat keine anderen, als Lehmmauern; sind derer auch etliche gefallen und haben wir somit einen kleinen Verlust zu beklagen. Der Schaden wird aber bald ausgebessert sein, wenn nur der geeignete Zeitpunkt kommt. Es ist nur schade um das liebe Vieh, welches sich gewiß oft nichts weniger als gemütlich in seiner Behausung gefühlt hat; denn von oben tropft es mit wirklicher Macht durch das Strohdach auf das arme Getier herein und gleicht der Boden oft mehr einer Mergelgrube, als einem Schlafboden für Tiere, die auch leben und existieren wollen.“¹⁰²

In der Heimat hatte sich währenddessen die Verlobte von Julius Reimers auf ihre Ausreise vorbereitet: „Nachdem das große Missionshaus in Koraput fertig geworden und Br. Reimers sich auch wieder von der schweren Krankheit des letzten Winters erholt hatte, konnte daran gedacht werden, ihm seine Braut, Christine Jensen aus Almdorf, nachzusenden, nicht auf der gewöhnlichen Tour über London-Madras, sondern über Genua-Bombay. Das geschah aber, weil das am 20. September von Genua abgehende Schiff gute Reisegesellschaft von Missionsleuten bot, wie das schon früher erwähnt ist. So war denn der 14. Sonntag nach Trinitatis (11. September) für die Abordnungsfeier bestimmt. Um 6 Uhr abends versammelten sich viele Missionsfreunde, vor allem ein großer Teil der Gemeinde Breklum, um der Aussendung des ersten ihrer eignen Glieder zum Missionsdienst beizuwollen.“¹⁰³

¹⁰⁰ [M 180] 6.1.1887.

¹⁰¹ [M 232] Mai 1888.

¹⁰² [M 222] Januar 1888.

¹⁰³ [M 212] Oktober 1887.

Am 20. Oktober wurde in Rajahmundry die Hochzeit gehalten. Sie schien auf die beiden nun endlich Vereinten wie ein Wunderelixier zu wirken: „Die junge Frau ist sehr fröhlich und gesund. „Es geht mir sehr gut,“ schreibt sie, „ich sehe so frisch und gesund aus, wie zu Hause seit langer Zeit nicht.“ Und auch Br. Reimers hat sich ganz erholt. Das beste Zeugnis für seinen Gesundheitszustand stellt ihm die junge Frau aus, indem sie sagte: „Du siehst noch ganz so aus, wie vor 3 Jahren.“ Der Herr erhalte und segne die Lieben und die Heiden durch sie!“¹⁰⁴

Die Freude über den guten Allgemeinzustand bei Reimers und seiner Gattin kam leider zu früh. Mit dem Fiebermonat¹⁰⁵ kehrte auch das Fieber wieder: „Koraput hat auch längere Zeit von Br. Harleß allein verwaltet werden müssen, da Br. Reimers Gesundheit durch neue, heftige Fieberanfälle so geschwächt war, daß eine Luftveränderung und Urlaub zur Erhaltung seines Lebens notwendig wurden. Als die schlimmen Nachrichten hierher gelangten, wurde Br. Reimers telegraphisch angewiesen, nach der Küste zu gehen, da jeder längere Aufenthalt auf den Bergen ihm in kurzer Zeit den Tod bringen konnte. Da haben wir um sein Leben gebangt und gebetet, da wir täglich uns auf die schwerste Botschaft gefaßt machen mußten. Schon im Mai wurde er und was die Lage besonders schwer machte, auch seine Frau von starken Fiebern heimgesucht. Sein Zustand verschlimmerte sich; heftiges Kopfweh und Erbrechen nahmen ihn sehr mit, daß er, obgleich die Krankheit nach Anwendung von kalten Umschlägen und Medizin ab und zu etwas nachließ, sehr schwach wurde. Eine Reise nach Kotapad und Jeypur half anfangs etwas, bald aber kehrte das Fieber zurück. Dazu fehlte es bei eintretender Besserung in Koraput sehr oft an Fleisch, Milch und dergleichen, die zur Stärkung so nötig waren, oder die Speisen wurden durch den Diener beim Kochen verdorben. Im Juli stieg die Krankheit bis auf den höchsten Grad, dazu mußte sich Schwester Reimers auch legen, und zuletzt auch der Diener. Das waren schwere Tage!“¹⁰⁶

„Die Luftveränderung hatte sehr guten Erfolg. Br. Reimers erholte sich so, daß er bald wieder frisch und fröhlich schrieb, zwei Monate lang vom Fieber verschont blieb und im Oktober wieder nach seinen geliebten Bergen zurück ging. Dagegen hatte der Klimawechsel für seine Frau nicht denselben gewünschten Erfolg. Sie hatte in der Ebene und hernach wieder auf den

¹⁰⁴ [M 222] Januar 1888.

¹⁰⁵ Vergleiche Anm. 201.

¹⁰⁶ [M 246] November 1888.

Bergen einen Tag um den anderen Fieber, so dass Br. Reimers am 7. November schrieb: „Meine liebe Frau war und ist noch krank, sie ist recht kümmerlich. Dazu war auch der Koch und einer der Lehrer krank. Da mußte ich meine gute Christine pflegen, Essen kochen, Brot backen u.s.w. und die Lehrerstelle ausfüllen (Br. Harleß war verreist, um einen Arzt zu konsultieren).“ Und am 20. November schreibt er: „Das Fieber stellte sich zweimal wieder ein; es trat in 3 Touren recht heftig auf. Doch jetzt bin ich ganz wohl wieder. Aber meine liebe Frau wird sehr vom Fieber mitgenommen. Es ist eine harte Schule, die wir im Leiden durchzumachen haben. Es ist sehr schwer, wenn man fast täglich und schon bald 2 Monate am Krankenbette seines Liebsten stehen muß. Wir hoffen immer von einem Fieberanfall zum andern, daß sie doch endlich aufhören möchten und sie folgen immer schneller aufeinander. In ihrem jetzigen Zustande ... ist es ja besonders schlimm, und Chinin darf sie nicht nehmen. Der treue Herr Jesus wolle uns vor noch Schlimmeren bewahren! – Koraput ist ja als der schlimmste Fieberort verrufen. Die Winde wehen hier so kalt; es ist auch recht kalt hier. Die Temperatur steht jetzt morgens in der Veranda auf 8 Grad R. seit der letzten Woche, (sie sank später sogar auf 4 Grad, so daß die Eingeborenen in der Nacht aufstanden und sich Feuer anmachten, um sich zu wärmen).“¹⁰⁷

Christine Reimers verstarb am 27. Dezember des Jahres 1888. Im Februar hatte sie ihrer Entbindung entgegen sehen sollen.¹⁰⁸

INDISCHE MITARBEITER AUS DER EIGENEN MISSION

Wie liegen sie oft doch so nah beieinander, die Freude und das Leid. Christine Reimers lag in Koraput mit ihrer schweren Krankheit darnieder, in Salur wurden zu gleicher Zeit die ersten drei Kinder konfirmiert: Martin, Joshua und Nathanael, die ältesten im Kinderhaus. Der 2. Dezember 1888 war ihr großer Festtag.¹⁰⁹

Sie gehörten zu den „Erstlingen“ der Breklumer Mission, zu den ersten „richtigen“ Täuflingen dort in Indien. Wie hatte man auf diesen Augenblick einer Taufe doch gewartet. Und nun schon Konfirmation!

¹⁰⁷ [M 258] Februar 1889.

¹⁰⁸ Ebd.

¹⁰⁹ [M 258] Februar 1889.

Besonders von Martin und Josua hatten die Missionare die Hoffnung, daß sie einmal „Nationalhelfer unter ihrem Volke werden, wozu sie wohl geeignet scheinen.“¹¹⁰ Grönning hatte sich anerboten, sie auf seine Kosten zu Katecheten auszubilden, trotz seines Todes konnten sie zur Ausbildung an die Katechetenschule in Rajahmundry.

Martin war Jahre zuvor von den Missionaren in Salur als Waisenkind aufgenommen worden: „In der vorigen Woche ist uns ein Knabe, namens Venkataswami¹¹¹ in einer Weise zugeführt worden, daß wir ihn nicht wieder auf die Straße hinausstoßen konnten und ihn im Namen des Herrn aufnahmen. Er ist 11 Jahre alt, aufgeweckten, munteren Gemüts und wie mir scheint fleißig. Freilich eine Woche ist nicht genug, um kompetent urteilen zu können, wenn man das je kann. ... Hier bei uns konnte er vorläufig nicht beherbergt werden. Wir haben ihn beim Katecheten untergebracht, der recht zufrieden mit ihm ist. 15 Pfennige kostet der tägliche Bedarf an Speise, dazu kommt nun noch ein wenig Kleidung und einige Schulbücher.“¹¹²

Bald wurden es der Jungen mehr, die bei den Salurer Missionaren Aufnahme fanden. Im März 1887 wurde der Leserschaft mitgeteilt, daß „in nächster Zeit... auch ein Knabenhaus (boardinghouse) in Salur gebaut werden (würde), damit die Knaben ein besseres Heim als das jetzige, niedrige Lehmhaus ist, bekommen. Die Wände des letzten sitzen voll weißer Ameisen; das Dach geht der Regengüsse wegen zum Schutz der Mauern so weit herunter, daß selbst der kleine Marana nicht grade durch die niedrige Thür gehen kann.“¹¹³ Der Bau von geplanten Stallungen wurde zugunsten des Kinderhauses zurückgestellt.¹¹⁴ Im Oktober 1887 konnten die Leser bereits unterrichtet werden, das der Bau seinem Ende entgegenging.¹¹⁵

Schließlich wurden auch Mädchen aufgenommen, die nach anfänglichen Bedenken auch am Schulbesuch teilnehmen konnten.¹¹⁶

¹¹⁰ [M 258]. Siehe auch [M 274] Juli 1889.

¹¹¹ Der Name lautet später Venkanaswami bzw. Venkataswami. Nach der Taufe: Martin.

¹¹² [M 87] 9.8.1885.

¹¹³ [M 190] 6.3.1887.

¹¹⁴ [M 202] Juli 1887.

¹¹⁵ [M 211] Oktober 1887.

¹¹⁶ [M 217] November 1887.

PARVATIPUR UND NARANGPUR

Noch zwei weitere Stationen kamen in den nächsten Jahren zur Breklumer Mission hinzu: Parvatipur und Narangpur.

Das Augenmerk der Missionare hatte sich von jenem Augenblick an besonders auf Parvatipur gerichtet, als sie durch befreundete¹¹⁷ Missionare von einem Rückzug der Londoner Mission aus dem Gebiet der bisherigen „Vizianagram-Mission“¹¹⁸ erfuhren, um „das im südlichen Indien gelegene Gebiet von Kadappa, woselbst der Herr eine reiche Ernte gegeben hat, ausgiebiger (zu) besetzen.“¹¹⁹ Da es an Arbeitern fehlte, schien nur dieser Weg zu bleiben.

Bei Vertretungen untereinander hatten die Missionare schon seit längerem erkannt, wie ungünstig es war, daß nur eine einzige Station im Telugubereich vorhanden war. Sprachprobleme waren die Folge. Als die Waisenkindearbeit dann immer größer wurde, hielt man es außerdem auch für gera-ten, Jungen und Mädchen durch die Unterbringung auf verschiedenen Sta-tionen zu trennen.

Der Vorstand aber hatte nicht Parvatipur, sondern Narangpur (Nowrangapur) in seine Zielvorstellungen aufgenommen. Bei aller Anerkenntnis für das Verlangen der Missionare, Salur zählte eben nur als „Etappenstation“¹²⁰ für Jeypur und – Bastar! Das auch 1888 noch, wie aus dem Missionsblatt vom August jenes Jahres zu entnehmen ist.¹²¹

Der Auswahl Narangpurs war eine genaue Erkundigung vorausgegangen. Grönning nämlich hatte Omorcot vorgeschlagen,¹²² die Generalversamm-lung, die am 25. Mai 1888 in Neumünster tagte, beauftragte darum Reimers, Ahrens und Timmcke mit einer Reise in den Norden Jeypurs.¹²³

¹¹⁷ Siehe die Texte [M 136] 2.5.1886, [M 162] 3.10.1886, [M 193] 20.3.1887, [M 208] September 1887: „von jeher viel Liebe seitens der Londoner Missionare“, „bekannte Gast-freundschaft“, „befreundete Londoner Missionare“. Namentlich genannt werden Gof-fin, Le Mare und Macfarlane.

¹¹⁸ [M 272] Juli 1889.

¹¹⁹ Ebd.

¹²⁰ So [M 239] August 1888.

¹²¹ Ebd. „...das nächste Ziel die Vervollkommnung unseres Stationsnetzes im Herzen und im Norden von Jeypur und die Mission in Bastar...“. Ebenso [M 241] September 1888: „Ein Vorschlag der Brüder in Salur, eine zweite Telugustation anzulegen, fand nicht die Billigung der Versammlung, da wir unsere geringen Kräfte auf Jeypur und Bastar konzentrieren mußten.“

¹²² [M 241] September 1888.

¹²³ [M 265] April 1889.

Deren Dafürhalten war wegen der geringen Einwohnerzahl Omorcots eindeutig auf Narangpur gerichtet. So sollte es also nur Narangpur werden. Doch die Entscheidung der Londoner Mission führte zu einem Umdenken in Breklum. Mehrere Überlegungen mögen eine Rolle gespielt haben, vor allem auch die Angst vor den Baptisten, die mit Parvatipur den übrigen Stationen gefährlich nahe kommen würden.¹²⁴ Ein schicksalhaftes Zusammentreffen verschiedener Ereignisse bestärkte dann die Heimaleitung in ihrer Entscheidung, die Station zu übernehmen.¹²⁵ Am 25. März 1889 faßte die Generalversammlung in Rendsburg diesen Entschluß.

Vorübergehend leitete Bothmann die neue Station, für den in Salur Harleß einsprang. Im Dezember, nach der Heirat von Harleß, wurde dann erneut getauscht, Harleß und Frau gingen nach Parvatipur, Bothmann kehrte nach Salur zurück.¹²⁶

Narangpur, der „Schlüssel zu dem Norden von Jeypur“¹²⁷ an der einzigen nach Norden führenden Straße wurde mit Julius Timmcke und Theodor Ahrens besetzt.¹²⁸ Am 9. September 1889 kam das Geld, daß der Vorstand für den Anfang der Stationsgründung bewilligt hatte. Das Grundstück dazu hatte der Maharajah von Jeypur bereits im Sommer der Mission überlassen. „Nach den nötigsten Ankäufen und Bestellungen und nach den Vorbereitungen meiner Uebersiedelung von Jeypur nach Narangpur kam ich am 21. Sept. hier an. Mich freut es sehr, daß Br. J. Timmcke mir mit Rat zur Seite stehen kann; denn gerade in der ersten Zeit der Stationsgründung wird der Anfänger im Bauen am leichtesten belogen und betrogen zum Schaden der Missionskasse.“¹²⁹

Zunächst wurde wieder ein einfaches, kleines Lehmhaus angefertigt, das am 13. Dezember soweit fertig und trocken war, daß die beiden Missionare einziehen konnten. „Ganz nahe bei diesem kleinen Haus wird der Grund für das eigentliche Missionshaus ausgegraben.“¹³⁰

¹²⁴ Siehe [M 272] Juli 1889 „Den ganzen übrigen Teil des Vizianagramgebietes (etwa $\frac{4}{5}$) haben sofort die Canada-Baptisten besetzt, die auch gern Parvatipur mitgenommen hätten.“ Siehe auch [M 284] Januar 1890.

¹²⁵ [M 273] Juli 1889. Vgl. auch den Jahresbericht [M 274] Juli 1889.

¹²⁶ [M 297] August 1890.

¹²⁷ [M 272] Juli 1889.

¹²⁸ Zur Verteilung der Missionare siehe [M 287] Februar 1890.

¹²⁹ [M 288] März 1890.

¹³⁰ Ebd.

Leider gab es auch in Narangpur wieder viel Krankheit. Ende Dezember 1889 wurde Timmcke von schweren Fieberanfällen heimgesucht, infolge deren sich gefährliche Nierenblutungen einstellten. Er mußte am 17. Januar die Station verlassen und in die Ebene gehen. Am 26. März erst traf er dann wieder in Narangpur ein, gerade rechtzeitig zur Fertigstellung des Missionshauses.¹³¹

Dessen Bau hatte Theodor Ahrens überwacht. Fünf Tage nach Timmckes Abreise hatte er am 22. Januar den Grundstein gelegt. „Elf Maurer, elf Zimmerleute und etwa 80 andere Arbeiter“ galt es nun zu beaufsichtigen. Schon am 27. März wurde „der letzte Stein im Schornsteine vermauert“, am 16. Mai 1890 das neue Missionshaus bezogen.¹³²

Auch Ahrens blieb vom Fieber nicht verschont. Anfang November 1890 wurde er von heftiger Krankheit ergriffen und mußte die Station verlassen, „um auf einer Erholungsreise zu gesunden, von der er gestärkt am 26. Februar wieder in Nowrangapur eintraf.“ Wieder einmal wurde bei solchem Anlaß deutlich, daß man unbedingt eine Station zur Erholung, eine „Gesundheitsstation“ für die Missionare benötigte. „O, stünde doch bald ein Schleswig-Holsteinisches Erholungshaus an der Küste des indischen Meeres!“¹³³

VERKÜNDIGUNG DURCH DIENSTE AM KRANKEN

„So allmählich werden die Leute hier uns und wir den Leuten bekannter. Die entsetzliche Furcht, in der die Leute hier im Jungel früher gefangen waren, wenn sie einen Europäer sahen, scheinen sie doch allmählich überwunden zu haben. Es wurde uns erzählt, daß man sich in früheren Zeiten hier die Weißen als Menschenfresser mit unmenschlich großen Ohren gedacht und sie wie Tiger gefürchtet habe. Seitdem wir uns nun hier in Kotapad niedergelassen haben, sind wir auch genau von den Leuten aufs Korn genommen worden. Daß wir sie nicht fressen wollten, dachten sie sich bald, da wir doch gerade für sie zur Erhaltung ihres Lebens und ihrer Gesundheit Medizin mitgebracht hatten.“¹³⁴

¹³¹ [M 296] Juli 1890.

¹³² [M 317] August 1891.

¹³³ [M 308] Februar 1891.

¹³⁴ [M 222] Januar 1888.

Auch dieses Thema soll nur leicht gestreift werden. Die nach Bothmann und Pohl ausgesandten Missionaren hatten eine bessere Ausbildung im Blick auf medizinische Kenntnisse erhalten, denn schon bald nach der ersten Aussendung stand die Erkenntnis im Missionsblatt zu lesen: „Man kann eben so gut einen Soldaten ohne Gewehr in die Schlacht schicken, wie einen Missionar ohne medizinische Kenntnisse in die Heidenwelt.“¹³⁵

Christian Thomsen lernte in Dresden, Wilhelm Ahrens und Lukas Harleß in Stuttgart, Theodor Ahrens und Ernst Gloyer nach anfänglichen Schwierigkeiten mit einem geeigneten Ausbildungslatz schließlich in Altona. Auch Paul Schulze machte einen „medizinischen Kurs“.¹³⁶

„Die Hülfflosigkeit der armen Leute in Krankheitsfällen ist groß. Manchen stehen wir auch ganz hülfflos gegenüber. Es ist uns viel wert, daß wir auf diese Weise mit den Leuten bekannt werden.“¹³⁷

Was die medizinische Versorgung der Menschen im Missionsgebiet anlangte, so gab es zwar auch indische Ärzte, aber die Missionare hatten offenbar keine hohe Meinung von ihnen. Dem einen kam die Bezeichnung „Arzt“ ihrer Ansicht nach nicht zu, eines anderen Behandlung erschöpfte sich im Pulsfühlen.¹³⁸

Die herkömmliche Behandlung Kranter durch sogenannte Ärzte auf dem Land war geprägt von viel Unkenntnis, und der Behandlung durch Zauberer lag viel Aberglauben zugrunde. Statt zu einer schnellen Heilung führte manche angewandte Methode zu noch größeren Schäden.¹³⁹

„Es wäre hier ein geeigneter Platz für einen durchgebildeten Missionsarzt“ so verlautete es aus Kotapad. Die Regierung hatte in „Nowrangapur, Jeypur¹⁴⁰ und Koraput kleine Hospitäler errichtet, die immerhin einige wenige Kranke aufnehmen können und welche gewiß viel Segen stiften können, wenn sie nicht von allzugroßen Spitzbuben verwaltet werden. (Doch) Europäische Ärzte sind daran nicht angestellt.“¹⁴¹

¹³⁵ [M 33] 21.5.1882.

¹³⁶ [M 51] 8.4.1883, [M 156] 5.9.1886, [M 239] August 1888, [M 275] August 1889, [M 275] August 1889.

¹³⁷ [M 222] Januar 1888.

¹³⁸ [M 47] 14.1.1883, [M 179] 26.12.1886.

¹³⁹ [M 101] 15.11.1885, [M 271] Juli 1889, [M 287] Februar 1890.

¹⁴⁰ „Der anzustellende Doktor aber muß durch freiwillige monatliche Beiträge unterhalten werden.“ [M 211] Oktober 1887.

¹⁴¹ [M 287] Februar 1890.

Korruption warf man den Verantwortlichen vor: „Wir haben ja allerdings ein Hospital hier, aber die armen Leute bekommen keine Medizin, sondern nur einen unschädlichen, wie unnützen Trank. Als Beweis möge außer vielen Aussagen der Kranken noch folgendes dienen. Als ich einst den eingeborenen Arzt nach der jährlich hier im Hospital verausgabten Summe fragte, sagte er: „120 Rs. = 200 M. für Medizin und etwa 500 M. für Diät.“ Das heißt mit anderen Worten: Viele Kranke sind wohl gekommen; aber wenn allein für bettlägerige Kranke 500 M. für Speise ausgegeben ist, die doch täglich nicht mehr wie etwa 10–30 Pf. gebrauchen, wie können denn 200 M. für alle Kranke als Medizin hinreichend gewesen sein?! Außerdem glaube ich, daß von dem bisschen Medizin für 200 M. wohl kein einziger der ärmeren Bevölkerung, sondern nur die Angesehenen erhalten haben.“¹⁴²

So war es nicht zu verwundern, wenn zu den Missionaren immer mehr Menschen mit der Bitte um Hilfe und Medizin kamen, je mehr sich ihre Kunst herumsprach. Mag es sich dabei manchmal auch um Zufälligkeiten gehandelt haben¹⁴³, die Erfolge waren unbestreitbar, erforderten aber auch viel Einsatz und viel Material: „Täglich etwa 20 und mehrmals, also monatlich 600 mal, jährlich etwa 7000 mal Medizin zu verabreichen, erfordert immerhin schon große, gefüllte Medizinflaschen, die ich leider nicht immer bereit halten kann.“ Da war es dann schon bitter, wenn eine Sendung durch Schiffbruch ihren Bestimmungsort nicht erreichte.¹⁴⁴

Durch den Umgang mit den helfenden Missionären wurden die anfänglich so mißtrauischen Einheimischen immer offener. Das geschah im Kleinen¹⁴⁵, wie auch im Großen.¹⁴⁶ So ebnete die tätige Hilfe manchen zunächst unüberwindbar erscheinenden Berg.

¹⁴² [M 310] März 1891.

¹⁴³ Wenn nicht in dem [M 76] 8.3.1885 genannten Fall der Grund der Krankheit ein Ernährungsmangel war, der mit der „guten Suppe“ behoben wurde.

¹⁴⁴ Siehe die Abbildung nach [M 282]. Einmal war es auch eine lange Irrfahrt, [M 234] Juni 1888.

¹⁴⁵ „Ein Brahminenjunge, der mit seinem schlimmen Beine längere Zeit zu den Zauberern im Dorfe geschickt war, kam, da er sich allein fürchtete, längere Zeit hindurch in Begleitung wenigstens eines Mannes zu uns...“ siehe [M 222] Januar 1888.

¹⁴⁶ [M 301] November 1890 „...Ob sie nie von dem „Medizinsahebbo“ gehört hätten; der sei ich. Da sagte einer: Wenn ich der sei, so solle ich nur einen Tag bestimmen, an welchem ich sie unterrichten wolle, dann wolle niemand auf Arbeit fortgehen!...“

Freilich, wer das Elend sah, das überall herrschte, der hatte wohl auch schon weiterführende Gedanken: „Wir werden uns, ebenso wenig wie andere Missionen, mit der Zeit dem nicht entziehen können, ein Aussätzigen-Asyl zu gründen, um diese Elendesten pflegen und im Wort Gottes unterweisen zu können.“¹⁴⁷

DIE FINANZLAGE DER JUNGEN MISSION.

Für die vielen guten Ideen, die man in der Heimat und in der Schar der Missionare in Indien hatte, gab es leider nicht genug Mittel. Wie recht hatte man mit der Entscheidung gehabt, keine Boten in die neuen deutschen Kolonien zu entsenden, sondern das angefangene Werk in Indien weiter zu führen. Allerdings muß man sich fragen, ob die Entscheidung genauso ausgefallen wäre, wenn die Arbeit in Indien nicht schon so weit vorgedrungen wäre. Die bereits erfolgte Gründung zweier Stationen gab wohl den Ausschlag.¹⁴⁸

Man wird es nicht für möglich halten wollen, aber aus Sparsamkeitsgründen wurde von Missionar Schmidt tatsächlich in Vorschlag gebracht, die Missionare könnten einen Teil des Weges auch zu Fuß zurücklegen. „Den Rhein hinauf durch die Schweiz, mit einem Besuch in den Missionshäusern in Hermannsburg, Barmen, Basel und Chrischona und eine Fußtour, mit dem Brodsack über der Schulter durch die Schweizerberge ist billig und sehr nützlich. ... Auf einer 4 bis 6-wöchentlichen Reise durch Deutschland und die Schweiz kann man viel vom Glaubensleben und von Naturschönheiten kennen lernen. Die Schwäche dieser Reiseroute ist, daß man nicht Gelegenheit hat Englisch zu sprechen.“¹⁴⁹

Die heimatische Missionsgemeinde war klein, verglichen mit anderen Missionsgesellschaften, auf Schleswig-Holstein und Lauenburg beschränkt. Zudem gab es alte Verbindungen treuer Missionsfreunde zu anderen Missionen, herrührend aus einer Zeit, als es in Schleswig-Holstein noch keine eigene Mission gab. So waren auch da viele Mittel gebunden.¹⁵⁰

¹⁴⁷ [M 317] August 1891. Siehe auch in der Quellensammlung das Kapitel „Die Liebe Christi predigt durch die That“.

¹⁴⁸ [M 158] 19.9.1886. Absage auf der Vorstandssitzung am 23. Juni 1885.

¹⁴⁹ [M 17] 22.5.1881.

¹⁵⁰ [M 317] August 1891.

„In den ersten Jahren, da der Ausgaben weniger waren, (hatte) ein Kapital von ca. 40.000 Mark“ angesammelt werden können. Doch je mehr sich das Werk in Indien dann ausweitete, desto größer wurden naturgemäß die Kosten für den Bau und Unterhaltung der zu gründenden neuen Stationen, außerdem sollte daheim „der dringend nötige Bau eines größeren Betsales im Missionshause in Angriff genommen werden“.¹⁵¹

Schon bei den ersten Anschaffungen in Indien – Werkzeug und Kleiderstoffe aus anderem Material – merkt man an der absichernden Hinzufügung der Missionare, daß sie mit dem Kontostand der Mission durchaus vertraut sind: „Wir haben das alles nicht aus uns selbst angeordnet, sondern es wird von den älteren Missionaren hier für nötig gehalten.“¹⁵²

Sammelbücher als eine Quelle für Missionseinnahmen schien ein möglicher Weg zu sein, aber dazu brauchte man natürlich auch ehrenamtliche Mitstreiter, die sich mit diesen Büchern von Haus zu Haus aufmachten – und das nicht nur einmal, sondern mit guter Regelmäßigkeit. „Der Herausgeber weiß es nun freilich aus seinen früheren Erfahrungen, daß bei dieser Sache besonders eine Tugend zu üben ist, die Beständigkeit, die sich nicht müde machen und nicht beirren läßt. Von Manchem giebts kurz ablehnende Antwort, andere treten wieder zurück. Das darf aber den Mut nicht lähmen. Nur vorwärts! Der Missionskasse aber erwächst daraus große Hülfe, den Sammlern viel Segen, und die Geber lernen mindestens Eins: Ordnung des Gebens.“¹⁵³

In einem Aufruf an die evangelisch-lutherischen Gemeinden von Schleswig-Holstein-Lauenburg wandte sich viel Prominenz an das Kirchenvolk. „Die jährlich eingehenden Liebesgaben betrugen in den letzten Jahren fast stehend ca. 39.000 M. Daß diese Summe bei aller Sparsamkeit und Beschränkung auf das Notwendigste zur Unterhaltung der Arbeit zu Hause und draußen nicht ausreicht, ist jedem nur etwas Sachkundigen klar, zumal Indien auch ein teures Land ist und die Kosten der heimischen Verwaltung im Verhältnis zu den Ausgaben für das Missionsgebiet, wie bei allen kleineren Missionsgesellschaften, so auch bei der unsrigen naturgemäß größer sind, als bei größeren Gesellschaften. Der aus den ersten Jahren des Besteheins unserer Gesellschaft gesammelte Reservefond von 40.000 M. ist jetzt bis

¹⁵¹ [M 156] 5.9.1886.

¹⁵² [M 30] 7.5.1882.

¹⁵³ [M 201] Juni 1887.

auf die unangreifbaren Legate fast gänzlich verbraucht. Und doch kann und darf das Werk, das im ersten Anfang ist, nicht stille stehen. Bei der jetzigen Ausdehnung der Arbeit sind jährlich ca. 62.000 M. nötig, obgleich die Schleswig-Holsteinische Missionsgesellschaft unter allen kleineren deutschen Gesellschaften am billigsten arbeitet, wie das leicht zahlenmäßig nachgewiesen werden kann. Der Ausbau der bisherigen und die Anlage neuer Stationen, die Aussendung von Missionaren und Missionsbräuten, der Bau von Missionshäusern, Kirchen und Schulen, die Anstellung von Katecheten und Lehrern u.s.w. erfordern größere Aufwendungen.“¹⁵⁴

Mit Missionspredigtreisen sollten, wenn möglich, weitere Kreise für die Arbeit gewonnen werden.¹⁵⁵

Auch die Missionare versuchten, durch Einschränkungen der Mission so manche Ausgabe zu ersparen. Ein gutes Beispiel ist die Überfahrt der vier Missionare und zwei Bräute September 1885 „Obgleich verschiedene Missionsfreunde abrieten, zweiter Kajüte zu fahren, da es dort nicht auszuhalten und nicht anständig sei (wählten die Missionare doch den Aufenthalt dort). Die Brüder freuen sich, der Missionskasse dadurch über 1600 Mark gespart zu haben.“¹⁵⁶

In Indien wurden die jährlichen Ausgaben dadurch gesenkt, daß man nach den ersten beiden Doppelhäusern in Salur und Koraput zu einfachen Häusern für nur eine Familie überging. Im Fall einer Heirat konnte dann nachgebaut werden. Auch das Salurer Kirchbauprojekt wurde zeitlich gestreckt. Außerdem wandten sich die Missionare in manchen Angelegenheiten auch direkt an die Missionsgemeinde mit Hinweis darauf, daß man der Missionskasse ja nicht alles zumuten könne. Bei der Bitte um ein Harmonium für Salur ist das zum Beispiel der Fall: „Vielleicht ließe sich doch noch aus Liebe zur Sache etwas thun, ohne daß der Mission Kosten daraus erwachsen, dieselbe hat jetzt ja 2 neue Stationen anzulegen und allerlei unabweisbare Bedürfnisse zu befriedigen, so daß wir die Bitte um Hülfe vor unsren geehrten Vorstand jetzt nicht bringen können.“¹⁵⁷ Eine ähnliche Bitte auch später, wo ein Harmonium für das Missionshaus in Breklum erbeten wird.¹⁵⁸ Nach dem Brand in Salur bittet der Missionsinspektor die Missionsgemeinde ebenfalls um außerordentliche Hilfe.

¹⁵⁴ [M 237] Juli 1888.

¹⁵⁵ [M 241] September 1888.

¹⁵⁶ [M 90] 6.9.1885.

¹⁵⁷ [M 106] 13.12.1885.

¹⁵⁸ [M 228] März 1888.

„Wir bedürfen vieler Mittel zum Bau der neuen Stationen, und wenn darüber die alten allzuknapp wegkommen müssen, weil es immer an den Mitteln gebreicht, geht die Arbeit schlecht vorwärts.“¹⁵⁹

Wie eng es manchmal war, zeigen viele Beispiele. So mußten Reisekosten für Reimers, der zur Erholung in die Ebene gehen sollte, erst extra angewiesen werden. Offenbar hatte man in Indien keine Reserven.¹⁶⁰ Und dann ist immer wieder die Rede davon, daß es an Mitteln mangelt.

„Was wir brauchen? Mehr Mittel, mehr Arbeiter, mehr Ewigkeitskraft – mehr Fürbitte.“¹⁶¹

Nachtrag / Hinweis:

Zur Geschichte der Breklumer Indien-Mission ist 2007 ein bemerkenswerter Film von Axel Lischke (Berlin) entstanden:

„Von Breklum nach Jeypore – Die Schleswig-Holsteinische Mission in Indien“, DVD mit Hauptfilm (ca. 33 Min, Farbe, englische und deutsche Untertitel) und Zusatzmaterial (u. a. Interview mit den Enkeln von Ernst Pohl).

Zu beziehen über:

*Nordelbisches Missionszentrum, Indienreferat
Postfach 520354
Agathe-Lasch-Weg 16
D-22605 Hamburg*

¹⁵⁹ [M 250] Dezember 1888.

¹⁶⁰ [M 258] Februar 1889.

¹⁶¹ [M 322] September 1891. Wer mehr erfahren möchte, möge in den Quellensammlungen nachlesen.

DIE ERSTEN FRAUEN DER BREKLUMER MISSION IN INDIEN

GISELA GLAVE-LOFEHRT

I.

Weltmission war ursprünglich ein reines Männerprojekt. In vielen außereuropäischen Gebieten war Männern jedoch der Zugang zur Frauensphäre verwehrt, so auch in Indien. Aufgrund dieser kulturellen Grenzen wurde daher die Mitarbeit von Frauen erforderlich.

Die ersten Missionarinnen, die etwa ab Beginn des 19. Jahrhunderts begonnen hatten, indische Frauen in den Senanas¹, den indischen Frauengemächern, aufzusuchen, waren Engländerinnen und Amerikanerinnen.

In Deutschland traf man die Entscheidung, Frauen durch Frauen missionieren zu lassen, Mitte des 19. Jahrhunderts. 1842 war der *Frauen-Verein für christliche Bildung des weiblichen Geschlechts im Morgenlande* in Berlin von zehn Damen aus Adel und Bürgertum ins Leben gerufen worden. Für ein halbes Jahrhundert blieb er der einzige dieser Art auf dem europäischen Festland. Man bildete, nach englischem und amerikanischem Vorbild, ledige oder verwitwete Frauen zu Lehrerinnen aus und sandte sie vor allem nach Indien. Der Verein wurde jedoch in Missionskreisen lange Zeit nicht akzeptiert, die weiblichen Vereinsmitglieder wurden als unweiblich und un-deutsch betrachtet.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts hatte sich die Einsicht, dass die stille und verborgene Mitarbeit der Missionarsfrauen nicht ausreichend sei, in vielen Missionsgesellschaften durchgesetzt. Angestoßen wurde die Diskussion durch die evangelische Frauenbewegung. Auch in Deutschland, wie schon Jahrzehnte zuvor in den angelsächsischen Ländern, wurde eine Teilnahme lediger Frauen an der Mission gefordert. In diesem Zusammenhang entstanden Frauen-Missions-Gebetsbünde, die sich 1900 unter dem Namen *Frauen-Missions-Bund* zu einem nationalen Verein zusammenschlossen. Speziell für Indien setzte sich der *Gebets- und Arbeitsbund für Senana-Mission* ein, zu dem die Breklumer Mission enge Kontakte unterhielt. Er übernahm z.B. das Gehalt einer einheimischen Lehrerin und finanzierte eine Zeit lang den Aufenthalt einer der Senanamissionarinnen.

¹ Senanas waren die fremden Männern nicht zugänglichen abgeschlossenen Frauengemächer, ursprünglich bei den Mohammedanern, später von den Hindus übernommen.

Allen diesen Vereinen war die deutlich religiöse Ausrichtung gemeinsam. Mission wurde als göttlicher Auftrag gesehen, das eigene Heilsbewusstsein sollte auch den Frauen anderer Glaubensrichtungen vermittelt werden. Deren vermeintlich unterprivilegierte Stellung, verursacht z.B. durch Kinderheirat, Witwenschaft, Isolierung, Aussetzung, wurde als behebbar durch den christlichen Glauben angesehen. Die Vereine brachten die finanziellen Mittel auf, um Missionarinnen auszubilden zu können. Man erwartete von ihnen außer stabiler Gesundheit und psychischer Belastbarkeit eine Vorbildung als Lehrerin, Krankenschwester oder Evangelistin, die durch spezielle Kurse, etwa Tropenmedizin oder Hebammenkurse, ergänzt wurde. Dazu kam ein mindestens sechsmonatiger Bibel- und Missionskurs. Außer durch Spenden sollte die Arbeit der Missionarinnen durch das Gebet und möglichst durch persönliche Beziehungen zu den Heimatvereinen, etwa durch briefliche Kontakte, unterstützt werden.

II.

Die Ehefrauen der Missionare wurden die ersten Missionarinnen der Breklumer Mission. 1881 hatte man Hermann Bothmann und Ernst Pohl ausgesandt, denen bald weitere neu ausgebildete Missionare folgten. Vier Jahre nach Bothmann und Pohl reisten ihre zukünftigen Frauen nach Indien und man konnte Hochzeit feiern. Bothmann hatte seine Braut während der Zeit als Missionszögling im Breklumer Missionshaus kennen gelernt, wo sie als Hausmädchen arbeitete. Pohls Frau war eine Bekannte aus Kindertagen, die Ehe kam durch Vermittlung der Eltern zustande. Denn die Männer sollten zwar nach Möglichkeit verheiratet sein, aber erst einmal ungebunden hinausgehen. Dazu heißt es in der Instruktion für die Missionare von 1882:

„Die Heirat kann erst erfolgen, wenn ihr euch ein festes Haus gebaut, euch ordentlich eingerichtet und genügend akklimatisiert habt, worüber 2–5 Jahre vergehen. Dann stellt ihr einen Antrag an die Missionsgesellschaft, welche die nötigen Veranstaltungen treffen wird.“

Den Protokollbüchern kann man entnehmen, dass solche Anträge gestellt und verhandelt worden sind. Sämtliche Breklumer Missionare waren bei ihrer Ausreise unverheiratet. Auf welche Weise sie ihre zukünftigen Frauen kennen lernten, lässt sich nur in wenigen Fällen nachvollziehen.

Für die jungen Frauen war der Entschluss, einen Missionar zu heiraten und in ein weit entferntes fremdes Land zu gehen, ein bedeutsamer Schritt. Im Gegensatz zu ihren Männern hatten sie keine Ausbildung, in der sie auf ihre Aufgabe vorbereitet wurden. Trotzdem erwartete man von ihnen, dass sie als Gehilfin des Mannes Arbeit und Leben auf dem Missionsfeld teilten und gleichzeitig einen Haushalt führten und Familienpflichten nachgingen.

Ab und an finden sich in den Missionszeitschriften Beiträge von Missionarsfrauen, die aus ihrem Alltag berichten. Sie besuchten die Senanas, unterrichteten in Mädchen Schulen und bildeten Bibelfrauen aus, gingen mit ihren Männern auf Distriktreisen, machten Einkäufe für die gesamte Station, waren in der Krankenpflege tätig und ersetzten den Missionar, wenn er im Distrikt unterwegs war. Ihre Arbeit jedoch wurde als selbstverständlich angesehen und nie ausdrücklich gewürdigt. Die gewaltigen Anforderungen erwiesen sich jedoch als überaus belastend. Als Rudolf Bahnsen von Oktober 1896 bis April 1897 als erster Breklumer Missionsinspektor eine Visitationsreise nach Indien unternommen hatte, wurde ihm die Problematik besonders deutlich. In diesem Zusammenhang verfestigte sich wohl die Idee, auch für Breklum eine eigene Frauenmission mit ledigen Missionsschwestern einzurichten und geeignete Frauen auszusenden.

Bahnsen hatte in Indien Kontakt zu der Senana-Missionarin Hanna Rhiem aufgenommen, die für eine englische Gesellschaft tätig war. Zunächst hatte man, wie dem Schleswig-Holsteinischen Missionsblatt von 1897 zu entnehmen ist², Hanna Rhiem und eine weitere noch zu bestimmende Bewerberin als Kandidatinnen vorgesehen, doch dieser Plan ließ sich nicht verwirklichen. Eine erneute Suche, die sich als nicht ganz einfach erwies, wurde nötig. Manchmal scheiterte die Wahl an der fehlenden väterlichen Zustimmung, denn Frauen konnten zu dieser Zeit nicht allein über ihr Leben bestimmen. Schließlich fand man zwei geeignete junge Frauen, Ada Flemming und Anna Asmussen. Ada Flemming war Lehrerin von Beruf, Anna Asmussen hatte eine Ausbildung als Krankenpflegerin. Beide bereiteten sich durch spezielle Kurse auf ihre zukünftige Tätigkeit vor. So liest man im Protokollbuch von 1898:

„Es wurde mitgeteilt, daß Henriettenstift Hannover gern bereit ist, Frl. Flemming einige Monate gegen Vergütung von 1M pro Tag ins Haus zu nehmen und sie in die Anfänge der Krankenpflege einzuführen.“³

Über Anna Asmussen wird berichtet, dass sie sich als Hebamme ausbilden ließ und ihr Examen mit der Note eins bestand. Diese Ausbildung kam vor allem den Missionarsfrauen zugute, denen sie häufig bei Entbindungen Beistand leistete. In einem späteren Bericht über ihre Tätigkeit in Indien schreibt sie allerdings, dass sie darüber nicht immer glücklich war, weil ihre eigentliche Arbeit dadurch häufig unterbrochen wurde.⁴

² Das Schleswig-Holsteinische Missionsblatt. Berichte der Schleswig-Holsteinischen Evangelisch-Lutherischen Missionsgesellschaft 22. Jg. 1897, S. 93.

³ Protokollbuch vom 14. 1. 1898 – 13. 3. 1911. 23. August 1898. Archiv des Nordelbischen Missionszentrums/Breklumer Missionsgesellschaft, Nr. 2.

⁴ Asmussen, Anna: Aus den Anfängen unserer Frauenmission. Unveröffentlichtes Manuskript. Archiv der Breklumer Mission, Nr. 271.

Um die Gründung einer speziellen Frauenmission zu unterstützen hatte man bereits 1896 eine eigene Frauen-Missions-Zeitschrift herausgegeben, zunächst vierteljährlich unter dem Titel *Missionsnachrichten über Frauen-Mission in der Heidenwelt*, ab 1900 monatlich als *Frauen-Missions-Blatt*. Mit der Herausgabe einer eigenen Frauenzeitschrift war die kleine Breklumer Mission Vorreiterin in Deutschland. Andere Gesellschaften, wie die Basler oder die Leipziger, griffen die Idee auf, und nach und nach hatten die meisten Gesellschaften solche speziell an Frauen gerichtete Mitteilungsblätter.

Die treibende Kraft in der Breklumer Frauenmission war Rudolf Bahnsen. Er war Herausgeber des FMB⁵, für das er auch zahlreiche Artikel verfasste, er hatte Kontakt zu Frauen-Missionsvereinen, sprach auf Veranstaltungen und setzte sich ein, um auch die finanzielle Seite des Unternehmens abzusichern.

1899 nahmen die ersten beiden unverheirateten Breklumer Senana-Missionarinnen, Ada Flemming und Anna Asmussen, ihre Arbeit in Salur auf. Bis 1916 weitete sich die Frauenarbeit in Indien kontinuierlich aus. Weitere Missionsschwestern und Diakonissen wurden in den beiden Breklumer Arbeitsgebieten, in denen unterschiedliche Sprachen gesprochen wurden, zusätzlich zu den Ehefrauen der Missionare eingesetzt. Der erste Weltkrieg machte dem ehrgeizigen Unternehmen ein Ende, und die Frauenmission war davon besonders betroffen. Sie wurde ab 1926 zunächst nur noch in geringem Umfang von zwei Diakonissen fortgeführt.

III.

Aus Geldmangel musste auch das Erscheinen des FMB 1922 eingestellt werden. Während seiner Erscheinungszeit hatte es dazu gedient, den Frauen in der Heimat ein Bild von der weiblichen Rolle in der Mission zu vermitteln, die Beziehung zwischen Heimat und indischen Arbeitsgebieten zu pflegen, Wissen über fremde Welten zu verbreiten und nicht zuletzt um Unterstützung zu werben und Spenden zu mobilisieren.

In den Instruktionen für Missionare von 1882, die auch für die Frauen Geltung besaßen, gab es die Anweisung, Tagebücher und Berichte zu verfassen, die in den Missionszeitschriften veröffentlicht werden konnten.

⁵ So wird Frauen-Missions-Blatt auch weiterhin abgekürzt.

„Wir erwarten keine glänzenden Berichte, sondern volle Wahrheit, wobei ihr das Unangenehme und Betrübende nicht verschweigen dürft, sondern die Schattenseiten ebenso wie die Lichtpunkte, das Niederschlagende so gut wie das Ermunternde mit Offenheit und brüderlichem Vertrauen mitzuteilen habt [...] Wir erwarten in den Berichten nicht sowohl Betrachtungen und Herzensergießungen, als vielmehr klare und einfache Darlegung der Sache, eures täglichen Lebens, eurer Ansichten und eurer Wirkungskreise.“⁶

Aus den Beiträgen im FMB, die zum Teil aus anderen Veröffentlichungen übernommen wurden, ragen die Berichte der eigenen Missionarinnen heraus. Sie vermitteln ein eindrucksvolles Bild über Tätigkeit und Leben im Missionsgebiet und können als Quelle herangezogen werden, da es systematische Angaben über die Frauen in der Breklumer Mission nicht gibt. Wer waren nun die Breklumer Missionarinnen? Aus welchen gesellschaftlichen Kreisen kamen sie? Zusätzlich zum FMB geben die wenigen Archivunterlagen darüber Auskunft.

Anna Bothmann, Frau des ersten Breklumer Missionars in Indien, war Tochter eines Landwirtes; die Schwestern Maria und Wilhelmine Rode, die die Missionare Timm und Timmcke heirateten, Töchter eines „ehrsamen, frommen Tischlermeisters“ aus Hamburg. Die Diakonisse Hermine Knuth entstammte einer Flensburger Kaufmannsfamilie, ihre Kollegin Otty Jessen war Pastorentochter aus Nordschleswig, der Vater von Anna Asmussen arbeitete als Arzt in Rendsburg, der von Hedwig Sibbers als Landwirt in Breklum, Ilse von Wedel war Tochter eines Gutsbesitzers in Pommern. Aus diesen Unterlagen, mehr oder weniger zufällig erhalten geblieben, wird deutlich, dass die Missionarinnen den unterschiedlichsten Gesellschaftsschichten entstammten und sowohl aus ländlichen wie städtischen Gebieten in die Mission kamen. In einigen Fällen ist die Verbindung zur Breklumer Mission offensichtlich. Manche der Frauen stammten aus Breklum und Umgebung oder hatten dort gearbeitet. Ada Flemming und Ilse von Wedel hatten Beziehungen zu den Breklum nahe stehenden Frauen-Gebetskreisen, die Diakonissen waren über das Flensburger Mutterhaus zur Mission gekommen. Anna Asmussen war mit Christian Jensen durch ihre Mutter, eine geborene Jensen, verwandt, sie bezeichnet den Missionsgründer in einem Artikel im FMB als ihren Onkel⁷.

⁶ Noch am 2. August 1910 wurde die Missionarin Hedwig Sibbers auf diese Instruktion verpflichtet. Archiv der Breklumer Mission, Nr. 372.

⁷ Frauen-Missions-Blatt 4. Jg. 1900, S. 184f.

Bei der Ausbildung der Frauen fällt auf, dass einige von ihnen recht früh selbstständig waren. Hedwig Sibbers trat bereits mit 16 Jahren in das Lehrerinnenseminar Augustenburg ein. Ähnlich wird es bei den anderen Lehrerinnen, den ledigen Missionarinnen Margarete Voß, Ada Flemming und den Missionarsfrauen Timm und Timmcke gewesen sein. Anna Bothmann, die mit 19 Jahren nach Breklum kam, war vorher bereits einige Jahre im Haushalt in Dienst gewesen. Aber es gab, wie man an Anna Asmussen und Ilse von Wedel erkennen kann, auch die so genannten „höheren Töchter“, die nach Abschluss einer Mädchenschule zunächst im elterlichen Haushalt blieben und später Krankenpflegekurse absolvierten.

Die Frauen, die von der Mission ausgesandt wurden, Ehefrauen oder ledige Missionarinnen, hatten keine den Männern vergleichbare Ausbildung erhalten; das war in Breklum nicht anders als bei den anderen Gesellschaften in Deutschland. Die Missionsleitung stellte während der gesamten Zeit nur allgemeine Anforderungen an ihre beruflichen Fertigkeiten und es gab dabei große Unterschiede zwischen den einzelnen Mitarbeiterinnen. 1910 regte man immerhin an, dass sich die jungen Frauen bereits vor der Aussendung mit einer fremden Sprache beschäftigt haben sollten, zum Erlernen der englischen Sprache dienten Aufenthalte in London. Auch im Unterrichten sollten sie einige Erfahrung vorweisen können. Obligatorisch war die Ausbildung in Krankenpflege, zusätzlich machten einige von ihnen Hebammenkurse. Es gab jedoch keine einheitliche Vorbereitung, und Dauer und Gründlichkeit scheint davon abhängig gewesen zu sein, wie viel Zeit bis zur Aussendung blieb.

Über die Reise nach Indien finden sich viele Berichte im FMB. So unterschiedlich sie auch sein mögen, in ihnen kommt doch immer wieder zum Ausdruck, welch ein gewaltiger Schritt dieser Aufbruch für die jungen Frauen bedeutete. Sie hatten zuhause alles aufgegeben und kamen in eine völlig exotische Umgebung, deren Sprache sie nicht beherrschten und über die sie bestenfalls Berichte gehört oder gelesen hatten. Sie hatten mit fremden Menschen zu tun und waren weitgehend auf sich selbst gestellt. Auch war es nicht sicher, ob sie ihre Lieben daheim jemals wieder sehen würden, ja, ob sie je zurückkommen würden.

Trotzdem überwiegt ein zuversichtlicher Ton, teilweise lässt sich Freude am Abenteuer herauslesen. Die Reiseroute war im Allgemeinen gleich, über Basel nach Genua, von dort mit dem Schiff nach Indien, dann mit Schiff und Eisenbahn ins Missionsgebiet. Die Reisedauer betrug knapp einen Monat. Man erfährt, dass die Überfahrt auch genutzt wurde, um touristische Un-

ternehmungen durchzuführen. Natürlich reisten die Frauen, wie es den damaligen Sitten entsprach, nicht allein, sondern, wenn möglich, mit Missionären der eigenen Mission oder notfalls von anderen Gesellschaften.

Zum Beginn ihres Aufenthaltes in Indien berichteten alle Missionarinnen übereinstimmend, wie ihnen der Zugang zu den Menschen im Missionsgebiet durch ungenügende Sprachkenntnisse erschwert wurde und welchen bedeutenden Stellenwert das Erlernen der Sprache daher für sie hatte. Für alle Breklumer Missionare und Missionarinnen war eine gründliche Sprachausbildung bei einheimischen Lehrern, den Munschis, obligatorisch, und zwei Sprachexamen mussten abgelegt werden, die einige der Frauen in beträchtliche Unruhe versetzten. Nach etwa eineinhalb Jahren waren dann diese Hürden überwunden, und die eigentliche selbständige Arbeit konnte beginnen.

Was die eigentliche Missionsarbeit betraf, gab es kaum Unterschiede in der Tätigkeit verheirateter und lediger Missionarinnen. Senanabesuche, Schulwesen und Krankenpflege waren die drei Arbeitsgebiete, in denen Frauen beschäftigt sein konnten. Dabei waren die Senanas ein rein weibliches Metier, und auch in den Mädchen Schulen arbeiteten die Frauen selbständig „unter männlicher Oberaufsicht“. In der Krankenpflege hatten sich die Missionarinnen offiziell als Helferinnen der zuständigen Missionare zu verstehen, vermutlich sah der Alltag aber anders aus. So schreibt eine der Diakonissen

„Wie verschieden ist doch die Arbeit hier von zu Hause! Hier ist kein Arzt, zu dem man gehen kann, das habe ich schon öfter schmerzlich empfunden [...] Ich fühle dann so recht die große Verantwortung und Ohnmacht, und meine Zuflucht ist allein der HErr, der schon oft sichtbarlich geholfen hat.“⁸

Anfangs gab es keine Spezialisierung, erst unter den Diakonissen in Kotapad⁹ erfolgte eine Aufteilung der Zuständigkeiten. An den Berichten lässt sich gut verfolgen, wie sich die Frauenarbeit nach dem schwierigen Anfang in Salur ausweitete und im Laufe der Jahrzehnte in beiden Missionsgebieten selbstverständlich wurde.

Der Arbeitsalltag wird farbig und anschaulich geschildert, erstaunlich ist die große Offenheit. Die Missionarinnen wurden bei der Senanaarbeit in Salur, in den eigenen Mädchen Schulen und Internaten, im Hospital in Kotapad

⁸ Frauen-Missions-Blatt 11. Jg. 1906, S. 102.

⁹ Heute Kotpad.

und im Aussätzigenasyl tätig. Nach anfänglichen Misserfolgen stellte sich Arbeitsroutine und Professionalität ein. Auf medizinische Fortbildung wurde von der Missionsleitung Wert gelegt, im ärztlichen Missionsinstitut in Tübingen ließen sich einige der Frauen während ihrer Heimatlause in Tropenmedizin weiterbilden.

Aus den Berichten wird aber auch deutlich, dass die Missionsarbeit schwer war und die Frauen mitunter an psychische Grenzen brachte. Krankheit, Sterben und Tod waren ständig gegenwärtig. Nicht nur indische Zöglinge starben, auch die Missionarsfamilien waren betroffen. Von 31 ins Odiya- und Telugugebiet bis zum 1. Weltkrieg ausgesandten Missionaren starben fünf, von 26 Missionarsfrauen drei. Elf Todesfälle gab es unter den in Indien geborenen Kindern. Vielleicht trug das zu der uns heute schwer verständlichen Entscheidung bei, Missionarskinder schon in frühem Alter, spätestens zur Einschulung, in der Heimat aufwachsen zu lassen, bei Verwandten oder in geeigneten Familien. Seit 1906 besaß die Breklumer Mission in Othmarschen gemeinsam mit der Norddeutschen Mission ein eigenes Missionskinderheim, eine Stiftung einer begüterten Familie. 20 bis 25 Kinder konnten hier beherbergt werden, Geschwister wurden nicht mehr getrennt und wuchsen zusammen auf. Trotzdem war die frühe Trennung von den Eltern ein traumatisches Erlebnis. Viele Berichte machen deutlich, welch gravierenden Einschnitt sie für alle Beteiligten bedeutete.

IV.

Der erhoffte Erfolg in der Arbeit ließ auf sich warten. 1909 schrieb Anna Asmussen in einem Quartalsbericht:

„Noch scheint es mir völlig undenkbar, daß auch nur eine dieser vielen Frauen einen so alles umwälzenden Schritt, wie den des Christwerdens, auch nur auszudenken wagen sollte.“¹⁰

Zweifel wurden von der Missionsleitung aber nicht gern gesehen. Als Asmussen 1907, wohl unter dem Eindruck schwieriger Arbeitsverhältnisse und zusätzlicher familiärer Sorgen, ihre Arbeit in der Mission in Frage stellte, wurde diese Angelegenheit im FMB öffentlich diskutiert. Die Stellungnahme des Herausgebers war eindeutig:

„Es ist uns allen heilsam und gut, gründlich von dem Gedanken loszukommen, man brauche nur hinauszuziehen und die Sprache zu erlernen – dann öffneten sich einem die Türen und dann fielen einem die Herzen der

¹⁰ Frauen-Missions-Blatt 14. Jg. 1909, S. 72.

Heiden zu [...] ist es nicht selbstverständlich, dass die Senanaarbeit eine ganz außerordentlich mühsame sein muss und das bei dieser Arbeit ganz besonders Geduld und Glaube der Heiligen not tut?“¹¹

Geduldig, freundlich und tüchtig, dem Missionar eine Gehilfin, aber ohne Ambitionen, selbst öffentlich auftreten zu wollen, so wurde die ideale Missionarin von den Männern in der Mission verstanden. Wie es mit der herrschenden Sicht der Geschlechtscharaktere¹² korrespondierte, sahen die Männer die Frauen lediglich in unterstützenden, dienenden und abhängigen Rollen. Gustav Warneck, damals einer der bedeutendsten Missionstheoretiker, hatte es so ausgedrückt:

„Ein weibliches Mitregiment kann nur Verwirrung stiften.“¹³

Es gehörte Mut dazu, gegen den herrschenden Kontext anzugehen, und es ist kein Zufall, dass die Diakonissen, die durch das Mutterhaus abgesichert waren, als erste gegen das allzu eng empfundene männliche Regiment aufbegehrten. Natürlich blieben auch Konflikte nicht aus, sie wurden jedoch nicht öffentlich gemacht. Aus Andeutungen im Lebensbericht der Anna Asmussen und aus dem Briefwechsel im Archiv lässt sich entnehmen, dass einige Frauen mit zunehmender Selbständigkeit an den traditionellen Rollenzuweisungen zweifelten, zumal ihre englischen und amerikanischen Kolleginnen viel unabhängiger arbeiten konnten. So schrieb Asmussen 1908 im Anschluss an eine Missionskonferenz:

„Wie im allgemeinen, so sind auch die amerikanischen Schwestern uns auf allen Gebieten der Missionspraxis weit voran, sie haben sozusagen die Kinderschuhe längst ausgezogen, während unsereins noch tief drin steckt. Schwierigkeiten der ersten Ansätze, die unsre Arbeit noch kennzeichnen, haben sie längst überwunden [...] Mir war's, als ob ich vom Schauplatz großer Taten und Siege auf ein fern gelegenes, noch nicht urbar gemachtes Arbeitsfeld heimkehrte.“¹⁴

¹¹ Frauen-Missions-Blatt 12. Jg. 1907, S. 20f.

¹² Ein Begriff, der im 18. Jahrhundert entstand, sich im 19. Jahrhundert verfestigte und noch lange weiter wirkte. Er sagt aus, dass es zwischen Mann und Frau nicht nur körperliche, sondern auch psychische naturgegebene Unterschiede geben soll. Dabei werden als zentrale männliche Merkmale Aktivität und Rationalität, als weibliche Passivität und Emotionalität festgelegt.

¹³ Warneck, Gustav: Evangelische Missionslehre. Gotha 1884, S. 227.

¹⁴ Frauen-Missions-Blatt 13. Jg. 1908, S. 85.

Für die Männer in der Mission hatte die Arbeit der amerikanischen und englischen Missionarinnen etwas „*Bedenkliches und Ungesundes*“, da sie sich nicht an den paulinischen Grundsatz hielten, „*Das Weib schweige in der Gemeinde*.“¹⁵

Die Spannungen zwischen den Geschlechtern wären sicher schärfer ausgefallen, wenn nicht manche Frauen die männliche Sicht der Dinge übernommen hätten.

Immerhin führte die Auseinandersetzung zwischen Diakonissen und Missionaren 1912 zur Einführung einer speziellen Frauen-Missionsordnung. Damit sollte wohl versucht werden, Aufgabenstellung und Verhältnis zu den Mitarbeitern vertraglich festzulegen, grundsätzliche Neuerungen enthielt sie nicht.

Während die verheirateten Paare neben der Arbeit ein Familienleben hatten, mussten die ledigen Frauen Mühe aufwenden, um sich eine Privatsphäre zu schaffen. Einige Berichte verdeutlichen, dass auch Freizeit und Erholung meist im Kreise der Missionsgeschwister verbracht wurde. Der Sittenkodex der damaligen Zeit wurde in der Mission offensichtlich besonders eng ausgelegt, anfangs wurde den ledigen Frauen die selbständige Arbeit im Missionsgebiet nicht zugetraut. Missionar Gloyer meinte 1897:

„*Die Reise [ins Missionsgebiet] und die Distriktreisen sind ungemein anstrengend. Daraus ergiebt sich von selbst die Schwierigkeit für alleinstehende Damen, die natürlich nur in Begleitung und unter männlichem Schutze reisen können.*“¹⁶

Der Arbeitsalltag sah dann anders aus. Zwar sollte es zehn Jahre dauern, aber ab 1908 unternahmen die unverheirateten Missionarinnen auch ohne männlichen Schutz Distriktreisen und überstanden dabei allerlei eingebildete und wirkliche Gefahren, wie Wagen, die umstürzten oder im Wasser versanken, Schlangenattacken und Aufstände.

Über Gefühle berichten die Frauen kaum einmal, gelegentlich erwähnten sie am Rande, dass es ihnen nicht gut ging. Anna Asmussen z.B. klagte in ihren Mitteilungen manchmal über Kopfschmerzen und Migräne.

¹⁵ Frauen-Missions-Blatt 19. Jg. 1914, S. 116f.

¹⁶ Frauen-Missions-Blatt 2. Jg. 1887, S. 8.

Fremdheit und Einsamkeit waren weitere schmerzlich empfundene Probleme. Die Missionarin hielt sich der Inderin – auch der christlichen – gegenüber für überlegen und zivilisierter. Einheimische werden in den Berichten häufig als unfertig, als „wie Kinder“ bezeichnet. Die eigenen Hygienevorstellungen, auf die fremde Umgebung übertragen, führten in vielen Berichten zu abwertenden Urteilen, die nicht frei von Selbstgefälligkeit sind. Einheimische Mitarbeiterinnen waren zwar unersetztlich, ihre Leistung wurde aber nicht angemessen wahrgenommen. Enge Kontakte oder Freundschaften zu indischen Frauen entwickelten sich nicht, ein wirklich gleichberechtigtes Miteinander kam im Allgemeinen nicht zustande, da der von Vorerwartungen geprägte Umgang die gegenseitige Wahrnehmung beeinflusste. Damit waren die Breklumer Missionarinnen keine Ausnahme. Zahlreiche Missionsberichte dieser Zeit, ob von Frauen oder Männern verfasst, gebrauchen die gleichen Stereotype und Vorurteile.

Als größtes Problem für die Frauenarbeit in Salur erwies sich, dass es zu keiner rechten Kontinuität kommen konnte. Von den neun Missionarinnen, die im Laufe von zwölf Jahren in das Telugugebiet ausgesandt wurden, hatten sich fünf bereits nach kurzer Zeit verheiratet, vier mit Breklumer Missionaren, eine mit einem Basler Missionar. Auch das war ein typisches Missionsproblem, das sich in einer kleinen Gesellschaft natürlich besonders störend auswirkte. Offensichtlich wurde von vielen jungen Frauen das Leben als Missionarsehefrau dem eigenen Beruf als Missionarin vorgezogen. Anna Assmussen war die einzige ledige Missionarin, die während der gesamten Zeit in Salur geblieben war, und man kann bei ihr eine deutliche berufliche Entwicklung und Spezialisierung verfolgen. Unter dem ständigen Wechsel und der dadurch bedingten Einsamkeit hat sie jedoch sehr gelitten. Ihre Kollegin Ada Flemming setzte sich 1908 bei dem damaligen Inspektor Detlef Bracker für sie ein. Sie schrieb:

„Der Missionar hat hier sein Daheim, seine Familie, und entbehrt, wenn er nicht gerade Kinder daheim hat, nichts. Die Missionsschwester hat nichts in dieser Beziehung und soll doch stark genug sein, jahrelang allein ohne Verwandte und Freunde zu sein. Die Missionsschwester gibt in dieser Beziehung viel mehr auf, eigentlich alles. Wie würden die Missionare leiden, wenn sie ein paar Tage mal allein sein sollten.“¹⁷

Ada Flemming, die nicht in Salur bleiben möchte, bat, dass schnellstmöglich eine ältere Kollegin ausgesendet werden sollte:

¹⁷ Archiv der Breklumer Mission, Nr. 285. Brief vom 26. 10. 1908.

„Solange sie den Missionszöglingen erlauben unverlobt nach Indien zu kommen, dürfen sie auch keine jungen Schwestern senden.“¹⁸

Damit beleuchtet sie, im Gegensatz zur damals üblichen Darstellung, die Kehrseite des Problems. Denn in den Veröffentlichungen kam nur das Verhalten der jungen Missionsschwestern zur Sprache, die sich so bald nach ihrer Aussendung verheirateten.

Zum Abschluss soll noch ein Blick auf die Heimatarbeit erfolgen. Mission war ein Unternehmen, das gut organisiert und beworben werden musste. Da die Breklumer Mission nur durch Spenden finanziert wurde, finden sich neben Bitten zur Mitarbeit immer wieder Spendenaufrufe im FMB. Außer den bereits erwähnten überregionalen Frauenvereinen gab es zahlreiche regionale Frauen-Missions- und Nähvereine. Sie spielten eine große Rolle für die Mission. Die den Vereinen zugehörigen Frauen sammelten Beiträge und weitere Geldspenden, organisierten Basare und fertigten Handarbeiten an, die verkauft oder nach Indien geschickt wurden, z.B. für die obligatorischen Weihnachtskisten, die jedes Jahr wieder Freude bereiten sollten. Bei den regelmäßigen Treffen wurde für die Missionarinnen gebetet und so eine Verbindung zu ihnen hergestellt. Man las aus Missionszeitschriften und Büchern vor um ein möglichst lebendiges Bild ihres Lebens in der Fremde wach werden zu lassen. Missionarinnen auf Heimataufenthalt waren bei den Missionsfesten anwesend und unternahmen Reisen zu zahlreichen Vereinen. Obwohl das nicht erwähnt wird, scheinen solche Besuchsreisen ein anstrengendes Unternehmen gewesen zu sein. Wie es Rudolf Bahnsen formulierte, sollte mit ihrer Hilfe „ein Band zwischen der Gemeinde hier und den Geschwistern draußen“ geknüpft werden. Wie das vor sich gehen konnte, erfährt man aus einem Besuchsbericht.

„Besondere Freude erregte Frl. Asmussen immer, wenn sie eins ihrer indischen Lieder vorsang und desgleichen, wenn sie ihre mitgebrachten indischen Schals zeigte, besonders einen schönen langen Seidenschal, den eins der anwesenden jungen Mädchen sich immer gern, zur Veranschaulichung der dortigen Kleidung, als ‚Inderin‘ umlegen ließ.“¹⁹

Ohne den Beitrag vieler vom Missionsgedanken beseelter Frauen überall im Land wäre die Breklumer Arbeit nicht so erfolgreich gewesen. Viel zu selten wird auch ihr Engagement gewürdigt.

¹⁸ Ebd.

¹⁹ Frauen-Missions-Blatt 16. Jg. 1911, S. 79.

AUFGEWACHSEN ALS MISSIONARSKIND –
|| ERFAHRUNGEN EINER EXISTENZ ZWISCHEN ZWEI WELTEN

HANS-MARTIN SPECK-RIBBAT

Gefragt nach dem, was mir und unserer Familie Speck Breklum mit seiner Mission in Indien bedeutet hat, könnte ich eigentlich mindestens eine Woche lang erzählen. In diesem Rahmen soll es jedoch bei folgenden Ansätzen eines biografischen Rückblicks bleiben – eine Ermutigung dazu, im Rahmen der historischen Erinnerungsarbeit der Breklumer Missionsgeschichte auch die Wege anderer Missionarskinder und -nachfahren als ein eigenes Feld historischer und biografieorientierter Forschung und Erinnerung ernstzunehmen:

Meine fünf Geschwister Speck und ich schauen viel zurück nach Indien zur Zeit der Mission, mal froh, mal traurig. Unsere Kindheit und Jugend sind tief geprägt von jenen Jahren in einer anderen Kultur, und wir wissen sehr gut, manchmal zu gut, was uns Indien bedeutet – das Wort Indien reicht uns als Schlüssel für viele Schätze an reichem Leben und für manche unerfüllt gebliebene Sehnsucht. Ich muss gestehen, dass diese Jahre, in denen wir Kinder eines Missionars in Indien, also Missionskinder waren und zu sein hatten, nicht immer leicht waren und von uns noch heute aufgearbeitet werden wollen.

Denn was ist ein Missionskind? Jeder von uns spürte, dass da etwas Besonderes, das uns von anderen unterschied, an uns war. Aber worin bestand eben dies Besondere? Was ist das Besondere an einem Kind, das ausgesprochen global heranwächst, dessen Eltern aus einer Kultur kommen, die selber in einer anderen, zweiten aufgewachsen und dann ihre eigene dritte Kultur finden müssen? Es ließe sich etwa so beschreiben:

Du weißt, dass du ein Missionarskind bist,

- wenn du auf die Frage „Woher kommst du denn?“ nicht antworten kannst;
- wenn du dich überall und nirgendwo zuhause fühlst;
- wenn du mindestens drei Sprachen fließend sprichst und manchmal nicht weißt, welche es gerade war;
- wenn du in der Schule gewohnt hast und in den Ferien nach Hause gefahren bist;
- wenn du von „grünen“ Weihnachten träumst – „weiße“ hast du kaum erlebt;

- wenn du schon längst einen Reisepass, aber keinen Führerschein besitzt;
- wenn du dich fragst, ob es sich lohnt, neue Menschen kennen zu lernen, da man sich sowieso nur irgendwann wieder verabschieden muss;
- wenn du völlig verunsichert bist, weil du niemals gelernt hast, wen man wann siezen oder duzen muss.

So mag es vielen von uns Missions- oder Diplomatenkindern gehen. Ich will von mir berichten.

In Indien war dieses ganz andere intensive Erleben das lange Zeit mir einzige bekannte Leben. Immer Sonne und Wärme, heiße Trockenheit, schwüler Monsun, ganz helle Tage, aber Furcht einflößende tiefschwarze Nächte. Dazu gehörten Barfußlaufen, mit der Hand vom Bananenblatt scharfen Curry essen, im Freien Spielen, Wandern, Angeln und Jagen in unberührter Natur. Wir waren von Tieren umgeben, zahmen und wilden, wie Papageien und Mangovögeln, Mungus und Affen, Bären und Panther wohl, nicht wirklich Schlangen und Tiger. Dazu gehörten viel unterwegs Sein und Reisen – mit dem Ochsenkarren mit dem Vater auf Missionseinsatz in abgelegene Gegenden oder zu Fuß in die Bergdörfer, mit dem Zug durch ganz Indien zur Internatsschule, mit dem Schiff durch den Suezkanal nach Deutschland auf Heimurlaub. Und all das fast immer mit braunen oder internationalen Spielgefährten und Freunden mitten zwischen verschiedenen Religionen.

Die Köchin war eine christliche Harijanfrau, der Gärtner ein Adivasi-Animist, die Frau, die immer alles sauber machte, gehörte natürlich zu den Ausgestoßenen der Hindus, der Tischler war ein Sikh, der Fahrer ein Brahmane, der Ladenbesitzer ein Muslim, in der Missionsschule Juden, Katholiken, diverse christliche Denominationen, Buddhisten, Hindus und Religionsferne – das alles gab es in indischer Einfachheit, ökumenischer Vielfalt und offensichtlicher Eintracht. Ich erlebte keinerlei Aggressionen gegen mich als Kind. Ich – ich war eben ein weißes Kind – scheinbar gleich, jedenfalls, wenn ich gemeinsam mit unseren indischen Freunden spielte, mit ihnen durch die Gegend stromerte, auf die Jagd ging, beim Dreschen und Tanzen mich einreihte – ich war aber auch der Sohn eines Sahibs, – deutlich anders, wenn ich den ankommenden bettelnden Armen etwas geben sollte, ich viel mehr in der anderen Schule-in-der-Ferne lernte, getrennt von den anderen, den Indern, am Tisch sitzend aß.

Dazu kam das ständige, unbewusst spontane Umschalten von einer Sprache zum nächsten Dialekt. „Switchen“ haben wir das genannt, wenn uns die

Mutter auf Deutsch rief, die Köchin in Desya-Oriya schalt oder der Guru in Hochoriya das Kyrie sang, der Kuhhirte uns in Kuvi grüßte, der Dorflehrer endlich mal wieder mit uns gutes Pidgin-Englisch versuchte, die Missions-onkel und -tanten ihr deutsches Englisch probierten oder wir bei Besuch aus Übersee in sauberem amerikanischen Slang antworteten. All dies war für uns natürlich und selbstverständlich.

Missionskind sein hieß aber auch mit Wechsel, Abschied und Trennungen zu leben. Als Schulkind wurde ich mit sechs Jahren aufs Internat geschickt, weit entfernt von den Eltern. Nach drei Monaten Ferien im Missionsgebiet in Orissa mussten wir immer wieder aufbrechen, drei Tage und drei Nächte zur Schule fahren, mit dem Zug und mit dem Bus 1700 Kilometer in den tiefen Süden nach Kodaikanal, 2000 Meter hoch über der heißen Tiefebene. Neun Monate wohnten wir im deutschen Internat und gingen zur amerikanischen Missionsschule. Einmal im Jahr kamen die Eltern auf ihrem Urlaub zu uns an unseren Schulort, einmal fuhren wir zu ihnen aufs sogenannte Missionsfeld.

Und alle zehn oder sieben oder fünf oder drei Jahre – je nachdem ob es der erste oder vierte Missionseinsatz, in den 30er oder 70er Jahren war – ging es für die Familie in den sogenannten Heimatsurlaub. Nach achtundzwanzig Tagen Schiffsreise mit einem europäischen Ozeanriesen um Afrika, oder nach vierzehn Tagen durch den Suezkanal landeten wir in der Welt unserer Eltern, die nicht die unsere war. Wir landeten in einer jedenfalls für uns ganz anderen fremden Welt, wo wir eine Zeitlang lebten und herumreisten, ohne feste Heimatadresse – und von wo wir schließlich und lange herbeigesehnt wieder zurück ins warme Indien kehrten.

Betrachte ich meine Biographie, so erlebte ich die ersten siebzehn prägenden Jahre in einer von Europa, von Deutschland wirklich weit entfernten, wirklich anderen Welt. Dann folgten die nächsten siebzehn Jahre mit weiterführender Schule, Studium, Vikariat und Berufseinstieg hier in Deutschland, aber innerlich noch lange nicht ganz angekommen im Land der Eltern, mit angestrengten Versuchen der Akklimatisation und Selbstfindung. Es folgten schließlich weitere siebzehn Berufsjahre in Deutschland mit fortgesetztem Integrationsbemühen in diese Gesellschaft, meine zweite Heimat, um heute die nächsten siebzehn Jahre, bereit zur Versöhnung mit beiden Heimatn und Kulturen in der eignen Brust, zu erfahren.

Ich bin jetzt nordelbischer Pastor und in einer für mich maßgeschneiderten Stelle Seelsorger für ausländische Studierende der diversen Hamburger Uni-

versitäten und Hochschulen. Die Ratsuchenden aus aller Welt Länder geben mir immer wieder zu verstehen, dass sie spüren, wie ich sie in ihrem Leben und ihren Erfahrungen nachempfinden kann, und dass ich sie ansatzweise verstehe, wo sie herkommen und was sie alles hier in der oft nicht freiwillig gewählten zweiten Heimat zu bewältigen haben. Manche nennen es interkulturelle Kompetenz, die Fähigkeit, sich in verschiedenen Kulturen verstehen und bewegen zu können, über die ich womöglich etwas verfüge und die mir ein Verständnis von gelebter Partnerschaft ermöglicht, die unsere globalen Gesellschaften immer nötiger haben werden.

Ich für meine Person habe entdeckt, dass für die eigene Aufarbeitung dessen, was Indien für mich bedeutet hat, wiederholte Besuche und Reisen nach Indien sehr wichtig und geradezu therapeutisch sind. Jedenfalls fahre ich immer wieder dort hin, unterrichtete an meiner ehemaligen heutigen Kodaikanal International School, arbeite gerne über das NMZ mit den jungen Adivasi in Orissa und entwickle zu ihnen ein sicher neues, von den „Missionsvätern“ unterschiedenes Selbstverständnis. Ich halte es für erstrebenswert, „dass sich erwachsene Missionarskinder ihre Vergangenheit zurückerobern, um sie gut zu nutzen.“ (In Anlehnung an Third Culture Kids, s.u., S. 325. Fortan TCK genannt)

IRRITATIONEN INMITTEN DER VIELEN SCHEINBAREN EXOTIK:

Aber nicht jedem von uns sechs Geschwistern geht es wie mir. Obwohl wir Geschwister sind, waren unsere Erfahrungen sehr unterschiedlich. Wir selbst mussten anerkennen, dass es für manche von uns sehr schwer war, als Missionarskind aufzuwachsen, für andere dagegen viel leichter. Es gab doch viele Irritationen, die ich nicht verschweigen will.

Die frühe und wiederholte Erfahrung von Trennung von den Eltern und dann Geschwistern, von Schulkameraden und Freunden und selten gesehenen Verwandten macht unsicher in der eigenen Beziehungsaufnahme. Worauf kann Kind sich verlassen? Die ständige Erfahrung des Wechsels, von Wohnorten: Südindien, Orissa, Indien; von Bezugspersonen: Eltern, indisches Personal, Hausmütter und -väter; von Schulen: in Kodaikanal, am jeweils neuen sogenannten Heimatlauftsort; von Sprachen, von Pädagogikstilen, forderte uns heraus. Der liberale amerikanische Lehrer sagt: give your best, der deutsche Inselvolksschullehrer in der Ein-Klassen-Schule lehnt den Rohrstock griffbereit an die Tafel. Wir waren herausgefordert durch den Wechsel von tropischen Kontinenten zu kalten Klimazonen. Der

ständige Wechsel führte zu Verunsicherungen, stellte für Lösungen oft übergroße Erwartungen an die missionarische Kleinfamilie und verlangte häufig zuviel Eigenverarbeitung eines jeden Einzelnen von uns.

Die erschreckende Erkenntnis, grundlegend missverstanden zu werden, kennen wir nur zu gut von Heimataufenthalten, waren doch die hiesigen interkulturellen Fremderfahrungen – abgesehen von der Begegnung mit den wenigen Fremd- und Gastarbeitern – nicht nur unserer Verwandten und Freunde, sondern auch Breklums und der übrigen deutschen Gesellschaft – minimal in jenen Jahren. Für Missionarskinder wie „Third Culture Kids“ (TCKs) gilt, „dass sie, während sie heranwuchsen, ganz andere Erfahrungen gemacht haben als solche, die vorwiegend in einer einzigen Kultur groß geworden sind. Sie wurden von den Menschen um sie her oft als „etwas merkwürdig“ empfunden. Mit leuchtenden Augen wurden wir immer wieder empfangen, um aber rasch bewundert und in eine exotische Ecke gestellt zu werden oder von „Experten“ mit Wissen und Urteilen über „unser“ Land Indien zugeschüttet zu werden, was uns nur noch sprachloser machte. Die ureignen Erlebnisse waren meist nicht mitteilbar, in Deutschland nicht immer glaubwürdig. Die nicht normalen Kindheitsgeschichten wollte hier keiner wirklich hören – „ach ja, ihr mit Eurem Indien“, hieß es ziemlich bald. Dabei war es für uns normal, Missionarskind zu sein: Auch „Third Culture Kids“ (TCKs) sind ganz normal!

Besonders unsere Verwandten, aber auch Freunde der Familie waren uns sehr wichtig, obwohl es auch mit ihnen gelegentlich Verständigungsprobleme gab. Wir wurden beneidet um unsere Reiselust, Exotik und Rastlosigkeit, uns wurde aber weniger zugehört, wenn wir von uns erzählten – was es für ein Kind bedeutet, mit sechs Jahren aufs Internat zu kommen, wie ständig wechselnd der Alltag war, wie wenig personale Kontinuität, wie viel Verlust an Freundschaften, wie wenig eigene Identität und Zugehörigkeitsgefühl uns bestimmten.

Aber auch die Probleme unserer Eltern im indischen Alltag, die isolierte Situation und Arbeit in der Mission, die Einsamkeit auf einem Kuvidorf, die Sehnsucht nach Post aus Deutschland oder von Kindern aus dem entfernten Internat, dort im missionarischen Exil oder hier während des sogenannten Heimaturlaubs kamen fast nie in der „Heimat“ zur Sprache – vor lauter Idealisierung der Mission. Wenn auf dem Jahresmissionsfest wegen lauter landeskirchlicher Redner nur noch ein paar Minuten für die Worte des sonst so bewunderten Adivasi-Missionars, des Breklumers Reimer Speck blieb, der sich wieder auf fünf Jahre von Deutschland für die Mission in Indien verabschiedete, dann tat das ihm und uns zuhörender Familie weh.

POSITIVE MITGIFT FÜR EIN INTERKULTURELLES LEBEN HIER UND DORT, ZWISCHEN ODER IN DEN KULTUREN

Ich persönlich habe viele positive Impulse und lebenswerte Hoffnungen von Indien her mit auf den Weg bekommen und möchte davon auch gerne weitergeben. Was als Stigmatisierung, als exotischer Nimbus erlebt wurde und manchmal manche zum Hänseln verführte, kann auch offen machen für andere Menschen, Sitten und Kulturen, kann auch wach machen dafür, wie schnell über jemanden, der anders ist, gelacht oder geurteilt wird. Jeder Versuch, eine weitere Sprache zu lernen, ist ein Gewinn an neuem Leben. Aus dem Gespräch mit dem andersglaubenden Nachbarn kann ein Dialog zwischen Religionen werden. Es lohnt sich, Erinnerungen an seine eigene Biographie immer wieder zuzulassen, sie für die eigene Identität zu nutzen und immer wieder neu zu beleben. Durch die positive Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte konnte ich meine eigenen Geschwister, aber auch Ehepartnerin, Kinder und Freunde wieder heranführen an das, was Indien für uns bedeuten kann. Eine Begleitung dorthin kann wieder sprachfähig machen, die eigene Vergangenheit kreativ auf- und anzunehmen, die eigenen Ressourcen wieder zu entdecken und konstruktiv an der eigenen so genannten Dritten Kultur von Third Culture Kids mitzuwirken.

Es gab Zeiten, in denen ich aus Unsicherheit nichts von Indien erzählen wollte. Inzwischen habe ich oft genug beglückend zurückgemeldet bekommen: Du bist zwar anders, aber das tut uns gut, davon möchten wir mehr erfahren, irgendwie bist du wirklich interkulturell kompetent. Heute jedenfalls habe ich Lust, eigene Erfahrungen zu Gehör zu bringen. Ich möchte auch anderen Mut machen, von sich zu erzählen. Das nutzt mir jetzt in der partnerschaftlichen Begleitung der Adivasi. Ich möchte die indischen Partner anhören, damit sie sich hier zu Gehör bringen, und uns hier wenn möglich auch durch mein sprachlich geschultes Verstehen zum Verständnis motivieren. Mein biographischer Weg mit Indien hat mich darauf aufmerksam gemacht, dass die Adivasi existenzfähig sind, dass sie selbstständig sein können und wir uns unsererseits dazu sensibilisieren können, herauszufinden, welche neuen – aus dem Zusammentreffen der Adivasi-Tradition und der Breklumer Mission entstehende dritte – partnerschaftliche Kultur für heute möglich ist, eine dritte Kultur, in der wir unsere je eigenen Wege gehen und uns doch als einander gleichwertig begegnen können.

Gerade in der Begleitung der Adivasibesuchsgruppen und Partnerschaftsgemeinden in den letzten Jahren hier erfahren wir, wie vielen von uns es immer noch schwer fällt, sich mit alltäglicher Fremdheit, insbesondere an-

deren Sprachen, Verhaltensweisen und Essgewohnheiten irgendwie interkulturell zu befassen. Auch in Sachen Interkulturalität fängt alles mal klein an, und es gibt genügend Möglichkeiten, diese zu optimieren. Anscheinend ermöglicht und erfordert interkulturelle Begegnung eine ganzheitliche Offenheit gegenüber uns fremden Menschen und Situationen. Diese Erfahrung und heutige Einstellung habe ich maßgeblich meinem familiären Missionsbezug zu Breklum und den daraus folgenden Indienjahrzehnten zu verdanken, und sie brachten mir nachhaltige Reisen nach Indien.

Ich hoffe, dass es deutlich geworden ist, dass dieser Lebensstil, Missionarskind oder Third Culture Kid zu sein, Fähigkeiten sowie Probleme mit sich bringt, mit denen man sich befassen muss, die betroffene Person selbst, die Eltern, die Anstellungsträger, wie etwa das Nordelbische Missionszentrum (Hamburg). Viele der Herausforderungen, denen sich Missionarskinder gegenüberstehen, werden nun auch in der größeren neueren Arena der heutigen Welt zu prüfen sein. Es lohnt sich, in diesem Sinne aus der Perspektive von Missionarskindern nachzudenken, wie den Konsequenzen der Globalisierung begegnet werden kann.

Literaturhinweis:

Third Culture Kids, Aufwachsen in mehreren Kulturen, 2003, von David Pollock, insbesondere S.10–11. 324–325. Wir 6 Geschwister befassen uns z. Zt. mit diesem Buch. Einige Wiederentdeckungen in der je eignen Biographie sind und bleiben uns sehr aufschlussreich.

VOM KUHHIRten IN BREKLUM ZUM PROFESSOR IN AMERIKA
|| BREKLUMER BEZIEHUNGEN NACH AMERIKA AM BEISPIEL
VON PROF. DR. JÜRGEN NEVE

HERWIG KARSTENS

BREKLUMER BRÜCKE NACH AMERIKA

In den Jahren zwischen 1870 und 1890 wanderten im Zeichen der Wirtschaftskrise Tausende von Deutschen als „Wirtschaftsflüchtlinge“ aus den Regionen Schleswig Holsteins und Nordfrieslands aus und begannen neue Existenzgründen in Nord-Amerika und Kanada, insbesondere in den mittleren und östlichen Regionen von Amerika. Es entstanden neue lutherische Gemeinden in den Synoden von Ohio, Iowa, Missouri, aber auch in New York, New Jersey und Pennsylvania sowie in Kanada und Texas. Auf einem Kirchentag in Hamburg erliess der Prediger Späth aus Philadelphia einen flammenden Aufruf, den Eingewanderten deutsche Prediger zu senden und ihre Notlage in der Heimat nicht zu vergessen. Als Reaktion darauf wurde von Christian Jensen im Missionshaus eine Anstalt zur Ausbildung von Predigern für die Lutherische Kirche Amerikas gegründet, von Johannes Paulsen in Kropp in Entsprechung dazu im Mai 1882 das Predigerseminar „Eben Ezer“. Von Breklum aus wurden die Prediger in die seit 1821 bestehende „Generalsynode“ der Lutherischen Kirche in Amerika gesandt (besonders in Illinois, Iowa, Nebraska, Wisconsin, Missouri, Kansas), von Kropp aus in das 1867 entstandene „Generalkoncil“ der Amerikanischen Lutherischen Kirche (besonders im Osten Amerikas, New York, Pennsylvania, Ontario, kanadischer Westen), den stärker an einer dezidiert lutherischen Identität festhaltenden Flügel dieser evangelischen Kirche. Von den insgesamt 487 im Breklumer Seminar aufgenommenen jungen Männern wurden an die 200 in Gemeinden Amerikas gesandt und versahen dort einen Dienst als Präriepastoren, Reiseevangelisten, als Dorfpastoren in Blockhütten-Kirchen, als Stadtmissionare oder als Lehrer und Dozenten an den Seminare von Chicago und Philadelphia. Im Jahre 1920 wurden die verschiedenen lutherischen Synoden Amerikas zu einem gemeinsamen Kirchenkörper, der sogenannten Generalsynode zusammengeschlossen, wodurch auch die seit 1883 nebeneinander bestehenden Predigerseminare für Amerika, Kropp und Breklum, unter einer Behörde vereinigt wurden, in welcher nun Deutsche und Amerikaner zusammenwirkten.

Christian Jensen hat sich den Notruf nach ausreichender geistlicher Versorgung der Deutschen in Amerika zu eigen gemacht und schritt – bereits ein Jahr nach der ersten Amerikareise 1882 – in Absprache mit Dr. Severinghaus in Chikago zur Gründung des Predigerseminars in Breklum.

„Vor reichlich einem Jahre kam ein Mann aus Flensburg zu mir, der mir von seinen zwei Brüdern und Nebraska erzählte, die ohne Kirche lebten. Sei alter Vater habe auf dem Sterbebett sich darüber viel Sorge gemacht und ihn gebeten, nach Breklum zu gehen mit der Frage und Bitte, ob nicht für Amerika etwas getan werden könnte, damit die kirchlich unversorgten Landsleute dort Prediger und Kirchen erhalten.“

Zu den Lehrern des Predigerseminars für Amerika in Breklum, die neben den biblischen Sprachen auch Dogmatik und Kirchengeschichte unterrichteten, zählten in den ersten Jahren Dr. Wohlenberg aus Altona, B. C. Braren und Direktor F. Petersen, Pastor W. Hildebrandt, Dr. Bracker. Pastor Christian Jensen junior, dem Sohn Jنسens, der nach 1900 die Arbeit fortführte, gelang 1907 eine feste Abmachung mit der Amerikanischen Generalsynode: „Alle Seminare der Generalsynode erhalten beständigen Zugang von Studenten aus dem Predigerseminar Breklum in Deutschland, einer Schule, die von der Generalsynode persönlich übernommen und von ihr durch den Bildungs-Beirat, wie durch einzelne Distriktsynoden unterstützt wird“ (Prof. Dr. Jürgen Ludwig Neve, Ohio).

Im Mai 1919 wurde das Breklumer Predigerseminar, das während des Ersten Weltkrieges geschlossen werden musste, wieder eröffnet, was nun allerdings nur mit einer großzügigen finanziellen Hilfe aus Amerika möglich war. In den 20er Jahren bekamen sowohl Breklum als auch Kropp pro Jahr 4500 Dollar Unterstützung durch die amerikanischen lutherischen Kirchen. Durch Vermittlung von Dr. Bachmann vom Diakonissenhaus in Philadelphia, der eigens nach Nordfriesland reiste, kam es zu einer neuen Arbeitsteilung zwischen Kropp und Breklum, bei der Breklum ab 1920 den allgemeinen sprachlichen Vorbereitungskurs (drei Jahre) und Kropp den theologischen Aufbaukurs (drei Jahre) übernahm und für beide Anstalten ein gemeinsamer Vorstand und Lehrplan gebildet wurde. Bis zum Jahre 1931 wurden pro Jahr ca. 14 Kandidaten vom Predigerseminar für Amerika ausgebildet, dann versiegte die finanzielle Unterstützung aus Amerika und die amerikanische Generalsynode hielt eine einheimische Pastorenausbildung für erforderlich.

Deutsche Predigerkandidaten fanden in Amerika Aufnahme vor allem in den Regionalsynoden von Wartburg und Nebraska. Eine ganze Reihe von Breklumern haben nacheinander den Regionalsynoden in Amerika als Prä-

sidenten gedient (Dr. Dorow, Dr. Schulz, Dr. R. Neumann, Dr. Bockelmann in der Wartburg-Synod; u.a. Dr. F. Wupper, Dr. Michelmann, Karl Goede in der Nebraska-Synod, die 1916 zur Hälfte aus Breklumer Pastoren bestand). Es waren die „Breklumer“, die die Sitte der jährlichen Missionsfestfeiern in den Mittelwesten Amerikas gebracht haben und dadurch den erwecklichen amerikanischen Protestantismus tief prägten.

DAS FALLBEISPIEL DER FAMILIE NEVE AUS SÜDTONDERN

In Nordfriesland ist der Familienname Neve im 19. Jahrhundert kaum verbreitet. Aus den vorliegenden Daten über die Familiengeschichte ist zu entnehmen: Die Familie Neve stammt ursprünglich aus Gosefeld, Kirchspiel Borby, heute Kreis Rendsburg - Eckernförde und lässt sich dort zurückverfolgen bis in das Jahr 1682. Von 1682 bis 1825 lebten dort infolge 4 Generationen der Familie Neven als „Insten“¹ auf dem adeligen Gut Marienthal (leibeigenes Inventar). Johann Ludwig Neve wurde in Leibeigenschaft² geboren 11.05.1791 in Gosefeld und getauft am 16.05.1791 in der Kirche zu Borby.³

Der Vater Neve heiratete die Tochter des Tischlers Jürgen Andresen von Achtrup, Ingeburg, geb. Andresen, übte danach den Beruf eines Zimmermann aus und ist am 5. Januar 1866 als Zimmermann und Alten-Teiler auf Achtrupfeld im Kirchspiel Leck, im alten Landkreis Südtondern, dem heutigen Kreis Nordfriesland, gestorben.

Das Ehepaar hatte fünf Kinder. Der älteste Sohn wurde auf den Namen Jürgen Ludwig Neve, * am 18.04.1818, † 15.12.1899 in Stadium getauft.⁴ Jürgen Ludwig Neve war verheiratet mit Maria Bothilde, geb. Jense (* 1817 † 28. 12. 1862 in Stadium). Der erstgeborene Sohn dieser Eheleute wurde am 7. Ok-

¹ Insten sind Landarbeiter, ohne Landbesitz und Haus, im Unterschied zum Tagelöhnern sind sie ständig beschäftigt und erhalten zum Barlohn eine Deputatwohnung sowie etwas Land zur Nutzung und Naturalien.

² Erst im Jahre 1804 wurde die Leibeigenschaft in den Herzogtümern Schleswig und Holstein endgültig aufgehoben und beseitigt.

³ Darin mögen die Hintergründe dafür liegen, dass der junge Johann Ludwig Neve mit 15 Jahren im Jahr 1806 als Knecht auf dem adeligen Gut Freesenhangen beim Gutsbesitzer Peter Petersen sen. in den Dienst trat und dort 8 Jahre Anstellung und Arbeit fand.

⁴ Die weiteren Kinder waren: Christina Margaretha Neve, Anna Maria Neve, Dethlef Friedrich Neve und Nicolai Petersen Neve

tober 1839 in Wisbye – im alten Amt Tondern – geboren und auf den Namen seines Großvaters Johann Ludwig Neve getauft.⁵

Johann Ludwig Neve erlernte das im Lande im hohen Ansehen stehende Handwerk des Kunstschnieds. Er heiratete Christina Margaretha, geb. Jacobsen, aus Schardebüll und führte sein Handwerk von der Dorfschmiede, belegen an der alten Verbindungsstraße zwischen Leck und Flensburg, in Stadium aus.

Die Eheleute hatten vier Kinder. Der älteste Sohn wurde am 7. Juni 1865 zu Stadium im Kirchspiel Leck geboren und wiederum auf den Namen seines Großvaters Jürgen Ludwig Neve getauft.⁶

Am 15. Mai im Jahre 1871 traf diese Familie ein schwerer Schicksalsschlag. Der Kunstschnied Johann Ludwig Neve wählte in seinem 32. Lebensjahr den Freitod. Er erhängte sich auf dem Dachboden seines Hauses. Die Gründe für diesen dramatischen Schritt liegen im Dunkeln. Die Konsequenzen aus diesem Schicksalsschlag, den die Witwe mit ihren 25 Jahren und mit ihren vier Kindern zu tragen hatte, und der damit verbundene soziale Abstieg sowie die sich daraus ergebenden Nöte lassen sich heute kaum erahnen.

Eine Entscheidung aus dieser wirtschaftlichen Not heraus war allem Anschein nach, daß Jürgen Ludwig im Alter von sechs Jahren zu seiner Tante Ingeburg Nissen, geb. Neve, in Högelfeld gegeben wurde. Nach der sicherlich nicht leichten Trennung von der Mutter und den Geschwistern verbrachte er dort seine Kindheit.

⁵ Die weiteren Kinder waren:

Ingeburg Marie Neve * 05.10.1847, † 05.09.1937 war verheiratet in zweiter Ehe am 13.03.1875 mit Peter Nissen Högel-Feld

(Neumünster)

Jes Ludwig Neve * 07.11.1853, wanderte als Witwe mit ihren Kindern nach Amerika aus, mit Hilfe von Pastor Jürgen Ludwig Neve.

Margarethe Neve (später verheiratete Carstensen Soholbrück).

⁶ Die weiteren Geschwister waren die Töchter Katharina Maria Neve und Maria Bot hilde Neve sowie der jüngste Sohn Ebbe Ludwig Neve, der am 30. August 1870 geboren wurde und bereits am 5. August 1871 verstarb.

KUHHIRTE BEI BREKLUM - KINDHEIT UND JUGEND VON JÜRGEN LUDWIG NEVE IN HÖGELFELD

Högelfeld wurde nun zur Heimat des jungen Jürgen Ludwig Neve. In der damaligen Zeit wurden auf einer Landstelle auf der Geest alle Hände für den Lebensunterhalt gebraucht. Auch die Kinder mußten schon im frühen Alter Aufgaben und Handreichungen verrichten. Es war in dieser Zeit nicht unüblich, dass Kinder bereits im Alter von sechs Lebensjahren Aufgaben als Gänsejunge oder Schafjunge wahrnehmen mußten.

Kinder im fortgeschrittenen Alter lebten häufig, soweit sie von in sozial schwierigen Verhältnissen lebenden Eltern stammten, für freie Kost und Wohnung auf den Höfen und übten im Sommer die Tätigkeit eines Hütejungen aus und konnten nur im Winter die Schule besuchen. Jürgen Ludwig Neve besuchte die Schule in Högel, Einschulungstag war der 1. Mai.

Am selben Tag blieben die vom Besuch der Sommerschule dispensierten Kinder fort und kamen von da an bis zum 1. November nur am Mittwoch und Sonnabend in die Hirtenschule, d. h. in den dreistündigen Wiederholungsunterricht, der für diese Kinder eingerichtet war.⁷ Das Lernen und die Aufnahme von Kenntnissen in der Schule müssen Jürgen Ludwig leicht gefallen sein, denn er war in seiner Kindheit Kuhhirte und somit von der Sommerschule dispensiert. Er verbrachte seine Jugend in Högel, einem Dorf des Breklumer Kirchspiels. Jürgen Ludwig Neve schilderte später seine Kinderjahre in der Breklumer Pfarrgemeinde später so:

„Im Hause war die Bibel und die wurde täglich gelesen. Dazu kam das Breklumer Sonntagsblatt ins Haus. An den Sonntagen hörte ich Pastor Jensen und wurde geprägt von dem unbeschreiblichen Ernst, mit dem er predigte... Dazu kamen die Zöglinge des Missionshauses in unser Dorf, hielten Bibelstunden und kamen mit uns einfachen Leuten in persönliche Berührung. So nährte sich in mir ein höchstes Ideal.“

Pastor Christian Jensen, Hauptpastor in Breklum hat Jürgen Ludwig Neve dann konfirmiert.

⁷ Nach der Schleswig-Holsteinischen Schulordnung von 1814 konnten Kinder erst vom 12. Lebensjahr an von der Sommerschule dispensiert werden, wenn sie bedürftig waren und ein bestimmtes Maß an Kenntnissen bewiesen.

DIE BERUFAUSBILDUNG

Nach seiner Konfirmation kam Jürgen Neve als Lehrling in die Breklumer Druckerei, er wollte weiter kommen und lernte ohne Hilfe Latein und Griechisch. Er saß abends bis spät in die Nacht über den Büchern. Er meinte wohl, einmal in einer großen Druckerei in Leipzig Beschäftigung zu finden. Aber es kam anders.

Unter der Post, die Neve als Lehrling täglich in Bredstedt abholen mußte, fand Pastor Jensen einmal einen Zettel mit lateinischen Vokabeln. Das brachte die Wende. Jensen drängte den jungen lernfähigen Neve, in das Breklumer Predigerseminar für Nordamerika einzutreten. Nach längerem Bedenken folgte Neve diesem Ruf⁸ und trat 1882 in das Breklumer Predigerseminar ein. Er gehörte mit zu den ersten Seminaristen. Nach abgeschlossener Ausbildung studierte er noch zwei Semester an der Kieler Universität und arbeitete dort zugleich als Stadtmissionar.

ANKUNFT IN CHIKAGO – DER ERFOLGREICHE WEG IN AMERIKA

1888 vermittelte Pastor Dr. Christian Jensen, Breklum, zu dem ihm gut bekannten Pastor Severinghaus in Chicago, die ersten drei „Sendlinge“ aus Breklum. Dies waren J. L. Neve, H. Dorow und P. Bieger. Diese ersten jungen Kandidaten für das geistliche Amt wurden im Juni 1888 in der St. Peters - Kirche bei Arenzville im Staate Illinois zu Pastoren ordiniert. Neve erhielt bald einen Lehrauftrag für Kirchengeschichte am deutschen lutherischen Seminar in Chicago. Hier, am ersten lutherischen Seminar der werdenden lutherischen Kirche von Amerika, begann sein vielfältiges Wirken in den Vereinigten Staaten. Es folgte rasch eine Berufung nach der anderen. 1892 wurde Neve Schriftleiter des weit über Chicago hinaus viel gelesenen ‚Zion’s Boten‘ und Pastor in dem Orte Bremen im Staate Illinois.

Ist es Zufall oder Fügung? Jedenfalls hat die St. Johannes Kirche in Bremen im Staate Illinois den gleichen Baustiel und das gleiche Aussehen wie die Kirche in Breklum.

⁸ Dies berichtete der spätere Professor Neve im Jahre 1923 bei seinem Besuch in Deutschland auf der Fahrt von Breklum nach Högel, wo er seine hochbetagte Tante Ingeburg besuchte, die ihn mit erzogen hatte.

Im „Goldenen Buch der Wartburg Synode von 1925⁹ ist vermerkt: „Das amtliche Organ der Warburg - Synode, der Lutherische Zion's - Bote, hat unter der umsichtigen Leitung von Bruder Ortlepp und der gediegenen Redaktion von Bruder Neve bedeutende Fortschritte aufzuweisen“.

1898 erhielt Neve den Ruf als theologischer Lehrer an das Lutherische Seminar in Atchison/Kansas.¹⁰ Etwas Besonderes für die Deutschen in den USA hatte diese Anstalt dadurch, daß 1898 das von Dr. J. D. Severinghaus in Chicago gegründete und 13 Jahre lang – unter manchen Schwierigkeiten von ihm geführte – deutsche Predigerseminar aufgehoben und nun mit dem englischen Seminar (Midland Colleg) als deutsches Department in Verbindung gebracht wurde. Leiter eben dieser deutschen Abteilung wurde für die Zeit von 1898 bis 1909 Dr. J. L. Neve. Sein erfolgreiches Wirken als Dekan im theologischen Seminar der deutschen Abteilung ist u.a. daran zu erkennen, dass während einer Reihe von Jahren ganze Abiturientenklassen in den Dienst des Predigtamtes und der deutschen Nebraska Synode in Amerika eintraten. Dieses Seminar erhielt auch beständig Zuzug von Studenten aus dem Predigerseminar in Breklum.

1909 wurde Neve dann Professor für Symbolik und Dogmengeschichte in Springfield/Ohio. Viele Jahre hindurch gehörte er zu den führenden Männern in der deutschen Wartburg-Synode.

Die bleibenden Verbindungen zur deutschen Heimat wurden in folgenden Begebenheiten während der Kriegsjahre deutlich: Im Jahre 1915 beschloss die Wartburg-Synode, Protest einzulegen gegen die Ausfuhr von Kriegsmaterial von den USA nach Europa und erklärte die Waffenausfuhr als unchristlich, unmoralisch und allen Grundsätzen des Patriotismus und der echten Neutralität widersprechend. Im Jahr 1917 waren die USA in die Reihen der Kriegsgegner von Deutschland eingetreten – eben dies geschah im 400ten Jahr der Reformation. Das Gefühl der Not und Bedrängnis darüber in der Synode fand seinen Ausdruck in dem Bericht des Präsidenten Georg Schulz aus Lena, Illinois:

⁹ Vgl. Goldenes Buch der Wartburg Synode von 1925, zum fünfzigsten Jubiläum, verfasst von Dr. Wm Schülzke, Pastor der Ev. Luth. St Johannes Kirche in Springfield im Staate Illinois

¹⁰ Das „Westliche Theologische Seminar“ in Atchinson wurde im Jahre 1893 als die jüngste Predigerausbildungsanstalt gegründet. Es wurde in den Räumlichkeiten des Midland Colleg eröffnet.

„Deutschland ist für viele unter uns das Land der Geburt, das Land, mit welchem wir alle mehr oder weniger durch das Band des Blutes und der Freundschaft verbunden sind. Schmerzliche Gefühle durchwogen unsere Brust; unser Herz ist zerrissen und blutet. Aber wir haben eine neue Heimat gesucht und gefunden. Freiwillig haben wir die alte Heimat verlassen, freiwillig eine neue Heimat gewählt; freiwillig sind wir Bürger unter dem Sternenbanner geworden; freiwillig haben wir den ihm den Eidschwur der Treue geleistet. Diesen Eid müssen und wollen wir halten. Niemand wollen und dürfen wir das Recht geben, uns wegen unserer Abstammung oder wegen des Gebrauchs der deutschen Sprache der Untreue gegen unser adoptiertes Vaterland anzuseigen und der Illoyalität zu beschuldigen. Wir sind treue und loyale Bürger, untan der Obrigkeit, wie Gottes Wort es Lehrt“! Im Ersten Weltkrieg 1914–1918 waren die Verbindungen mit der Predigerseminar für Amerika in Breklum abgeschnitten und in der Wartburg Synode machte sich der Mangel an deutschen Predigern sehr deutlich bemerkbar. Es wütete der Erste Weltkrieg.

Im Synodalbericht des Präsidenten aus dem Jahr 1918 werden Klagen laut über lokale Verfolgungen deutscher Pastoren durch übereifrige Patrioten in den USA. Die Regierung sprach sich zwar dagegen aus, aber Fanatiker brachten es dahin, dass in mancher Kirche kein deutscher Gottesdienst abgehalten werden konnte. Das aber waren Ausnahmen. Das Werk der Wartburg – Synode konnte sich jedoch dennoch der Zeit entsprechend erfolgreich weiter entwickeln.

1923 delegierte die Vereinigte Lutherische Kirche in Amerika Prof. J. L. Neve zur Lutherischen Weltkonferenz in Eisenach. Inzwischen hatte Neve das Amt des Chefredakteur des „Lutherischen Herold“, die durch die Verschmelzung den Zeitungen „Lutherischer Zions = Bote“ und dem „Deutschen Lutheraner“ zu einer der größten deutschsprachigen Kirchenzeitungen in Amerika geworden war, übernommen. Im „Lutherischen Herold“ berichtete Neve ausführlich und hochinteressant über die Eisenacher Weltkonferenz.

Am 10. November 1923 wurde Neve durch die Christian Albrechts Universität Kiel der Titel des Dr. der Theologie honoris causa verliehen. Das lutherische Carthage-College und das Wittenberg-College in Springfield hatten seine Verdienste schon vorher durch Verleihung des theologischen Ehrendoktors gewürdigt.

WICHTIGE PUBLIKATIONEN

Für die schriftstellerische und forschungsbezogene Arbeit von Prof. J. L. Neve ist erwähnenswert die Arbeit, in der er sich unter kulturgeschichtlichen Aspekten mit den deutsch-amerikanischen Beziehungen befasst: Im Jahre 1902 erscheint das Buch mit dem Titel ‚Charakterzüge des amerikanischen Volkes‘.

Die Verbundenheit der amerikanischen Christen mit ihrer deutschen Heimat wird auch in Abschnitten dieses Werkes deutlich, so kann man dort lesen:

„Nach dem Zensus von 1900 gibt es in Amerika rund sechseinviertel Millionen Deutsche. Kurz nach dem letzten Weihnachtsfest 1901 wurde von den Postbehörden festgestellt, dass innerhalb weniger Wochen vier Millionen an Weihnachtsgeschenken aus Amerika nach Deutschland gegangen sind. Anläßlich so großer und starker verwandschaftlicher und freundschaftlicher Bande ist es, milde gesagt, doch ein schweres Unrecht, diese zwei Nationen gegeneinander zu verhetzen.“¹¹

Das Werk „Charakterzüge des amerikanischen Volkes“¹² ist – mit seiner für die damaligen Zeitumstände bemerkenswerten und klaren Schilderung der Verhältnisse und seiner tiefen Verbundenheit mit der ländlichen Bevölkerung im „Mittleren Westen“ – nach wie vor ein interessantes und wichtiges Dokument der amerikanisch-deutschen Einwanderungsgeschichte.

Eine weitere wichtige Publikation Neves liegt mit der 1913 publizierten ‚Kurzgefaßten Geschichte der „Lutherischen Kirche“ in Amerika‘ vor, die sowohl in deutscher wie in englischer Sprache vorliegt. Das Buch beschreibt den Kampf der ev. lutherischen Gemeinden in den jungen Staaten der USA in den Synoden um die richtige Lehre auf der Grundlage der Augsburger Konfession.¹³

¹¹ Mögliche Hintergründe dieser Aussage liegen in der Kanonenboot-Politik der USA und des Deutschen Reiches im pazifischen Ozean zum Ende des 19. Jahrhundert, u.a. vor den Philippinen und im Hafen von Manila. Die sogenannte stark anti-deutsche Stimmung erzeugende „gelbe Presse“ in den USA, wurde in der damaligen Zeit unterstützt von politisch gesteuerten Medien in England mit unerschöpflichen grundlos negativen Berichten und Parolen über Deutschland.

¹² Bei der Publikation handelt es sich um ein „Büchlein“ von ca. 100 Seiten. Eine Neuauflage dieses historischen Werkes wäre zu empfehlen, vor allem als Leselektüre für Personen, die ihre erste Reise in die USA durchführen möchten

¹³ Damals entstanden Richtungskämpfe im amerikanischen Luthertum durch immer wieder auftretende Formen der Vermischung in den Gemeinden mit einerseits den Episkopalen (Anglikaner u. Methodisten) und andererseits mit Sektierertum und Schwärmern in manchen Synoden.

1921 folgte schliesslich eine Darstellung mit dem Titel ‚Lutheraner auf dem Weg zur Kirchenunion‘, gefolgt von dem 1940 publizierten Werk mit dem Titel ‚Die Kirche und die Sekten‘, ein Thema, das auch heute nicht an Aktualität verloren hat.

Prof. Jürgen Ludwig Neve blieb seiner Heimat in vielfältiger Weise verbunden. Als einer der führenden Männer der Wartburg-Synode besuchte er die Universitäten in Oxford, Berlin, Kiel und Halle. Er sah die deutsche Not in der Inflationszeit: Es wird berichtet, er habe sich die Haare schneiden lassen und dafür 1,5 Millionen Mark gezahlt und beim Nachrechnen entdeckt, dass dies in Inflationszeiten ganze 19 Cent nach amerikanischem Währung sind.

Wer Jürgen Ludwig Neve näher kennen lernen möchte, so schreibt Pastor Martin Pörksen in seinem Buch „Pastoren für Amerika - aus der Geschichte des Breklumer Martineums“ -, der sollte seine Reiseerinnerungen im „Lutherischen Herold“ lesen, in denen er über die Lutherische Weltkirchenkonferenz in Eisenach berichtet hat. Die Grundüberzeugungen von Neve werden darin deutlich:

Die lutherische Kirche ist nicht eine Winkel-Kirche, sondern eine Welt-Kirche.

Die nationalen Schwächen sind da. Fortdauernd aber wird der Eisenacher Konvent der Lutherischen Kirchen zur Überbrückung der nationalen Gegensätze beitragen.

Diese Perspektiven formuliert ein Mann, der in Stadium geboren wurde, der aus einem Högeler Dorfjungen, Kuhhirten und Setzer zu einem lutherischen Theologen mit ökumenischem Weitblick und biblischer Weite herangereift war.

Jürgen Ludwig Neve starb, im amerikanischen Luthertum hochgeachtet, als Professor für das Neue Testament am 12. August 1943 in Springfield im Staat Ohio.

Quellen:

1. Martin Pörksen: *Pastoren für Amerika*, Breklumer Verlag.
2. Aufsatz von Volkmar Dreese: *Schleswig-Holsteiner als Pastoren für Amerika*, S. 105, *Jahrbuch für die Schleswig-Holsteinische Geest*, 31. Jahrgang, 1983.
3. Aufsatz von Detlef Dau-Schmidt, Preetz: *Ländliches Schulwesen*, S. 109, *Jahrbuch für die Schleswig-Holsteinische Geest*, 44. Jahrgang, 1996.
4. Unterlagen aus dem Archiv dem Nordelbischen Missionszentrum Breklum
5. Das Goldene Buch der Wartburg – Synode 1875–1925.
6. Prof. Dr. Dr. J. L. Neve: *Charakterzüge des amerikanischen Volkes*, veröffentlicht 1902, Kommissionsverlag H.G. Wallmann, Leipzig.

*Kurzgefaßte Geschichte der Lutherischen Kirche in Amerika.
Veröffentlicht 1915, Burlington, Iowa. German Litarary Board.*

DIE ANFÄNGE DER BREKLUMER AFRIKAMISSION VIER JAHRE IN UHA UND UJII 1912–1916

KRISTIN JÄGER

1. ZUSAMMENFASSUNG

Ausgangspunkt für die Breklumer Afrikamission war die Weltmissionskonferenz in Edinburgh im Jahr 1910. Schlagworte der Konferenz wie „Evangelisation der Welt in dieser Generation“ und der Hinweis auf die drohende „Islamgefahr“ auf dem afrikanischen Kontinent beeindruckten die drei Breklumer Abgesandten sehr. Schnell begann in Breklum die Diskussion darüber, ob die Missionsgesellschaft neben seiner indischen Mission noch ein zweites Missionsfeld in Afrika aufnehmen sollte. Innerhalb eines Jahres war die Entscheidung gefallen: Breklum würde ein neues Missionsfeld in Deutsch-Ostafrika erschließen.

Im Mai 1912 erreichten die Breklumer Afrikamissionare ihr zukünftiges Arbeitsgebiet, die Landschaften Uha und Ujiji im Nordwesten Deutsch-Ostafrikas. Diese Gebiete waren zu jener Zeit praktisch weiße Flecken auf der Landkarte, so dass die Missionare kaum wussten, was sie erwartete. Nur die Existenz der Militärstation Kassulo in diesem Gebiet war bekannt. Im Laufe der folgenden drei Jahre errichteten sie drei Missionsstationen, die sie auf folgende Weise besetzten: Walter Bock verblieb auf der ersten Station mit dem Namen Kikangala, Peter Jessen zog auf die zweite Station namens Kigoma, während Nicolai Andersen die letzte Station in Shunga leitete.

Die geistliche Arbeit wurde durch die Breklumer Missionare eifrig aber verhältnismäßig fruchtlos betrieben. Die heidnischen Waha verlangten für den Gottesdienstbesuch Geld und die benachbarten Muslime boykottierten die Verkündigungen, unter anderem durch lautes Absingen von Suren. Auch der angebotene Schulunterricht lief schleppend, teilweise erschienen gar keine Schüler zum Unterricht. Gleichzeitig litten alle drei Missionare regelmäßig unter Malaria, Missionar Bock war praktisch vier Jahre ununterbrochen krank. Erschwerend hinzu kamen persönliche Streitigkeiten zwischen den Missionaren, die mit viel Zeit- und Energieaufwand betrieben wurden.

Im Dezember 1913 erreichten die sogenannten Afrikabräute Deutsch-Ostafrika. In Daressalaam fand die Doppelhochzeit von Walter Bock mit Marie

Madsen und von Peter Jessen mit Tilla Wibe statt. Missionar Andersen war bereits mit Frau und Tochter nach Afrika ausgereist.

Die langsam aufblühende Arbeit der Breklumer Afrikamissionare wurde durch den Ausbruch des 1. Weltkrieges wieder verlangsamt. Zwar konnten alle drei Missionare auf ihren Stationen verbleiben, doch mussten sie die Missionsarbeit zu Gunsten der Selbstversorgung wesentlich einschränken. So konnten z. B. die Kostschulen wegen Nahrungsmittelknappheit nicht mehr weitergeführt werden.

An Ostern 1915 konnte Peter Jessen auf der Station Kigoma den ersten und einzigen Täufling der Breklumer Afrikamission taufen. Dieser hatte allerdings bereits als Kind eine christliche Vorbildung an einer englischen Missionsschule erhalten. Vier weitere Taufanwärter wollte Missionar Jessen im Jahr 1916 nicht mehr taufen, weil er jederzeit seine Gefangennahme durch belgische Truppen fürchtete. Tatsächlich gerieten die Missionare Bock und Andersen mit ihren Familien im September, Jessens an Weihnachten 1916 in Gefangenschaft.

Für Andersens und Jessens begann eine abenteuerliche Heimreise in Gefangenschaft, die sie von Tabora in Ostafrika bis in den Kongo, Westafrika, führte. Im Verlauf der Verschiffung in französische Kriegsgefangenschaft verlor Familie Andersen ihre zwei kleinen Söhne, die ihnen in Afrika geboren worden waren. Familie Bock blieb noch in Tabora, wo Walter Bock beim Roten Kreuz eingeteilt war. Die Ausreise der Familie nach Frankreich erfolgte einige Monate später. Zum Weihnachtsfest 1917 war es Andersens und Bocks möglich, wieder in die Heimat zurückzukehren. Jessens folgten im März 1918 nach.

Die Zeit der frühen Breklumer Afrikamission ist sehr unterschiedlich bewertet worden: Der messbare Missionserfolg in Gestalt von Taufen war ausgesprochen gering. Von einigen Stimmen wurde die „Afrika-Episode“ als Misserfolg bezeichnet. Jedoch sollte sich Mitte der 1920er Jahre zeigen, dass die Breklumer während ihres vierjährigen Aufenthaltes in Uha und Ujiji eine fruchtbare Saat gesät hatten: 1928 übernahm die Neukirchner Mission die ehemalige Breklumer Station Shunga im Uha-Gebiet und traf dort auf eine Vielzahl von Afikanern, die die Breklumer in sehr guter Erinnerung hatten. Nicolai Andersen war vor allem durch seine ausgezeichnete Arbeit als Baumissionar präsent geblieben, Walter Bock hatte immer noch den Ruf eines Wunderarztes. So fiel es den Neukirchnern nicht schwer, bald eine lebendige Missionsgemeinde im ehemaligen Breklumer Gebiet aufzubauen.

Breklum nahm die Afrikamission erst Ende der 1950er Jahren in Zentral-Tanganjika wieder auf.

2. DER BEGINN

Die frühen Anfänge der Breklumer Afrikamission gehen auf das Jahr 1910 zurück. Als Ausgangspunkt für das Breklumer Interesse an der Afrikamission kann die Weltmissionskonferenz in Edinburgh vom Juli 1910 angesehen werden.¹ Breklum war dort mit den Missionsinspektoren bzw. Missionsse nioren Lucht, Pohl und Wohlenberg vertreten und vernahm die dringende Aufforderung der Weltmissionskonferenz: Der „Islamgefahr“ auf dem afri kanischen Kontinent müsse dringend begegnet werden. Der Islam breite sich dort in schneller Geschwindigkeit aus und bald würden Millionen afri kanischer Seelen an den „falschen Propheten“ verloren gehen.² Dieser Appell fiel bei vielen Breklumern auf fruchtbaren Boden und man überlegte, ob es für die Breklumer Mission sinnvoll sei, ein neues Missionsfeld aufzunehmen. Die Diskussion entbrannte um folgende Fragen:

- * Kann sich Breklum ein neues Missionsfeld leisten?
- * Wird die Indien-Mission dadurch vernachlässigt?
- * Wie genau soll der Missionsauftrag lauten?
- * In welcher deutschen Kolonie in Afrika soll sich Breklum engagieren?

Befürworter und Gegner eines afrikanischen Missionsgebietes trafen zu intensiven Debatten zusammen. Die Missionsgemeinde innerhalb Breklums war weit davon entfernt, eine einheitliche Meinung zu haben. So veröffentlichte Missionsinspektor Lucht im Dezember 1910 einen Aufsatz, in dem er von zunehmender Missionsscheu, ja gar Missionshass sprach, der die Aufnahme eines neuen Arbeitsfeldes nicht ratsam erscheinen lasse.³ Breklum habe einfach nicht genug Unterstützer, um ein so waghalsiges Unternehmen zu finanzieren. Luchs Aufsatz wurden brandheiße Antworten entgegengeschleudert von Missionsfreunden, die mit Leib und Seele für die Afrikamis

¹ Bracker (1926): Unter der Fahne des Kreuzes, S. 136.

² Bracker (1911): Ein neues Arbeitsfeld? in: Schleswig-Holsteinisches Missionsblatt, Februar 1911, S. 30.

³ Lucht (1910): „Eine Antwort auf die Anfrage betreffs eines zweiten Arbeitsfeldes unserer Landesmission in einer deutschen Kolonie“ im Breklumer Missionsarchiv, Nr. 226.

sion plädierten.⁴ Ihrer Meinung nach war das Vordringen des Islam derart bedrohlich, dass auch Breklum umgehend Maßnahmen ergreifen müsse. Um sich ein Stimmungsbild innerhalb der Missionsgemeinde machen zu können, veranstaltete Breklum sogar eine Umfrageaktion per Post.⁵

In diesem Zusammenhang stand auch die Frage nach dem Missionsauftrag. Mit welcher Motivation wollte Breklum hinausgehen? Im Verlaufe der Diskussion einige man sich darauf, dass Breklum ausschließlich dem missianarischen Ruf folgen würde, aber in keiner Weise dem politischen Ruf.⁶ Man wollte vielmehr die Eingeborenen vor den neuen europäischen Einflüssen schützen, die aller Voraussicht nach das Leben der Afrikaner sehr verändern würden. Einen ähnlichen Tenor hatten auch die Beiträge auf dem Dritten Deutschen Kolonalkongress im Oktober 1910. Dort äußerte Max von Schinkel, man dürfe von den Kolonien nicht nur nehmen, sondern müsse auch etwas geben, „und zwar das Beste, was wir haben [...] Das Beste, was wir haben, ist das Evangelium.“⁷ Breklum schloss sich dem Motto „Kolonisieren heißt Missionieren“ an.⁸ Außerdem einigte sich die Breklumer Missionsleitung darauf, das zukünftige Engagement nicht nur auf die deutschen Kolonien zu beschränken, und verlieh damit ihrer Ablehnung politischer Motive Ausdruck. Zwar nahm die Breklumer Mission 1913 die „Kaiserspende“ zum 25-jährigen Thronjubiläum Kaiser Wilhelms II. dankbar an, betonte dabei erneut ihre rein religiösen Motive.

Das Hauptargument für den Auszug nach Afrika war der Kampf gegen den Islam. Tatsächlich wurde bewusst das Wort „Kampf“⁹ gewählt, man sprach sogar vom „heiligen Krieg“¹⁰ des Christentums und von Gott als dem „himmlischen Kriegsherren“. Einen Einblick in die damals vorherrschende Ge-

⁴ Kaftan (1911): Vor der Entscheidung in: Schleswig-Holsteinisches Missionsblatt, Juni 1911, S. 84.

⁵ Umfragekarten sowie das Begleitschreiben von Missionsinspektor Bahnsen mit dem Titel „An Missionsfreunde in Schleswig-Holstein“ im Breklumer Archiv, Akte 226.

⁶ Bracker (1926): Unter der Fahne des Kreuzes, S. 141.

⁷ Schleswig-Holsteinisches Missionsblatt, Dezember 1910, Artikel: Vom 3. deutschen Kolonalkongress.

⁸ Dieser Satz wurde von Kolonialstaatssekretär Dr. Solf auf dem Dritten Deutschen Kolonalkongress im Oktober 1910 geprägt, siehe Wohlenberg (Jahrgang unbekannt): Der Beginn der Afrikaarbeit im Jahre 1912, S. 1, im Breklumer Missionsarchiv, Aktennummer 226.

⁹ NN (1911): Um was es sich in der Weltmission und bei uns gegenwärtig handelt in: Schleswig-Holsteinisches Missionsblatt, Mai 1911, S. 68.

¹⁰ P. Hasselmann (1911): Trotzdem: Ein neues Arbeitsfeld in Deutsch-Ostafrika in: Schleswig-Holstein-Lauenburgisches Kirchen- und Schulblatt, Nr. 7, 18. Februar 1911.

dankenwelt bietet auch folgender Satz: „Es handelt sich eben heutzutage in der Mission überhaupt nicht mehr allein um Rettung einzelner Seelen, sondern um den Zusammenprall der großen religiösen Systeme selbst, um ihre innere Überwindung, d.h. um den Kampf der Weltreligionen auf Leben und Tod – ohne Frage das großartigste Schauspiel der Menschheitsgeschichte, das wir mitzuerleben gewürdigt werden, aber eben deshalb auch mit zu verantworten und das heißt zu beeinflussen haben.“¹¹

Gleichzeitig sah man sich nach einem Missionsgebiet um, das für die Breklumer Afrikamission geeignet sein könnte. Die Breklumer Missionsdirektion beriet sich mit anderen Missionsgesellschaften und zog neben Uha in Deutsch-Ostafrika auch Gebiete in Kamerun, Togo sowie auf den Marshallinseln in Betracht.¹²

Neben der Islamgefahr drängte auch eine weitere „Gefahr“ dazu, eine schnelle Entscheidung zu treffen. Dabei handelte es sich um die Konkurrenz durch die katholische Kirche. Diese wurde als mindestens so gefährlich wie die durch den Islam empfundene, und Breklum nahm bald am Wettrennen um Missionsgebiete teil.¹³ Aus Briefen des Direktors der Berliner Mission wurde deutlich, dass auch die katholischen Weißen Väter ein Auge auf das Gebiet in Uha/Deutsch-Ostafrika geworfen hatten, was ein sofortiges Handeln der Breklumer erforderlich machte.¹⁴ So wurde die Besetzung des Breklumer Missionsgebietes fast zu einem Krimi, wie die nachfolgenden Beispiele aus zwei Briefen von Missionsdirektoren anderer Missionshäuser zeigen sollen:

Missionsdirektor Axenfeld (Berlin) wandte sich an die Breklumer mit dem Hinweis, dass es unklug war, sich bezüglich des Gebietes in Ujiji¹⁵ an den Gouverneur von Deutsch-Ostafrika zu wenden. Der Gouverneur sei „Katholik und eine schroffe Persönlichkeit“. Weiterhin schrieb er: „Nach dem Schutzgebietsgesetz bedürfen Sie der vorherigen Erlaubnis des Gouvernements nicht. Sollten Sie eine abratende oder gar ablehnende Antwort des Gouverneurs erhalten, so bitte ich Sie, die Sache damit noch nicht für erle-

¹¹ Bracker (1926): Unter der Fahne des Kreuzes, S. 138.

¹² Bracker (1911): Unsere Mission vor der Entscheidung (Broschüre) und Schriftwechsel zu diesem Thema im Breklumer Archiv, Aktennummer 226, 227 sowie 3, 6 und 8.

¹³ Bracker (1926): Unter der Fahne des Kreuzes, S. 147.

¹⁴ Schriftwechsel zur „katholischen Gefahr“ im Breklumer Missionsarchiv, Aktennummer 141.

¹⁵ Zur Zeit der Breklumer Afrikamissionare wurde der Name „Udjidji“ geschrieben.

digt zu betrachten, sondern mir Nachricht zu geben. Ich habe gute Gründe für diesen Rat.“¹⁶

Missionsdirektor Trittelvitz (Bethel) betonte die Wichtigkeit der Geheimhaltung der Breklumer Afrikapläne. Die Katholiken dürften auf keinen Fall erfahren, wo genau die Breklumer ihre Station planten. „Wir haben es bei unserem Vorgehen in Deutsch-Ostafrika möglichst so gehalten, dass wir unsere Pläne immer erst veröffentlichen, wenn wir sie ausführten.“¹⁷

Generell wurde der Breklumer Mission angeraten, eine Besetzung des neuen Missionsgebietes in den Landschaften Uha und Ujiji/Deutsch-Ostafrika möglichst schnell und möglichst geheim vorzunehmen. Doch Breklum wollte nicht überstürzt handeln. Die Missionsleitung bemühte sich, die Missionsgemeinde in die Entscheidungsfindung mit einzubeziehen, und bot zur Orientierung und Meinungsbildung Vorträge an mit Titeln wie:¹⁸

- * Warum ein neues Arbeitsfeld? Erlaubt es die Heimat? Was sagt Indien dazu?
- * Das Sturmsignal des Islam.
- * Die werbenden Kräfte des Islam.
- * Wie ist Kolonialerwerb vor dem christlichen Gewissen zu rechtfertigen?
- * Sind die Naturvölker in ihrem Heidentum wirklich glücklich?
- * Zur Negerpsychologie.

Nachdem die bereits erwähnte Umfrageaktion per Post ausgesprochen positive Rückmeldungen ergeben hatte und auch die indischen Missionare ihr Einverständnis gegeben hatten,¹⁹ fiel die Entscheidung: Die Generalversammlung beschloss am 13. Juni 1911 auf dem Breklumer Jahresfest mit 145 von 150 Stimmen, an den Vorstand die „einmütiige, herzliche Bitte zu richten, angesichts der Islamgefahr baldmöglichst ein zweites Arbeitsfeld in Afrika zu besetzen.“²⁰ Als Missionsort wurde die Region Uha im Westen Deutsch-Ostafrikas gewählt. Damit leistete Breklum innerhalb eines Jahres nach der Edinburgher Konferenz dem Ruf nach neuen Missionaren in Afrika Folge.

¹⁶ Brief von Missionsdirektor Axenfeld (Berlin) an Missionsinspektor Bracker vom 28. 03. 1911, im Breklumer Missionsarchiv, Aktennummer 141.

¹⁷ Brief vom 3. 11. 1911, Missionsdirektor Trittelvitz (Bethel) an Missionsinspektor Lucht, im Breklumer Missionsarchiv, Aktennummer 141.

¹⁸ Bracker (1926): Unter der Fahne des Kreuzes, S. 140.

¹⁹ Bracker (1926): Unter der Fahne des Kreuzes, S. 140.: „Wenn die Heimat das neue Arbeitsfeld beschließen würde, werden wir uns freuen, wie die große Schwester, die eine kleine Schwester geschenkt bekommt.“

²⁰ Lucht (1911): Nach der Entscheidung in: Schleswig-Holsteinisches Missionsblatt, Juli 1911, S. 97.

3. DIE AFRIKAMISSIONARE

Von den vier Kandidaten des Missionsseminars, die 1911 ihr Examen ablegten, waren Walter Bock und Peter Jessen bereit zur Ausreise nach Afrika.²¹ Sie waren damals 25 und 26 Jahre alt. Zur Vorbereitung belegten sie Suaheli- und Arabischkurse an der Universität in Hamburg und wurden am 29.01.1912 für den Missionsdienst ordiniert. Sowohl der ordinierende Bischof als auch der Pastor, der an diesem Tag die Predigt hielt, legten ihren Ansprachen den Text 1. Mose 12, Vers 1–8 zu Grunde, nämlich das Wort von dem Land, das Gott Abraham zeigen wollte.²² Tatsächlich war es so, dass Bock und Jessen absolutes Neuland betraten. Es gab niemanden, der ihnen sagen konnte, was genau sie in dem Gebiet von Uha erwartete.²³ Aber man rechnete mit dem Schlimmsten: Peter Jessen sagte bei der Nachfeier seiner Ordination: „Wir rechnen auch damit, dass nach Jahr und Tag zwei Grabkreuze den Anfang der Schleswig-Holsteinischen Mission in Deutsch-Uha-Land bezeichnen.“²⁴

4. DAS MISSIONSGEBIET

Das Breklumer Missionsgebiet lag östlich des Tanganyikasees.²⁵ Es war vollständig vom Malagarassi-Fluss umschlossen und enthielt die Landschaften Uha und Ujiji. Um ihr Missionsgebiet zu erreichen, waren die Missionare Bock und Jessen vom Hafen in Daressalaam mit der Zentralbahn (auch Ugandabahn genannt) zur Endstation Tabora gefahren und dort auf den Baumissionar Nicolai Andersen gestoßen. Dieser war der Breklumer Mission bereits seit Jugend an verbunden, dann aber mit der Herrnhuter Brüdergemeine 1908 ausgereist.²⁶ Die Herrnhuter hatten auf Bitten Breklums Andersen freigestellt, damit dieser in Breklums Dienste eintreten konnte und als „alter Afrikaner“ die Brüder Bock und Jessen beraten und unter-

²¹ Ein Bild von Bock und Jessen findet sich im Schleswig-Holsteinisches Missionsblatt, April 1912, S. 56.

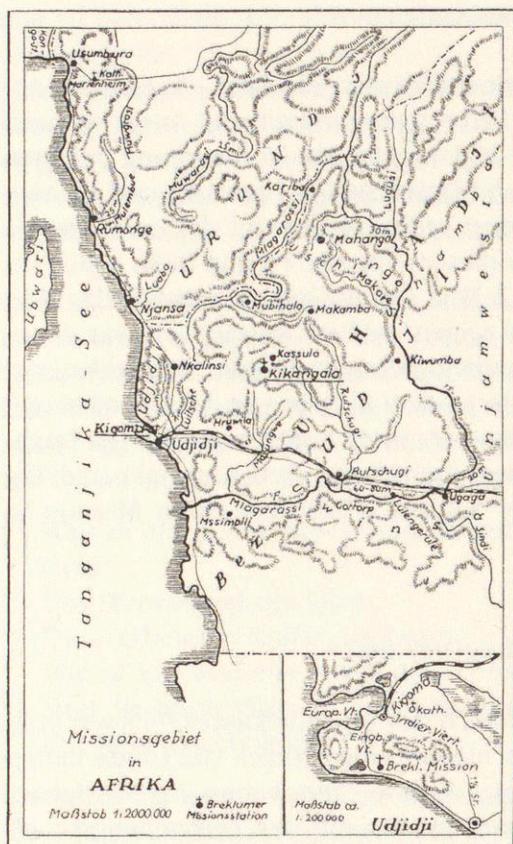
²² Ein Auszug aus der Predigt ist abgedruckt im Schleswig-Holsteinisches Missionsblatt, März 1912, S. 33ff.

²³ Bracker (1914): Tagesanbruch in Uha und Udjidji (Broschüre), S. 3.

²⁴ NN: Neueste Nachrichten aus unserer Mission in: Schleswig-Holsteinisches Missionsblatt, März 1912.

²⁵ Eine Karte des Missionsgebietes befindet sich im Buchumschlag von: Bracker (1926): Unter der Fahne des Kreuzes. Eine weitere Karte ist auf der Rückseite von Bracker (1914) „Tagesanbruch in Uha“ (Broschüre) abgedruckt.

²⁶ Bracker (1914): Tagesanbruch in Uha und Udjidji (Broschüre), S. 4.



Missionsgebiet 1913

1. Kigoma – von dort sind es vier Tagesreisen nord-östlich nach
2. Kikangala – von dort zwei Tagesreisen nördlich nach
3. Shunga.

Eine weitere Station mit dem Namen Makamba wurde nach einem halben Jahr wieder aufgegeben. Die Breklumer Missionsstationen Kikangala, Kigoma und Makamba sind auf der Landkarte aus dem Jahr 1913 in Abbildung 1 verzeichnet. Die Station Shunga war zu diesem Zeitpunkt noch nicht gegründet worden.

²⁷ Brief von Missionsdirektor Reichel vom 12. 05. 1911, im Breklumer Missionsarchiv, Akte 141. Daraus geht hervor, dass Andersen ursprünglich nur für fünf Monate von der Brüdergemeine freigestellt wurde.

²⁸ Kosmahl (1976): Breklums „Erster Term“ in Afrika in: Breklumer Sonntagsblatt fürs Haus, Juni 1976, S. 18.

²⁹ Schleswig-Holsteinisches Missionsblatt, Juni 1914, S. 83.

stützen konnte.²⁷ Andersen war zu diesem Zeitpunkt 30 Jahre alt und hatte Frau und Kind.

Gemeinsam marschierten Bock, Jessen und Andersen von Tabora weiter nach Westen. Sie überquerten von Süden kommend am 12. Mai 1912 den Malagarassi-Fluss und betrat so ihr zukünftiges Arbeitsgebiet.²⁸ Ihren Einsatzort erreichten die Missionare mit Fahrrädern. Diese sorgten unter den Eingeborenen für helle Aufregung und wurden auf Grund ihrer Lautlosigkeit, Schnelligkeit und der Spur, die sie hinterließen, „Schlange“ genannt.²⁹

Die Breklumer Missionare gründeten in den Jahren 1912 bis 1914 drei Stationen. Vom Westen her waren dies:

5. DIE MISSIONSARBEIT VOR ORT

Der Grundstein für die erste Missionsstation in Uha wurde am 13. 06. 1912, dem Tag des Breklumer Missionsfestes, gelegt. Die Station befand sich direkt im Herzen des Uha-Gebietes, nur eine Stunde entfernt von der Militärstation Kassulo.³⁰ Auf Grund der Höhe von 1700m über dem Meeresspiegel hofften die Breklumer Missionare, einen fieberfreien Ort gefunden zu haben.³¹ Da es sich bei der Landschaft im Umkreis des neuen Missionshauses um eine holzarme Gegend handelte, gestaltete sich die Beschaffung von Baumaterial sehr schwierig.³² Aus demselben Grund gab es auch kein Feuerholz zum Brennen von Ziegeln. Sämtliche Steine für den Bau des ersten Missionshauses mussten von weit her geholt werden.



Missionshaus Kikangala

Die Ehefrau des Breklumer Missionsinspektors Bracker wurde gebeten, einen Namen für die Station zu bestimmen.³³ Der von ihr gewählte Name „Neu-Breklum“ setzte sich allerdings nicht durch, weil die lokale Bevölke-

³⁰ Ein koloriertes Foto des Missionshauses in Kikangala befindet sich im Breklumer Fotoarchiv unter der Nummer 1156.

³¹ Bracker (1914): Tagesanbruch in Uha und Udjidji (Broschüre), S. 5.

³² Joerdens (1915): Unsere neue Mission in Deutsch-Ostafrika in: Frauen-Mission-Blatt, September 1915, S. 138.

³³ Brief mit Anfrage bezüglich eines Namens in Jessen (1912): Die zwei letzten Afrika-briefe von Missionar P. Jessen in: Schleswig-Holsteinisches Missionsblatt, August 1912, S. 123,5

rung Schwierigkeiten bei der Aussprache hatte und stattdessen „Noi Berekumu“ sagte.³⁴ Man einigte sich stattdessen auf den Namen Kikangala.³⁵

Entgegen den ursprünglichen Plänen fiel das erste Missionshaus wegen der allgemeinen Materialknappheit nicht sehr groß aus.³⁶ Familie Andersen bewohnte den zentralen Teil des Hauses, Bock und Jessen jeweils den rechten bzw. den linken Flügel des Hauses.³⁷ Die Abbildung 2 zeigt ein Foto des Missionshauses in Kikangala, das als Postkarte veröffentlicht wurde.

Die Missionare Andersen und Jessen waren anfänglich vor allem mit Bau-tätigkeit beschäftigt, während Missionar Bock meistens krank darnieder lag – dieser Zustand sollte ihn durch die gesamte Zeit in Afrika begleiten.³⁸ Es stand zeitweise sogar so schlecht um Bock, dass Jessen in einem Brief an den Breklumer Vorstand vertraulich anfragt, ob sein Kollege vielleicht wieder in die Heimat zurückgeschickt werden könne.³⁹ Von seinem Kranken-lager aus widmete sich Bock vor allem dem Studium der Sprache und der geistlichen Arbeit.⁴⁰ Bei seinen Auftritten als Geistlicher arbeitete er gern mit gemalten Bildern zu biblischen Geschichten.⁴¹ Außerdem war Bock, trotz seiner eigenen schwachen Gesundheit, als Arzt gefragt.⁴² Gerade diese Krankenversorgung öffnete den Missionaren oftmals die Türen und Herzen der sonst skeptischen lokalen Bevölkerung.⁴³

³⁴ Kosmahl (1976): Breklums „Erster Term“ in Afrika in: Breklumer Sonntagsblatt fürs Haus, Juni 1976, S. 19.

³⁵ Folgende Namen waren im Laufe der Zeit für die Station gebräuchlich: Neubreklum, Kassulo, Heru, Imalelu, Wasunga, Kikangara, Kikangala, siehe Schleswig-Holsteinisches Missionsblatt, Dezember 1913, S. 187.

³⁶ Grundriss des ursprünglich geplanten Missionshauses in Kikangala (von ca. 1911) im Breklumer Missionsarchiv, Aktennummer 227.

³⁷ Bracker (1914): Tagesanbruch in Uha und Udjidji (Broschüre), S. 5.

³⁸ Dass Missionar Bock vom Beginn des Afrikaaufenthaltes ständig krank war und sein Gesundheitszustand immerfort Anlass zur Besorgnis bot, wird u.a. deutlich in Jessen (1912): Die zwei letzten Afrikabriefe von Missionar P. Jessen in: Schleswig-Holsteinisches Missionsblatt, August 1912, S. 124.

³⁹ Jessen in einem Brief vom 23. 11. 1912, im Breklumer Missionsarchiv, Personalakte Jessen, Akte 319.

⁴⁰ Eine erste Sprachprobe, verfasst von Missionar Bock, in der lokalen Sprache Kiha in: Schleswig-Holsteinisches Missionsblatt, März 1913, S. 48.

⁴¹ Bracker (1914): Tagesanbruch in Uha und Udjidji (Broschüre), S. 6.

⁴² Schon Ende 1912 wird in der ganzen Region erzählt: „Bei Kikangala wohnt ein Wunderdoktor, der alle Kranken heilen kann.“ Siehe Bracker (1926): Unter der Fahne des Kreuzes, S. 146.

⁴³ Schleswig-Holsteinisches Missionsblatt, Juli 1913, S. 108.

6. DAS MITEINANDER DER MISSIONARE

Bereits zu einem frühen Zeitpunkt der gemeinsamen Missionsarbeit wurden erste Gegensätze zwischen den Missionaren deutlich: Missionar Andersen sah sich in der Rolle des Afrika-Erfahrenen und erteilte den Brüdern Bock und Jessen Anweisungen. Zugleich behandelte Andersen die Eingeborenen sehr roh, teilte Ohrfeigen aus und schlug einmal einen Vorarbeiter nieder.⁴⁴ Unter den Angestellten hieß er bald nur noch „Bwana [Herr] der Backpfeifen“.⁴⁵ Missionar Bock hingegen sprach sich für eine viel sanftere Behandlung der Eingeborenen aus und deutete Andersens Gewalttätigkeit als Charakterschwäche. Aus seiner Not heraus schrieb Bock erste Beschwerdebriefe nach Breklum, zuerst nur an Missionsinspektor Bracker. Er bat um Stillschweigen und um seine eigene Versetzung, weil er es mit Andersen unter einem Dach nicht mehr aushielte.⁴⁶ Bock berichtete unter dem Siegel der Verschwiegenheit, Andersen habe bereits in seiner Zeit als Missionar der Brüdergemeine die Eingeborenen schwer misshandelt und darüber heftige Auseinandersetzungen mit Superintendent Löber gehabt.⁴⁷ Bock beklagte auch, dass Jessen in Andersens Fußspuren zu treten drohe. Missionar Jessen betonte hingegen in seinen Briefen, dass er versuche, in den ständigen Streitigkeiten als Vermittler aufzutreten und sich ansonsten neutral zu verhalten.⁴⁸

Gleichzeitig bedrückte die Junggesellen die Abwesenheit ihrer Verlobten sehr. Bock und Jessen waren verlobt und die Missionsbräute sollten ihnen zwei Jahre später folgen, sobald drei Missionsstationen mit Häusern für drei Missionare zur Verfügung stünden. Die Missionsbräute, Tilla Wibe und Marie Madsen⁴⁹, wurden unterdessen in Tübingen am Deutschen Institut für ärztliche Mission (DIFÄM) zu Hebammen ausgebildet.⁵⁰ In heißen Briefen baten Bock und Jessen um die baldige Aussendung ihrer „Afrikabräute“.⁵¹

⁴⁴ Bock in einem Brief vom 07. 11. 1912, im Breklumer Missionsarchiv, Personalakte Bock, Aktennummer 276.

⁴⁵ Bock in einem Brief vom 27. 07. 1914, im Breklumer Missionsarchiv, Akte mit Streitigkeiten zwischen Andersen und Bock, Aktennummer 277.

⁴⁶ Bock in einem Brief vom 07. 11. 1912, im Breklumer Missionsarchiv, Personalakte Bock, Aktennummer 276.

⁴⁷ Ebd.

⁴⁸ Jessen in einem Brief vom 11. 05. 1914, im Breklumer Missionsarchiv, Personalakte Jessen, Aktennummer 319.

⁴⁹ Fotos von Bothilla Wibe und Marie Madsen finden sich im Frauen-Mission-Blatt, Februar 1914, im Umschlag.

⁵⁰ Schleswig-Holsteinisches Missionsblatt, August 1914, S. 128.

⁵¹ Bock in einem Brief vom 13. 06. 1913, im Breklumer Missionsarchiv, Personalakte Jessen, Aktennummer 319.



Gründung der Station Kigoma

Noch im Jahr 1912 sahen sich die drei Missionare nach einem geeigneten Ort für eine weitere Missionsstation um, zum einen, um der schwierigen persönlichen Situation Abhilfe zu schaffen, zum anderen, um die Aussendung der Missionsbräute zu beschleunigen. Zur Auswahl standen dabei die Städte Ujiji und Kigoma.⁵² Bei Ujiji handelte es sich um einen berüchtigten Sklavenumschlagplatz.⁵³ Da die 15.000 Bewohner Ujjis zum größten Teil Muslime waren,⁵⁴ hätte die Aufgabe dort vor allem in der sogenannten „Moslemmission“ bestanden.⁵⁵

Zwei Stunden nördlich von Ujiji befand sich Kigoma. Die Breklumer Missionare wollten ihre Ortswahl vorrangig davon abhängig machen, wo die noch im Bau befindliche Zentralbahn enden und welcher Ort in Zukunft bedeutungsvoller sein würde. Da Ende 1912 jedoch noch nicht feststand, ob Ujiji oder Kigoma die Endstation der Eisenbahn werden würde, entschieden

⁵² Anfrage bezüglich des Ortes in Jessen (1912): Die zwei letzten Afrikabriefe von Missionar P. Jessen in: Schleswig-Holsteinisches Missionsblatt, August 1912, S. 123.

⁵³ Ginsberg (1928): Die Übernahme der Breklumer Missionsarbeit durch die Neu-kirchner Mission, S. 9–11.

⁵⁴ Auszug aus einem Brief von Peter Jessen in: Schleswig-Holsteinisches Missionsblatt, März 1913, S. 40.

⁵⁵ Bracker (1914): Tagesanbruch in Uha und Udjidji (Broschüre), S. 7.

sich die Missionare auf Grund der für vorteilhafter gehaltenen Malaria-Situation für Kigoma als neuer Missionsstation. Diese Entscheidung erwies sich als vorausschauend, denn später endet die Zentralbahn tatsächlich in Kigoma.⁵⁶ Am Ankunftsstag der ersten Eisenbahn in Kigoma im Februar 1914 wurde ein Bild von Peter und Tilla Jessen neben der Lokomotive gemacht, das aber leider nicht mehr erhalten ist.⁵⁷

Am 13.05.1913⁵⁸ erfolgte die Grundsteinlegung für die zweite Breklumer Missionsstation in Kigoma durch Andersen und Jessen (siehe Abbildung 3).⁵⁹ Man hatte gerade diesen symbolischen Tag gewählt, denn zugleich fand in der Heimat ein großes Fest des Nordschleswiger Missionsvereins in Tingleff statt. Eine Nordschleswiger Missionsfreundin hatte auch den Bau des Hauses in Kigoma finanziert.⁶⁰ Das Missionshaus der Breklumer war das erste größere Europäerhaus in Kigoma.⁶¹

Während Andersen und Jessen in Kigoma die Grundsteinlegung vornahmen, siedelte Bock am 31. Mai 1913 nach Makamba um. Dort wollte er seine eigene, die dritte der Breklumer Missionsstationen erbauen.

7. MISSIONAR BOCK IN MAKAMBA

Missionar Bock musste 12 Stunden Fußmarsch hinter sich bringen, bis er in Makamba beim Stamm der Waha ankam. Als er schließlich völlig erschöpft sein Ziel erreichte und seinen afrikanischen Gastgebern gegenüber seine Müdigkeit erwähnte, lachten diese ihn aus und sagten: „Europäer können doch nicht müde werden!“⁶²

⁵⁶ Joerdens (1915): Unsere neue Mission in Deutsch-Ostafrika in: Frauen-Mission-Blatt, September 1915, S. 140.

⁵⁷ Hinweise auf dieses Foto finden sich in Bracker (1914): Tagesanbruch in Uha und Udjidji (Broschüre), S. 10.

⁵⁸ Es existieren widersprüchliche Angaben über das Datum der Grundsteinlegung: Die Postkarte in Abbildung 3 nennt den 13. Dezember 1912, Wohlenberg (ohne Datum) nennt ebenso wie Bracker (1926) den 13. Juni 1912 und Bracker (1914) nennt den 13. Mai 1913.

⁵⁹ Ein koloriertes Foto der Grundsteinlegung befindet sich im Breklumer Fotoarchiv unter der Nummer 1154.

⁶⁰ Bracker (1914): Tagesanbruch in Uha und Udjidji (Broschüre), S. 8.

⁶¹ Ein koloriertes Foto des Missionshauses in Kigoma befindet sich im Breklumer Fotoarchiv unter der Nummer 1155.

⁶² Bracker (1914): Tagesanbruch in Uha und Udjidji (Broschüre).

Seine große Einsamkeit in Makamba nutze Bock unter anderem dazu, ausführliche Briefe in die Heimat zu schreiben. So beschrieb er in einer Episode, wie die Afrikaner auf das von Bock mitgebrachte Fahrrad reagierten: „Solch ein Wunder haben wir noch nie gesehen! Dieses Tier mit den beiden Hörnern (Lenkstange), den beiden Füßen (Pedalen), und der schreienden Kehle (Glocke)! Aber seht nur, es kann gar nicht alleine stehen! Ob es krank ist? Jetzt bekommt es zu trinken (wenn ich die Räder schmiere). Jetzt läuft er mit ihm um die Wette (wenn ich die Pedale trete).“⁶³

Bock hatte in Makamba mit einem schweren Start zu kämpfen. Die lokale Bevölkerung nahm an, Bock sei gekommen, um sie reich zu machen und begrüßte ihn mit dem Ruf: „Unser Vater ist gekommen, er bringt uns schöne Sachen.“⁶⁴ Besonders frustrierte ihn, dass er ständig angebettelt wurde, selbst, wenn er vorher die Wunden eines Bittstellers versorgt hatte. Um der Bettelmentalität entgegenzuwirken, nahm Bock von Anfang an eine kleine Gegenleistung für seine Krankenbehandlung.⁶⁵

Problematisch war auch das Anwerben von Bauarbeitern für den Hausbau. Zu Bocks großer Verbitterung erwiesen sich die Waha als „faul“, regelmäßige Arbeit an aufeinander folgenden Tagen lehnten sie ab. Die Grundsteinlegung für die Station Makamba erfolgte am 15. Juli 1913 durch Bock und vier Arbeiter, die er aus Kikangala mitgebracht hatte.⁶⁶ Die lokale Bevölkerung fasste die körperliche Arbeit als Sklavendienst auf, d.h. als „eine Last, die ausschließlich der Arme zu tragen hat“.⁶⁷ Zwar wären andere Waha vor Ort auch zur Arbeit bereit gewesen, doch sie verlangten Löhne, die Bock nicht zahlen wollte. Obwohl Bock die Afrikaner zuerst nicht mit Gewalt zur Arbeit zu zwingen beabsichtigte, schaltete er nach einigen Wochen doch die Soldaten der Kaserne in Kassulo ein.⁶⁸ Diese sorgten dafür, dass ab dem 14. August 1913 die ersten Häuptlinge bei Bock vorsprachen und Arbeiter bereitstellten.

⁶³ Bock in einem Brief vom 12. Juni 1913, in: Schleswig-Holsteinisches Missionsblatt, Oktober 1913, S. 150.

⁶⁴ Joerdens (1915): Unsere neue Mission in Deutsch-Ostafrika in: Frauen-Mission-Blatt, September 1915, S. 141.

⁶⁵ Bock in einem Brief vom 12. Juni 1913, in: Schleswig-Holsteinisches Missionsblatt, Oktober 1913, S. 150.

⁶⁶ Ein Bild des Missionshauses in Makamba in: Schleswig-Holsteinisches Missionsblatt, Februar 1914, S. 25.

⁶⁷ Bock in einem Brief vom 22. August 1913, in: Schleswig-Holsteinisches Missionsblatt, Dezember 1913, S. 187.

⁶⁸ Bock in einem Brief vom 22. August 1913, in: Schleswig-Holsteinisches Missionsblatt, Dezember 1913, S. 186.

Doch natürlich waren die auf diese Art gezwungenen Arbeiter trotzdem nicht bereit zu arbeiten. Bock schilderte, dass sie sofort die Hacke fallen ließen, sobald er ihnen den Rücken zudrehte.⁶⁹ Wenn nicht die vier Maurer aus Kikangala dort gewesen wären, wäre es mit dem Bau gar nicht vorangegangen.⁷⁰ Bock versuchte vor allem durch eigene harte Arbeit ein gutes Vorbild abzugeben.⁷¹

Nach einiger Zeit stellte Bock fest, dass die Schwierigkeiten mit den Arbeitern unter anderem auf einem Missverständnis⁷² beruhten: Missionar Jessen hatte beim ersten Besuch der Missionare in Makamba gesagt, er und seine Freunde seien nicht solche Europäer wie die anderen. Die Leute in Makamba kannten aber nur zwei Sorten von Europäern, nämlich „gewöhnliche“ Europäer und Griechen. Die Griechen waren gefürchtet, weil sie Arbeiteranwerber für die Eisenbahn waren. Möglicherweise wurde Bock also für einen Griechen gehalten, der den Hausbau nur als Vorwand benutzte, um Arbeiter zu die Bahnbaustellen zu pressen. Nachdem dieses Missverständnis beseitigt war, stellte sich ein besseres Verhältnis zwischen den Ein geborenen und Bock ein. Bald kamen die Leute freiwillig und bat en um Arbeit auf der Missionsbaustelle.

Missionar Bock wurde in Makamba vor allem als Arzt aufgesucht.⁷³ Die Kranken kamen von weither, um den Rat des „Wunderdoktors“ zu suchen. Bock aber konnte als Laie oft keine Diagnose stellen, und wenn er es konnte, dann hatte er nicht die richtigen Medikamente. Oftmals verabreichte er auf Bitten der Mutter einem kranken Säugling einfach nur abgekochtes Wasser. Häufig trank auch die Mutter davon, um ihr Kind wieder gesund zu machen.⁷⁴ Bock schilderte, dass seine ärztliche Tätigkeiten viel eher eine vertrauensvolle Verbindung zwischen Missionaren und Afrikanern schaffen konnte, als die Missionstätigkeit im eigentlichen Sinne.⁷⁵

⁶⁹ Bock in einem Brief vom 12. Juni 1913, in: Schleswig-Holsteinisches Missionsblatt, September 1913, S. 151.

⁷⁰ Bock in einem Brief vom 22. August 1913, in: Schleswig-Holsteinisches Missionsblatt, Dezember 1913, S. 187.

⁷¹ Bock in einem Brief vom 22. August 1913, in: Schleswig-Holsteinisches Missionsblatt, Januar 1914, S. 3.

⁷² Bracker (1914): Tagesanbruch in Uha und Udjidji (Broschüre), S. 31.

⁷³ Die lokale Bevölkerung nennt Bock „Bwana Mganga“ (Zauberdoktor), siehe Auszug eines Briefs von Missionar Bock vom 05. September 1912 in: Schleswig-Holsteinisches Missionsblatt, November 1912, S. 176.

⁷⁴ Bracker (1914): Tagesanbruch in Uha und Udjidji (Broschüre), S. 30.

⁷⁵ Bock im Quartalsbericht vom 16.04.1914, im Breklumer Missionsarchiv, Aktennummer 227.

Bock veranstaltete jeden Sonntag einen Gottesdienst, zu dem er mit einer Trommel rufen ließ. Die Zuhörerschaft bestand aber immer nur aus Frauen und Kindern, denn die Männer wollten nur gegen Bezahlung am Gottesdienst teilnehmen.⁷⁶ Allgemein erschien es so, als würden die Zuhörer nur aus Höflichkeit kommen, und nicht, weil die Predigt ihre Herzen erreichte. Zwar stellten sich im Laufe der Zeit auch Männer zum Gottesdienst ein, doch es gab keinerlei Anzeichen dafür, dass einer zum Übertritt zum Christentum bereit war. Den tief verwurzelten animistischen Glauben der Waha schilderte Bock anhand von zwei Beispielen:

Wenn Bock vom Jüngsten Gericht und vom Teufel erzählte, waren die Waha ganz erleichtert, wenn sie daraufhin von Jesus hörten. Gleich nach dem Gottesdienst gingen sie aber wieder, um einem „bösen Geist“ zu opfern, weil Bock seinen Namen im Gottesdienst genannt hatte und er deshalb mit einem Opfer besänftigt werden musste.⁷⁷

Außerdem musste Bock feststellen, dass eines der Haupthindernisse für den Übertritt der Waha zum Christentum die Vielweiberei war. Ganz besonders belastete ihn die Erkenntnis, dass die Breklumer durch die Zahlung von Bargeld für die Arbeitsleistung an die Eingeborenen der Vielweiberei sogar noch Vorschub leisteten: Erst dadurch konnten sie es sich nämlich leisten, mehrere Ehefrauen zu kaufen.⁷⁸

8. MISSIONAR JESSEN IN KIGOMA

Genauso wie Missionar Bocks Haus in Makamba war auch Missionar Jessens Haus in Kigoma mit Hilfe der Familie Andersen Anfang Oktober 1913 fertiggestellt (siehe Abbildung 4). Jessen blieb daraufhin allein in Kigoma zurück, während Andersens Ende Oktober nach Kikangala zurückkehrten.⁷⁹ Auch für Missionar Jessen gestaltete sich der Start in Kigoma mühsam. Er begann in Ermangelung einer Kirche mit den Sonntagsgottesdiensten in Kigoma unter einem alten Mangobaum. Unter den Zuhörern waren einige

⁷⁶ Bock in einem Brief vom 22. August 1913, in: Schleswig-Holsteinisches Missionsblatt, Januar 1914, S. 5ff.

⁷⁷ Bock in einem Brief vom 24. 05. 1914, im Breklumer Missionsarchiv, Personalakte Bock, Aktennummer 276.

⁷⁸ Bock im Quartalsbericht vom 16. 04. 1914, im Breklumer Missionsarchiv, Aktennummer 227.

⁷⁹ Bracker (1914): Tagesanbruch in Uha und Udjidji (Broschüre), S. 10.



Missionshaus Kigoma

Heiden sowie viele Muslime. Das gefiel dem Vorbeter der örtlichen Moschee gar nicht, und so erschien er zur Gottesdienstzeit und stimmte laut seine Gebete an, um den Gottesdienst zu stören und das Zuhören für die Muslime unmöglich zu machen.⁸⁰

Nachdem Andersens im Oktober 1913 Kigoma verlassen hatten, wurde ihr kleines Haus zum Gottesdienstraum umfunktioniert. Von da an konnte der muslimische Vorbeter nicht mehr stören, da ein Muslim keinen Raum betreten durfte, in dem eine andere Religion praktiziert wurde. Allerdings blieben dadurch auch alle anderen Muslime dem Gottesdienst fern, und nur noch wenige Heiden kamen.⁸¹

Jessens Arbeit ging erst dann besser voran, als er zwei eingeborene Helfer fand. Der eine Helfer mit Namen Kyalwe⁸² war ein alter Christ, der im Kongo (Katanga) von britischen Missionaren erzogen worden war.⁸³ Er hatte bei Jessen die Aufgabe, die Leute zum Gottesdienst zusammenzurufen und danach Tutorien abzuhalten.

⁸⁰ Bracker (1914): Tagesanbruch in Uha und Udjidji (Broschüre), S. 11.

⁸¹ Bracker (1914): Tagesanbruch in Uha und Udjidji (Broschüre), S. 12.

⁸² Der Name des Helfers wird auch mit „Kwari“ übermittelt; siehe Bracker (1914): Tagesanbruch in Uha und Udjidji (Broschüre), S. 11.

⁸³ Bracker (1926): Unter der Fahne des Kreuzes, S. 148.

Jessens zweiter Mitstreiter, Noah, war ein Mitglied der Brüdergemeine.⁸⁴ Noah und Kyalwe waren der Hoffnungsschimmer für Jessens Missionsarbeit. Sie blieben ihm als tapfere Mitstreiter treu.

Um die lokale Bevölkerung erreichen zu können, ging Jessen regelmäßig in Dörfer und Gehöfte und hielt dort „Heidenpredigten“. Dabei machte er ganz unterschiedliche Erfahrungen: Manche Afrikaner hörten freundlich zu, andere liefen weg, wieder andere sagten ihm klar, dass sie nichts mehr über Jesus hören wollten, weil sie sich für den Islam entschieden hätten.⁸⁵

In den Dörfern traf Jessen oft nur Frauen an. Er schrieb über sie: „Ihr Stumpfsinn ist fürchterlich und ihre Sittlichkeit scheint auf einem grauenhaften Tiefstand angekommen zu sein.“⁸⁶ Jessen stellte außerdem fest, dass die Frauen nur wenige Kinder hätten und deshalb Kinder, Frauen und Sklaven aus dem Kongo eingekauft würden. Und er zog folgende Schlussfolgerung: „Da die Ehen infolge des sittlichen Verderbens nicht mit Kindern gesegnet werden, gewinnt man sie auf anderem Wege.“⁸⁷ Offensichtlich war die sogenannte „milde Form der Haussklaverei“ in der Region Ujiji weit verbreitet, jeder fünfte Mensch war zur Zeit der Breklumer Missionare dort ein Sklave.⁸⁸ Der Menschenhandel wurde von einem Regierungsbeamten betrieben. Der Verkauf eines Sklaven konnte nur mit Zustimmung dessen, der verkauft werden soll, getätigter werden.⁸⁹

Missionar Jessen betrieb die Missionsarbeit auf vielen Ebenen: Neben den Gottesdiensten und der Heidenpredigt hielt Jessen auch Morgenandachten und errichtete eine Schule. Als Lehrer fand er einen katholischen Christen, von dem Jessen hoffte, er möge bald konvertieren.⁹⁰ Um der zunehmenden Arbeit auf der Station Kigoma gerecht werden zu können, bat Jessen die Breklumer Missionleitung um die Aussendung von mindestens zwei weiteren Missionaren und einem Arzt.⁹¹

⁸⁴ Ebd.

⁸⁵ Bracker (1914): Tagesanbruch in Uha und Udjidji (Broschüre), S. 12.

⁸⁶ Bracker (1914): Tagesanbruch in Uha und Udjidji (Broschüre), S. 13.

⁸⁷ Bracker (1914): Tagesanbruch in Uha und Udjidji (Broschüre), S. 14.

⁸⁸ Ebd.

⁸⁹ Ebd.

⁹⁰ Ebd.

⁹¹ Schleswig-Holsteinisches Missionsblatt, Juni 1914, S. 87.

9. MISSIONAR ANDERSEN ALS BAUMEISTER

Missionar Andersen leistete als Baumissionar hervorragende Arbeit, arbeitete schnell und gut und war dadurch Europäern wie Afrikanern ein Vorbild. Missionar Jessen schrieb über seinen Kollegen: „Ohne Bruder Andersen wären wir in die größten Schwierigkeiten gekommen, denn für einen Laien ist das Bauen hier fast unmöglich.“⁹² Auf der anderen Seite verhielt sich Andersen den Eingeborenen gegenüber sehr streng und geriet darüber auch mit den Missionaren Jessen und Bock in Auseinandersetzung. So wurde Folgendes über seine Arbeitsmethode berichtet: Andersen stellte einen Mann als Meister an und ließ ihn losarbeiten. Später sagte er dem Mann, was er falsch und was er sehr gut gemacht hatte – um dann alles wieder einzureißen. Dann sagte er: „Nun wirst du es gut machen.“⁹³



Waha-Mädchen

Hilfreich für die Missionarbeit war insbesonders die Anwesenheit von Frau Andersen. Sie zog die lokalen Frauen an und eröffnete so einen neuen Zugang zur Missionsarbeit.⁹⁴ So war es z. B. Frau Andersen zu verdanken, dass ihr Mann ein Foto von vier Waha-Mädchen machen konnte, welche sich

⁹² Auszug aus einem Brief Peter Jessens vom 18. Juli 1912 in: Schleswig-Holsteinisches Missionsblatt, Oktober 1912, S. 160.

⁹³ Bracker (1914): Tagesanbruch in Uha und Udjidji (Broschüre), S. 33.

⁹⁴ Schleswig-Holsteinisches Missionsblatt, November 1913, S. 176.

nur im Beisein von Frau Andersen fotografieren lassen wollten. Das so entstandene Bild zeigt die vier Mädchen mit ihren vier Schatten, sowie einen fünften Schatten, der Frau Andersen zuzuordnen ist. Missionar Andersen hatte die Kamera so geschickt gehalten, dass von seiner Frau nur noch ein Schatten am rechten Bildrand zu erkennen war (siehe Abbildung 5).⁹⁵

Missionar Andersen war derjenige, der entdeckte, warum sein Kollege Bock auf der Station Makamba ständig an Malaria erkrankte: Der ganze Stationshügel von Makamba war von einem Sumpf umgeben, bei dem es sich um eine Brutstätte von Malaria-Mücken handelte.⁹⁶ Deshalb beschloss der Vorstand der Breklumer Mission, die Arbeit in Makamba nur in der moskitofreien Jahreszeit zu betreiben und Bock nach Kikangala, auf Andersens Station, zurückzuverlegen. Einer der neuen Missionare, die im Laufe des Jahres 1914 ausgesendet werden sollten, würde dann die Arbeit in Makamba übernehmen. Schließlich erfolgte der Beschluss, die Arbeit in Makamba ganz und gar einzustellen.⁹⁷

Die Folge dieser Entscheidung war, dass sich die Missionare gegenseitig beschuldigten, Schuld zu sein an der schlechten Platzwahl der Station Makamba. Tatsächlich hatten sie aber alle drei gemeinsam beschlossen, dass Makamba der richtige Ort sei und dies der Breklumer Mission in einem Brief an den Vorstand im April 1913 mitgeteilt.⁹⁸

Auf Grund der Tatsache, dass Bock die Arbeit in Makamba aufgeben musste, fanden sich die Streithähne Bock und Andersen unversehens in einer für sie sehr unangenehmen Situation wieder: Sie mussten sich nun das Haus in Kikangala teilen. Glücklicherweise währte dieser Zustand aber nicht lange, denn inzwischen stand die Ankunft der „Missionsbräute“ kurz bevor.⁹⁹

⁹⁵ Bild auf S. 52, Geschichte auf S. 64 in: Schleswig-Holsteinisches Missionsblatt, April 1913.

⁹⁶ Bracker (1914): Tagesanbruch in Uha und Udjidji (Broschüre), S. 33.

⁹⁷ Schleswig-Holsteinisches Missionsblatt, Februar 1914, S. 32.

⁹⁸ Bericht über eine neue Erkundungsreise in Uha von Missionar Bock in: Schleswig-Holsteinisches Missionsblatt, Juli 1913, S. 107ff.

⁹⁹ Die Missionsbräute wurden als „Weihnachtsfreude“ für die Missionare Bock und Jesen ausgesendet, siehe: Schleswig-Holsteinisches Missionsblatt, Dezember 1913, S. 190.

10. DIE ANKUNFT DER MISSIONSBRÄUTE

Nachdem Tilla Wibe und Marie Madsen am 19. 12. 1913 in Daressalaam angekommen waren, wurde noch am selben Tag die Doppelhochzeit abgehalten.¹⁰⁰ Missionar Krelle von der Berliner Mission hielt den Traugottesdienst. Andersens waren über Weihnachten in Kikangala geblieben,¹⁰¹ und die Jungvermählten verbrachten Weihnachten und Silvester mit anderen Missionaren in Morogoro. Für kurze Zeit herrschte Hochstimmung unter den Breklumer Missionaren.

Am Neujahrsmorgen 1914 jedoch folgte der nächste Tiefschlag: Missionar Bock verhielt sich leichtsinnig und machte mit anderen Missionaren Turnübungen an einem Baum in zwei Metern Höhe. Dabei stürzte er ab und zog sich eine schwere Gehirnerschütterung zu.¹⁰² Infolge dieser Verletzung blieb Bock mehrere Wochen dienst- sowie reiseunfähig und verursachte hohe Kosten, die er nicht selbst bezahlen konnte. Es schloss sich ein heftiger Briefwechsel mit dem Breklumer Missionsvorstand mit dem Vorwurf an, dass dieser ein zu geringes Gehalt an die Afrikamissionare zahle. Außerdem bestand Unklarheit darüber, wer die Arztkosten übernehmen sollte. In Missionar Bocks Augen war die Lage aber klar: „So lang Breklum keinen Arzt nach Uha schickt, muss Breklum für die Arztkosten aufkommen!“¹⁰³

11. ZWIETRACHT UNTER DEN BRÜDERN

Die Ankunft der Missionarsehefrauen vermochte die Stimmung der Breklumer Missionare nicht nachhaltig zu verbessern. Zur gereizten Situation trugen unter anderem die immer wiederkehrenden Krankheiten der Missionarsfamilien bei. Den Frauen Bock und Jessen ging es im ungewohnten afrikanischen Klima nicht gut.¹⁰⁴ Auch Jessens Gesundheit war angeschlagen. Er schilderte, dass er praktisch keinen Tag ohne Schmerzen sei.¹⁰⁵ Bock

¹⁰⁰ Ein Foto der Hochzeitsgesellschaft findet sich im Frauen-Missions-Blatt, Mai 1914, S. 64.

¹⁰¹ Schleswig-Holsteinisches Missionsblatt, Januar 1914, S. 15.

¹⁰² Schleswig-Holsteinisches Missionsblatt, März 1914, S. 48.

¹⁰³ Bock in einem Brief vom 06. 05. 1914, im Breklumer Missionsarchiv, Personalakte Bock, Aktennummer 276.

¹⁰⁴ Schleswig-Holsteinisches Missionsblatt, Juni 1914, S. 83.

¹⁰⁵ Im Gegensatz dazu wird Jessen später in Kriegsgefangenschaft schreiben, dass er in fünf Jahren nicht einmal krank gewesen sei und er seine robuste Gesundheit aus der Afrika-Zeit wieder zurücksehne. Die gegensätzlichen Aussagen befinden sich beide im Breklumer Missionsarchiv, Personalakte Jessen, Aktennummer 319.

litt weiterhin an den Folgen seiner Gehirnerschütterung, während Andersen immer wieder mit Malariaattacken zu kämpfen hatte.

Erschwerend hinzu kamen die zunehmenden Streitigkeiten zwischen Bock und Andersen im Haus in Kikangala. Das Ehepaar Bock hatte dort Unterkunft finden müssen, weil die Station in Makamba aufgegeben worden war. Bock schrieb in einem Brief im März 1914, dass das vorhandene Geld auf keinen Fall in den Bau einer Kirche für Kikangala, sondern dringend in ein weiteres Haus für die Missionare investiert werden müsse.¹⁰⁶

Für hohen emotionalen Druck sorgten die dauerhaften Geldsorgen bei allen drei Missionaren.¹⁰⁷ Frau Bocks Aussteuer befand sich immer noch im Hafen von Daressalaam, weil sie finanziell nicht in der Lage war, Bahnkosten und Träger für den Transport ins Hinterland zu bezahlen. Dies veranlasste Bock, Brandbriefe nach Breklum zu schreiben, in denen er verlangte, die Gehälter und die Reisekostenzuschüsse für die Afrikamissionare zu erhöhen.¹⁰⁸ Ansonsten würden Breklumer Missionare in Zukunft nicht mehr Liebesheiraten, sondern Geldheiraten ins Auge fassen, damit die Braut wenigstens ihre Sachen an Ort und Stelle bringen lassen könne.¹⁰⁹ Bock schrieb, dass ein Vergleich mit den Gehältern der Breklumer Indienmissionare nicht möglich sei, da diese in guter Infrastruktur lebten und nicht hohe Preise für Träger bezahlen müssten. Er wies darauf hin, dass die Afrikamissionare der Brüdergemeine viel mehr verdienten und ihren Frauen der Transport ihrer Aussteuer bezahlt würde.¹¹⁰

In dieser gespannten persönlichen Situation nahm Missionar Andersen 1914 den Aufbau der Station Shunga im Norden der Region Uha in Angriff.¹¹¹ Um sich aus der finanziellen Misere zu helfen, baute Familie Andersen Kartoffeln und Zwiebeln auf dem Missionsgrundstück an und behielt den Gewinn

¹⁰⁶ Bock in einem Brief vom 18. 03. 1914, im Breklumer Missionsarchiv, Aktennummer 227.

¹⁰⁷ Brief der Missionare vom 13. 04. 1914, im Breklumer Missionsarchiv, Aktennummer 8.

¹⁰⁸ Bock in einem Brief vom 24. 01. 1914, im Breklumer Missionsarchiv, Personalakte Bock, Aktennummer 276.

¹⁰⁹ Bock in einem Brief vom 11. 02. 1914, im Breklumer Missionsarchiv, Aktennummer 227.

¹¹⁰ Personalakte Walter Bock im Breklumer Archiv, Aktennummer 276.

¹¹¹ Andersen in einem Brief vom 30. 04. 1914, im Breklumer Missionsarchiv, Personalakte Andersen, Aktennummer 269.

für private Zwecke ein.¹¹² Als Missionar Bock dieses entdeckte, wurden die Streitigkeiten zwischen den beiden Missionaren zu einem regelrechten Kampf.

Von diesem Zeitpunkt an mussten die Quartalsberichte der einzelnen Missionsstationen auf Anordnung der Breklumer Missionsleitung von allen drei Missionaren unterschrieben werden.¹¹³ Zu unklar waren dem Vorstand die Vorgänge im afrikanischen Missionsgebiet, zu groß war das Misstrauen der Missionare untereinander. Die Quartalsberichte der Kollegen enthielten zunehmend Bemerkungen und Korrekturen der jeweils anderen Missionare am Rand. Bock und Andersen bezichtigten sich gegenseitig der Unwahrheit und des Betruges. Die Streitpunkte waren vor allem materieller Art, man stritt sich um Zelte, Safaristühle, Bettstellen, Gartengeräte, noch offene Trägerlöhne, angeblich gefälschte Finanzberichte und Abrechnungen.¹¹⁴ Bock warf Andersen sogar vor, für eine Fehlgeburts von Frau Bock verantwortlich zu sein, weil er einen so starken psychischen Druck auf die Familie ausübe.¹¹⁵

Schon lang wurde der Streit nicht mehr heimlich ausgetragen, sondern vor dem gesamten Breklumer Missionsvorstand. Das Material wurde so umfangreich, dass bald eine eigene Akte allein für die Streitigkeiten angelegt werden musste. Einen vorläufigen Höhepunktes erreichten die Auseinandersetzungen im August 1914, als Andersen mit Hilfe des Militärs von Kasulo die Haustür der Familie Bock aufbrechen ließ. Angeblich hatten Bocks ihm den Zutritt verweigert.¹¹⁶

12. KRIEGSAUSBRUCH

Trotz oder gerade wegen der gespannten Situation der drei Missionare untereinander wollte Breklum noch mehr Missionare nach Uha aussenden. Die Herausforderungen waren groß: Im ganzen Gebiet von Ujiji lebten ca.

¹¹² Bock in einem Brief vom 06. 05. 1914, im Breklumer Missionsarchiv, Personalakte Bock, Aktennummer 276.

¹¹³ Dieser Beschluss wurde vom Engeren Vorstand der Breklumer Mission am 03. 12. 1913 gefasst, Protokoll im Breklumer Missionsarchiv, Aktennummer 6.

¹¹⁴ Schriftwechsel darüber im Breklumer Missionsarchiv, Akte mit Streitigkeiten zwischen Andersen und Bock, Aktennummer 277.

¹¹⁵ Bock in einem Brief vom 08. 07. 1914, im Breklumer Missionsarchiv, Akte mit Streitigkeiten zwischen Andersen und Bock, Aktennummer 277.

¹¹⁶ Schriftwechsel darüber im Breklumer Missionsarchiv, Akte mit Streitigkeiten zwischen Andersen und Bock, Aktennummer 277.

50.000 Menschen, 25.000 davon Muslime, für deren Missionierung Breklum auf lange Sicht weitere 14 Missionare, einen Arzt sowie mehrere Lehrer bereitstellen wollte.¹¹⁷

Auch gab es Pläne zur Versendung von „ärztlich möglichst gut ausgebildeten Missionsschwestern.“¹¹⁸ In Breklum bereiteten sich währenddessen zwei neue Kräfte für den Afrikadienst vor. Diese waren der Pastor Felix Paulsen und der Seminarlehrer Hauschild, der den Schulbetrieb einrichten sollte.¹¹⁹ Inmitten dieser Vorbereitungen und Planungen brach im August 1914 der Erste Weltkrieg aus. Ursprünglich war in der „Kongoakte“ von 1885 vereinbart worden, dass die Kolonien im Kriegsfall neutral bleiben würden, doch dieser Vertrag wurde nicht eingehalten. Besonders unsicher war die Situation der deutschen Missionare im Nordwesten des Landes, wo sich auch das Breklumer Missionsgebiet befand. Dort waren nur wenige Soldaten der Schutztruppe stationiert, so dass die Missionare jederzeit damit rechnen mussten, von den Belgiern aus dem Kongo gefangen genommen zu werden.

Zum Osterfest 1915 erfolgte die erste und einzige Taufe durch Missionar Jessen in Kigoma.¹²⁰ Bei dem Täufling handelte es sich um einen Maurer, der bereits in einer englischen Missionsschule erzogen worden war. Außerdem hatte Jessen eine Taufklasse mit vier Personen, die er aber nicht zu taufen wagte, weil er ab 1916 jeden Tag mit seiner Ausweisung aus Kigoma rechnen musste.¹²¹ Dieses Verhalten ist aus heutiger Sicht nicht ganz verständlich, denn es gibt einige Beispiele dafür, dass gerade in Anbetracht der bevorstehenden Ausweisung aus Deutsch-Ostafrika Missionare anderer Missionsgesellschaften wahre Eil-Taufen und sogar Eil-Ordinationen vornahmen. So wurden in einem Fall sieben Lehrer und Evangelisten nach nur 14-tägiger Unterweisung ordiniert, damit diese in Abwesenheit der Missionare die jungen Gemeinden weiterführen konnten.¹²² Solch einen mutigen Schritt in Richtung Selbständigkeit wagten die Breklumer Missionare aber nicht.

¹¹⁷ Bracker (1914): Tagesanbruch in Uha und Udjidji (Broschüre), S. 37.

¹¹⁸ NN: Neueste Nachrichten aus der Mission in: Frauen-Mission-Blatt, Mai 1914, S. 80.

¹¹⁹ Lucht (1926): Unsere „Deutsch-Ostafrika-Arbeit“ in Bracker (1926): Unter der Fahne des Kreuzes, S. 152.

¹²⁰ Jessen in einem Brief vom 11. 06. 1915, im Breklumer Missionsarchiv, Personalakte Jessen, Aktennummer 319.

¹²¹ Bracker (1926): Unter der Fahne des Kreuzes, S. 150.

¹²² Dammann (1968): Das Christentum in Afrika, S. 77.

Trotz des Kriegsausbruchs konnten die Breklumer Missionare zuerst noch für eineinhalb Jahre auf ihren Stationen bleiben.¹²³ Allerdings kam die Missionsarbeit fast zum Erliegen, weil die Missionare vor allem mit dem reinen Überleben und dem Anpflanzen von Nahrungsmitteln zu tun hatten.¹²⁴ Außerdem mussten sie per Dekret Süßkartoffeln zur Versorgung der deutschen Kriegstruppen anbauen.¹²⁵ Mit Kriegsausbruch brach der Kontakt zwischen Breklum und Afrika ab. Es war der Breklumer Missionsleitung nicht mehr möglich, Geld an die Afrikamissionare zu schicken, so dass diese ihr Auskommen allein finanzieren mussten.¹²⁶ Auch gelangten zwischen 1915 und 1916 so gut wie keine Briefe mehr nach Breklum, und es war zeitweise ungewiss, ob die Missionare überhaupt noch am Leben waren.¹²⁷

Am 28. 09. 1916 wurden die Familien Bock und Andersen gefangen genommen und nach Tabora abgeführt. Weihnachten 1916 gerieten auch Jessen's in Kriegsgefangenschaft. Das Missionshaus in Kigoma wurde nach der Eroberung zur Residenz des belgischen Kommandeurs.¹²⁸ Andersen's wurden im Januar 1917 in Richtung Westen in den Kongo transportiert. Die Lebensbedingungen waren sehr schlecht, und Andersen's Sohn Jens erkrankte schwer. Bock's blieben noch einige Zeit in Tabora, wo Bock zum Krankenhausdienst beordert worden war.

Jessen's und Andersen's trafen sich in einem Gefangenentaler im Kongo wieder. Auf der Schiffsreise nach Frankreich erkrankte auch Andersen's zweiter Sohn Anders. Beide Kinder verstarben am Tag der Ankunft in Frankreich an einer Überdosis Chinin.¹²⁹ Bock's und Andersen's durften auf Verlangen der deutschen Regierung hin zum Weihnachtsfest 1917 wieder nach Hause zurückkehren, Jessens trafen erst im Mai 1918 wieder in der Heimat ein.

¹²³ Bracker (1926): Unter der Fahne des Kreuzes, S. 155.

¹²⁴ Letzter Quartalsbericht des Jahres 1915, im Breklumer Missionsarchiv, Aktennummer 227.

¹²⁵ Ein Hinweis darauf findet sich im Breklumer Missionsarchiv, Personalakte Jessen, Aktennummer 319.

¹²⁶ NN: Neueste Nachrichten aus der Mission in: Frauen-Mission-Blatt, August 1914, S. 135.

¹²⁷ Einzelne Briefe erhielten die Eltern der Afrikamissionare, in denen die Geburt von Jessens Sohn Hans Adolf und Bocks Tochter Elisabeth Dorothea bekanntgegeben wird.

¹²⁸ Bracker (1926): Unter der Fahne des Kreuzes, S. 155.

¹²⁹ Bracker (1926): Unter der Fahne des Kreuzes, S. 157.

13. NACH DER HEIMKEHR

Im Vordergrund stand erst einmal die Freude über die Rückkehr der Afrikamissionare. Alle drei Missionare litten unter den Folgen der schweren Krankheiten, die sie in den letzten fünf Jahren erleiden mussten. Andersen musste umgehend am Knie operiert werden,¹³⁰ Jessen hatte länger in der Kriegsgefangenschaft verbleiben müssen, weil er nicht einmal transportfähig war, und Bocks Gesundheit war vollständig ruiniert. Trotzdem äußerte sich einer der Missionare nach der Rückkehr wie folgt über die Jahre der Afrikamission:

„Über allem lag eine glückliche Hand! Man kann leider nicht sagen, dass wir besonders umsichtig und voraussehend alles geplant und durchgesprochen hatten, weder in der Heimat noch unter uns Dreien, – wir waren wirklich unerfahren –, aber dennoch fügte sich das eine in das andere zu einem festen durchsichtigen Gefüge, so dass man beim Rückblick nicht anders als die höhere Leitung loben kann. Gut begonnen ist bekanntlich halb gewonnen! O, dass wir auch hätten vollenden dürfen! Wohl war es eine Zeit voll Mühe und Arbeit, voll Gefahr und Not, aber sie steht in meiner Erinnerung im hellsten Glanze, und es war ein schönes Beisammensein in brüderlicher Liebe und Eintracht.“¹³¹

Die Bewertung des Einsatzes der Breklumer Afrikamissionare fiel unter den Außenstehenden sehr unterschiedlich aus. Das „sichtbare“ Ergebnis der Afrikaarbeit war nur ein einziger Täufling in vier Jahren, dazu noch einer, der bereits christliche Vorbildung genossen hatte. Darüber hinaus hatten alle drei Missionare ihre Gesundheit nachhaltig ruiniert, Andersens hatten zwei Kinder verloren. Da die Breklumer Brüder in ein Gebiet ausgezogen waren, über das es keine zuverlässigen Informationen gab, war die Mission nur sehr eingeschränkt planbar gewesen. Die Streitigkeiten unter den Geschwistern dominierten den Briefwechsel und machten die Arbeit weder für die Missionsleitung in Breklum noch für die Afrikamissionare einfach.

Trotzdem wurde aus dem nachfolgenden Briefwechsel deutlich, dass alle Afrikamissionare gerne nach dem Krieg ihr Werk fortgesetzt hätten, wenn

¹³⁰ Schriftwechsel darüber im Breklumer Missionsarchiv, Personalakte Andersen, Aktennummer 269.

¹³¹ Bracker (1926): Unter der Fahne des Kreuzes, S. 158.

es nur möglich gewesen wäre. Insbesonders Missionar Bock, der am meisten von allen in Afrika gelitten hatte, wollte umgehend wieder zurück.¹³² Es traf ihn sehr schwer, als ihm von Breklumer Seite gesagt wurde, dass man ihn nie wieder aussenden würde, weil sein Gesundheitszustand dies nicht zuließe.

Walter Bock litt noch viele Jahre an Gedächtnisschwund sowie starken Kopfschmerzen und war über lange Zeit nicht in der Lage, den Dienst als Gemeindepastor zu versehen. Nicolai Andersen ging nach Tondern und ließ sich dort als Architekt nieder. Peter Jessen wurde in den Gemeindedienst nach Rinkenes versetzt und fiel der Breklumer Missionsgemeinde später durch seine pro-dänische Geisteshaltung auf, als es um die Abspaltung Nordschleswigs von Deutschland ging.¹³³

Trotzdem blieben alle drei Missionare der Breklumer Mission bis zu ihrem Tod verbunden. Andersen starb im Jahre 1949 im Alter von 67 Jahren, Bock im selben Jahr im Alter von 63 Jahren und Jessen starb 1968 im Alter von 81 Jahren.

Da nicht abzusehen war, wann und ob die Arbeit in Afrika wieder aufgenommen werden könnte, entschieden sich die Breklumer Anfang der 1920er Jahre, ein neues Missionsfeld in China zu eröffnen.¹³⁴ Als ab 1925 die deutsche Missionsarbeit im britischen Mandatsgebiet Tanganyika wieder erlaubt wurde, kehrte die Breklumer Mission nicht nach Uha zurück, sondern trat das Gebiet im Jahr 1928 an die Neukirchner Mission ab.¹³⁵ Aus Berichten der Neukirchner wird deutlich, welch tiefen Eindruck der Aufenthalt der Breklumer Missionare doch hinterlassen haben musste.¹³⁶ Man sprach immer noch von Bocks Qualitäten als Arzt und schätzte die Bauarbeit von Andersen. Die Neukirchner konnten, sicherlich auch dank der Vor- und Säarbeit der Breklumer Missionare, schnell in Uha Fuß fassen und bald ein lebendiges Gemeindeleben entwickeln.¹³⁷

¹³² Am 24. 10. 1927 äußert Bock in einem Brief sogar, er besäße ein Baugrundstück in Uha und man erwarte seine Rückkehr dorthin, im Breklumer Missionsarchiv, Aktennummer 227.

¹³³ Personalakte Peter Jessen im Breklumer Missionsarchiv, Aktennummer 319.

¹³⁴ NN. (1925): Die Schleswig-Holsteinische evangelisch-lutherische Missionsgesellschaft zu Breklum vor, während und nach dem Kriege. Breklumer Missionsarchiv, Aktennummer 173.

¹³⁵ Bracker (1926): Unter der Fahne des Kreuzes, S. 136.

¹³⁶ Ein Bericht der Neukirchner Mission von Missionar E. Ginsberg (1928) befindet sich im Breklumer Missionsarchiv, Aktennummer 227.

¹³⁷ Bericht von Missionar Ginsberg mit dem Titel „Die Übernahme der Breklumer Missionsarbeit durch die Neukirchner Mission 1928“ im Breklumer Missionsarchiv, Aktennummer 227.

14. QUELLEN

- * *Akten des Breklumer Missionsarchivs.*
- * *Bracker, Hans Detlef: Unter der Fahne des Kreuzes – 50 Jahre Schleswig-Holsteinische Mission.* Breklum: Breklumer Verlag, 1926.
- * *Bracker, Hans Detlef: Tagesanbruch in Uha und Udjidji.* Breklum: Verlag des Missionshauses, 1914.
- * *Breklumer Frauen-Missions-Blatt, Jahrgänge 1910 bis 1917.*
- * *Damman, Ernst: Das Christentum in Afrika.* München: Siebenstern Taschenbuch Verlag, 1968. S. 23–46.
- * *Ginsberg, E.: Die Übernahme der Breklumer Missionsarbeit durch die Neukirchner Mission 1928.* Unveröffentlichtes Manuskript ohne Jahrgang.
- * *Kosmahl, Hans-Joachim: Breklums „Erster Term“ in Afrika,* in: *Nordelbische Mission*, Nr. 6, Juni 1976.
- * *Schleswig-Holsteinisches Missionsblatt, Jahrgänge 1910 bis 1917.*
- * *Wohlenberg, K.-Th.: Der Beginn der Afrikaarbeit im Jahre 1912.* Unveröffentlichtes Manuskript ohne Jahrgang.

BREKLUM UND NORDSCHLESWIG

LORENZ P. WREE

Nordschleswig – das ist das nördliche Schleswig, der nördliche Teil des alten Herzogtums Schleswig, der seit 1920 zu Dänemark gehört. Grenzfluss zwischen dem Herzogtum Schleswig und dem alten Königreich Dänemark war seit jeher die Königsau, die – aus dem Gebiet um Kolding kommend – quer durchs Land nach Westen fließt und bei Gredstedbro (nördlich von Ribe) in die Nordsee mündet. Das nördliche Schleswig umfasst das Gebiet von der Königsau bis etwa an die heutige deutsch-dänische Grenze. Es ist das Gebiet, in dem die Kirchensprache immer schon dänisch war. Daran schließt sich nach Süden das südliche Schleswig an. Dieses Gebiet reicht bis zur Eider. Die Eider ist die Südgrenze des alten Herzogtums Schleswig nach Holstein hin. Und bis zur Eider ging in 1000 Jahren das alte deutsche Kaiserreich, vom 9. bis zum 19. Jahrhundert. Das Herzogtum Schleswig – von der Eider bis zur Königsau – lag außerhalb des deutschen Reichsgebietes. Es war dänisches Hoheitsgebiet, aber nicht ein Teil Dänemarks.

Das Herzogtum Schleswig wurde von den dänischen Königen als Lehen vergeben. Die Herzöge waren nahe Verwandte der Könige, versuchten aber immer, ihre Selbständigkeit dem Lehnsherrn gegenüber zu wahren. Sie förderten darum die Besiedlung ihres Gebietes vom Süden her. So ergaben sich dann immer engere Verbindungen nach Holstein. Die holsteinischen Grafen dehnten schließlich ihren Einfluss nach Norden aus.

1460 wählten die Stände Schleswigs und Holsteins den damaligen dänischen König Christian I. aus dem Hause Oldenburg (in Oldenburg) zu ihrem neuen Landesherrn. Christian I. war erst 12 Jahre vorher nach dem Aussterben des alten dänischen Königshauses zum neuen König von Dänemark gewählt worden – auf Vorschlag seines Onkels, des letzten holsteinischen Grafen aus dem Hause Schauenburg, der zugleich Herzog von Schleswig war. Dieser starb 1459 ohne Leibeserben, und die Stände der beiden Herzogtümer Schleswig und Holstein entschieden sich für König Christian von Dänemark als Landesherrn sowohl für Schleswig als auch für Holstein. Als Gegenleistung für die Wahl sicherte er den Ständen die dauerhafte Verbindung der beiden Herzogtümer zu. Als Herrscher über Holstein war der dänische König fortan zugleich deutscher Reichsfürst.

Erst im Zuge des nationalen Erwachens im 19. Jahrhundert wurde aus dem Miteinander von deutscher und dänischer Sprache, Kultur und Lebensart ein Gegeneinander. Auf einmal empfand man die Verschiedenheit und sah im jeweils anderen eine Bedrohung für die eigene Lebensart. Die Schleswig-

Holsteiner besannen sich jetzt auf ihre alten Landesrechte. So wurde man auch auf einen Unterschied in der Erbfolge der Landesobrigkeit aufmerksam: Weibliche Erbfolge war in Dänemark möglich, in den Herzogtümern nur männliche. Weibliche Erbfolge bedeutete damals allerdings noch nicht, dass eine Frau regierte, wohl aber, dass sich das Herrscherhaus im Falle des Aussterbens im Mannesstamm über eine Frau fortsetzen konnte.

Man erwartete um 1840 das Aussterben der königlichen Linie des Hauses Oldenburg im Mannesstamm. Das trat dann wirklich auch 1863 mit dem Tode von König Frederik VII. ein. Sein Vater aber, König Christian VIII., hatte eine Schwester, die mit einem Prinzen von Hessen-Kassel verheiratet war. Deren Tochter, Louise, heiratete dann Prinz Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg, einer Seitenlinie der königlichen Hauptlinie des Hauses Oldenburg. Prinz Christian begründete durch seine Heirat mit Louise, weil sie als Cousine des letzten Königs die letzte überlebende Nachkommin des alten Königshauses war, ein neues Königshaus in Dänemark, das „Haus Glücksburg“, das bis heute fortbesteht. Dies war die weibliche Erbfolge, die für Dänemark möglich war. Zusätzlich sprach für diese Regelung der Nachfolgefrage natürlich auch die Tatsache, dass Prinz Christian immerhin auch aus dem Hause Oldenburg stammte und zudem am Königshof in Kopenhagen aufgewachsen war.

In den Herzogtümern Schleswig und Holstein aber war die Rechtslage anders. Hier galt allein die männliche Erbfolge. Die Schleswig-Holsteiner wollten im Falle des Aussterbens der königlichen Hauptlinie ihren Herzog aus einer dem Hause Glücksburg parallelen Linie des Hauses Sonderburg wählen, die durch einen älteren Bruder des Glücksburger Stammvaters begründet worden war und darum vor dieser als erbberechtigt galt. Das war das Haus Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg.

Da es 1848 ohnehin überall in Europa ein Aufbegehren gegen die alten Herrschaftsformen gab, erhoben sich auch die Schleswig-Holsteiner. Doch der Krieg ging verloren (1850 Schlacht bei Idstedt). Die nationalliberale Regierung in Dänemark ging jetzt daran, über Sprachverordnungen das Dänische als Kirchen- und Schulsprache auch im südlichen Schleswig einzuführen, und zwar in den Gebieten, in denen die Volkssprache noch weitgehend Dänisch (die plattdänische Mundart) war. Dies galt vor allem für das nördliche Angeln, den südlichen Teil des Amtes Tondern in den Geestgemeinden und für den Raum westlich von Flensburg bis fast nach Husum hinüber. Im Westen endete dieses Gebiet an der Grenze zum friesischen Sprachraum. Man wollte durch diese Maßnahme das ganze Herzogtum Schleswig enger an Dänemark binden und stattdessen eher auf Holstein verzichten. Die Eider sollte die südliche Reichsgrenze Dänemarks werden. Das Herzogtum Schleswig sollte keinen besonderen Status mehr haben,

sondern ganz in Dänemark aufgehen. Diejenigen, die diese Politik vertraten, nannte man „Eiderdänen“.

Mit dem Tode König Frederiks VII. im November 1863 trat das erwartete Aussterben des alten Königshauses in Dänemark ein. Neuer König war jetzt Christian IX. aus dem Hause Glücksburg (der „Schwiegervater Europas“). Noch im November setzte das eiderdänische Kabinett eine neue Verfassung durch, die zu einer Trennung der beiden Herzogtümer Schleswig und Holstein führen würde – für Bismarck ein rechtlich begründeter Anlass zur Kriegserklärung an Dänemark, weil damit das Ripener Versprechen von 1460 sowie das Londoner Abkommen von 1852 (nach dem Ende des schleswig-holsteinischen Krieges) gebrochen wurde.

Mit dem preußisch-österreichischen Sieg auf den Düppeler Schanzen am 18. April 1864 änderte sich alles. Die Nordgrenze Schleswigs an der Königsau wurde nun die Nordgrenze Preußens und dann des neuen Deutschen Kaiserreiches, und Dänemarks Südgrenze wurde nicht die Eider, wovon die Eiderdänen geträumt hatten, sondern verblieb an der Königsau. Neu war jetzt aber, dass das Herzogtum Schleswig nicht mehr mit Dänemark verbunden, sondern durch eine Staatsgrenze von Dänemark getrennt worden war. Nur im Nordosten (südlich von Kolding) waren 8 schleswigsche Kirchspiеле zu Dänemark gekommen, und im Nordwesten war die dänische Stadt Ripen (Ribe) durch eine Landverbindung mit dem dänischen Mutterland verbunden worden. Bis dahin war Ripen eine dänische Enklave im Schleswigschen gewesen. Jetzt ging die neue Grenze weitläufig um die Stadt herum, knickte also östlich vor Ribe von der Königsau nach Süden ab und bog erst nach einem etwa 12 km langen Verlauf in nord-südliche Richtung wieder nach Westen um.

Kirchlich blieb das nördliche Schleswig innerhalb der neuen schleswig-holsteinischen Landeskirche ein eigenständiges Gebiet. Im Unterschied zum südlichen Schleswig war hier die Kirchensprache immer dänisch gewesen (auf dem Lande, nicht in den vier Städten Hadersleben, Apenrade, Sonderburg und Tondern), und dem wurde auch unter preußischer Herrschaft Rechnung getragen. Nur trat jetzt gleichberechtigt zum Dänischen dort, wo man es wünschte, Deutsch als zweite Kirchensprache hinzu, während im südlichen Schleswig Deutsch wieder die alleinige Kirchensprache wurde. Die dänischen Gottesdienste und Konfirmationen im nördlichen Angeln und im Raum westlich von Flensburg bis an die frieische Sprachgrenze im Westen hörten damit auf.

Die kirchliche Zweisprachigkeit in Nordschleswig sollte aber nicht zu einer Trennung in den einzelnen Kirchspielen führen. Nach wie vor sollte für jedes Kirchspiel nur *ein* einziger Pastor zuständig sein. Dieser sollte seinen Dienst in beiden Sprachen versehen können. In Hadersleben wurde ein ei-

genes Predigerseminar eingerichtet für die Kandidaten, die im nördlichen Schleswig angestellt werden wollten. Damit sollten sie auf die dortigen Verhältnisse vorbereitet werden, und sie konnten hier gegebenenfalls die dänische Sprache lernen oder sich darin vervollkommen.

Nur in den vier Städten in Nordschleswig, in Hadersleben, Apenrade, Sonderburg und Tondern, dominierte die deutsche Kirchensprache, wie es seit der Reformation und auch vorher schon immer gewesen war. In den meisten Landkirchspielen überwog dagegen die Anzahl der dänischen Gottesdienste. Die Volksfrömmigkeit äußerte sich hier vorwiegend in dänischer Sprache und in der durch das Plattdänische, die Umgangssprache, sich äußernden Gemütsart.

Dadurch geschah es nun auch, dass die geistliche Erweckung, die in diesen Jahren über das Land ging, in Nordschleswig sich in dänischer Sprache und in dänischer Umgangsform artikulierte und darum in dieser besonderen Form auf das nördliche Schleswig beschränkt blieb. Allerdings gab es auch im nördlichen Südschleswig, vor allem in Nordangeln, in der Zeit vor 1864 Erweckungsversammlungen, in denen die Reden auf Dänisch gehalten wurden. Diese frommen Kreise glichen darum in ihrer Art den nordschleswigschen Missionskreisen. Man arbeitete hier mit der Hermannsburger Mission zusammen, ebenso wie auch ein Nordschleswiger aus Hoyer im Hermannsburger Missionsseminar gewesen und dann nach Tirupaty in Indien ausgesandt worden war. So wurde denn schon ein Jahr vor der Gründung Breklums in Rothenkrug (westlich von Apenrade) der „Nordschleswigsche Missionsverein“ gegründet, der diesen nordschleswigschen Missionar unterstützen sollte. Vorsitzender dieses Vereins war der in Nordschleswig weit hin bekannte Düppeler Pastor Emil Claussen.

Doch in den 80er Jahren kam dann eine neue Welle der Erweckung, die entscheidend von Laienpredigern geprägt war. Man wollte sich lösen von einem orthodox-kirchlichen Reglement. Die Versammlungen sollten freier und auch nicht mehr an die Kirchengebäude gebunden sein.

Diese Bestrebungen manifestierten sich im Jahre 1886 in der Gründung des „Kirchlichen Vereins für Innere Mission in Nordschleswig“. Hauptinitiator und erster Schriftführer des Vereins und später auch dessen Vorsitzender war Pastor Hans Tonnesen in Hoptrup (südlich von Hadersleben).

Der neue Verein nannte sich bewusst „*Kirchlicher* Verein für Innere Mission“: Auch diese neue Phase der Erweckungsarbeit sollte in enger Verbindung zur offiziellen Kirche stehen. Trotz neuer Wege in der Verbreitung des Evangeliums sollte alles doch im Rahmen der bestehenden Landeskirche vor sich gehen. Der Sonntagsgottesdienst in der alten Dorfkirche sollte nach wie vor das Zentrum des Gemeindelebens sein.

Aber daneben entwickelte sich ein Netz von örtlichen Zusammenschlüssen. Eigene Missionshäuser wurden errichtet, Missionsfeste auf örtlicher Ebene gefeiert. Immer war dabei auch die äußere Mission mit im Blick. Breklum war 10 Jahre vorher als neuer Stern am Himmel aufgegangen. Breklum lag nun allerdings im deutschen Nordfriesland. Sprache und Gemütsart passten nicht nach Nordschleswig. Auch die Person Christian Jensens tat es nicht, und er fühlte das selber. Aber Christian Jensen sah auch das geistliche Potential der nordschleswigschen Erweckung, und er wollte gerne etwas von diesem Kraftstrom auch in seine Neugründung in Breklum leiten. Denn auch ihm ging es neben der äußeren Mission in gleicher Weise um die Neu-belebung des Glaubens im Lande selber.

Darum besorgte er sich zwei Pastoren aus Nordschleswig, die die Wege hinüber und herüber öffnen sollten. Denn wenn auch zwischen Breklum und Nordschleswig noch keine Staatsgrenze bestand wie dann erst nach 1920, so gab es doch die Grenze der Sprache und der Prägung des Volkslebens. Der eine der beiden nordschleswigschen Pastoren, die nun etwas von nordschleswigscher Glaubensweise nach Breklum brachten, war Rudolph Bahnsen, Tischlersohn aus Hadersleben, 1854 geboren, Pastor in Bülderup, ab 1894 Missionsinspektor in Breklum. Der andere war Dethlef Bracker, 1869 als Sohn eines Schuhmachers in Apenrade geboren, Pastor in Abel nördlich von Tondern, ab 1898 theologischer Lehrer am Missionsseminar in Breklum, ab 1906 Bahnsens Nachfolger in der Leitung der Mission („Missionsinspektor“, später mit dem Titel „Missionsdirektor“).

Durch diese beiden wurde nun aber umgekehrt auch die Breklumer Mission in Nordschleswig bekannt. Denn die „Indre Mission“ in Nordschleswig wollte ja zugleich auch die äußere Mission fördern, und in allernächster Nähe gab es nun die Breklumer Missionsgesellschaft und die Ausbildung von Missionaren dort, so dass man nicht mehr auf das weit entfernt liegende Hermannsburg angewiesen war.

Und bald meldeten sich dann auch junge Männer aus Nordschleswig zur Ausbildung am Breklumer Seminar, um in die Mission nach Indien zu gehen. Der alte „Nordschleswigsche Missionsverein“ verlor seine Zugkraft, und Pastor Claussen in Düppel kam sich wohl etwas verlassen vor, wenn er seine Nordschleswiger immer wieder bei der Stange zu halten versuchte: „Vergesst doch eure alte Liebe nicht, vergesst nicht Tirupaty!“ Das war seine immer wiederholte Mahnung.

Hans Tonnesen, deutscher Bauernsohn aus Rödding, in jungen Jahren noch mit der dortigen Volkshochschule von 1844 bekannt geworden, der ersten dieser typisch dänischen, von Grundtvig inspirierten Einrichtung zur Bildung des einfachen Volkes, mit Bahnsen gleichen Alters und dessen Klassenkamerad auf der Haderslebener Lateinschule, dann Pastor in Hoptrup,

zusammen mit Bahnsen Mitbegründer des „Kirchlichen Vereins für Innere Mission in Nordschleswig“ – auch Hans Tonnesen erkannte bald, dass mit Breklum ein neues, belebendes Element entstanden war. Er schlug jetzt vor, die Ortsvereine der Inneren Mission zugleich zu Stützvereinen für Breklum werden zu lassen. Ein jährliches überregionales Missionsfest für ganz Nordschleswig sollte alle Aktivitäten zusammenfassen und eigene Initiativen für die äußere Mission entwickeln.

Bahnsen war zuerst skeptisch. Er kannte seinen alten Schulkameraden und kannte seine vorwärtsdrängende, leicht vereinnahmend wirkende Art. Er hatte den Verdacht, dass Tonnesen letztlich auf eine eigene nordschleswigsche Missionsgesellschaft hinarbeiten und dazu Breklum nur als Sprungbrett benutzen wolle. Es kam zu einer Aussprache zwischen ihnen beiden. Sie verständigten sich, und Tonnesen gab in seinem Missionsblatt „Sæde-kornet“ (Das Saatkorn) klar zu verstehen, dass er nicht im Sinne habe, zu Breklum in Konkurrenz zu treten.

So kam es im September 1904 zum ersten nordschleswigschen Breklumer Missionsfest: an zentraler Stelle, so hatte Tonnesen es gewünscht. Man wählte einen Ort genau in der Mitte des Landes, der durch die neue Kleinbahn von 1901 von überallher zu erreichen war. Es war der neue Stationskrug von Klau-toft bei Hellewatt, wirklich genau in der Mitte des Landes gelegen.

Die Kleinbahn ist längst verschwunden, aber das Gebäude steht noch, und auch der Saal, später lange Zeit zur Autowerkstatt degradiert, ist noch vorhanden. Sogar einige der großen Wandgemälde mit Landschaftsdarstellungen sind noch da und wieder neu sichtbar gemacht worden.

Hier, in diesem Saal, fand die Versammlung statt, und es wurden bei dieser Gelegenheit den Anwesenden auch gleich drei junge Nordschleswiger vorgestellt, die sich derzeit in Breklum auf ihren Dienst in Indien vorbereiteten. Es waren dies Ole Jensen, Hans Toft und Rasmus Jørgensen. Vor diesen dreien aber war schon der Hoptruper Lehrer Hans Christian Larsen durch das Breklumer Seminar gegangen und stand derzeit bereits im Missionsdienst in Kotapad in Indien.

Das nordschleswigsche Breklumer Missionsfest blieb nach diesem allerersten Anfang ein jährlich wiederkehrendes Ereignis. Im folgenden Jahr 1905 wurde es auf den dritten Pfingstag gelegt, und auch der Ort der Austragung änderte sich. Statt des kleinen Klautoft mit längerem Weg zur Kirche in Hellewatt wurde es jetzt das größere Tingleff, wohin ebenfalls die Eisenbahn fuhr und wo man Kirche, Gastwirtschaft und Festwiese alles beieinander hatte. Pfingsten, das Fest des Heiligen Geistes, das hat sicher die Wahl dieses Zeitpunktes mit beeinflusst. Aber ganz gewiss auch die Jahreszeit, denn man plante nun auch eine Versammlung großen Stils im Freien. So wurde es dann im darauffolgenden Jahr 1906. Die Zeitung berichtete von einem

großen Freilufttreffen mit 2000 Besuchern. Und das war nun eigentlich erst der richtige Anfang dieses großen Missionstreffens, das damals die größte übergemeindliche Begegnung in Nordschleswig überhaupt war.

Wer waren die Nordschleswiger,
die vom Breklumer Missionsseminar ausgingen?

1. Hans Christian Larsen stammte aus Osterby im Kirchspiel Medelby (Propstei Tondern, ab 1879 Südtondern), geb. 1874. Medelby war damals kirchlich zweisprachig wie die Gemeinden in Nordschleswig. Larsen war Sohn eines Tischlers, Schule in Wallsbüll, Präparandenanstalt in Apenrade, Lehrerseminar in Eckernförde, 1895 zweiter Lehrer in Hoptrup, wo Tonnesen sein Gemeindepastor war. 1899 nach Breklum. 1904–1910 leitete er ein Lehrerseminar in Kotapad, danach in Nowrangapur tätig. Nach der Ausweisung aus Indien 1916 Rückkehr nach Nordschleswig, bis 1921 Pastor in Klippeff, 1921–1937 Pastor in Hellewatt, danach als Ruheständler in Hoptrup. 1956, mit 82 Jahren, geht er nach Australien, wo sein Sohn Pastor geworden war, dort gest. 1966.
2. Ole Jensen, geb. 1877 in Tyrstrup (bei Christiansfeld, nördlich von Hadersleben), Sohn eines Arbeiters, 1901 nach Breklum, 1905 Indien, 1906 an der Seite Bothmanns in Parvatipur. 1917 Pastor in Nottmark auf Alsen, 1921 von der Gemeinde in seinem Amt bestätigt. (Nachdem Nordschleswig 1920 dänisch geworden war, mussten sich diejenigen Pastoren, die in ihrer bisherigen Stellung bleiben wollten, einer Entscheidung darüber durch die Gemeinde stellen.)
1935, nach dem Tod von Missionar Toft, mit Frau und Tochter wieder nach Indien, 1947 zurück, im Reisedienst für die Dänische Missionsgesellschaft, gest. 1963 in Skydebjerg bei Årup auf Fünen, wo er zuletzt bei der Tochter gewohnt hatte.
3. Hans Jørgensen Toft, geb. 1880 in Rawitt im Kirchspiel Bjolderup (Propstei Apenrade), Sohn eines Bauern, der in Bollersleben einen der von Tonnesen ins Leben gerufenen Stützvereine für die Breklumer Mission leitete. Hans Toft zuerst in der Landwirtschaft, dann Missionsschule in Børkop bei Fredericia, 1900 nach Breklum. Nach dem Militärdienst 1906 Reisesekretär für Breklum, 1907 nach Indien: Kotapad und Nowrangapur. 1916 bis 1921 Pastor in Skrave, ganz im Norden Nordschleswigs, nahe der Grenze nach Dänemark, 1921 bis 1924 Pastor in Lintrup-Hjerting in demselben Gebiet, 1924 nach Indien zurück, 1926 in Ost-Jeypur, 1934 in Indien gest.
4. Rasmus Jørgensen, Bauernsohn aus Norderenleben im Kirchspiel Ries (bei Apenrade), geb. 1882. Landwirtschaftslehre in Kropp, danach Diakon in den Kropper Anstalten, 1900 nach Breklum. Nach dem Militär-

dienst Reisesekretär für Breklum, 1908 nach Indien: Bissemkatak, Koraput. 1916 bis 1917 Pastor in Bjolderup, danach in Spandet (vor der Grenze nach Ribe), 1922 zum Pastor auf Röm gewählt, dort bis 1950 im Dienst, gest. 1971 in Scherrebek. Von 1955 bis 1985 war sein Sohn Christian Jörgensen ebenfalls Pastor auf Röm. Er war interessiert an den „Inselmissionsfesten“ der Breklumer Missionsfreunde in Nordschleswig, stellte bereitwillig die Kirche zur Verfügung und nahm immer am Gottesdienst teil.

Bald nach dem ersten Missionsfest in Klautoft meldete sich dann ein weiterer junger Nordschleswiger in Breklum an. Es war:

5. Anders Andersen, geb. 1889 in Rurup im Kirchspiel Blanderup (Propstei Törninglehn). Sein Vater war Landwirt, entstammte aber einem alten nordschleswigschen Pastorengeschlecht. Andersen ließ sich in Breklum zuerst als Buchdrucker ausbilden, ging danach aber aufs Missionsseminar, bestand 1911 das Examen und wurde nach Ableistung seines Wehrdienstes am 23. Oktober 1912 durch Generalsuperintendent Kaftan in der Kirche in Beftoft ordiniert. Danach ging er nach Indien, aber bald brach der 1. Weltkrieg aus, und 1916 mussten alle deutschen Missionare Indien verlassen. Darunter waren, wie oben dargestellt, auch die Nordschleswiger. Und ebenso traf es auch Anders Andersen. Er jedoch übernahm nicht, wie die anderen, eine Pfarrstelle in seiner nordschleswigschen Heimat, sondern ging nach Süddeutschland, wurde Hilfsprediger in Augsburg, heiratete 1917 Henriette Schultz, eine Kaufmannstochter aus Nordheim in Württemberg, ging dann doch in seine Heimat zurück, wo er noch im selben Jahr, 1917, Pastor in Arrild wurde. Nach 1920 wurde er von der Gemeinde hier in seinem Amt bestätigt.

Aber noch vorm 1. Weltkrieg, im Jahre 1911, hatte Breklum im damaligen Deutsch-Ostafrika ein zweites Arbeitsfeld begonnen.

Drei Breklumer Missionare gingen dorthin, zwei von ihnen waren Nordschleswiger, von denen der eine schon vorher da war. Das war:

1. Nicolai Christian Andersen, geb. 1882 in Söllstedt, Kirchspiel Abel (bei Tondern). Dort war er Konfirmant bei Pastor Bracker und wurde durch ihn angeregt, sich der Mission zuzuwenden. Das geschah dann aber durch die Christiansfelder Mission der Herrnhuter Brüdergemeine, die ihn 1908 nach Afrika aussandte. Breklum erbat ihn, den gelernten Maurer, als Baumissionar. So konnten sich die beiden anderen Breklumer, die 1912 als Neulinge dazukamen, auf seine Erfahrungen stützen. 1916 mussten dann auch sie, wie die Indienmissionare, das Land verlassen. Nicolai Andersen und seine Frau erlitten Schweres in der Zeit ihrer Internie-

rung. Sie verloren zwei Kinder. Er wurde dann Architekt in Tondern, wo er 1949 verstarb, seine Frau erst 1972.

Von den zwei anderen Breklumer Afrika-Missionaren stammte aus Nordschleswig:

2. Peter Jessen, geb. 1887 in Mastrup bei Hadersleben. Die Indre Mission prägte seine religiöse Erziehung. 1911 ging er aufs Missionsseminar nach Breklum, wurde 1912 ausgesandt und heiratete im folgenden Jahr in Darréssalam ein Mädchen aus Rawitt in Nordschleswig, aus dem Dorf, von dem der Indienmissionar Toft stammte. 1916, im Krieg, geriet er in englische Gefangenschaft, in Frankreich verbrachten er und seine Frau eine schwer Zeit im Internierungslager. Gesundheitlich angeschlagen, kamen sie mit ihrem kleinen Kind erst 1918 in seine Heimat Mastrup zurück. Peter Jessen wurde im selben Jahr Pastor in Rinkenis, ging dann aber nach 1920 ins alte Dänemark, wurde 1924 Pastor in Nørre Snede (zwischen Horsens und Herning). 1931 bis 1957 war er Pastor im Nachbarkirchspiel Ejstrup. Als Ruheständler lebte er in Rindholm bei Viborg, wo er 1968 starb.

In Nordschleswig änderten sich nach dem verlorenen Krieg die Verhältnisse radikal. Die Volksabstimmung von 1920 führte zur Abtretung des ganzen Landesteils an Dänemark, einschließlich der vier Städte und der z. T. inzwischen mehrheitlich deutsch geprägten südlichen Kirchspiele, vor allem Hoyer und Tingleff. Die Pastoren, die es nicht von sich aus vorzogen, auf Grund der veränderten Lage das Land zu verlassen, mussten sich in ihren Gemeinden erneut zur Wahl stellen. Bezeichnend für den Geist der nordschleswigschen Erweckung, die sich immer bewusst jeglicher politisch-nationaler Stellungnahme enthalten hatte, ist es, dass diejenigen Pastoren, die sich dieser Neuwahl stellten, alle in ihren Ämtern bestätigt wurden.

Aber die Verbindung zu Breklum war durch die neue Grenze abgeschnitten, und Bracker als Leiter der Breklumer Mission war der Meinung, dass Nordschleswig sich nun frei entscheiden müsse, zu welcher Missionsgesellschaft man halten wolle. Die meisten Missionsfreunde, so seine Vermutung, würden sich jetzt politisch zur dänischen Seite hin orientieren und sich darum der Dänischen Missionsgesellschaft zuwenden. Darum war Bracker zunächst gegenüber einer weiteren Zusammenarbeit mit Nordschleswig zurückhaltend.

Die ehemaligen Breklumer Missionare aus Nordschleswig waren – wie alle Nordschleswiger – seit 1920 dänische Staatsbürger geworden. Dadurch ergab sich für sie schon früher als für die deutschen Breklumer die Gelegenheit, auf ihr altes Arbeitsfeld nach Indien zurückzukehren. Das war 1924 der Fall, und zwei von ihnen machten von dieser Möglichkeit jetzt auch Ge-

brauch: Hans Toft ging nach Jeypur und Nowrangapur, und Anders Andersen nach Koraput. In Nordschleswig bildete sich daraufhin ein eigener Missionsausschuss, der die Arbeit der beiden Missionare tragen sollte. Der erste Breklumer Missionar, Hans Larsen, jetzt Pastor in Hellewatt, übernahm in diesem Ausschuss den Vorsitz. Mit dazu gehörte Ole Jensen, jetzt Pastor in Nottmark auf Alsen, sowie Peter Simonsen, Pastor in Norderlügum (bei Lügumkloster). Es war damit nun doch eine eigenständige kleine nordschleswigsche Missionsgesellschaft entstanden, die nun auch ihre eigenen Missionare hatte. Man nannte sie einfach die „Andersen-und-Toft-Mission“.

Erneut trat eine Änderung ein, als zwei Jahre später, 1926, auch die deutschen Breklumer wieder an ihre alten Plätze in Indien zurückkehren konnten. Jetzt teilte man das indische Arbeitsfeld auf zwischen den ehemaligen Breklumern, die jetzt dänische Missionare geworden waren und von Nordschleswig gestützt wurden, und den deutschen Breklumern. Man einigte sich dahingehend, dass letztere das West-Jeypur-Gebiet und die dänischen ehemaligen Breklumer das kleinere Ost-Jeypur-Gebiet als Arbeitsfeld erhalten sollten. Hans Toft ging deshalb aus dem West-Jeypur-Gebiet nach Bissemkatak im Osten, und Anders Andersen nach Parvatipur, später nach Gunipur.

In Nordschleswig wurde mit der Gründung der „Ost-Jeypur-Mission“ im Jahre 1928 dieser neuen Entwicklung Rechnung getragen. Vorsitzender dieser neuen Organisation wurde Pastor Simonsen, Norderlügum, und der frühere Vorsitzende der Andersen-und-Toft-Mission, Hans Larsen, sein Stellvertreter.

Gegenüber Bestrebungen Breklums sowie deutschgesinnter Gemeindekreise in Nordschleswig hielt man in der Ost-Jeypur-Mission auf Eigenständigkeit. Man wollte die dänischgesinnten Missionsfreunde nicht durch Sympathisieren mit der deutschen Minderheit verärgern und darum auch nicht den Anschein erwecken, in irgendeiner Abhängigkeit zur deutschen Missionsgesellschaft in Breklum zu stehen. Und außerdem entsprach es der alten Grundeinstellung der Indre Mission, sich jeglicher nationalpolitischer Stellungnahme zu enthalten. So wie man in den Missionskreisen vor 1920 auf absolute Loyalität gegenüber der deutschen Landeskirche geachtet hatte, so tat man es jetzt ebenso gegenüber der dänischen Kirche.

In Missionskreisen innerhalb der deutschen Minderheit aber meldete sich mehr und mehr doch der Wunsch nach einer erneuten Verbindung zu Breklum. Und da ja auch Breklum seit 1926 wieder seine Missionare in Indien hatte, konnte man, so war die Meinung, doch ebenso gut diese unterstützen wie die ehemaligen Breklumer Missionare aus Nordschleswig, die inzwischen „dänisch“ geworden waren, wie man nun sagte.

1923 hatte sich in Tingleff eine deutsche Freigemeinde gebildet, weil man hier in Kreisen der deutschgesinnten Bevölkerung eine ausreichende deutsche kirchliche Versorgung durch die dänische Volkskirche nicht gewährleistet sah. Schon bald schlossen sich Angehörige der deutschen Minderheit in anderen Landkirchspielen diesem Schritt an. Die Freigemeinde weitete sich über das Land aus und nannte sich seitdem „Nordschleswigsche Gemeinde“. Schon ein Jahr nach der Gründung schloss sich diese Gemeinde, die nach außen hin Vereinsstruktur hat, an die damalige Schleswig-Holsteinische Landeskirche an, und heute ist sie ein Teil der Nordelbischen Kirche.

Der Wunsch der missionsgeprägten Kreise in der neuen deutschen Freigemeinde nach erneuter Verbindung zu Breklum wurde von dem damaligen deutschen Pastor in Lügumkloster, Harald Boyens, aufgegriffen. Schon im selben Jahr 1926, als die ersten Breklumer Missionare wieder nach Indien gehen konnten, war er der Initiator zur Bildung eines Missionsausschusses der Breklumer Missionsfreunde, der im Unterschied zum dänischen Missionsausschuss der Andersen-und-Toft-Mission (es war noch die Zeit vor der „Ost-Jeypur-Mission“) die deutschen Breklumer Indienmissionare stützen sollte. Dieser neugebildete Missionsausschuss organisierte als erstes wieder ein Breklumer Missionsfest in Nordschleswig, und zwar am alten Versammlungsort in Tingleff. Fortan bestanden nun zwei Tingleffer Missionsfeste nebeneinander: das alte, jetzt dänische, am dritten Pfingsttag und ein neues, deutsches, Breklumer Missionsfest in jedem Jahr am Freitag nach Jubilate, der in ganz Dänemark als Buß- und Bettag („Store Bededag“) staatlicher Feiertag ist.

So ist es in all den Jahrzehnten danach geblieben. Man lebte sich auseinander, und niemand wusste mehr etwas vom anderen. Seit 1981 findet das Breklumer Missionsfest am Store Bededag nicht mehr statt. Die Zahl der Teilnehmer war immer weiter zurückgegangen. Ob es am dritten Pfingsttag bei den Dänen noch etwas gab, davon wusste man bei uns nichts, und das interessierte auch niemanden. Die Frage danach wurde gar nicht gestellt. So ging es bis zum Jahre 2004, als es gerade 100 Jahre her war, dass zum erstenmal in Nordschleswig ein Missionsfest gehalten wurde. Von der dänischen Indre Mission wurden vorsichtige Fühler nach Breklum ausgestreckt, nicht aber zu uns Breklumer Freunden in der deutschen Minderheit. Das geschah erst dadurch, dass ich zur Mitarbeit an einer geplanten Festschrift gebeten wurde. So erfuhr ich denn auch, dass es ein Treffen am dritten Pfingsttag in ganz kleinem Kreise immer noch gab. Für die Festschrift zur 100. Wiederkehr des ersten Zusammenkommens in Klautoft sollte ich den Abschnitt über die Breklumer Missionsgeschichte in Nordschleswig bis 1920 übernehmen.

Das 100. Jubiläum wollte man am dritten Pfingsttag festlich begehen. Dazu war zunächst nur das NMZ eingeladen worden. Der Verein der Freunde der Breklumer Mission in der deutschen Minderheit wurde nicht berücksichtigt. Lediglich als Mitarbeiter an der Festschrift wurde ich für meine Person dann doch auch mit eingeladen. Pastor Lies, der damalige Gemeindereferent des NMZ, und ich waren nachmittags im Gottesdienst in der Kirche zu Tingleff mit dabei. Am Abend fand eine Festversammlung im dänischen Missionshaus in Tingleff statt, und die verlief dann in einer ausgesprochen netten, offenen und freundschaftlichen Atmosphäre.

Seit 1926 wirkten, wie oben beschrieben, die ehemaligen Breklumer Missionare Andersen und Toft im östlichen Jeypurgebiet, jetzt als dänische Missionare der selbständigen nordschleswigschen „Ost-Jeypur-Mission“. Diese bestand bis 1931. Dann wurde das Ost-Jeypur-Land ein Arbeitsgebiet der „Dänischen Missionsgesellschaft“ (heute „Danmission“). Als Missionar Toft Ende 1934 in Indien mit nur 54 Jahren plötzlich verstarb, ging Pastor Ole Jensen von Nottmark noch einmal wieder für 12 Jahre (bis 1947) hinaus. Anders Andersen blieb im Ost-Jeypur-Land bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1959. Jetzt kehrte er in seine Heimat zurück, nahm seinen Wohnsitz in Hadersleben und wirkte noch bis 1964, bis zu seinem 75. Lebensjahr, im Reisedienst für die Dänische Missionsgesellschaft. Seiner nordschleswigschen Heimat setzte er durch Veröffentlichungen zur Kirchengeschichte Nordschleswigs ein Denkmal, seiner indischen Heimat durch die Herausgabe einer Odiya-Grammatik und eines Sprachkurses für Anfänger. Außerdem übersetzte er biblische Bücher und Lutherschriften ins Odiya. Bis zur Vollendung des 75. Lebensjahres am 27.3.1964 war er als Hilfsprediger an St. Severin in Alt-Hadersleben tätig. Er starb am 20.6.1981 im Alter von 92 Jahren.

Anders Andersen war der Gelehrte unter den nordschleswigschen Missionaren. Seine Tochter Käthe Andersen setzte seine Arbeit in Ost-Jeypur fort.

Diejenigen Missionsfreunde in Nordschleswig, die der deutschen Minderheit angehörten, hatten sich 1926 wieder mit Breklum zusammengetan. Im Jahre 1934 gründeten sie den „Verein der Freunde der Breklumer Mission in Nordschleswig“. Der erste Vorsitzende des Vereins war Pastor Friedrich Prahl in Hadersleben, nach ihm war es Pastor Jörgensen in Sonderburg. Rechnungsführer und treibende Kraft war der Steuersekretär der Stadt Tondern, Nis Petersen. Zwischen ihm und seiner Frau und dem damaligen Breklumer Missionsdirektor Martin Pörksen ergab sich eine enge Zusammenarbeit und Freundschaft. Pörksen bereiste regelmäßig zusammen mit Nis Petersen das Land. Es wurden Vorträge gehalten, und es flossen reiche Gaben und Spenden aus Nordschleswig nach Breklum.

Im Zweiten Weltkrieg wurde es schwieriger und bald ganz unmöglich, die Spenden über die Grenze nach Breklum zu schaffen. Um die sich jetzt aufstauenden Geldmittel sicher anzubringen, entschloss sich Nis Petersen, mehr oder weniger selbstständig, auf der Insel Röm, der nördlichen Nachbarinsel von Sylt, einen zum Verkauf anstehenden kleinen Bauernhof im Süden der Insel zu kaufen. Das war 1944, und er ließ den Erwerb auf seinen eigenen Namen eintragen. Das erwies sich dann nach dem Kriege, als deutsches Eigentum in Dänemark konfisziert wurde, als eine kluge, vorausschauende Entscheidung.

Das ehemalige Wohnhaus des kleinen Hofes wurde als „Missionars-Erholungsheim“ für Missionare und andere Mitarbeiter der Mission eingerichtet. Das Gelände dahinter war mit Kiefern aufgeforstet worden, und in dieser Plantage etablierte sich Anfang der 60er Jahre ein kirchliches Jugendlager, das über Jahrzehnte Kindern und Jugendlichen aus den deutschen Gemeinden Nordschleswigs Ferienaufenthalte ermöglichte – in einer Zeit, als es das allgemeine Verreisen in den Ferien noch nicht gab und man es sich auch noch gar nicht leisten konnte. Diese Ferienlager wurden von deutschen Pastoren, teilweise auch von Lehrern der deutschen Schulen in Nordschleswig, geleitet. Ältere Jugendliche meldeten sich als Helfer und Hausfrauen als ehrenamtliche „Kochfrauen“. Das „Röm-Lager“ wurde ein Markenzeichen kirchlicher Arbeit in Nordschleswig.

Doch auch die Breklumer Missionsfreunde sollten etwas von „ihrem“ Platz auf Röm haben. Als auf dem Gelände des Jugendlagers 1965 neben den großen Hauszelten erstmals auch zwei feste Holzhäuser errichtet worden waren (Tagesraum mit Küche in dem einen und Waschräume und Toiletten in den anderen), hatte der damalige Vorsitzende des Vereins der Breklumer Freunde, der deutsche Pastor in Tingleff, Friedrich Jessen, die Idee, die Nordschleswiger zu einem „Inselmissionsfest“ ins Jugendlager einzuladen. Etwa 150 Missionsfreunde aus ganz Nordschleswig folgten im August 1966 der Einladung, und das Inselmissionsfest wurde seitdem zu einer jährlich wiederkehrenden Begegnung mit Gottesdienst in der Kirche und Kaffee-trinken und Verlosung im Jugendlager. Von Breklum und später vom NMZ kamen die Gastprediger. Der Erlös aus der Verlosung kam der Breklumer Arbeit zugute. Ununterbrochen haben wir es bis heute so gehalten.

Frühjahrsmissionsfest in Tingleff und Inselmissionsfest auf Röm: Das waren jahrelang die Eckpfeiler der Arbeit. Daneben aber fanden in jedem Jahr im Januar, verteilt im Land, Gemeindeabende mit Referenten von Breklum und dann vom NMZ statt, früher häufig auch mit Übernachtungen der Redner in den Pastoraten.

Diese persönlichen Kontakte sind weniger geworden, aber nach wie vor sitzt im „Missionsausschuss“, dem Vorstand des „Vereins der Freunde der

Breklumer Mission in Nordschleswig“, ein Vertreter des NMZ, und dieser hat auch Stimmrecht. Meistens ist es in den letzten Jahren der jeweilige Gemeindedienst-Referent gewesen. Zweimal im Jahr leitet der Missionsausschuss einen größeren Betrag zur Unterstützung der Arbeit an das NMZ weiter. Dank mehrerer testamentarischer Verfügungen, aber auch immer noch durch aktuelle Spenden und durch Kollekten in den deutschen Gottesdiensten wird es uns ermöglicht, jährlich ca. 17 bis 18 Tausend EURO der Missionsarbeit zugute kommen zu lassen.

Neben diesen Zuwendungen an das NMZ sind aber auch persönliche Kontakte zwischen Nordschleswig und den Partnerkirchen der Mission entstanden. Der zweite Vorsitzende des Vereins der Breklumer Freunde, Pastor Günther Barten, Bülderup-Bau, sammelte im Jahre 1992 eine Gruppe junger Menschen, um mit ihnen eine Partnerschaft in Afrika zu beginnen, die über viele Jahre Bestand hatte.

Durch Brigitte Lodemann, früher Pastorenfrau in Hadersleben, wurden im Zusammenhang mit ihrer späteren Tätigkeit in Papua-Neuguinea auch dort hin persönliche Kontakte hergestellt.

ZUSAMMENFASSUNG

Die Beziehungen Breklums zu Nordschleswig waren von Anfang an anders als zu den anderen Gebieten der Landeskirche. Innerhalb der Indre Mission, der nordschleswigschen Erweckungsbewegung, wurde dänisch gesprochen und dänisch gesungen. Auch der Gottesdienst in der Kirche war in den weitaus meisten Kirchspielen dänisch. Und wo deutsche Gottesdienste gehalten wurden, gab es daneben auch dänische.

Breklum hat sich, wenn es mit Nordschleswigern zu tun hatte, an diese Ge pflogenheiten angepasst. Durch die in den Dienst Breklums übernommenen nordschleswigschen Pastoren Bahnsen und Bracker hatte sich die Missionsgesellschaft dazu die Möglichkeit geschaffen. Wenn Nordschleswiger nach Breklum kamen, hielten diese beiden dänische Predigten, und im Missionsverlag war ein Liederheft mit dänischen Liedern gedruckt worden.

Als dann nach dem ersten Weltkrieg Nordschleswig zu Dänemark gekommen war, wurden die Beziehungen zunächst unterbrochen. Die Breklumer Missionare, die aus Nordschleswig stammten, kehrten als Pastoren in ihre Heimat zurück. Sie förderten die Mission in ihren Gemeinden, und als dann wieder Missionare von Nordschleswig hinausgingen, geschah das nicht mehr von Breklum aus, sondern selbständig in Anbindung an die dänische Kirche und Mission.

Aber in Nordschleswig organisierte sich nun auch eine deutsche Minderheit. Sie umfasste, was die Beziehungen zur Kirche betrifft, sowohl die mehr volkskirchlich Eingestellten als auch diejenigen, deren Frömmigkeit durch die nordschleswigsche Erweckung geprägt war. Das Verbindende aber war nun das Bewusstsein, dass man zur großen Familie der Deutschen gehöre, auch nachdem man von Deutschland abgetrennt war. Innerhalb dieser deutschen Minderheit wurde neben den Bereichen Schule, Kultur und Politik auch das kirchliche Leben neu geordnet. Und dies geschah natürlich in deutscher Sprache. Die Predigten waren deutsch, und es wurden die deutschen Kirchenlieder gesungen.

In diesem Rahmen kam dann auch wieder eine neue Verbindung zu Breklum zustande. Das geschah 1926, von dem Jahr an, als Breklum wieder eigene Missionare nach Indien aussenden konnte. Daran wollte auch Nordschleswig beteiligt sein. Aber es war nun ein anderes Nordschleswig. Es war nicht mehr das ganze, sondern das Nordschleswig der deutschen Minderheit. Die Kirche der Minderheit aber lebte – ebenso wie die Kirche der Mehrheit – auch von den Strömen, die aus der alten Erweckungsbewegung kamen, und es waren in erster Linie diese Kreise innerhalb der Minderheit, die nun wieder die Verbindung nach Breklum anknüpften. Jetzt aber vollzog sich alles in deutscher Sprache, und damit änderte sich auch die Art und der Geist des Miteinanders.

Seit 1926 besteht innerhalb der deutschen Minderheit in Nordschleswig und innerhalb der in ihr organisierten Kirche die Verbindung zu Breklum. Die Breklumer Mission hat dadurch eine wesentlich Stütze gehabt und hat sie bis heute. Aber umgekehrt ist auch dem deutschen kirchlichen Leben in Nordschleswig durch diese Verbindung ein wesentlicher Strom christlichen Glaubens zugeflossen.

Anmerkung:

„*Die deutsche Minderheit in Nordschleswig und die in ihr organisierte Kirche*“: Diese Formulierung ist bewusst gewählt, weil die Kirche der Minderheit in zwei Organisationen besteht: In den vier Städten Apenrade, Hadersleben, Sonderburg und Tondern sowie der kleinen Landgemeinde Uberg (südlich von Tondern) sind die deutschen Gemeindeteile Bestandteile der jeweiligen Ortsgemeinde und gehören damit zur dänischen Volkskirche. Auf dem Lande ist die Kirche der Minderheit kirchspielsübergreifend in der „Nord-

schleswigschen Gemeinde“ als Freigemeinde organisiert. Diese verwaltet sich selber und zieht ihre eigenen Kirchensteuern ein. Ihre Mitglieder gehören nicht der dänischen Volkskirche an. Ein Jahr nach ihrer Gründung im Jahre 1923 schloss sich diese deutsche Freigemeinde an die Landeskirche in Schleswig-Holstein an und ist auch heute noch wie vor Teil der Nordelbischen Kirche.

Literatur:

Riese, Ingrid: *Die Indre Mission in Nordschleswig, 1864–1920*, in: *Schriften der Heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaft für Nordschleswig (SHAN)*, Heft 9, 1964.

Weitling, Günter: *Kirchliche Erweckung und nationaler Gedanke – die nord-schleswigsche Erweckungsbewegung und ihre Nationalisierung*. SHAN, Heft 54, 1986.

Ders.: *Die Geschichte der Kirche in Ost-Jeypore 1924–1964. Beziehungen der Breklumer Mission zu Nordschleswig und Dänemark*. Schriftenreihe des NMZ, Band 2, 1998.

Ders.: *Brekolum und Nordschleswig*, in: *125 Jahre Breklumer Mission, 30 Jahre NMZ, Festschrift 2001*.

Ders.: *Fra Ansgar til Kaftan. Sydsleswig i dansk kirkehistorie 800–1920*. Studieafdeling ved Dansk Centralbibliotek for Sydslesvig, Nr. 51, 2005.

Wree, Lorenz Peter: *Von Klautoft nach Tingleff. 100 Jahre Nordschleswig-sches Missionsfest*, in: *SHAN*, Heft 79, 2004.

Ders.: *Den nordslesviske missionsfest*, in: *Missionsfester i Tinglev i 100 år, Festschrift zum Jubiläum 2004*.

Ders.: *Brekulum-missionen og Rømø*, in: *Kirkebladet for Rømø Sogn*, März 2002.

Weitere Literaturangaben in den genannten Werken.

„DE GANZE GEMEEN STEIHT OP AS EEN MANN“

ZUM DEUTSCHEN NATIONALISMUS VON PASTOREN IN NORDFRIESLAND
VOR UND NACH DEN VOLKSABSTIMMUNGEN VON 1920

THOMAS STEENSEN

Für die Region Nordfriesland waren die Volksabstimmungen¹ des Jahres 1920 ein im wahren Sinne einschneidendes Ereignis. Zwar brachten sie keineswegs eine „Zerstückelung des Friesengaues“, wie es damals in maßloser Übertreibung selbst ein landeskundiger Historiker behauptete;² denn die sodann an Dänemark abgetretenen Gebiete können, wenn überhaupt, nur zu einem ganz kleinen Teil zum nordfriesischen Kultur- und gar nicht zum damaligen friesischen Sprachbereich gerechnet werden. Doch Nordfriesland wurde beinahe über Nacht Grenzgebiet, mit allen Konsequenzen, und die seit Jahrhunderten bestehenden Verbindungen zur Stadt Tondern, nicht zuletzt Sitz der Kreisverwaltung, rissen ab. Auf wirtschaftlichem, kulturellem und politischem Gebiet ergaben sich wesentliche Folgen. Einschneidend wirkte sich das Erlebnis der Volksabstimmung auch auf die Mentalität der Menschen aus.

Die Plebiszite waren festgelegt in den Artikeln 109–114 des Friedensvertrages und wurden deshalb weithin als Ausfluss des „Schandfriedens“ und „Diktats von Versailles“, wie man immer wieder formulierte, betrachtet. In der „ersten Zone“ sollten die Stimmen *en bloc* gewertet werden; hierzu gehörte ganz Nordschleswig von der Königsau bis zu einer von dem dänischen Geographen und Historiker H. V. Clausen erdachten Linie, die nördlich um Flensburg, aber südlich um Tondern verlief. In diesem Gebiet war von vornherein mit einer klaren prodänischen Mehrheit zu rechnen. Tatsächlich erbrachte die Abstimmung in der ersten Zone am 10. Februar 1920 eine Dreiviertelmehrheit für Dänemark. Die unmittelbar an das nordfriesische Gebiet anschließenden Orte Tondern, Hoyer und Uberg wiesen indes klare deutsche Mehrheiten auf; in der Kreisstadt Tondern etwa stimmten 77 Prozent für Deutschland. Dass diese Orte aufgrund des En-bloc-Verfahrens zu Dänemark geschlagen wurden, weckte bei der deutschgesinnten Bevölkerung begreifliche Verbitterung. Über ein Viertel der Einwohnerschaft verließ die Wiedau-Stadt. Viele siedelten sich in Niebüll, Bredstedt oder Husum an.

¹ Vgl. den Überblick in: Thomas Steensen: Geschichte Nordfrieslands von 1918 bis in die Gegenwart, Bräist/Bredstedt 2006, S. 8–16; Literaturhinweise zu den schleswigschen Abstimmungen allgemein dort auf S. 210.

² Otto Scheel: Nordfrieslands Zerstückelung und das Selbstbestimmungsrecht der Völker. In: Schleswig-Holsteinisches Jahrbuch 1922, S. 69–72, hier S. 70.

In der zweiten Zone hingegen sollten die Stimmen für jede Gemeinde einzeln gewertet werden; zu ihr gehörten Flensburg mit seinem Umland sowie der Südteil des Kreises Tondern und vier Ortschaften im Nordosten des Kreises Husum. Die Abstimmung in der zweiten Zone am 14. März 1920 er gab insgesamt eine klare Mehrheit von 80 Prozent für Deutschland. In den friesischen Marschgebieten des Festlands lag der prodeutsche Anteil sogar bei rund 97 Prozent. Im Kirchspiel Klanxbüll wurde nicht eine einzige Stimme für Dänemark gezählt! Hierin zeigte sich deutlich, dass die meisten Nordfriesen eine tiefe Bindung mit Deutschland verspürten, nicht zuletzt erwachsen aus der jahrhundertelangen Gewöhnung an die deutsche Kirchen-, Schul- und Amtssprache. In Dorf und Familie hingegen verwandte man weithin die friesische Sprache, ein eigenständiges westgermanisches Idiom. Ein etwas anderes Bild wiesen die Inseln mit einem Stimmenanteil von immerhin 18,1 Prozent für Dänemark auf. Als einzige Gemeinden in der zweiten Zone meldeten Goting, Hedehusum und Uttersum auf Föhr sogar eine Mehrheit für Dänemark.

In der kleinen Festlandsgemeinde Soholm wurden 91 Stimmen für Deutschland und 8 für Dänemark abgegeben. Ein örtlicher Bericht darüber, verfasst von einem Lehrer, muss als Musterbeispiel für den herrschenden Nationalhass gelten: „Was für Kreaturen es gewesen sind, die so ehrlos gehandelt haben, [für Dänemark zu stimmen,] lässt sich natürlich mit Bestimmtheit nicht sagen; aber aus dem Verhalten einzelner Personen vor der Abstimmung lässt sich sehr wohl ein Urteil bilden, und wie einst der Fluch über Judas gekommen ist, so wird er auch über diese Verräter kommen.“³

Dieses Zitat zeigt schlaglichtartig, wie sehr der Abstimmungskampf die Menschen bewegte und Leidenschaften aufwühlte. Gefragt war jetzt die Kirche, so sollte man meinen, waren Pastoren, die gegen Hass und Verleumdung predigten. In diesem Aufsatz soll die Haltung von einigen in Nordfriesland tätigen oder während der Abstimmungszeit in Nordfriesland auftretenden Pastoren untersucht werden. Riefen sie zur Versöhnung auf, wie es der Grundinhalt des christlichen Glaubens erwarten lässt?

Auf deutscher Seite wurde die Werbearbeit wesentlich vom „Deutschen Ausschuss“ mit Sitz in Flensburg gelenkt.⁴ In ihm arbeitete ehrenamtlich auch

³ Bericht „Der Abstimmungstag in Soholm“, verfasst von dem Lehrer Petersen, Vertrauensmann des Deutschen Ausschusses, datiert „Soholm, den 25. März 1920“; abgedruckt in: Carsten Block (Hrsg.): Enge Sande, Sammelband II von 1979, Ms. im Nordfriisk Instituut.

⁴ Vgl. Hans Dietrich Lehmann: Der „Deutsche Ausschuss“ und die Abstimmungen in Schleswig 1920, Neumünster 1969.

ein Pastor aus dem nordfriesischen Gebiet mit, nämlich Ernst Michelsen⁵ (1855–1928), geboren in Alfeld bei Hildesheim, 1883 bis 1925 Pastor in Klanxbüll in der Wiedingharde. Er hatte bereits 1896 den Verein für Schleswig-Holsteinische Kirchengeschichte mitbegründet und gehörte 1902 auch zum Gründungskreis für den Nordfriesischen Verein für Heimatkunde und Heimatliebe, als dessen Schriftführer er viele Jahre wirkte. Michelsen wurde wohl von seinem Onkel, dem Kieler Professor A. L. J. Michelsen („Nordfriesland im Mittelalter“, 1828) zur historischen Arbeit angeregt und verfasste selbst mehrere Arbeiten. Von Ernst Michelsen sind keine von übersteigertem Nationalismus geprägten Predigten oder Ansprachen überliefert.

In fast jedem größeren Ort Nordfrieslands traf man sich während des „Abstimmungskampfs“ zu Protestversammlungen gegen die drohende Abtretung von Teilen Schleswigs an Dänemark. Den Höhepunkt bildete der von mehreren tausend Menschen besuchte „Friesen-“ oder „Schleswig-Holsteiner-Tag“ am 10. August 1919 in Niebüll-Deezbüll, eine der größten Veranstaltungen, die es in Nordfriesland je gegeben hat.⁶ Solche Anlässe sammelten die Deutschgesinnten und ermöglichten ihnen in einer Zeit wirtschaftlicher Not, politischen Umbruchs und nationaler Verunsicherung ein Gemeinschaftserlebnis. Die Niederlage Deutschlands im Krieg hatte das Weltbild erschüttert, das im Wilhelminischen Kaiserreich vermittelt worden war. Dass die Bevölkerung in Teilen des „kerndeutschen Nordfriesland“ – so eine viel gebrauchte Wendung – eine Entscheidung zwischen Deutschland und Dänemark treffen sollte, wurde vielfach mit Unverständnis aufgenommen. Veranstaltungen wie die in Niebüll konnten in dieser Lage neue Zuversicht einflößen und Zweifelnde zurückgewinnen.

Gleichzeitig zeigten sich aber die – auch für andere Grenzgebiete – bezeichnenden Auswüchse einer leidenschaftlichen nationalen Auseinandersetzung. Die bevorstehende Entscheidung „Deutschland oder Dänemark“ wurde dem Bereich des Rationalen entzogen und in mystischen, zum Teil religiösen Sphären angesiedelt. Dies sei anhand ausführlicher Zitate aus den zum Auftakt des „Friesentags“ gehaltenen Gottesdiensten gezeigt.

⁵ Vgl. Thomas Steensen: Die friesische Bewegung in Nordfriesland im 19. und 20. Jahrhundert (1879–1945), Neumünster 1986, bes. S. 431.

⁶ Vgl. Steensen: Die friesische Bewegung, S. 118–125.

Die Teilnehmer des „Friesentags“ in Niebüll-Deezbüll empfing eine Ehrenpforte mit der Aufschrift „Willkommen im freien Friesenlande!“⁷ Mädchen in friesischen Trachten boten Fähnchen zum Verkauf an, und bald erblickte man überall „mit den schleswig-holsteinischen Landesfarben geschmückte Menschen“. Das Fest begann mit drei parallel gehaltenen plattdeutschen Gottesdiensten. Alwin Lensch (1880–1938), Leiter der Niebüller Volksschule und neben dem Landrat von Tondern, Emilio Böhme, der Hauptveranlasser der Veranstaltung, schilderte eindrucksvoll den großen Andrang: „Wohl noch nie zuvor faßten die Gotteshäuser in Niebüll und Deezbüll so viele Männer und Frauen, wie an diesem Tage. Jeder Platz war besetzt, sogar auf der Orgelbank und den Treppenstufen zur Kanzel; Kopf an Kopf stand's in den Gängen, im Altarraum und vor den Eingangstüren.“⁸

Den Gottesdienst⁹ in der Niebüller Kirche hielt Adalbert Paulsen (1889–1974), geboren in Kropp als Sohn des früh mit niederdeutschen Predigten hervorgetretenen Pastors Johannes Paulsen, seit 1917 Pastor in Krummendiek (Kreis Steinburg), 1923–1933 Pastor an der Lutherkirche in Kiel. Der damals dreißigjährige Pastor hatte bereits vorher in Flensburg auf Niederdeutsch im nationaldeutschen Sinne gepredigt¹⁰ und auf einer Versammlung plattdeutscher Vereine am 3. Juli 1919 die ebenso geprägte Schlussansprache gehalten.¹¹ Für die Kirchengeschichte Schleswig-Holsteins sollte er noch eine hervortretende Rolle spielen: Auf der „braunen Synode“ im September 1933 wurde er Landesbischof. Paulsen las in seinem Niebüller Gottesdienst¹² zunächst das Gleichnis vom verlorenen Sohn¹³ aus dem Lukas-Evangelium. Dann sang die Gemeinde nach der Melodie von „Harre meine Seele“:

⁷ Vgl. zu Szenerie und Ablauf die ausführlichen Berichte in den Zeitungen, z. B. Flensburger Nachrichten, Husumer Nachrichten und Nordfriesische Rundschau, jeweils vom 11. August 1919; der Artikel der Flensburger Nachrichten dokumentiert in: Thomas Steensen: Die friesische Bewegung..., Dokumente, Neumünster 1986, S. 55–56. Die gehaltenen Reden und Predigten erschienen noch vor Weihnachten 1919 im Druck: Predigt'n un Red'n hol'n op'n Freesendag in Niebüll-Deezbüll an'n 10. August 1919, Flensburg o. J. (1919).

⁸ Alwin Lensch: Zum Geleit. In: Predigt'n und Red'n, S. 1.

⁹ Predigt'n un Red'n, S. 3–10.

¹⁰ „Herr, lat uns lewen!“ In: Veer plattdütsche Predigt'n hol'n in Flensborger Karken an Sünndag „Rogate“, Flensburg 1919, S. 24–31.

¹¹ Adalbert Paulsen: Ansprak. In: Modersprak 6 (1919/1920), S. 38–40.

¹² Paulsens Predigt und die von Johannes Lensch erschienen bereits vor der zusammenfassenden Broschüre mit den in Niebüll-Deezbüll gehaltenen Predigten und Reden gesondert, ebenfalls im Flensburger Verlag Christian Wolff: Twee plattdütsche Predigt'n, hol'n op'n Freesendag Niebüll-Deezbüll an'n 10. August 1919, Flensburg 1919.

¹³ Vgl. auch Adalbert Paulsen: Von den Soehn, de sien Heimaot verloren harr. Floogschrift Nr. 1, Hamborg [1918].

„Still mien Hart, ganz liesen fat di in Geduld,
 Godd ward di wull wiesen, we so grot sein Huld.
 Bald vergeiht de Nacht; Godd hölt sülwst de Wacht,
 Un en nieges Fröhjohr folgt den Winter sacht.
 In all dien Sorgen, in all de Nod
 Hölt he fast di borgen, de true Godd.“

In der dunklen Nacht, in aller Not und allen Sorgen – man dachte dabei gewiss an die Weltkriegsniederlage und die erzwungenen Abstimmungen – sei man bei Gott geborgen, und dem Winter werde ein neuer Frühling folgen. Gleich zu Beginn seiner Predigt brachte Paulsen sein völliges Verständnis zum Ausdruck, dass in Nordfriesland abgestimmt werden solle. Zwar war das Gebiet bis 1864 mit Dänemark verbunden gewesen, aber das ignorierte er völlig und behauptete im Gegenteil, die Friesen, jene „hohen, festen Leute mit den blauen Augen und der klaren Stirn“, gehörten so eindeutig zu Deutschland wie „die Glocke zur Kirche“:

„Mien leewen Landslüd un Glowensgenossen! Nu liggt dat schöne Free-
 senland hüt ünner uns' Herrgoddssünn vör uns' Ogen. Jedes Freesenuhus
 hett uns op de Fohrt nah Niebüll toropen: Dütsch is dit Land! Un nu schall
 doröwer afstimmt ward'n, ob öwer de freessche Eer de Danebrog weihn
 schall! Nu ward dat noch to Frag' stellt, ob de hogen, fasten Lüd mit de
 blauen Ogen un de klore Stirn, de sied Johrhunnerten to den dütschen Pe-
 sel un to de dütsche Döns hör'n dehn as de Klock to de Kark – nu ward
 dat to Frag' stellt, ob dat Dütsche oder Dän'n sünd!“

Als Bibelwort bezog sich Paulsen auf Sirach 2, 2–16. Doch als Thema wählte er nicht die Mahnung zu Festigkeit und Geduld (Vers 2–4) oder die Einladung zum Gottvertrauen (Vers 6–13), sondern einen der abschließenden Weherufe:¹⁴ „Wehe de Verzagten!“ (Vers 15). Man solle fest stehen, wenn man weggelockt werde, und sich an seinen Vorfahren ein Beispiel nehmen. „De Nod is swor“, sagte Paulsen. Aber es dürfe kein Wanken geben. Die Volkszugehörigkeit komme von Gott: „Ik segg ju, uns' Herrgodd hett dat
 mennigeen vun de Lüd, de nu mit Gewalt dän'sch ward'n schüt, in't Ge-
 sicht herinnertekend un in't Hart herinnergrawt, dat se Dütsche sind un
 keen Dän'n.“

¹⁴ Vgl. Heinrich Kröger: Plattdüütsch in de Kark in drei Jahrhunderte, Bd. 2, Hermannsburg 2001, S. 128.

Als Blutzeugen für das deutsche Bekenntnis rief er die Gefallenen im Weltkrieg an:

„Mien leewe Landsmann, wenn't to'n afstimm'n geiht, denn denk doran, dat'n dat mennigmal nachts, wenn'n nich slapen kann, örndlisch föhl'n kann, we en lange, lange Schattentog vun trurige Gestalten dör unse Land treckt. Dat sünd uns' Bröders, de buten ligg'n blewen – de annerthalw Millionen! Kiek mal de Reeg lang, lat all de schönen graden Minschen, de dor blewen sünd, sick mal opstell'n in de Niebüller Straten! Ick segg di: de hebbt al afstimmt!“

Kraft schöpfen könnten die Friesen aus dem Blick auf ihre Vorfahren:

„De Kraft is dor! – Wehe de Verzagten! Dat is de Freesen al mehrmals seggt. Lat uns in Gedanken mal en beten herutgahn nah Westen, dorhen, wo de See an den frees'schen Strand spölt. Wenn du de Geschichte vun dien Heimat kennst, denn kannst du se dor noch stahn'n seh'n, dien Vörfohr'n, kannst noch seh'n, we se sick anstemm'n doht gegen Storm un Floot un we ehr de blonden Hoor üm de hogen Stirn'n fleegt. Ick segg hüt, Freesenvolk, wat in uns' Goddsword steiht: Seht op dat Vorbild vun ju'n Vörfohr'n, un markt ju dat! We se dor 1362 in de grote Mannsdränke ehr'n Man stahn hebbt, we achter jeden Heimat un Hewen stahn deh un em ümmer wedder toröpen: Verzag' nich! – Wehe de Verzagten!“

„De Weg is klor!“ rief Paulsen schließlich aus. Durch Millionen Feinde aufgeweckt, stehe aus Tränen, Not und Tod eine neue plattdeutsche Menschheit auf:

„Un so fangt wi an to gahn, wi Heimatslüd un wi Hewenslüd. Ut deepen Drom opschreckt, dör Millionen Fiende opweckt – ut Tranen, Nod un Dod stiggt en nie plattdütsche Minschheit herop, ümslungen vun all de hilligen Kräfte, de Heimat un Herrgodd in unse Harten rinweewt hett. So staht wi un so gaht wi, so holt wi fast un holt wi ut, ahn to wieken un to wanken. Un de Welt ward marken, dat bi all ehr Haß un Lög'n un Slechtigkeit de Herrgodd dat doch mit de Minschen hölt, de tru un knöwig un irnshaft sick op den Weg makt, üm den Platz an de Sünn intonehm'n, de nich Clemenceau, sonnern uns' Herrgodd to vergewen hett.“

Den Gottesdienst¹⁵ in der Deezbüller Kirche leitete Johannes Lensch (1871–1942), geboren auf Pellworm, aufgewachsen in Witzwort/Eiderstedt, seit 1894 Pastor in der neuen St.-Jürgens-Kirche in Flensburg, für die er den bekannten nordfriesischen Kunstmaler Hans Peter Feddersen ein Altarbild

¹⁵ Predigt'n un Red'n, S. 11–23.

zum Gleichnis vom verlorenen Sohn hatte malen lassen.¹⁶ Sicherlich hatte Alwin Lensch als Organisator des „Friesentags“ seine älteren Brüder Johannes und Martin, der am Abend eine Rede hielt, für die Mitwirkung gewonnen. In Flensburg hatte Johannes Lensch einige Wochen zuvor bereits plattdeutsche Gottesdienste zum „Schleswig-Holstein-Tag“ am 25. Mai 1919 initiiert, wobei auch Adalbert Paulsen aufgetreten war.¹⁷ Später gehörte er in der Grenzstadt neben Friedrich Andersen¹⁸ (1865–1940) und Heinrich Kähler¹⁹ (1874–1941) zur nationalsozialistischen Glaubensbewegung der Deutschen Christen.²⁰ Schon in seinem Eingangsgebet zum Deezbüller Gottesdienst appellierte er an das Gefühl und malte ein Feindbild: „Fremde Hände“ reckten sich aus nach dem Besten und Liebsten, das wir haben, nach der Heimat, wo wir als Kinder spielten, nach Haus und Herd, ja nach der Grabstätte des eigenen Vaters, an der wir beten:

„Lat uns bed'n: Herr, unse Godd, Du leewe Vader in'n Himmel! Wi kamen vandag' to Di un beden Di, dat Du uns helpen wullt. Uns' Hart is in veel Sor- gen, un de Tokunft liggt so düster vör uns as en swore Gewidderwolk, un wi weet nich, wat ut uns ward'n schall. Dor recken sick frömde Hänne ut nah dat Beste un Leewste, wat we hebbt op disse Eer – nah uns' Heimat, wo wi as Kinner speelt hebbt un grotwussen sünd – nah uns' Hus un Herd, wo wi an sitten doht – noh uns'n Vader sien Grawstäd', wo wi bed'n doht. O Herr, unse Godd! Help Du uns doch, dat wi hier in unse Land en dütsche Heimat behol'n künnt!

Herr, unse Godd! Hier kümmt vandag' vor di en ganze Volksstamm tosamen, un wi all hebbt blots de eene Bed', dat Du uns wullt helpen, dat wi uns nich bögen möt ünner frömde Herschaft un Gewalt. Lat uns in Friheit bliewen, so as unse Vöröllern vör uns dat wesen sünd!

¹⁶ Vgl. Predigt'n un Red'n, S. 21.

¹⁷ Veer plattdeutsche Predigt'n hol'n in Flensborger Karken an Sünndag „Rogate“, Flensburg 1919; vgl. dazu Kröger: Plattdüütsch in de Kark, Bd. 2, 123–127. Über weitere Aktivitäten von Lensch für Niederdeutsch in der Kirche vgl. dort, passim.

¹⁸ Über F. Andersen, Mitbegründer des Bundes für Deutschkirche, vgl. z. B. Schleswig-Holsteinische Kirchengeschichte, Band 6/1, Neumünster 1998, passim. Demnach (S. 122) äußerte sich Andersen über seinen Amtsbruder Johannes Lensch wenig günstig: „ein sehr übler Mann, der nur den Mantel nach dem Winde hängt“.

¹⁹ Vgl. Gabriele Romig: Pastor Heinrich Kähler. Ein schleswig-holsteinischer Theologe im Spannungsfeld zwischen nationaler und kirchlicher Erneuerung während der Zeit des Ersten Weltkrieges, der Weimarer Republik und des Nationalsozialismus, Flensburg 1988.

²⁰ Vgl. Klauspeter Reumann: Der Kirchenkampf in Schleswig-Holstein. In: Kirche zwischen Selbstbehauptung und Fremdbestimmung, Neumünster 1998 (Schleswig-Holsteinische Kirchengeschichte, Band 6/1), S. 122, passim.

O Herr, nimm Du unse Sak in dien true Hänne un help uns! Un föhr Du unse Sak nah Dien Gerechtigkeit to en godes Enn!
 O Herr, unse Godd, help Du uns! Lat uns nich to schand'n ward'n! – Amen.“

Als Lesung wählte Lensch Jesaja 54, 4 und 7–10, als Predigttext die Parabel vom verlorenen Sohn, die auch Paulsen anführte. Zu Beginn seiner langen Ansprache betonte er nochmals mit höchster Emotionalität die Bedeutung der Heimat – das Größte und Herrlichste, das ein Mensch sein eigen nennt! – und die Tragweite der anstehenden Entscheidung:

„Hüt hannelt sick dat för uns üm dat gröttste un herrlichste, wat een Minsch sien eegen nennt: üm unse Heimat. Dat geht üm dat Land, wo wi borenen und optagen sünd, wo wi mit unse Kinnerhänn' in'n Sand speelt hebbt – üm dat Land, wo wi uns' Arbeid an dahn hebbt, wo uns' Brod wussen is un wo wi uns Rosen plückt hebbt för uns' irste junge Leew – üm dat Land, wo uns' Öllern in ehr stilles Graw slapen doht – üm dat Land, wat wi leew hebbt as uns' eegen Fleesch un Blod: ob dat schall dütsch bliewen oder dän'sch ward'n.“

Nicht das erste Mal strecke „de Dän“ seine Hand aus nach dem Land der Nordfriesen. „Jem weet all“, leitete er seinen kurzen historischen Rückblick ein und gab seinen Ausführungen damit den Anschein des allgemein Bekannten. Demnach hätten die Friesen immer gegen Dänemark gestanden. „Mann für Mann“ seien „uns' Vörfohr'n“ bereits 1426 eingetreten „für dütsche Sak un dütsche Sprak“. Damit verlegte er den im 19. Jahrhundert entstandenen deutsch-dänischen Gegensatz in eine Zeit, in der dieser noch gar keine Rolle gespielt hatte. Um die „deutsche Sache und deutsche Sprache“ ging es den Friesen keineswegs, als 1426 in der „Siebenhardenbeliebung“ ihr überliefertes Recht kodifiziert wurde.²¹ In mehreren Schlachten hätten die Friesen die Dänen das Laufen gelehrt, fuhr Lensch fort, und in Bredstedt 1844 hätten sie „geschworen“, immer festzuhalten an ihrem Wahlspruch „Lewwer duad üs Slaav!“ Lensch bediente sich dabei der inselfriesischen Fassung, die durch das Gedicht „Pidder Lüng“ von Detlev von Liliencron weithin bekannt geworden war, und nicht der eigentlich nach Niebüll-Deezbüll passenden Variante „Liiwer düüdj as sloow!“

Er sei nicht gekommen, so versicherte Lensch, „üm Stried to maken un Haß to predigen“. Keineswegs sei er gegen das dänische Volk, und es gebe auch tüchtige Leute in Dänemark, von denen man etwas lernen könne. Die Dänen hätten sich auch freundlich verhalten gegenüber armen deutschen Kin-

²¹ Vgl. Albert Panten: Die Nordfriesen im Mittelalter, Bräist/Bredstedt 2004, S. 47f.

dern und den armen deutschen Kriegsgefangenen. Doch dürften sie nicht verlangen, „dat wi dorför nu dän'sch stimmen un uns Heimat verkopen schüllt“.

Das Gleichnis vom verlorenen Sohn sah er als Ermahnung: „Hol fast an dien Heimat! Denk an den armen, verlorenen Söhn:

1. wo he so riek weer,
2. wo he so arm wörr dör sien eegen Schuld,
3. wo he mit bittre Tranen sien Heimat weddersöcht.“

Jeden der drei Abschnitte ließ er einmünden nicht etwa in ein christliches Wort, sondern in „den olen Freesenspruch“ – der gar nicht so alt ist, sondern in dieser Form erst in den 1840er Jahren entwickelt wurde –: „Lewwer duad üs Slaav!“

Im ersten Teil rühmte Lensch nochmals die Bedeutung der Heimat. „Sogor de Engelschmann, de doch en harte un eegensüchtige Natur is un de all de annern in de Welt de Heimat nehmen deit“, wisse sie zu schätzen.

Durch eigene Schuld, so fuhr er im zweiten Teil fort, gebe der Sohn im Gleichnis die Heimat auf, tausche sie gegen Geld und Freiheit ein. In der Fremde sei er dann in Sünde gefallen, und niemand kenne dort Erbarmen:

„O, leewe Frünn, so is dat noch ümmer wesen, wenn en Minsch in Sünd' fall'n deit. Dor is denn keen Erbarmen to finn'n. Denkt mal an Judas Ischariot, as den unsen Herrn Jesus för dörtig Sülwerstücke verköfft harr un em dat achternah leed wörr un he den Hannel wedder trüggahn laten wull! Ut-lachen deh'n se em: ,Wat geiht uns dat an! Dor seh man sülwst to!'

Ob uns dat wol anners gahn schull, wenn wi so'n grote Sünd' dohn wull'n un wull'n unse Heimat an de Dän' verkopen und eenfach fohr'n laten för Geld un Speck un Bodder! Is dor een twischen jem, de en beten vun de Welt un de Minschen kennen deit, de dat glöwt? Ick segg jem: dat geiht uns denn jüst so as Judas Ischariot: denn lachen se uns ut! ...

Un wo wi dat weeten doht, dor schull'n wi unse leewe, schöne Heimat op-gewen un friewillig dän'sch maken? Nee, mien leewen Frünn, dat wüllt wi nich! Wi wüllt fasthol'n an uns'n Kinnerglowen, un wi wüllt fasthol'n an uns' leewes, schönes Heimatland un wüllt den olen Freesenspruch wedder to Ehren bringen:

Lewwer duad üs Slaav!“

Der verlorene Sohn, so erklärte Lensch im dritten Teil seiner Predigt, konnte zurückkehren in seine Heimat. Doch diese Möglichkeit hat nicht, wer für Dänemark stimmt:

„Awers wenn ick doran denken doh, dat wi hier nu vandag' tosamenkam'n sünd to uns' grotes Heimatfest, denn kümmt mi noch wat anneres dorbi in'n Sinn: De verloren Söhn – so deep he ok sackt weer – he harr doch noch sien Heimat, un he kunn trügkam'n in sien Heimat; awers wenn wi nu friewillig dorför stimmen doht, dat wi dän'sch ward'n, denn macht wi uns' ole, schöne Heimat sülwst to schann un künnt nie un nümmer wedder ,to Hus' kam'n un uns an unse Heimat freu'n.“

Dass Nordfriesen für eine Entscheidung zugunsten Dänemarks andere Gründe haben könnten als Geld und Gewinnsucht, kam Lensch überhaupt nicht in den Sinn. Wer für Dänemark stimme, der verrate und verkaufe seine Heimat und begehe eine Sünde, die Gott beim Jüngsten Gericht benennen werde:

„Wo kannst du dat verantworten vör uns'n Herrgodd in'n Himmel an sien jüngstes Gericht, wenn he di fragen deit, worüm du dien Heimat verköfft hest! Kann man sien Moder verköpen? – un de Heimat is doch uns' Moder! Wo kannst du dat verantworten vör dien Kinner, de nah di kamen! Wat wist du segg'n, wenn se di achterher fragen: „Vader, worüm sünd de Freesen in'n Süden dütsch, un hier bi uns möt wie dän'sch wesen!“ Wist du denn antworten: „Ick hew uns' Heimat verköfft? Meenst du nich sülwst, dat du denn rot ward'n mußt vör dien eegen Kinner? Wo kannst du dat verantworten vör dien olen Oellern, de nu mit Ehren in ehr Graw slapen! Wenn de eenmal opstahn an'n jüngsten Dag un di fragen nah Hus un Heimat, wist du denn dorstahn un to se segg'n, dat du Heimat un Modersprak un de ole Freesenort verrad'n un verköfft hest för Geld?“

Sollte nun Dänemark das friesische Gebiet mit Gewalt an sich reißen – wofür es keinerlei Anzeichen gab –, dann sah Lensch nur eine Konsequenz: „Denn ward uns' Kinner nah uns opstahn un ward nich eh'r to Ruh kam'n, bet dat Freesenland mit Blod wedder friemakt is.“

Dieser Androhung von Gewalt und Rache fügte Lensch sofort hinzu: „Ick will hier keen Haß predigen“. Er wolle nur warnen! Und erneut griff Lensch in die Requisitenkammer friesischer Geschichtsmythen. Als der dänische König Abel gegen die Friesen gezogen sei, da habe ihn der Pellwormer Rademacher Wessel Hummer mit einer Axt erschlagen wie einen Ochsen.²² Nicht besser ergangen sei es Henning Pogwisch, dem „dänischen Amtmann von Tondern“. Hier griff Lensch auf die von dem Sylter Küster und Schriftsteller Christian Peter Hansen erdichtete Sage von dem Sylter „Freiheitshelden“ Pidder Lüng zurück, die Detlev von Liliencron in seinem gleichnamigen

²² Zu den tatsächlichen Vorgängen vgl. Albert Panten: König Abels Tod – Ende einer Legende In: Nordfriesisches Jahrbuch 16 (1980), S. 117–126.

gen Gedicht berühmt machte.²³ Als Pogwisch bei den Friesen Steuern einzutreiben wollte, da erstickte Pidder den Amtmann in heißem Kohl. „... un dorbi bölk he em den olen Freesenspruch in de Ohr'n: Lewwer duad üs Slaav!“ Dass es sich bei dieser heldenhaften Tat um einen Mord handelt, macht Lensch überhaupt nicht zu einem Problem, im Gegenteil, er stellt sie als vorbildlich dar! Der problematische Leitspruch scheint den Initiatoren ein Hauptinhalt des „Friesentags“ gewesen zu sein. Man setzte ihn und einen Pidder Lüng mit Schwurhand auf das farbig gestaltete Titelblatt der Broschüren mit dem Wortlaut der gehaltenen Ansprachen.

Zum „Höhepunkt“ seiner Predigt fasste Lensch seine Grundaussagen zusammen und ließ die Gemeinde einen Treueschwur ablegen auf die „alte deutsche friesische Heimat“:

„Un dörüm segg ick nu to'n drütten Mal:

Wi wüllt fasthol'n an unsen Kinnerglowen, un wi wüllt fasthol'n an uns' schönes Heimatland un wüllt unsen schönen Freesenspruch to Ehren bringen:
Lewwer duad üs Slaav!

Dat gew uns Godd!

Un nu, leewe Frünn, lat uns dat nich blots hören, lat uns ok dornah dohn!
Un so as uns' Vöröllern 1426 in de Nikolaikark to Föhr dat maken, so lat uns hüt hier Tügnis aflegg'n vör uns'n Herrgodd sien Altor un vör alle Welt. Un dor frag ick jem nu:

Schall dat wohr wesen: wüllt jem tru un fast stahn to uns' ole dütsche frees'sche Heimat?

Schall dat wohr wesen: ,Tjüscht wan we wese aueral?'

So staht nu all op un reckt de Hand op to uns'n Herrgodd för sien hillige Altor un antwort': Ja, wi wüllt!

(De ganze Gemeen steiht op as een Mann:)

Ja, wi wüllt!

Un denn uns' ole Freesenspruch: Lewwer duad üs Slaav!

(De ganze Gemeen röppt lut:)

Lewwer duad üs Slaav!“

Im Schlussgebet flehte er dreimal „Lat uns frie bliewen“ und schmückte jede Bitte mit einer der nordfriesischen Farben aus, damals noch in der Reihenfolge Blau-Rot-Gold.²⁴

²³ Vgl. z.B. Dieter Lohmeier: Nordfriesland in der Literatur. In: Thomas Steensen (Hrsg.): Das große Nordfriesland-Buch, Hamburg 2000, S. 256–267, hier S. 262f.

²⁴ Vgl. auch das entsprechende Gedicht des von Föhr stammenden Schriftstellers Ferdinand Zacchi zum „Friesenfreiheitstag“ in Niebüll-Deezbüll in: Predigt'n un Red'n, S. 29.

Ein dritter plattdeutscher Gottesdienst²⁵ wurde aufgrund des sich abzeichnenden Andrangs zum „Friesentag“ unter freiem Himmel auf dem Niebüller Schulhof gehalten. Die Predigt hielt, deutlich gemäßigter als Paulsen und Lensch, Arnold Haustedt (1888–1937), geboren in Krempe (Kreis Steinburg) und seit 1914 Pastor in Emmelsbüll in der Wiedingharde, später in Hennstedt/Dithmarschen und von 1934 bis zu seinem Tod in Elmshorn. Während der Weimarer Republik unterstützte er die rechts stehenden Kräfte und hielt im Oktober 1924 zum Beispiel einen „Feldgottesdienst“ für den „Stahlhelm“ in Niebüll.²⁶ Er beschäftigte sich recht intensiv mit der Kirchengeschichte Nordfrieslands und verfasste darüber einen Aufsatz für das 1929 erschienene Werk „Nordfriesland. Heimatbuch für die Kreise Husum und Südtondern“.

Auch Haustedt betonte zu Beginn, dass die Friesen nichts als „deutsche Schleswig-Holsteiner“ seien:

„As Freesen sünd wi hier hüt in Niebüll tohopen kam'n, un jedereen, de stolt dorop is, en Frees' to sien – mag he nu op't Festland oder op de Inseln, in de Masch oder op de Geest to Hus hör'n – alltomal sünd se kam'n, üm de Danske un de ganze Welt to wiesen, dat se tosamen hör'n un sien un bliewen wüll'n, as dütsche Sleswig-Holsteener.“

In seiner Predigt bezog sich Haustedt auf Hebräer 13, 9: „Dat is wat bannig Godes, dat dat Hart fast ward, un dat kümmt dör Gnade.“ Er schilderte die Notlage Deutschlands, die „dulle Tied, in de wi lewen“. Deutschland blute aus tausend Wunden. Alles, worauf man stolz gewesen sei – Macht, Reichtum, Ehre –, habe der „Gewaltfrieden“ genommen. Im Norden nun komme noch die Belastung durch die Abstimmung hinzu. Auch Haustedt konnte sich bei denen, die sich in Nordfriesland für Dänemark entscheiden wollten, nichts anderes als niedere Motive vorstellen:

„Wol giwt dat ok bi uns Lüd, de ehr Geld oder goodes Eten un Drinken öwer de Heimat stellt. Trurige Kerls sünd dat! Uns' freske Leed seggt vun se:

Wer die Heimat nicht liebt und die Heimat nicht ehrt,
ist ein Lump und des Glücks in der Heimat nicht wert.“

Damit zitierte Haustedt das „Friesenlied“ des „Marschendichters“ Hermann Allmers und fuhr fort: „.... en echte Frees' is sien dütsche Heimat fast an't Hart wuss'n.“

²⁵ Predigt'n un Red'n, S. 24–28.

²⁶ Vgl. Wilhelm Koops: Südtondern in der Zeit der Weimarer Republik (1918–1933). Ein Landkreis zwischen Obrigkeitstaat und Diktatur, Neumünster 1993, S. 161.

Im Weltkrieg habe Gott dem deutschen Volk beigestanden, solange es ihm treu war. Aber als es aufhörte zu beten, da habe er seine Hand von ihm abgezogen. In dieser schweren Zeit müsse man nun wieder auf Jesus blicken, der trotz aller Anfechtungen treu seinen Weg ging. Diesem Vorbild solle man folgen und treu bleiben der deutschen Heimat wie auch der Heimat im Himmel:

„Uns' Heiland schall uns en hilliges Vorbild sien, un wi wüll'n uns Möhg gewen, vun Harten so tru un fast to ward'n, as he dat weer. Tru wüllt wi bliewen uns' dütsche Heimat op Eern, tru awer ok uns' ewige Heimat in'n Himmel.“

Nach den Gottesdiensten formten sich die Menschen zu einem Umzug durch Niebüll und Deezbüll, der fast kein Ende nehmen wollte. Mitgeführt wurden allein 83 Fahnen von Ringreiter-, Krieger- und anderen Vereinen, außerdem zahlreiche Transparente mit deutschen und friesischen Aufschriften, in denen gegen eine Abtretung an Dänemark protestiert wurde. Die schleswig-holsteinischen Farben Blau-Weiß-Rot und auch noch die des vergangenen deutschen Kaiserreichs Schwarz-Weiß-Rot prägten das Bild; auch die nordfriesischen Farben dürften häufig zu sehen gewesen sein. Auf dem Sportplatz sang die Menge „Ich hab' mich ergeben“, sodann sprachen mehrere Redner von zwei Tribünen herab zu den Menschen. Das „stolze“, „zähe“, „freie Volk der Friesen“ wurde darin immer wieder als „Vorposten des Deutschtums“ und „echt deutsch“ bezeichnet, Dänemark hingegen als „alter Erbfeind“ und „Henkersknecht“. Gemeinsam sang man Lieder, Militärmärsche wurden gespielt. In einer „Entschließung“ wandten sich die „in Niebüll versammelten 10.000 Männer und Frauen aus allen Harden Nordfrieslands“ gegen „die Einverleibung altschleswigschen Bodens in das Königreich Dänemark“. Weiter hieß es:

„Sollte gar auch ein Teil unseres nordfriesischen Heimatlandes mit von der Abtretung betroffen werden, so würde unser kleiner durch Meeresarme und Wasserläufe geteilter Volksstamm noch weiter auseinander gerissen und unsere alte Sprache und unser kerniges Volkstum einem schnellen Untergange preisgegeben werden. Wir wehren uns deshalb Mann für Mann gegen die uns drohende Vergewaltigung.“

Zum Abschluss fanden sich die Teilnehmer in allen Sälen Niebülls und Deezbülls zu „Volksabenden“ mit weiteren Ansprachen, Liedern und Vorführungen ein. Neben dem Landrat des Kreises Tondern, Emilio Böhme, und mehreren Vertretern der deutschen Schleswig-Holstein-Bewegung ergriffen zwei weitere Pastoren das Wort.

Nis Hansen Nissen (1847–1930), geboren in Fahretoft – also im selben Dorf wie acht Jahre zuvor der Begründer der Breklumer Mission Christian Jensen – war 1875–1877 Hilfsprediger in Niebüll und 1877–1892 Pastor in Emmelsbüll gewesen und amtierte seit 1892 als erster Kompastor und Propst in Leck. Er war einer von ganz wenigen Pastoren in Nordfriesland, die Friesisch sprechen konnten – und es auch taten. Mehrfach hielt er später friesische Predigten, zum Beispiel bei einem Missionsgottesdienst in Lindholm 1923 und bei der Jahresversammlung des Nordfriesischen Vereins in Deezbüll 1928. „Seine schlichte Frömmigkeit und seine Heimatliebe gewannen ihm die Herzen“, hieß es im Nachruf des Nordfriesischen Vereins für Heimatkunde und Heimatliebe.²⁷ Beim „Friesentag“ in Niebüll-Deezbüll indes hielt Nissen keine friesische, auch keine plattdeutsche, sondern eine hochdeutsche Ansprache.²⁸ Es gelte festzuhalten an Deutschland, denn das Beste sei den Friesen immer gekommen „aus unserm deutschen Vaterlande“. Er nannte das Evangelium und die Reformation wie die Werke Goethes und Schillers. Auch Nordfriesen wie Uwe Jens Lornsen, Christian Jensen und Friedrich Paulsen hätten „das Licht vom Süden hergebracht und nicht vom Norden“. Eine Stimmabgabe für Dänemark setzte auch er mit Verrat gleich: „Wann hat je ein gutes Kind seine kranke Mutter verlassen? Ist es nicht gerade unsere Pflicht, nun gerade, wo Deutschland daniederliegt, unserm Vaterlande, mit dem wir groß und reich geworden sind, auf das wir so stolz waren und für das wir unter den größten Opfern gekämpft haben, die Treue zu halten? Können wir unser Vaterland jemals lassen? Wäre der nicht ein Verräter am Vaterlande, der jetzt untreu werden wollte, der für ein Linsengericht, für Fett und Butter und Speck sein Vaterland und seine Freiheit hingeben wollte? Das sei ferne von uns Friesen! Ich weiß mich mit Ihnen allen eins, deren Wahlspruch lautet: Lewwer duad üs Slaav! Das Höchste und Beste haben wir immer hergenommen aus dem großen Vaterlande, von den großen Geistern des deutschen Volkes. Ihnen wollen wir nachfolgen. Dann kann eine Zeitlang unser Vaterland daniederliegen, aber es wird wieder hochkommen, wie es schon oft aus Not und Drangsal hochgekommen ist. Darum wollen wir mit dem Aufblick zu Gott arbeiten und nicht verzagen, jeder an seiner Stelle und jeder nach seiner Kraft. Es kann nicht immer trübe bleiben. Darum wollen wir getrost sein und stolz bleiben auf unser ganzes teures deutsches Vaterland.“

Es lebe hoch!“

²⁷ Jahrbuch des Nordfriesischen Vereins 18 (1931), S. 183.

²⁸ Predigt'n un Red'n, S. 45–47; zumindest wurde der hochdeutsche Text in die Broschüre aufgenommen.

Martin Lensch (1869–1946), wie sein jüngerer Bruder Johannes geboren auf Pellworm, 1896–1910 Pastor in Neugalmsbüll und 1910–1934 in Elmshorn, hob in seiner Ansprache²⁹ hervor, dass die Friesen seit dem Mittelalter deutsch seien, „un 1848 sünd de Freesen de besten Dütschen wes'n“. Er prangerte die „Kriegsgewinnler“ an. Der Neid auf diese Menschen habe Deutschland letztlich den Krieg verlieren lassen, das Volk unzufrieden und gottlos gemacht. Zu den Kriegsgewinnlern gehöre auch Dänemark. Aber das Blatt werde sich wieder wenden. Deutschland brauche wieder einen starken Führer:

„Dütschland liggt nu ünner de Fööt vun sien Fiende. Wi hebbt keen'n Herzog, de uns föhren deit; dat is nu wedder ,de kaiserlose, de schreckliche Tied'. Awers, leeven Lüde: dörch Schaden ward en klook! So hett dat de olen Freesen gahn, un so ward uns dat ok wedder gahn. Wi möt mal wedder en Herzog hebb'n, de uns föhren deit: en Hindenborg, en Bismarck, en Blücher! De Welt dreift sick; nu möt wi dor hindörch. Awers:

Dütsch sünd wi, un dütsch wüllt wi bliewen!“

Die plattdeutschen Gottesdienste dieses „Friesenfreiheitstages“ wie auch die weiteren Reden von Pastoren müssen als Musterbeispiele für einen ins Religiöse übersteigerten deutschen Nationalismus, eine Vermischung von „Nation und Altar“³⁰ gewertet werden.³¹ Die Idee der deutschen Nation wurde hier neben Gott an die oberste Stelle gesetzt, obgleich diese „nach christlicher Lehre allein Gott beanspruchen kann“.³² In keiner Weise folgten die Pastoren in ihren Predigten den Grundsätzen der Nächsten- oder gar der Feindesliebe. Menschen in Nordfriesland, die sich für Dänemark entscheiden wollten, wurden ausschließlich niedere Beweggründe unterstellt: Sie verrieten Deutschland, verkauften ihre Heimat, begingen eine Todsünde, seien nicht besser als Judas Ischariot. An keiner Stelle riefen die Geistlichen zur Versöhnung oder auch nur zum Verständnis für Andersdenkende auf. Die Predigt von Johannes Lensch hatte wenig zu tun mit der Verkündigung von Gottes Wort, sondern muss als eine demagogische Rede eingestuft wer-

²⁹ Predigt'n un Red'n, S. 62–64.

³⁰ Karl-Wilhelm Dahm: Pfarrer und Politik. Soziale Position und politische Mentalität des deutschen evangelischen Pfarrerstandes zwischen 1918 und 1933, Köln/Opladen 1965, bes. S. 184 ff.

³¹ Vgl. Wolfgang Tilgner: Volk, Nation und Vaterland im protestantischen Denken zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus (ca. 1870–1933). In: Horst Zillessen (Hrsg.): Volk – Nation – Vaterland, Gütersloh 1970, S. 135–171; Gottfried Mehnert: Evangelische Kirche und Politik 1917–1919, Düsseldorf, 1959.

³² Karl-Wilhelm Dahm: Pfarrer und Politik, S. 191 f.

den. Sie als „Blasphemie“ zu bezeichnen,³³ erscheint keineswegs übertrieben.

Bedenken gegen diese Form von Gottesdienst wurden aus der evangelischen Kirche, soweit bekannt, damals nicht erhoben. In der Zeitschrift „Die Dorfkirche“ wird diesen „rein national gehaltenen Predigten“ im Gegenteil „religiöse Weihe“ zugesprochen; die „nahe liegende Gefahr einer Außerachtlassung der christlichen Grenze“ werde vermieden!³⁴ Die Predigten von Paulsen und Lensch erschienen sogar noch in weiteren Veröffentlichungen.³⁵ Kritik klang indes an in der in Hamburg erscheinenden niederdeutschen Zeitschrift „Quickborn“. In seiner Besprechung der plattdeutschen Predigten von Adalbert Paulsen und Johannes Lensch lobte Hermann Schlecker, der selbst plattdeutsche Predigten hielt, diese zunächst in den höchsten Tönen: „Et is en Genuß de to läsen; – nä, dat is to weinig seggt: de weerd jo bannig ant Hart griepen. Wat woll ik leewer, as dat düsse Prägten in alle plattdütschen Lanne Hus bi Hus lässt würrn.“³⁶ Doch dürfe in keiner Predigt vergessen werden, dass „Trost, Freeden un Kraft alleen bi usen Heilannte un ünner sin Krüz to finnen is“. In einer der beiden Predigten – Schlecker meinte die von Paulsen – sei der Name Jesus gar nicht zu finden.

Die Verwendung der niederdeutschen Sprache in den Gottesdiensten³⁷ auf diesem „Friesentag“ sollte die besondere Volksverbundenheit unterstreichen. Arnold Haustedt hatte in seiner Predigt gesagt: Was die Schleswig-Holsteiner zusammenhalte, sei die plattdeutsche Sprache. „De disse Spraak ehr ee-gen nenn'n, stahn fast un tru tosamen, as wenn se Broder un Swester weern.“³⁸ Man bediente sich im Abstimmungskampf in diesem Sinne mehrfach des Niederdeutschen.³⁹ Rückblickend hieß es 1938, gerade die plattdeutschen Gottesdienste hätten mitgeholfen, „die zweite Zone der Nord-

³³ Kröger, Plattdüütsch in de Kark, Bd. 2, S. 131; vgl. Dieter Andresen: „... ick will hier je keen Politik up de Kanzel bringen“. In: Kay Dohnke, Norbert Hopster und Jan Wirscher (Hrsg.): Niederdeutsch im Nationalsozialismus, Hildesheim/Zürich/New York 1994, S. 416–440, bes. S. 422–425.

³⁴ Botho Klaehre: Rezension zu Twee plattdeutsche Predigt'n. In: Die Dorfkirche 13 (1919/20), S. 86 f.; vgl. Kröger: Plattdüütsch in de Kark, Band 2, S. 128 f.

³⁵ Vgl. Kröger: Plattdüütsch in de Kark, Band 2, S. 129.

³⁶ Quickborn 13 (1919/1920), S. 89.

³⁷ Vgl. zur Verwendung der niederdeutschen Sprache in der Kirche allgemein die äußerst verdienstvolle Arbeit von Heinrich Kröger: Plattdüütsch in de Kark in drei Jahrhunderten. Band 1, Hannover 1996, Band 2, Hermannsburg 2001, Band 3, Hermannsburg 1998, Band 4, Hermannsburg 2006.

³⁸ Predigt'n un Red'n, S. 24.

³⁹ Vgl. z. B. die Flugschrift des von der Insel Föhr stammenden Schriftstellers Ferdinand Zacchi: Schöllt wi Plattdütschen nu dänisch stimmen?, Bordesholm 1919.

mark bei Deutschland zu erhalten“.⁴⁰ An dem Einsatz dieser Sprache wurde aber im Hinblick auf den „Friesentag“ Kritik geübt. Ein Leserbriefschreiber von der Insel Föhr bemängelte wenige Tage nach dem Ereignis, dass man ausgerechnet auf einem „Friesenfest“ niederdeutsche, nicht aber friesische Gottesdienste gehalten habe: „Dabei redet man von ‚friesischer‘ Kraft und ‚friesischer‘ Treue und merkt den Hohn gar nicht, der in diesen Worten liegt.“⁴¹ Die aus mehreren Dialekten bestehende nordfriesische Sprache verfügte jedoch über keinerlei Tradition als Kirchensprache; erst in den 1920er Jahren wurden erste friesische Gottesdienste gehalten.⁴²

Wie nun ist der von Pastoren in so krasser Form vertretene deutsche Nationalismus zu erklären? Seit der Reformation hatte eine enge Verbindung zwischen dem Landesherrn und der evangelischen Kirche bestanden. Im 19. Jahrhundert wurden nationale Gedanken vor allem vom Bildungsbürgertum aufgegriffen, nicht zuletzt von den Pastoren. Für viele von ihnen nahm die Nation in der Zeit des deutschen Kaiserreichs einen „Heiligencharakter“ an.⁴³ „Ein Volk, ein Reich, ein Gott“ war eine Parole der „National-protestantischen“. Den Ersten Weltkrieg sahen viele Pastoren als „nationalen Gottesdienst“. Beispiele für solche Kriegsbegeisterung finden sich auch bei Pastoren in Nordfriesland. Die „herrlichen Worte unseres Kaisers“, so notierte der Niebüller Pastor Ove Götsche zu Kriegsbeginn in der Kirchenchronik, fanden „in allen Herzen begeisterten Widerhall“.⁴⁴ Die ganze evangelisch-lutherische Kirche in der Provinz Schleswig-Holstein stellte sich während des Weltkriegs vorbehaltlos in den Dienst des Staates. Denn die Pastoren fühlten sich „nach traditionellem Selbstverständnis auf Kirche und Staat, Religion und Nation stets gleichermaßen verpflichtet“.⁴⁵ Der 1917 in Teilen der Bevölkerung laut werdende Ruf nach einer Beendigung des Krieges fand bei ihnen so gut wie kein Echo.

⁴⁰ Johannes Sommer zitiert in Kröger: Plattendüütsch in de Kark, Band 3, S. 162.

⁴¹ Führer Zeitung, 15. August 1919 („Nordfrieslands Ende“). – Zwei Reden auf dem „Friesentag“ waren in friesischer Sprache gehalten, diese wurden jedoch nicht in die Broschüre „Predigt'n un Red'n“ aufgenommen.

⁴² Vgl. Steensen: Die friesische Bewegung, S. 360.

⁴³ Vgl. hierzu und zum Folgenden z. B. Hans-Ulrich Wehler: Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Dritter Band, München 1995, S. 380–384, 1173–1181;

⁴⁴ Zitiert bei Koops: Südtondern in der Zeit der Weimarer Republik, S. 73.

⁴⁵ Vgl. Volker Jacob: Die Evangelisch-Lutherische Landeskirche Schleswig-Holstein in der Weimarer Republik. In: Kirche zwischen Selbstbehauptung und Fremdbestimmung, Neumünster 1998 (Schleswig-Holsteinische Kirchengeschichte, 6/1), S. 37–77, hier S. 38.

Die Kriegsniederlage und die Umwälzung 1918/1919 bedeutete einen „Kulturschock“ für die Kirche.⁴⁶ Das landesherrliche Kirchenregiment brach in sich zusammen. Viele Geistliche sahen es gerade nach der Niederlage Deutschlands als ihre vornehme Aufgabe an, das in ihren Augen gedemütigte deutsche Volk in seinem Nationalbewusstsein zu stärken, die „nationale Ehre“ wieder aufzurichten. Die „Krisenmentalität“⁴⁷ nach 1918 brachte nicht einen Rückgang, sondern im Gegenteil ein weiteres Anwachsen des deutschen Nationalismus. Man erstrebte eine „Wiedergeburt“ des deutschen Volkes aus den Kräften von Nation, Vaterland, Heimat. Patriotismus und Protestantismus sollten nun zusammenwirken, so meinten viele Pastoren, Christentum und Deutschtum eine neue Synthese eingehen.⁴⁸ Der neuen Weimarer Republik standen viele in der evangelisch-lutherischen Kirche äußerst skeptisch gegenüber. Zahlreiche Pastoren hielten es mit der rückwärts gewandten Deutschnationalen Volkspartei (DNVP). Es kursierte das Wort: „Die Kirche ist politisch neutral – aber sie wählt deutschnational.“⁴⁹ In Schleswig-Holstein ordnete sich der größte Teil der fast 500 lutherischen Geistlichen politisch rechts ein.⁵⁰ Ein „wüster Pastorennationalismus“ entfaltete sich.⁵¹ In Nordfriesland zeigte er sich in krasser Ausformung in den Gottesdiensten des „Friesentags“.

Kaum ein Pastor rief im zum Teil hitzig geführten Abstimmungskampf zu Mäßigung oder gar Versöhnung auf. Eine von ganz wenigen Ausnahmen bildete der aus Bremen stammende Johann Dankleff (1875–1945), der von 1913 bis 1925 als Pastor in Süderende⁵² auf der Insel Föhr wirkte. In der Zeitung „Führer Lokal-Anzeiger“ schrieb er Ende 1919:

„Was bisher geschah in den verflossenen Monaten, war getragen von Leidenschaftlichkeit, entehrte nur zu oft der Wahrheit, deutsche und dänische Verhältnisse wurden gefällig frisiert und dann vorgeführt, der Mund wurde übervoll genommen, wie es bei Anwerbungen geschieht, die Bahn ruhiger, sachlicher Erwägung wurde verlassen. Die Nervosität unserer Zeit,

⁴⁶ Vgl. Hans-Ulrich Wehler: Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Vierter Band, München 2003, S. 435ff.

⁴⁷ Karl-Wilhelm Dahm: Pfarrer und Politik, S. 11.

⁴⁸ Vgl. z. B. Klaus Scholder: Die Kirchen und das Dritte Reich. Bd. 1: Vorgeschichte und Zeit der Illusionen 1918–1934, Frankfurt/Main 1977; Karl Kupisch: Strömungen der Evangelischen Kirche in der Weimarer Republik. In: Archiv für Sozialgeschichte 11 (1971), S. 373–415.

⁴⁹ Wehler: Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Vierter Band, S. 437.

⁵⁰ Vgl. Jacob: Die Evangelisch-Lutherische Landeskirche, S. 70.

⁵¹ Wehler: Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Vierter Band., S. 438.

⁵² Vgl. Reinhard Arfsten: Chronik eines friesischen Dorfes. Süderende auf Föhr, Heide 1968, S. 60f.

veranlaßt durch das Elend Deutschlands, mag daran schuld sein, der Sache der Abstimmung hat das nicht gedient. Gewöhne man sich doch, im Deutschen und im Dänen die Menschen zu sehen, die den gleichen Menschheitsberuf haben, die einer dem anderen stammesverwandt sind und die nicht gegenseitig ihre Vernichtung wünschen.“⁵³

In der Kirchenchronik von Süderende bezeichnete Dankleff die Kämpfe in der Abstimmungszeit als „widerlich“. In den Werbeveranstaltungen – er spricht von „Stimmenfang“ – habe es „viel pöbelhaftes Benehmen auf beiden Seiten“ gegeben.⁵⁴

Dankleff gehörte auch zu den wenigen Pastoren, die rückhaltlos die neue Demokratie unterstützten. Als der Kaiser abdankte und ins Exil ging, nannte er ihn „Wilhelm der Ausreißer“.⁵⁵ Da sei Luther ein ganz anderer Mann gewesen: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders.“ In einem Brief an den Oberpräsidenten der Provinz Schleswig-Holstein schrieb er 1922 mit Blick auf einen Lehrer in seiner Gemeinde und den dortigen Amtsvorsteher, der die Deutschnationale Volkspartei auf Föhr mitbegründet hatte:

„Echt demokratische Gesinnung – ob bürgerlich oder sozialistisch orientiert lasse ich dahingestellt – fehlt bei Beamten meistens, so bei Amtsvorstehern, Lehrern usw., bei ihnenwohnt noch ausschließlich der Geist, der uns in Unglück brachte und auch weiterhin durch seine Kriegs- und Rachegegüste unser nationales Unglück bescheiden wird. Patriotismus heißt heute noch: Erinnerung an die ‚Herrlichkeit‘ vergangener Zeiten, Pflege des Redeschwungs mit monarchistischer Tendenz, reichlicher Alkoholgenuss zur Stimmungsmache u. Aufpeitschung der Gemüter, um das furchtbare ‚Heute‘ mit seinem gewaltigen sittlichen Ernst vergessen zu machen.“⁵⁶

Nach den Abstimmungen von 1920 wollte man sich in Regierung, Behörden, Verbänden mit dem neuen Grenzverlauf keineswegs abfinden. Eine Vielzahl von Vorkehrungen auf wirtschaftlichem, sozialem und kulturellem Ge-

⁵³ Führer Lokal-Anzeiger, 10. Dezember 1919; vgl. auch seinen Beitrag „Wohin steuern wir?“ in der Ausgabe vom 14. Dezember 1919. Vgl. Thomas Steensen: Die Insel Föhr in der Abstimmungszeit. In: Nordfriesisches Jahrbuch 20 (1984), S. 111–142.

⁵⁴ Kirchenchronik St. Laurentii, Föhr, S. 319. – Kurz hingewiesen sei auch auf den von der Insel Föhr stammenden Pastor Hinrich Cornelius Ketels (1855–1940), damals in Kiel-Hassee tätig. Als eine Gruppe von Föhrern aufgrund einer Fahrt nach Dänemark im Sommer 1919 in der „Führer Zeitung“ scharf angegriffen wurde, verteidigte er sie in einem Leserbrief. Das Kirchenamt soll ihn daraufhin zum Widerruf aufgefordert haben, was Ketels verweigerte; vgl. Joachim Hinrichsen: Ein Führer blickt zurück, Bräist/Bredstedt und Insel Amrum 1988, S. 107–109.

⁵⁵ Joachim Hinrichsen: Ein Führer blickt zurück, Bräist/Bredstedt und Insel Amrum 1988, S. 112.

⁵⁶ Landesarchiv Schleswig-Holstein, Abt. 301, Nr. 4501, Brief vom 26. Juli 1922; vgl. Koops: Südtondern in der Zeit der Weimarer Republik, S. 90.

biet – „Deutschumsarbeit“ genannt – sollte in den 1920er Jahren die deutsche Position an der Grenze stärken.⁵⁷ Das Klima war besonders in den ersten Jahren nach der Abstimmung geprägt von nationaler Unduldsamkeit und nationalistischer Verhetzung. Bedenkenlos wurden die Menschen aufgrund ihrer nationalpolitischen Stellungnahme in „gute“ und „schlechte“ eingeteilt. Die Nation wurde häufig als höchster Wert schlechthin dargestellt. In den Schulen lernten viele Kinder, dass neben dem „blanken Hans“ die Dänen „uralte Feinde“ der Friesen seien. Wer prodänische Sympathien zu erkennen gab, musste sich als „Landesverräter“ beschimpfen lassen. Gegen diese Auswüchse des deutschen Nationalismus nahm aber kaum ein Pastor in Nordfriesland Stellung. Auch wenn dies bislang nicht detailliert untersucht wurde, wird man davon ausgehen müssen, dass eher das Gegenteil der Fall war. Wer in einer Atmosphäre nationalpolitischer Gesinnungs-schnüffelei, an der sich auch die Behörden maßgeblich beteiligten, zur Versöhnung aufrief, wurde verdächtigt, „Handlanger der Dänen“ zu sein.

So erging es nun Johann Dankleff, Pastor in Süderende auf Föhr, der „Gerechtigkeit gegen Andersdenkende“ angemahnt hatte. Die Regierung in Schleswig verdächtigte ihn 1923 nationaler Unzuverlässigkeit.⁵⁸ In einem beschlagnahmten Verzeichnis habe man Dankleffs Frau als „offizielle Vertrauensperson der Dänen“ aufgeführt gefunden. Hier handele es sich zweifellos „um eine gegen den Bestand des Deutschen Reichs gerichtete Tätigkeit“, hielt der zuständige Beamte fest, und die Ehefrau besitze sicherlich die Zustimmung ihres Mannes. Dankleff bezeichnete die Beschuldigungen „vom Anfang bis zum Ende in verleumderischer Weise erfunden“: „Meine Frau ist Stuttgarterin und hat gar keine Sympathien für Dänemark.“ Der zur Stellungnahme aufgeforderte Gemeindevorsteher von Boldixum auf Föhr schrieb dem Oberpräsidenten über Dankleff:

„Während der Kriegsjahre und der Abstimmungszeit war er als Däne verschrien, weil er allem Hurrapatriotismus feind war. Ich halte diesen Vorwurf nicht für berechtigt, sehe vielmehr in seinem Verhalten den Ausfluß einer stark pacifistisch[en] Persönlichkeit, die von einem streng aufgefaßten Christentum zu dieser pacifistischen Stellungnahme gelangt ist. Eine energische Betonung des Deutschen Standpunktes seitens des Pastors Dankleff wäre in der Abstimmungszeit sicherlich sehr erwünscht gewesen. Aber hieran wurde er vielleicht gehindert durch offensichtliche Missstände, die er

⁵⁷ Vgl. Thomas Steensen: Die friesische Bewegung, S. 150–161.

⁵⁸ Landesarchiv Schleswig-Holstein, Abt. 309, Nr. 35265, Schriftwechsel vom 20. März bis 27. Mai 1923.

diesseits der Grenze sah, die er aber jenseits der Grenze nicht vorfand: Ich denke an das Übermaß im Alkoholgenuss, über den er nicht mit Unrecht häufig zu klagen hatte.“⁵⁹

Dankleff befand sich in seiner Gemeinde auch aufgrund von Auseinandersetzungen mit einem Lehrer und dem Amtsvorsteher in einer schwierigen Situation. Eheliche Probleme und vielleicht auch Verfehlungen des Pastors kamen hinzu. 1925 wurde er seines Amtes enthoben. Fortan war er in Frankfurt am Main im christlich-sozialen Volksdienst tätig. In der Zeit des Nationalsozialismus wurde er als Gegner des Regimes mehrfach inhaftiert und verstarb im Strafgefängnis Frankfurt-Preungesheim am 9. Februar 1945.⁶⁰ Die Haltung von Geistlichen zur deutschen Nation und zur Grenzfrage sei schließlich dargestellt am Beispiel des Pastors Rudolf Muuß⁶¹ (1892–1972), der in Flensburg aufwuchs, aber familiär mit Nordfriesland verbunden war. Auch er war stark geprägt vom Abstimmungskampf, an dem er sich als Journalist und Redner in Flensburg aktiv betätigt hatte. Nach der Abstimmung wirkte er als Pastor in Tating/Eiderstedt und seit 1930 in Stedesand.

Für Rudolf Muuß war die neue Grenze eine „Gewaltgrenze“. Er warf Dänemark vor, dass es sich nicht mit der deutschen Regierung über die Grenzfrage verständigt, sondern sich „unsren Todfeinden auf Gedeih und Verderb“ angeschlossen habe. Aus historischer Sicht erscheine es jedoch sehr verständlich, dass Kopenhagen in der Zeit unmittelbar nach dem von Deutschland verlorenen Weltkrieg die Schleswig-Frage zum Bestandteil der internationalen Friedensverhandlungen mache.⁶³ Denn eine solche Einbindung der neuen Grenzordnung wurde als sicherer angesehen als ein bilateraler Vertrag allein mit Deutschland. Durch die Blockabstimmung in der ersten Zone habe Dänemark eine Versöhnung mit Deutschland zusätzlich unmöglich gemacht. So sah Muuß die Zeichen auf Kampf gestellt: „Schleswig-Holstein muß wachen, denn an seiner Nordgrenze kämpfen die Posten den schweren Kulturkampf. Volk gegen Volk. Kultur gegen Kultur.“ Es herrsche „bewaffneter Waffenstillstand“. Trotzdem äußerte Muuß die Hoffnung,

⁵⁹ Landesarchiv Schleswig-Holstein, Abt. 301, Nr. 4501, Brief vom 3. Mai 1923.

⁶⁰ Vgl. Heinrich Koops: Die Kirchengeschichte der Insel Föhr, Husum 1987, S. 75; Hinrichsen: Ein Führer blickt zurück, S. 113.

⁶¹ Zu Muuß vgl. Thomas Steensen: Rudolf Muuß. Heimatpolitiker in Nordfriesland und Schleswig-Holstein, Husum 1997; Biographisches Lexikon für Schleswig-Holstein und Lübeck, Band 11, Neumünster 2000, S. 289–294; Band 12, S. 428.

⁶² Rudolf Muuß: Verständigung oder Versöhnung. In: Der Schleswig-Holsteiner 2 (1921), Februar-Ausgabe, S. 34f.; danach auch das Folgende.

⁶³ Vgl. z. B. Erich Hoffmann: Die Abstimmung 1920 – und wo stehen wir heute? In: Grenzfriedenshefte 2/1980, S. 63–77, bes. S. 69f.

dass das alte Herzogtum Schleswig eines Tages als eine „Völkerbrücke“⁶⁴ zwischen Deutsch und Dänisch dienen könne. Nur wenige entwickelten damals in der Zeit des harten, leidenschaftlich geführten Grenzkampfs solche zukunftsweisenden Gedanken.

Nicht nur ausgeprägt nationale Gedanken finden sich bei Muuß. Stark geprägt war er auch von der Zivilisationskritik und dem „Kulturpessimismus“ jener Jahre. Immer wieder prangerte er – als junger Mann geprägt vom „Wandervogel“, der ein Streben nach Naturverbundenheit und Gemeinschaft mit Kritik an der bürgerlichen Welt verband – die „nivellierenden Kräfte der städtischen Zivilisation“⁶⁵ an. Die „zersetzende Zivilisation und der überspannte Individualismus“ wirkten nach seiner Auffassung in gleicher Weise lebensfeindlich.⁶⁶ Die Stadt hielt er für „entgottet und gottlos..., weil Maschine und mechanisch“.⁶⁷ Als hier herrschende schädliche Erscheinungen nannte er zum Beispiel: „Geldsinn“, „Tanz um das goldene Kalb“, „Unrast“, „oberflächliche Vergnügungen“, „hemmungsloses Ausleben in sexueller Beziehung“, „entseelte Arbeit“. Der Mensch habe die Kultur verlassen und sich der Zivilisation zugewandt, „er verließ die Gemeinschaft und wurde rücksichtslos Egoist“.⁶⁸ Das „Dienen“, „Opfern“ und „Unterordnen unter die großen Bindungen“ sei verloren gegangen. Als „Quellen der Kraft des Volkes wie des Staates“ vertraute er demgegenüber auf „Dorf, Bauerntum und Heimatscholle“.⁶⁹ Neues müsse wachsen aus „den natürlichen Wurzeln des Lebens, aus der gottgeschaffenen und gottgegebenen Scholle, durch die der Pflug schneidet“.⁷⁰

Diese Gedanken, in denen sich „Agrarromantik und Großstadtfeindschaft“⁷¹ zeigten, übertrug Muuß auch auf den religiösen Bereich. So hielt er eine „Synthese zwischen unserm germanischen Blut und der Religion Jesu“ für

⁶⁴ Muuß: Verständigung oder Versöhnung, S. 34f.

⁶⁵ Rudolf Muuß: Nordfriesische Stammesart. In: Conrad Borchling und Rudolf Muuß (Hrsg.): Die Friesen, Breslau 1931, S. 128–149, hier S. 128.

⁶⁶ Rudolf Muuß: Familie und Ehe. In: Rudolf Muuß und Georg Ove Tönnies (Hrsg.): Das junge Schleswig-Holstein, Neumünster 1926, S. 61–77, hier S. 65.

⁶⁷ Rudolf Muuß: Volkstum, Religion und Kirche. In: Muuß/Tönnies: Das junge Schleswig-Holstein, S. 119–133, hier S. 131, 120 f.

⁶⁸ So Rudolf Muuß im Mai 1932 als Referent bei einem „Gästeabend“ des Jungdeutschen Ordens in Leck; vgl. Nordfriesische Rundschau, 30. Mai 1932, und Lecker Anzeiger, 28. Mai 1932.

⁶⁹ Rudolf Muuß: Erhaltung und Wiederbelebung der nordfriesischen Volkstrachten. In: Jahrbuch des Nordfriesischen Vereins 15 (1928), S. 133–141, hier S. 134.

⁷⁰ Muuß: Volkstum, Religion und Kirche, S. 131.

⁷¹ So der Titel der grundlegenden Untersuchung von Klaus Bergmann, Meisenheim am Glan 1970. Vgl. zu solchen Bestrebungen in Schleswig-Holstein z. B. Jacob: Die Evangelisch-Lutherische Landeskirche, S. 68.

nötig, sprach sich zwar gegen Vorstellungen von einem „deutschen Heiland“, aber für eine „deutschgefühlte christliche Religion“ aus.⁷² Seine Hochschätzung des ländlichen Lebens im Gegensatz zu den Zersetzung der Großstadt floss auch in seine Gottesdienste ein. Friedrich Petersen (1856–1930), Generalsuperintendent für Schleswig, hielt über eine seiner Predigten in einem Visitationsbericht fest: „...nachdem er den Text ganz kurz gestreift, kam er mit einem mir völlig unverständlichen Sprung auf die Bauernkultur, von der er einen Aufstieg für unser Volksleben erhoffte im Gegensatz zu der Großstadtkultur, die versagt habe. Mich bemächtigte sich während des Anhörens dieser ‚Predigt‘ ein starkes Gefühl des Unbehagens und der Unzufriedenheit.“⁷³

Nach eigener Einschätzung wusste sich Rudolf Muuß „fern von völkischer Überspanntheit“.⁷⁴ Und dennoch konnte er Folgendes niederschreiben und veröffentlichen:

„...Reinhaltung der Rasse ist eine biologische Selbstverständlichkeit. Es stünde in manchem besser um unser Volk, wenn alle auf die Stimme des Blutes gehört hätten. Da wir in unserer Heimat von fremder Rassenbeimischung verhältnismäßig frei sind, im Gegensatz zu manchen anderen Gebieten Deutschlands, so ist es umso wichtiger, daß dieser Zustand aufrecht erhalten bleibt. Die Anerkennung dieses Grundgedankens schließt durchaus keinen blinden Antisemitismus oder dergl. in sich, sondern stellt nur eine einfache Tatsache fest. Rassenmischungen sind immer zum Schaden gewesen.“⁷⁵

Ganz in diesem Sinne bekundete Rudolf Muuß an anderer Stelle sein Vertrauen auf die „Macht des Blutes“.⁷⁶

Solche Gedanken vertrat ein Mann, der immerhin den liberalen Parteien zuneigte, die Weimarer Republik also grundsätzlich bejahte – und sich damit erheblich von der Mehrzahl seiner Berufskollegen unterschied. Aber selbst er stand einem Gedankengut nahe, dessen Gefahren heute deutlich zu er-

⁷² Muuß: Volkstum, Religion und Kirche, S. 125.

⁷³ Nordelbisches Kirchenamt, Kiel, Personalakte Muuß, Visitationsbericht vom 5. August 1924.

⁷⁴ Rudolf Muuß: Hans Friedrich Bluncks religiöse Stellung. In: Die Christliche Welt 43 (1929), S. 911–914.

⁷⁵ Muuß: Familie und Ehe, S. 76f.

⁷⁶ Rudolf Muuß: Friesische Stammesart. In: Volk und Rasse 5 (1930), S. 80–95, hier S. 82.

kennen sind und das uns unerträglich erscheint. Keineswegs war Muuß ein Rassenfanatiker. So setzte er sich gelegentlich von primitivem Rassismus ab, etwa von dem NS-Rassenideologen Hans F. K. Günther.⁷⁷ Und dennoch wird an ihm beispielhaft deutlich, wie weit die gefährliche Volkstumsideologie selbst in das liberale Bürgertum hineinreichte.

Der deutsche Nationalismus und Elemente „völkischen Denkens“ gehörten weithin zur geistigen Grundausstattung vieler Pastoren in Nordfriesland und Schleswig-Holstein. Die Schwärmerei für „Volksgemeinschaft“, „Heimat-scholle“, „Blut und Boden“ verhinderte es weitgehend, die vom Nationalsozialismus ausgehende Gefahr wahrzunehmen, und trug zu dessen Aufkommen bei.⁷⁸ Viele Pastoren in Nordfriesland feierten sodann begeistert das „Dritte Reich“.⁷⁹ Der stark ausgeprägte Nationalismus im Abstimmungskampf 1919/1920 gab einen Vorgeschmack. Doch führte der Weg nicht zwangsläufig und geradlinig in den Nationalsozialismus. Rudolf Muuß etwa wandte sich nach anfänglicher Begeisterung von ihm ab.⁸⁰ Alwin Lensch – Bruder der beiden Pastoren, die beim „Friesentag“ 1919 auftraten, und wichtigster Organisator dieser Veranstaltung – wurde seines Amtes als Schullektor in Niebüll enthoben und mehrfach inhaftiert.⁸¹

⁷⁷ Vgl. z. B. seine Buchbesprechungen in Jahrbuch des Nordfriesischen Vereins 16 (1929), S. 165, und 20 (1933), S. 153f.

⁷⁸ Vgl. Rudolf Rietzler: „Kampf in der Nordmark“. Das Aufkommen des Nationalsozialismus in Schleswig-Holstein (1919–1928), Neumünster 1982, S. 320f.

⁷⁹ Vgl. Steensen: Geschichte Nordfrieslands von 1918 bis in die Gegenwart, S. 74–76.

⁸⁰ Vgl. Steensen: Rudolf Muuß. Heimatpolitiker in Nordfriesland und Schleswig-Holstein, S. 62–70.

⁸¹ Vgl. Lothar Lamb: Große Namen unserer Stadt. In: Südtiroler aktuell, Juni/Juli 1983.

DAS DEUTSCH-DÄNISCHE KONFLIKTVERHÄLTNIS
IN DER BREKLUMER MISSION UND DESSEN URSAECHEN

GÜNTHER WEITLING

~~FROM UNGETRÜBTER ZUSAMMENARBEIT ZUM INNERKIRCHLICHEN KONFLIKT –
DIE ROLLE VILHELM BECKS~~

Von vornherein schien ein Konfliktverhältnis zwischen Breklum und der reichsdänischen Indre Mission unter der souveränen Leitung Pastor Vilhelm Becks, Ørslev auf Seeland nicht wahrscheinlich.¹ Beck hatte unter anderem bei der Gründung der nordschleswigschen Indre Mission 1886 durch seine Anwesenheit und Predigt in Apenrade „Pate gestanden“. Er bewahrte zeitlebens großen Einfluss auf die Erweckten Nordschleswigs, deren Anhängerschaft zu 85 % der dänischen Mehrheitsbevölkerung angehörten. Beck hatte in Apenrade die „gläubigen Nordschleswiger“ dazu aufgefordert sich von der Politik, wozu auch die Nationalpolitik zu rechnen sei, zu distanzieren. Die nationale Frage sei als zur „Welt“ gehörig von den Erweckten abzulehnen.

In den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts kam Beck jedoch unter dem Einfluss der allgemeinen politischen Entwicklung zu dem Resultat, dass die deutsch-dänischen Probleme des Grenzlandes nicht als „Politik“ einzuordnen seien. Man könne diese Angelegenheit nicht beiseiteschieben, ohne dadurch zugleich das christliche Glaubensleben zu gefährden. Durch die neue Position verunsicherte er die Nordschleswiger, die ihren Verein als eine „Pflanze aus Dänemark“ verstanden wissen wollten, zutiefst. Es konnte somit nicht ausbleiben, dass die neuen Aussagen Becks den weiteren Verlauf der Geschichte der Indre Mission in Nordschleswig einschließlich des bisherigen vertrauensvollen Verhältnisses zu Breklum in entscheidender Weise beeinflussen würden, zumal sich die nationalpolitischen Verhältnisse um die Jahrhundertwende noch problematischer als vorher gestalteten. Becks neue Position ist letztendlich als ein Faktor zu werten, der den Bruch der

¹ Als „Indre Mission“ im Gegensatz zur „Äußeren Mission“ werden die Erweckungsbewegungen in Dänemark und Nordschleswig bezeichnet. Als Abgrenzung zur deutschen diakonischen Inneren Mission wird die Bezeichnung „Indre Mission“ beibehalten.

Erweckungsbewegung in einen „deutschen“ und „dänischen“ Zweig herbeiführte.²

In Nordschleswig verfolgte man sehr aufmerksam die Regungen im reichsdänischen Verein. Vilhelm Beck war der verehrte „geistliche Vater“. Sein neuer Kurs trug somit schnell dazu bei, dass die nationalpolitischen Auseinandersetzungen in die nordschleswigsche Indre Mission eindrangen und entscheidende Änderungen in bezug auf die Unterstützung der äußeren Missionsarbeit Breklums zur Folge hatten.

Die Erweckten, die sowohl in Dänemark als auch in Nordschleswig die Hauptförderer der „Heidenmission“ waren, hatten bislang in Christian Jensen und dessen aus Nordschleswig stammende Nachfolger Bahnsen und Bracker Partner gefunden, die ihnen theologisch und menschlich zusagten. Der Friese Jensen ist nicht in das einfache Schema einer seit Ende des 19. Jahrhunderts intensiver werdenden Polarisierung von Deutsch und Dänisch einzuordnen. Die nationale Frage stand sowohl bei ihm als auch bei den Erweckten Nordschleswigs nicht an erster Stelle. Es besteht zwar kein Zweifel daran, dass Christian Jensen deutscher und schleswig-holsteinischer Ge- sinnung war. Er hat die nationale Frage jedoch genauso wie die Erweckten Nordschleswigs am Anspruch des Evangeliums gemessen.

Es entwickelte sich deshalb insbesondere nach Breklums Bemühen um ein dänisches Schrifttum eine sehr enge und für Breklum wie ebenfalls für die Indre Mission unentbehrliche Verbindung, die durch große finanzielle Zuwendungen, die Gewinnung von Missionaren und Heimatarbeiter, sowie durch eine rege Teilnahme der Erweckten Nordschleswigs an den Missionsfesten Breklums zum Ausdruck kam.

Besonders bemerkenswert dürfte die Zusammenarbeit sein, die auf literarischem Gebiet zwischen Chr. Jensen und Vilh. Beck zustande kam. Als Beispiel von mehreren sei die Herausgabe von Christian Jensens „Neue Hauspostille“ 1890 in dänischer Sprache genannt. Das Buch wurde in bemerkenswerten 40.000 Exemplaren verkauft und enthielt im Vorwort eine herzliche Empfehlung Vilhelm Becks. Dieser war bereits in der deutschen Ausgabe des Buches aus dem Jahr 1888 mit neun Beiträgen vertreten. 1894 erschien dann Jensens Predigtsammlung „Tägliche Andachten oder tägliches Manna, revidiert und vermehrt unter Mitwirkung der Herren Pastoren Bahnsen-Bülderup, Schnackenberg-Bremerhaven, Beck-Örslev, herausgegeben

² Vgl. Insbesondere Weitling 1971 u. 1986. Meine Erforschung der IM in Nordschleswig einschließlich der Beziehung zu Breklum ist u.a. in folgenden Beiträgen enthalten: Weitling 1971, 1977, 1986 (1), 1986 (2), 1989 (2), 1992, 1998 (1), 2000 (1), 2000 (2), 2001, 2005 (1), 2005 (2), 2005 (3), 2005 (4), 2005 (5).

von Pastor Christian Jensen, Doctor of Divinity. Breklum. Druck- und Verlag der Missionsverlags-Buchhandlung Jensen und Hinrichsen 1894.

Von Vilhelm Beck erschienen auch Werke in deutscher Sprache. Zu nennen ist vor allem die deutsche Ausgabe einer Postille mit dem deutschen Titel: „Aus der Quelle des Lebens“. Sie erschien in der Übersetzung Pastor Simonsens in Bülderup in einem Leipziger Verlag und erregte einige Aufsicht in deutschen kirchlichen Kreisen. Der „Kirchliche Anzeiger“ in Württemberg schrieb u.a.: „Becks Predigten sind eine hervorragende Erscheinung in der Predigtliteratur.“ Eine noch größere Empfehlung erhielt das Buch im „Monatlichen Literaturblatt“. Es schrieb: „Uns haben, wir betonen es noch einmal, diese trefflichen Zeugnisse von dem Heiland der Sünder sehr gefallen, und wer ein Predigtbuch sucht, dem raten wir: Nimm Becks „Aus der Quelle des Lebens“; Du wirst es nicht bereuen“.³

Letztendlich waren deutsche Veröffentlichungen Becks keine Selbstverständlichkeit. Normalerweise fiel es ihm schwer mit erweckten Kreisen im Ausland zusammenzuarbeiten. Obwohl diese das gleiche Glaubenskenntnis und die gleiche Taufe hatten – die beiden Faktoren wodurch Beck die Einheit der Kirche gewährleistet sah – hinderten die nationalen Verhältnisse ihn an einer Zusammenarbeit mit norwegischen, schwedischen und insbesondere deutschen Lutheranern. Eine Ambivalenz in Becks Verhalten zu Deutschland und den Deutschen ist seit seinen jungen Jahren offenkundig. Sowohl sein Sohn Axel Beck als auch die jüngsten Biographien u.a. diejenige des Kirchenhistorikers Kurt E. Larsen heben Becks Antipathie gegen alles Deutsche besonders hervor.

Vilhelm Beck war ein Kind des 19. Jahrhunderts und dementsprechend sehr national eingestellt. Die beiden schleswigschen Kriege erlebte er indirekt. 1849 beteiligte er sich als Helfer bei den Festlichkeiten anlässlich der von Idstedt zurückkehrenden siegreichen dänischen Truppen. 1864 wirkte er als aktiver Betreuer der einberufenen Mannschaften und war durch die Soldatenmission der Indre Mission um die seelsorgerliche Betreuung der Soldaten bemüht. Diese Tätigkeit fand großen Anklang und trug maßgeblich zur schnellen Verbreitung der Indre Mission in Dänemark bei.

Es mutet deshalb grotesk an, dass Becks ausgesprochen nationale Gesinnung von der grundtvigianischen Autorin Pauline Worm und dem von ihren Äußerungen angeregten bekannten Politiker, Verfasser und Redakteur der Zeitung „Fædrelandet“, Carl Ploug, angezweifelt wurde. Beck wurde vorgeworfen, die Sache der Deutschen zu betreiben, indem er die Kolportageure und Sendboten der Indre Mission Bücher deutscher Verfasser vertreite-

³ Axel Beck 1921, II, S. 154.

ben ließ und den Verlust Nordschleswigs 1864 als Strafe Gottes für den Unglauben der Dänen bezeichnete. Kurt E. Larsen nennt Pauline Worms Angriff auf Beck gänzlich „unangemessen“. Eher hätte Beck dafür angeklagt werden können, „dass seine dänische Einstellung die Oberhand über seine Theologie gewann“.⁴

Für Beck waren Politik und Vaterlandsliebe zwei verschiedene Dinge geworden. Seine Antipathie gegen das Deutsche trat in den Jahren um die Jahrhundertwende offen zutage. Es war der Zeitpunkt, als die Köllepolitik die dänische Bevölkerung sowohl in Schleswig als auch im Königreich sich gegen jegliche deutsche Beeinflussung auflehnen ließ. Beck war nicht der Auffassung, dass ein gläubiger Christ sein Vaterland gering schätzen dürfe. So kam er denn in der Mitte der 1890er Jahre zu dem Schluss, dass „wahrhaft, dänisches Gefühl, Liebe zu unserem Land und unserem Volk nicht Politik ist, aber etwas viel größeres und tieferes als Politik.“⁵

Kurt E. Larsen fasst Becks Verhältnis zu den Deutschen um die Jahrhundertwende wie folgt zusammen: „Becks ausgesprochen nationale Einstellung war wegen der Erfahrungen aus den schleswigschen Kriegen auf einem antideutschen Hintergrund entstanden. In den 1890er Jahren nahm sie in seinen schweren Angriffen auf Deutschland und alles Deutsche fast groteske Züge an. Von seiner hochverehrten auf dem Gut Drage bei Itzehoe geborenen Ehefrau Nina Charlotte v. Staffeldt sagte er, dass sie die einzige Deutsche sei, die er möchte. Später bezog er jedoch auch Luther in seinen Freundeskreis ein, suchte in Bremen den bekannten Prediger Otto Funcke auf, hielt 1886 in Neumünster einen viel beachteten Vortrag im Rahmen des Gemeinschaftsvereins und verhandelte mit dessen Leiter Baron Jasper von Oertzen über die Aufnahme einer erwecklichen Arbeit durch Sendboten in Nordschleswig. Becks Urteil über von Oertzen war durchaus positiv.⁶

Zur wachsenden Germanisierungspolitik in Nordschleswig sagte er später ein „Pfui Teufel!“, welches im Herbst 1900 für erhebliche Unruhe sorgte. Er verteidigte sich damit, dass er auf diese Weise zum Ausdruck bringen wollte, dass er dem entsagte, was vom Wesen des Teufels sei. Er sprach vom „Despeschenfälscher und Massenmörder Bismarck“ und behauptete von den Deutschen im Allgemeinen, dass sie derart von „Gefühlsduselei, verbunden mit großsprecherischem Schwulst und Geschwätz“ geprägt seien, „dass dies für uns Dänen ganz und gar abscheulich sei.“ Die Nordschleswigfrage war das entscheidende Problem. Dänemark hatte Beck zufolge Nordschleswig

⁴ Kurt E. Larsen 2001, S. 241ff.

⁵ Die Problematik und Becks „kopernikanische Drehung“ wird im Teil IV bei Weitling 1971 erörtert. Vgl. auch Indre Missions Tidende 1895, S. 149ff.

⁶ Weitling 1971, S. 72f u. Axel Beck 1921, I, S.97 u. II, S. 183.

als Strafe Gottes für Unglaube, Sünde und Selbstgerechtigkeit verloren. Die Nordschleswigfrage und Becks generelle Aversionen gegen „unsere merkwürdigen Nachbarn“, deren Nationalcharakter Übermut sei, hatten zur Folge, dass im Allgemeinen keine Basis für eine Zusammenarbeit gen Süden bestand...“

Becks antideutsche Haltung hinterließ in den Kreisen der Erweckten sowohl nördlich wie südlich der Königsgrenze großen Eindruck, zumal sie zu einem Zeitpunkt in der genannten Schärfe veröffentlicht wurde, als die politischen Wellen in Nordschleswig besonders heftig auf einander prallten. Es lässt sich an mehreren Beispielen nachweisen, dass der antideutsche Kurs Becks und der reichsdänischen Indre Mission sich negativ auf die Unterstützung der Breklumer Mission durch die dänische Mehrheitsbevölkerung Nordschleswigs auswirkte.

1895 wurde bemängelt, dass die Spenden, die der Indre Mission für die äußere Mission anvertraut wurden zumeist Breklum und anderen deutschen Gesellschaften zugute kamen.⁷ Aus dem Jahr 1895 stammt ebenfalls eine Aufforderung Pastor Bahnsens in „Sædekorset“, dem Sprachrohr der Indre Mission. Als Dankopfer für die gute Ernte solle man der Breklumer Arbeit ein Fuder Korn zukommen lassen. Als Ausdruck der erstarkten dänischen kulturpolitischen Arbeit dieser Jahre antwortete „ein Laie“ auf Bahnsens Aufforderung folgendermaßen. Den Nordschleswigern würde ein anderes Opfer noch näher liegen. „Ich denke an unsere eigenen Vereine, und besonders an unsere zwei jüngsten Vereine, die ja unter uns selbst Mission treiben: „Skoleforeningene“ und „Udvalget for kristelig Virksomhed i Nordslesvig“⁸... Würde es dem Herrn nicht ebenso wohlgefällig sein, dass wir dafür spenden „die Sprache im Munde der Kinder zu behüten“, Indre Mission im eigentlichen Sinne des Wortes ist dies ja auch...“ Auch in den folgenden Jahren lassen sich ähnliche Äußerungen finden.⁹

Die finanziellen Einbussen, die Breklum hinzunehmen hatte, waren erheblich. Vor dem Ersten Weltkrieg sank der Beitrag Nordschleswigs für das Jahresbudget der Missionstätigkeit von der Hälfte der bisher empfangenen Beträge auf ein Drittel. Während des Krieges betrug der Beitrag schließlich nur noch 25 Prozent.

⁷ „Dannevirke“ 1895 5/3 und 1896 12/3.

⁸ Der Ausschuss wurde 1895 begründet. Er arbeitete ohne sich formell den dänischen Freigemeinden in Nordschleswig anzuschließen für die Abhaltung christlicher Versammlungen, eine effektive Öffentlichkeitsarbeit sowie eine dänische Krankenpflege.

⁹ „Sædekorset“ 1895, Nr. 41: „Høsten er stor“ u. „Dannevirke“ 1895 22/10.

DIE KÖLLERPOLITIK ALS HAUPTURSACHE EINER ZUNEHMENDEN DISTANZIERUNG DÄNISCHER KREISE ZU BREKLUM

Vilhelm Becks antideutsche Haltung erreichte ihren Höhepunkt in den Jahren der sogenannten Köllerpolitik, benannt nach dem preußischen Oberpräsidenten Ernst Matthias von Köller, der von 1897 bis 1901 auf ausdrücklichen Wunsch des Kaisers in der Provinz Schleswig-Holstein das Sagen hatte, und den Versuch unternahm, die dänische Mehrheitsbevölkerung Nordschleswigs durch verschiedene Zwangsmaßnahmen zu disziplinieren.¹⁰ Die veränderte Lage war auch außenpolitisch begründet, indem der Kaiser sich um die Haltung Dänemarks zu Russland und Frankreich Sorgen machte.

Wie die gesamte dänische Öffentlichkeit blieb auch Vilhelm Beck von der Vorgehensweise Köllers und deren Folgen nicht unbeeinflusst. H. P. Hansen, der führende dänische Politiker des Grenzlandes, war sich einerseits nicht darüber im Zweifel, dass der deutsch-nationale Einfluss wegen der Köllerpolitik zunahm, und dass die Verbindung zum Norden dadurch unterbrochen wurde.

Andererseits reagierten die Dänen gegen die Methoden Köllers durch die vermehrte Teilnahme und das engere Zusammenrücken in ihren aufblühenden politischen und kulturellen Organisationen. Es kam zu einer bisher nicht gesehenen Polarisierung im deutsch-dänischen Verhältnis. Die politische Entwicklung beeinflusste zunehmend die kirchlichen Kreise und ist als Hauptursache der deutsch-dänischen Konflikte in der Breklumer Mission zu werten. Es ist die einmütige Anschauung namhafter Historiker, dass die Köllerpolitik ausschließlich im negativen Sinne gewirkt hat. Köller hat „die Gegensätze nur verschärft und zahlreiche dänische Nordschleswiger zu Märtyrern gemacht, die nun erst recht das Feuer gegen Deutschland schürten.“¹¹

Als auslösender Faktor einer schärfer werdenden Gangart in den national-politischen Auseinandersetzungen ist die Sprachverfügung vom 18. Dezember 1888 anzusehen. Nach dem Prager Frieden 1878 war die preußische Nordmarkpolitik eine ruhige Versöhnungspolitik gewesen. Dies änderte sich schlagartig durch die Verordnung, die zwar aus Rücksicht auf die dänischen Konfirmanden vier dänische Religionsstunden zuließ. In der nach dem deutsch-dänischen Krieg 1864 im Jahr 1867 proklamierten Provinz des Königreichs Preußen, die außer Schleswig und Holstein auch Lauenburg umfasste, galt jedoch fortan in Nordschleswig nur die deutsche Unterrichtssprache. Die Sprachverfügung wurde dadurch die Ursache einer radi-

¹⁰ Witt u. Vosgerau 2002, S. 311f u. Ulrich Lange (Hrsg.) 1996, S. 479ff.

¹¹ Otto Brandt 1957, S. 248.

kalen Änderung des kulturellen Verhaltens der dänischen Mehrheitsbevölkerung. In den vorausgegangenen Jahren der Protestpolitik war diese weitgehend von Passivität geprägt. Jetzt blühten umfassende kulturelle Tätigkeiten auf mit dem Ziel dänische Eigenart zu pflegen und zu bewahren.¹² Durch die Sprachenverordnung konnte der neugegründete Wählerverein einen erheblichen Aufschwung und größer werdenden Einfluss verzeichnen. Er entwickelte sich zur politischen Hauptorganisation des dänischen Bevölkerungssteils. Ihm folgten weitere Vereinsgründungen u. a. ein Schulverein, der jungen Nordschleswigern aus dänischen Familien Aufenthalte auf Heimvolkshochschulen in Dänemark vermittelte.

Die Arbeit wurde von einer Presse unterstützt, die sich der deutschen gleichwertig erwies, und wie diese dazu beitrug, die nationalpolitischen Unterschiede zu verdeutlichen. Auf dänischer Seite berief man sich in diesen Bemühungen auf das moralische Recht des § 5 des Friedensvertrags von Prag aus dem Jahr 1866 zwischen Preußen und Österreich. Die vage formulierte Klausel sah vor, dass die Bevölkerung im nördlichen Schleswig in einer Abstimmung den Wunsch äußern könne mit Dänemark vereint zu werden. Obwohl der Artikel 1878 im gegenseitigen Einvernehmen zwischen Preußen und Österreich aufgehoben worden war, galt er der dänischen Bevölkerung Nordschleswigs weiterhin als ihr „moralisches“ Recht.

Die preußischen Behörden begegneten den Bemühungen der Bevölkerungsmehrheit Nordschleswigs, die sich ihrer geistigen und volkstümlichen Grundlagen bewusst wurden und sich bemühten, die vielfältigen kulturellen und kirchlichen Beziehungen zu Dänemark aufrecht zu halten, mit zunehmender Härte. Mit der Neurekrutierung des gesamten Verwaltungsaparats unter von Köller, erreichten die Zwangsmaßnahmen den Höhepunkt. Die Maßnahmen, bestanden in der Ausweisung von Optanten, kleinlichen Verboten in Verbindung mit der Abnahme von Kirchen der dänischen Freigemeinden, von Versammlungshäusern usw., Ausweisung von Bediensteten führender dänischer Persönlichkeiten, Verlust des Elternrechts für solche, die ihre Kinder Heimvolkshochschulen nördlich der Grenze anvertrautten u. a. m.¹³

Von Köllers drastische Maßnahmen und drakonische Strafen fanden in den Reihen des patriotischen „Deutschen Vereins für das nördliche Schleswig“ energische Unterstützung. Es gab jedoch auch deutsche Kreise und Persönlichkeiten, die solcherlei Methoden entschieden ablehnten u. a. die Brüder Theodor und Julius Kaftan, Friedrich Naumann und der Philosoph Friedrich Paulsen.

¹² Zur Sprachenpolitik Preußens in Schleswig vgl. Weitling 2005 (5), S. 328ff.

¹³ Einzelheiten zu den Maßnahmen bei René Rasmussen 1994, S. 296ff.

Sowohl Dänemarks Liberale als auch liberale Kreise in den europäischen Hauptstädten setzten sich weitestgehend ablehnend mit der Köllerpolitik auseinander. Ein starkes Interesse der internationalen Presse wurde durch Vermittlung der dänischen Zeitungen des Grenzlandes der Bevölkerung bewusst. Der dänische Teil reagierte energisch, geschickt und nicht ohne Methode auf das Gehabe des Verwaltungsapparates. Die Reaktion verschärfe die Fronten und zeigte Wirkung zugunsten der dänischen Bewegung. Dies geschah nicht nur im dänischen, sondern auch im moderaten deutschen Lager. Die größte Aufmerksamkeit erregte dabei ein Aufsatz des in Nordschleswig geborenen Pastorensohns Johannes Tiedje in Professor Martin Rades Zeitschrift „Christliche Welt“. In dem Artikel „Die Zustände in Nordschleswig“, der auch Persönlichkeiten der Indre Mission beeindruckte, hob Tiedje die Bedeutung der Sprachverfügung als „Kampfsignal“ hervor und beschrieb, wie der „schwerfällige „südjütländische“ Bauer sich als Folge der administrativen Gewaltmaßnahmen in Organisationen zusammenschloss und danach unter der Leitung hervorragender führender Persönlichkeiten „hellwach“ blieb.¹⁴

In besonderem Masse ist es H. P. Hanssen gewesen, der in dem Interesse der Nordschleswiger an verschiedenen Vorhaben und Institutionen südlich der Sprachengrenze wie die Diakonissenanstalt in Flensburg und die Breklumer Mission eine nationale Gefahr erblickte. So fände Breklum die zunehmende Unterstützung kirchlicher Kreise in Nordschleswig. H. P. Hanssen registrierte besorgt die enger werdende Zusammenarbeit der Indre Mission mit Breklum und notierte, dass die „deutsche Missionsanstalt in Breklum“ sich steigenden Einflusses erfreuen könne. Nach besten Kräften bemühe er sich deshalb diese Verbindung zu bekämpfen.

Die überwältigende Teilnahme junger Menschen aus dänischen Familien an den Veranstaltungen in Breklum, wodurch sie sich H. P. Hanssen zufolge vom „deutschen Breklumer Geist“ inspirieren ließen, waren dem Politiker ein Dorn im Auge. Die jungen Dänen verloren wegen der Hinwendung zu Breklum das Interesse an der Politik und blieben den politischen Wahlen fern. Mehrfach geht H. P. Hanssen in seinem großen Werk „Et Tilbageblik“ auf das Verhältnis der dänischen Kreise zu Breklum ein. Eine Folge des steigenden Einflusses sei, dass in Nordschleswig jährlich große Geldsammlungen zugunsten Breklums durchgeführt wurden. Hanssen schrieb u. a.: „Im Jahre 1906 nahmen über 400, 1907 etwa 1000 junge Nordschleswiger aus dänischredenden Familien an solchen Festen (Missionsfesten in Breklum Verf.) teil, wo sie neben einer deutsch geprägten kirchlichen Beeinflussung auch

¹⁴ Tiedje 1909, S. 32.

einer von meinem Standpunkt aus gesehenen gefährlichen deutsch-nationalen ausgesetzt waren.“¹⁵

Auch südlich der jetzigen Landesgrenze hat es Kreise gegeben, die der Breklumer Missionstätigkeit Aufmerksamkeit widmeten.¹⁶ Die dänische Tageszeitung „Flensburg Avis“ informierte regelmäßig über die Entwicklung auf dem indischen Feld. Im Jahre 1903 erhielten die dänischen Südschleswiger mit Gaswerksdirektor Hans Madsen einen Vertreter im erweiterten Vorstand Breklums, der zugleich Mitglied des erweiterten Vorstandes der Flensburger Diakonissenanstalt war.¹⁷

Madsen war ein enger Freund Dr. Mahlers, der zum Leiter des neuen Sanatoriums in Breklum berufen wurde und direkt oder indirekt an der Wahl Madsens beteiligt gewesen sein mag. 1905 wurde dieser ebenfalls eines der Vorstandsmitglieder des dänischen „Kirkeligt Samfund“ in Flensburg, welches ihn zu einer wichtigen integrierenden Persönlichkeit zwischen der Breklumer Mission und dänischen Kreisen in Flensburg machte.

Es wurden jedoch auch vor dem Tod Christian Jensens in dänischen Kreisen Südschleswigs Stimmen laut, die – wie bereits angesprochen – die Unterstützung der deutschen Missionsanstalt missbilligten. H. P. Hanssen nahm Breklums Tätigkeiten laufend unter die Lupe. Es beunruhigte ihn, dass Breklums Ansehen stieg, und dass die Missionsanstalt „jährlich große Geldsammlungen in Nordschleswig tätigte“.¹⁸ Alle Kreise und Gemeinschaften der Indre Mission in Nordschleswig unterstützten die Arbeit Breklums. Die Mitarbeiter der Missionsgesellschaft zogen in Nordschleswig von Dorf zu Dorf und waren gern gesehene Redner bei den vielen Missionsveranstaltungen.

Bereits am Ende des 19. Jahrhunderts war es den dänischen Politikern aufgefallen, dass die „Stillen im Lande“, die Christian Jensen scharenweise zu liefern, das Interesse an den politischen Wahlen zunehmend verloren hatten. In den nationalpolitischen Auseinandersetzungen um die Jahrhundertwende ist das Bemühen H. P. Hanssens und anderer dänischer Politiker u.a. des Redakteurs von „Flensburg Avis“, J. Jessen, die Breklumer Mission in den Augen dänischer Kreise diesseits und jenseits der Königsaugrenze in Misskredit zu bringen, als ein kirchengeschichtlich bedeutsames Faktum zu werten. Breklum geriet zwischen die Fronten. Den Deutschen war man zu dänisch und den Dänen zu deutsch!

¹⁵ Hanssen, H. P. 1928ff, Bd. 3, S. 289f. Zu den nordschleswigschen Missionsfesten zu Breklums Gunsten vgl. Wree (2004), S. 54ff.

¹⁶ Weitling 2005 (5), S. 392ff u. 2005 (1), S. 423ff.

¹⁷ Weitling 2005 (1), S. 423ff.

¹⁸ Hanssen, H. P. 1928ff, Bd.3, 289.

Das Erwachen der Dänen gab sich nicht überraschend Ausdruck im Auflieben der bestehenden dänischen Freigemeinden grundtvigianischer Prägung sowie in der Gründung neuer Freigemeinden, deren damaliger ideeller Einfluss nicht zu unterschätzen ist. Vor allem sind diese Gemeindegründungen als ein Produkt der nationalen Gegensätze anzusehen. Da sie ohnehin keinerlei Bedeutung für die Breklumer Mission hatten, spielten sie im deutsch-dänischen Konfliktverhalten innerhalb der Mission höchstens eine indirekte Rolle.

Schließlich konnten auch diejenigen, die sich zur Indre Mission rechneten, sich der nationalen Frage nicht entziehen. Carl Matthiesen erinnert in seiner Autobiographie daran, dass die Erweckungsbewegung sich zunächst die Folgen der Köllerpolitik ziemlich vom Leibe halten konnte. „Wir fürchteten, Geister zu rufen, die wir nachher nicht wieder loswerden konnten. Wir haben sie auch nicht gerufen, aber sie sind doch gekommen.“¹⁹ Es besteht kein Zweifel daran, dass die Köllerpolitik die Lebensumstände jedes einzelnen Nordschleswigers geprägt haben. Bereits nach der Gründung der Indre Mission hatte der Verein die behördlichen Maßnahmen zur Bewachung zu spüren bekommen. Die Tätigkeit der Sendboten, die durch sie vertriebenen erbaulichen Schriften, die Versammlungen usw. wurden kontrolliert. Die Behörden haben jedoch bald zur Kenntnis genommen, dass das Sendboten-Wesen keine geschickt getarnte dänische Agitation sei, die eine politische Gefahr darstellte.²⁰

Durch die verschärften Konfrontationen in der Köllerzeit gewann die Nationalpolitik schließlich auch einen verheerenden Einfluss auf die Entwicklung der Indre Mission und trug entschieden zu der unglücklichen Entwicklung bei, die sich am Anfang des 20. Jahrhunderts in der ernsthaften Krise entlud, die 1912 mit der Spaltung der Erweckungsbewegung ihr tragisches Ende nahm. Diese hatte bis dahin dazu beigetragen die nationalen Gegensätze zu relativieren, indem sie das Nationale als Adiaphoron verstand. In den meisten Gemeinden Nordschleswigs war dies der Grund dafür, dass ein blühendes kirchliches Leben entstehen konnte, das Menschen beider Nationalitäten vereinte. Kurz nach der Jahrhundertwende war jedoch nicht zu übersehen, dass die erweckten Kreise den Zwängen, die vom nationalen Kampf ausgingen, nicht stand halten würden.

In der Forschung besteht im Großen und Ganzen darüber Einigkeit, dass der Druck, der von Sprachverfügung und Köllerpolitik auf die dänische Bevölkerung Nordschleswigs ausging, als Hauptursache der Mobilisierung der

¹⁹ Carl Matthiesen 1948, S. 137.

²⁰ Landesarchiv Schleswig-Holstein Abt. 301 Nr. 691, 1887. Das Sendboten-Wesen. Weitling 1971, S. 101ff.

dänischen Bevölkerung nördlich wie südlich der Königsausgrenze zu werten ist. H. P. Hanssen war der festen Meinung, dass die Rücksichtslosigkeit der Köllepolitik etliche Kreise innerhalb der Erweckungsbewegung zum Nachdenken über die nationale Frage bewegt habe.²¹

DIE NATIONALISIERUNG DER INDRÉ MISSION IM JAHRE 1912 UND DIE DISTANZIERUNG DER „DÄNISCHEN“ „SAATKORNSLEUTE“ VON BREKLUMS FÜHRENDER PERSÖNLICHKEIT.²²

Als weiterer Faktor, der sich negativ auf die Haltung dänischer Kreise zu Breklum und dessen Missionsdirektor Pastor Bracker auswirkte, ist die Entwicklung innerhalb der Indre Mission anzuführen. Zu dem nationalpolitischen Kontext der Jahre um die Jahrhundertwende gesellte sich der Nationalisierungsprozess der Indre Mission, der wenige Jahre nach der Jahrhundertwende einsetzte und 1912 in der dramatischen Spaltung der Erweckungsbewegung gipfelte. Neben dem „Kirchlichen Verein für Indre Mission in Nordschleswig“ unter Pastor Hans Tonnesen bildete sich unter der Federführung von Pastor Berthelsen, Satrup „Det Gamle Budskabs Indre Mission“, dem sich u. a. Bracker, Carl Matthiesen, Emil Wacker und weitere bekannte Pastoren angeschlossen haben.

Als Ursachen des schweren Konfliktes, der wie kein zweites Ereignis vor dem Ersten Weltkrieg Tageszeitungen und Zeitschriften beschäftigte, haben sowohl nationale als auch theologische Motive eine Rolle gespielt. Die theologischen Probleme sind jedoch teilweise als Rationalisierungen zu verstehen, da die Theologen nicht gerne einräumten, sich nationalen Motiven gebeugt zu haben. Als theologische Probleme spielten die Auseinandersetzung um das Schriftverständnis und die Beurteilung der Heilstatsachen des 2. Artikels als historische Wahrheiten eine Rolle, es sei denn, dass auch die nationale Frage als theologisches Anliegen zu werten ist.

Hans Tonnesen und seinen Anhänger scheint es problematisch gewesen zu sein, dass das Nationale der Bevölkerung Not bereitete und somit für die Indre Mission eine Existenzfrage geworden sei, die wie alle Lebensverhältnisse „ethisiert“ werden müsse. Ein derart großes und prinzipielles Anliegen wie das Nationale könnte von der Heiligung nicht ausgeschlossen werden. Ob nationale Auseinandersetzungen unter einem fremden Staat verantwortlich seien, beantwortete Hans Tonnesen mit einem klaren „Ja“.²³

²¹ So ebenfalls der bedeutende dänische Kirchenhistoriker P. G. Lindhardt in *Sønderjysk Månedsskrift* 1972, S. 92.

²² „Sædekorset“ = Saatkorn ist die Zeitschrift Hans Tonnesens und seiner Anhänger. „Saatkornsleute“ sind Leute des Kreises um Tonnesen.

²³ Hans Tonnesen 1913, S. 39, 60, 66.

Mehrere Pastoren der Indre Mission waren sich dessen bewusst, dass die politischen Fragen, welche die Menschen der Region bewegten, und die sowohl von außen her als auch durch Hans Tonnesen an die Erweckten herangetragen worden waren, als Hauptursache der Politisierung der Indre Mission zu werten sei.²⁴ Die Frage, wie die Erweckten sich zum Nationalen zu verhalten hätten, war auch der Kernpunkt der entscheidenden Versammlungen im Herbst 1912. Die Vermengung des Christlichen mit dem Nationalen stand dort obenan.

Lisbeth Vestergaard Høst urteilt in ihrer Untersuchung der Spaltung der Erweckungsbewegung 1912 zu voreilig, wenn sie von einer „nationalen Fehldeutung“ spricht. Das nationale Problem als Motiv der Spaltung ließe sich bei den Theologen der „alten Botschaft“ nach ihrer Auffassung quellenmäßig nicht belegen.²⁵ Mag sein, dass die Leute der „alten Botschaft“ keine „verborgenen deutsch-nationalen Motive“ verfolgten. Nach außen wurde von der Diakonissenanstalt in Flensburg unter Carl Matthiesen, einem der einflussreichsten Befürworter der alten Linie, an einer neutralen Position in den nationalen Auseinandersetzungen festgehalten. Die Bereitschaft auf dänische Interessen Rücksicht zu nehmen, war nach 1912 jedoch nachweislich rückläufig.²⁶

Der umstrittene Jugendsekretär J. M. Kylling vertrat unmissverständlich die Meinung, dass der Kern des Angriffs „der Zwölf“²⁷ sich auf die nationale Frage bezog.²⁸ Für manche der „Saatkornsleute“ unter anderem Kylling ist das gleiche in bezug auf dänisch-nationale Motive nachweisbar. Die Pastoren hätten aber Kylling zufolge den Einfluss der nationalen Frage verschwiegen. Zur Beurteilung des Problems dürfe jedoch letztendlich egal sein, ob die eine oder andere Seite nach „verborgenen Motiven“ handelte. Die Belege, die sich in den Primärquellen in bezug auf Kyllings Ziele finden lassen, sind legion. Kylling selbst hat seine Aufgabe als Organisierung eines „Kreuzzuges“ verstanden, dessen Resultat die nationalpolitische Mobilmachung der dänischen Jugend war.

Professor Walter Göbell, der als junger Pastor in Flensburg den achtzig Jahre alten Carl Matthiesen dazu drängte, ihm seine Erinnerungen zu diktieren, hat zeitlebens nicht vergessen können, wie erregt Matthiesen wurde, wenn die Rede auf den Jugendsekretär Kylling fiel. Er reiste von Gemeinde zu Ge-

²⁴ Dybbøl Posten 2/10 1912.

²⁵ Lisbeth Vestergaard Høst 1997, S. 133.

²⁶ Vgl. meine Darstellung der Geschichte des St. Jürgens Hospitals in Sonderburg. Weitling 2007 (1), S. 78f.

²⁷ Es geht um die zwölf Pastoren, die den Kurs Hans Tonnesens ablehnten und „Det gamle Budskab“ gründeten.

²⁸ Hans Tonnesen 1913, S. 104ff.

meinde,²⁹ „schließt in unsren Gastzimmern, daß an unserm Tisch und unterwühlte indessen die Stellung der deutschen Pastoren und bereitete, wie sich später deutlich herausgestellt hat, heimlich die Katastrophe vor.“ Dass „verborgene (nationale) Motive“ vorlagen ist unschwer nachzuweisen. Kylling wurde nach einer Besprechung im Landhaus H. P. Hanssens in die nord-schleswigsche Indre Mission eingeschleust um diese „unter stärkeren dänischen Einfluss“ zu bringen.³⁰

Carl Matthiesen gibt zu bedenken, dass die Unterscheidung zwischen Deutsch- und Dänischgesinnten innerhalb der Indre Mission nicht ausbleiben konnte, und dass „die nationalen Pflichten der Gläubigen“ im Kreis „der Zwölf“ „betont wurden“.³¹ Außerdem erhoben Laien darüber Klage, dass dänischgesinnte Nordschleswiger sich von „Angehörigen einer anderen Nation“ führen lassen sollten. Die Beeinflussung des Nationalen durch die „Salzkraft“ des Evangeliums, die früher indirekt durch die Predigt erfolgte, sollte deshalb ein direkter Teil der Arbeit sein. Carl Matthiesen meinte dennoch nicht den entbrannten Streit auf den einfachen Nenner deutsch-dänisch reduzieren zu können. Dies geschah aus Rücksicht auf Hans Tonnesen, der Heimdeutscher war, und nach 1920 von den früheren Freunden verlassen als einsamer Mann starb.³²

Das Wort des Kirchenhistorikers und ersten Bischofs in Hadersleben, Valdemar Ammundsen, dass alles in Nordschleswig politisch beeinflusst werde, lässt sich nicht ohne weiteres vom Tisch fegen. In einem Brief vom 19. Mai 1925 schrieb er an Pastor Jürgen Braren in Hoyer, dass der unreine Geist die besten Pläne störe, solange der nationale Kampf das Ziel sei, „und wir hier unten der traurige Schauplatz sind, wo er ausgefochten wird.“³³

Die nationale Problematik bzw. die Vermengung von Politik und Christentum, die Pastoren wie Laien offen zu Tage lag, bildete eine nach außen sichtbare Ebene des Streites. Hinzu kam, dass ein moderner theologischer Geist, der die Aufmerksamkeit von der Predigt des Kreuzes und der Scheide zwischen Welt und Reich Gottes ablenkte, in der Indre Mission durch einige junge Theologen Einfluss gewonnen hatte. Der theologische und kirchliche Kontext der Debatte um das Schriftverständnis, die Heilsgewissheit u.a.m. war Teil der theologischen Kämpfe in der Schleswig-Holsteinischen Landeskirche um die Jahrhundertwende. Hauptpersonen dieses Streites waren

²⁹ Mit meinem Doktorvater und langjährigen Bekannten, den Professor für Schleswig-Holsteinische Kirchengeschichte Dr. Walter Göbell, wurden die Motive der Spaltung der Indre Mission häufig erörtert.

³⁰ H. P. Hanssen 1928ff, Bd. 3, S. 291.

³¹ Carl Matthiesen 1948, S. 137ff.

³² Weitling 1986, S. 115ff.

³³ Weitling 2007 (2), S. 23f.

auf der theologischen Linken u.a. der Kieler Professor Otto Baumgarten und auf der Rechten der Lehrvater der Indre Mission und Begründer der Lutherischen Konferenz in Flensburg, Emil Wacker. Hierzu gehörte auch Christian Jensen in Breklum. Baumgarten wird mehrfach in Tonnesens Verteidigungsschrift erwähnt teils wegen seiner Ablehnung der historischen Authentizität der Heilstatsachen des 2. Artikels, teils wegen seines Einflusses auf die jungen Theologen.³⁴

Mit den theologischen Auseinandersetzungen in Schleswig-Holstein zwischen 1897 und 1906, die auch innerhalb der Indre Mission grundverschiedene Auffassungen des Christentums und einen tiefen Graben zwischen einem neuen und alten Glauben sichtbar werden ließen, hatten die spezifischen nationalen Auseinandersetzungen zunächst nichts zu tun. Sie waren ein nationalpolitisches Problem, das durch die Köllerpolitik zeitgleich mit den theologischen Kämpfen die Pastoren Nordschleswigs bewegte. In diesem Kontext erhält auch ein Satz H. Bertelsens seinen Sinn: „Das Verhältnis zum Nationalen ist für mich durchaus nicht das Wichtigste. Aber ein Krankheitszeichen ist es dennoch.“³⁵

Wegen Detlef Brackers Kritik an Hans Tonnesens Leitung der Indre Mission im Geiste der neuen Theologie, die vom Verständnis der Bibel im Sinne einer bestimmten Inspirationslehre und eines objektiv darstellbaren dogmatischen Systems als festen Grund des Glaubens Abstand nahm, kam es zu ernsten Unstimmigkeiten zwischen Breklum und den „Saatkornsleuten“, welches nicht ohne Folgen für die Unterstützung zugunsten der Breklumer Mission blieb, die ihr aus Nordschleswig zugeflossen war. Große Teile der dänischen Mehrheitsbevölkerung wandten sich von nun an dänischen Missionsgesellschaften vor allem „Dansk Missions Selskab“ (DMS) zu.

Was waren nun die konkreten Gründe dessen, dass Tonnesen ernsthafte Bedenken gegen eine weitere Zusammenarbeit mit Breklum äußerte, und dass sogar Stimmen laut wurden, welche die Gründung einer selbständigen Missionsgesellschaft in Nordschleswig forderten? In Breklum erklärte man daraufhin, dass die Arbeit der Breklumer Mission unpolitisch sei, und dass Missionsinspektor Bracker sich im laufenden Streit lediglich als Privatperson geäußert habe.

Brackers Auffassung geht aus zwei Schreiben hervor, die in Hans Tonnesens Verteidigungsschrift abgedruckt sind.³⁶

³⁴ Weitling 1986, S. 97ff. Zu Baumgarten Wolfgang Steck (Hrsg.) 1986.

³⁵ Hans Tonnesen 1913, S. 88.

³⁶ Hans Tonnesen 1913, S. 78–81 u. 91f.

Detlef Bracker hat sich eindeutig auf die Seite derjenigen gestellt, die sich zum alten Glauben bekannten und an der Historizität der großen biblischen Heilstatsachen festhielten, die von Professor Baumgarten und der modernen Theologie für das Glaubensleben als belanglos bestritten bzw. verschwiegen wurden.

Missionsinspektor Bracker war außerdem davon überzeugt, dass Hans Tonnesen durch die Jugendsekretäre und einige Sendboten der nationalen Frage in der Indre Mission Tür und Tor geöffnet und somit die neutrale Haltung in bezug auf die nationalpolitischbrisanten Themen aufgegeben habe. Bracker hat das nationale Problem nicht als theologisches, sondern als politisches verstanden. Dort, wo das Nationale in der Erweckungsbewegung zur Sprache gekommen war, habe der Eifer um die Bekehrung der Sünder, die Heiligung und das Leben in der Gemeinschaft sich abgekühlt.

Seine Auffassung zur nationalen Frage begründete er mit dem Hinweis auf Aussagen von Mitarbeitern der Indre Mission. Ein Jugendsekretär (J. M. Kylling Verf.) bekannte sich zu dem „furchtbaren“ Wort: „Unser größtes Leiden ist, dass wir deutsche Staatspastoren in einer dänischredenden Bevölkerung haben“. Außerdem habe ein Sendbote sich folgendermaßen geäußert: „Ein ungläubiger Däne steht mir näher als ein gläubiger Deutscher“.

Es dürfte auf der Hand liegen, dass derartige Äußerungen sowohl südlich wie nördlich der damaligen Landesgrenze im Sinne des nationalen Kampfes gedeutet wurden. Dies war auch der Fall in den Kreisen der dänischen Freunde Breklums einschließlich der 80 % aus der nordschleswigschen Indre Mission. Breklum war zum nationalen, „deutschen“ Gegner geworden mit Missionsinspektor Bracker als dem größten Scharfmacher.

Nach dem Bruch zwischen „Saatkornsleuten“ und „den Zwölf“ veröffentlichte Hans Tonnesen ein neues Arbeitsprogramm. Es ging daraus hervor, dass die Indre Mission auch zukünftig die Breklumer Mission unterstützen wolle. Die persönliche Verbindung mit Pastor Bracker wurde jedoch abgebrochen. Die Zusammenarbeit mit der Breklumer Mission ging nach kurzer Zeit dennoch völlig zu Bruch, nachdem die Missionsgesellschaft Mitte Dezember 1912 offiziell durch das „Sonntagsblatt fürs Haus“ mitteilen ließ, dass sie Position zugunsten „der reinen Lehre des alten Glaubens“ bezogen habe.³⁷ Der Zusammenarbeit mit den 45 Hilfsvereinen der Indre Mission in Nordschleswig wurde somit mehr oder weniger ein Ende bereitet. Jegliche öffentliche Diskussion zwischen Breklum und der Indre Mission verstummte. Auch zu Diskussionen und verbalen Zusammenstößen dürfe es dem Arbeitsprogramm zufolge nicht kommen. In einem Fall wurde die neue

³⁷ Lisbeth Vestergaard Høst 1997, S. 52.

Richtlinie so radikal ausgelegt, dass ein Pastor sich weigerte an einer Missionswoche teilzunehmen, weil ein Pastor der „alten Botschaft“ als Redner eingeladen war – wenngleich an einem anderen Abend!

AUSWIRKUNGEN DER DEUTSCH-DÄNISCHEN UNTERSCHIEDE IN DER HEIMATARBEIT UND AUF DEN MISSIONSFELDERN IN INDIEN VON 1920 BIS 1945

In der Geschichte des alten Herzogtums Schleswig haben die Ereignisse im Jahr 1920 den Charakter eines radikalen Bruchs. Nach einer Volksabstimmung wurde das Gebiet zwischen der Königsaugrenze und der jetzigen Grenze mit dem Königreich Dänemark vereint.

Das Resultat der Abstimmung in der Zone I, wo en-bloc entschieden wurde, entsprach den Erwartungen. Für Dänemark wurden 75, 1 % und für Deutschland 24, 9 % der Stimmen abgegeben. Da Nordschleswig eine lebendige kirchliche Tradition hatte, wurde die Trennung von der Schleswig-Holsteinischen Landeskirche zutiefst bedauert.

Für Breklum, das in der Zone II lag und bei Deutschland blieb, war die Trennung von Nordschleswig ein herber Verlust nicht nur in bezug auf die finanziellen Zuwendungen, sondern ebenfalls was Missionare, Missionarsfrauen und Diakonissen aus Nordschleswig betraf. Mit Recht hat Ernst Henschen hervorgehoben: „Viel stärker noch trifft Breklum die Lösung von dem geistlichen Mutterboden, aus dem ein gut Teil Kraft in die Breklumer Arbeit geflossen ist.“³⁸

Nach der Beendigung des Burgfriedens zwischen den nationalen Fronten Nordschleswigs während des Ersten Weltkrieges brachen mit den alten Wunden die Aggressionen wieder auf. Ein mit bitterer Härte geführter Grenzkampf vor dem Plebiscit 1920 sowie in den darauf folgenden Jahren ließ Breklum weiterhin in dänischen Kreisen als Gegner erscheinen. Der Grenzkampf in dem durch den Krieg materiell ausgelaugten Land bot eine Vielfalt von Aspekten, dazu geeignet alte Vorurteile am Leben zu halten.

Gerd Stoltz fasst in seiner Darstellung der Volksabstimmung die Situation folgendermaßen zusammen: „In dem Abstimmungskampf benutzten beide Seiten sowohl emotionelle, ideelle wie materielle Gesichtspunkte. Geschichtsbewusstsein, Verantwortung und Verpflichtung gegenüber Familie, Volk und Staat, Heimat und Zusammengehörigkeitsgefühl, Herkunft und Zukunft, die kulturelle Freiheit waren in verschiedener Weise variierte, teilweise auf Schlagworte zurückgedrängte Empfindungen, an die beide Seiten

³⁸ Henschen 1976, S. 45.

jeweils nach ihrer Auffassung in manchmal paralleler Darstellung appellierte. Die Propaganda wurde zeitweise sehr heftig und gab sich in der Wortwahl auf Plakaten und in Flugblättern kämpferisch, ja auch die andere Seite schmähend.“³⁹

Der Grenzkampf hat die dänischen Kreise noch weiter von der Breklumer Mission entfernt. Wegen Breklums Position auf der Seite der „alten Botschaft“, die viele Dänen als „deutsch“ auffassten, wandten die meisten dänischen Missionsfreunde sich Gesellschaften nördlich der früheren Landesgrenze insbesondere DMS zu. Anfangs hat die Breklumer Mission diese Entwicklung gefördert und dadurch beschleunigt, dass Bracker aus Rücksicht auf die dänische Gesellschaft die schnelle, vollständige Assimilation des nordschleswigschen Kirchenlebens in das der dänischen Volkskirche als die natürliche Folge der Verschiebung der Grenze verstanden hat. Die Verbindung von Missionsfreunden in Nordschleswig mit Breklum schien abgebrochen zu sein, bis die deutschen Gemeinden im abgetrennten Land die Angelegenheit in ihre eigene Hand nahmen und von sich aus die Verbindung zu Breklum wieder herstellten.

Der deutsch-dänische Konflikt fand somit weiterhin innerhalb der äußeren Missionsarbeit in der Weise statt, dass die Missionsfreunde der Mehrheitsbevölkerung sich dänischen Gesellschaften zuwandten. In den ersten sieben Jahren nach 1920 wuchs die Zahl der DMS-Kreise von 16 auf 94.

Die deutschen Gemeinden in den vier Städten Nordschleswigs und die Gemeinden der 1923 gegründeten „Nordschleswigschen Gemeinde“ unterstützten Breklum.⁴⁰ Dies geschah nach Einführung der Devisenbestimmungen des „Dritten Reiches“ durch den „Verein der Freunde der Breklumer Mission in Nordschleswig“.

Seit 1924 unterstützten insbesondere Kreise der „alten Botschaft“ durch einen Ausschuss zur Förderung der Arbeit der ehemaligen Breklumer Missionare Anders Andersen und Hans Toft deren Arbeit in Indien. Als dänische Staatsbürger war ihnen die Rückkehr nach Indien, wo sie formell im Dienst einer amerikanischen Gesellschaft standen, möglich geworden. 1928 übernahm die nordschleswigsche Ost-Jeypore-Mission die Verantwortung, bis die kleine Gesellschaft 1932 von DMS übernommen wurde.

Die komplizierten Übergabeverhandlungen führten zu manchen Unstimmigkeiten zwischen Breklum, Nordschleswig und DMS. Neben abweichen den Auffassungen in finanziellen und methodischen Angelegenheiten wur-

³⁹ Stoltz 1990, S. 38.

⁴⁰ Weitling 2007 (2).

den die Gespräche jedoch letztendlich durch die nationale Frage behindert. Auf dänischer Seite hatte man kein Vertrauen zur nationalen Gesinnung derjenigen Breklumer Missionare, die 1920 die dänische Staatsbürgerschaft angenommen hatten. Auch wegen verschiedener Sonderwünsche, die in den Verhandlungen von den Nordschleswigern geäußert wurden, wurde ihnen fehlender Integrationswille vorgeworfen. Es ging insbesondere um die Beibehaltung einer eigenen Spendenkasse sowie um die vorrangige Aussenstzung von Missionaren aus Nordschleswig, um die Beibehaltung des Missionsfestes in Tingleff sowie des bisherigen Missionsblattes „Den Lille Missionsklokke“.⁴¹

Die Wünsche der Nordschleswiger wurden von dänischen Freunden und Repräsentanten der DMS als „Graben“ bezeichnet, der die Assimilation der Missionsfreunde in Nordschleswig mit den Freunden im Norden verzögern oder gar verhindern könnte.

Schwierigkeiten entstanden ferner dadurch, dass Breklumer Missionare die Übernahme Ost-Jeypores und des Telugugebietes durch die Nordschleswiger zu verhindern suchten. Ernst Gloyer, von Henschen als „ein knorriger Holsteiner“ charakterisiert,⁴² der mit einer Flensburgerin verheiratet war, war kein Freund Dänemarks, welches insbesondere im Verhältnis zu Andersen deutlich wurde.

Zusammen mit Friedrich Hübner unternahm Gloyer 1926/1927 den Versuch, die Übergabe der beiden Gebiete an die Nordschleswiger zu verhindern, um sie einer amerikanischen Gesellschaft überlassen zu können.

Andersen und Toft, die von 1924 bis zur Rückkehr der Breklumer Missionare im Jahr 1926 durch Erledigung eines „überwältigend großen Aufgaben-Konglomerats“ einen „guten Übergang“ schufen, wurde sonst viel Lob gezollt. Gloyer hat sich außerdem sehr lobend über seine Zusammenarbeit mit Toft in den Jahren nach 1911 geäußert.⁴³

1936, als eine Revision der Übersetzung der Oriya-Bibel mit verschiedenen Partnern verhandelt wurde, wurden die Differenzen erneut sichtbar, obwohl die Übersetzungsangelegenheit mit den früheren nationalen Auseinandersetzungen direkt nichts zu tun hatte. Die Bibelrevision wurde lediglich als „Aufhänger“ benutzt.

⁴¹ „Die Kleine Missionsglocke“. Die komplizierte Entwicklung der Jahre 1918–1932 wurde ausführlich bei Weitling 1998 u. 2005 (2) dargestellt. Im Rahmen eines Geschichts-Projektes der Danmission ist ein Indien-Band in Vorbereitung, der voraussichtlich 2007/8 erscheint. Daniel Jeyaraj stellt die Geschichte der Arcot-Kirche u. Weitling die der der Ost-Jeypore-Kirche (EJELC) dar.

⁴² Henschen 1980, S. 24.

⁴³ Waack II, 1996, S. 67 u. Weitling 1998, S. 223.

Andersen war als anerkannter Experte des Oriya als Hauptrevisor vorgeschlagen worden, wogegen Gloyer, wie es scheint aus nationalen Gründen und den sich daraus ergebenden Sympathien und Antipathien, energisch protestierte. Andersen hat in der Angelegenheit an A. Holt, den Missionsinspektor der DMS, geschrieben,⁴⁴ dass er mehreren Äußerungen Gloyers entnehmen könne, „dass es mein Dänentum ist, dass ich übrigens nicht mit ihm erörtert habe, das ihm ein Dorn im Auge ist...“ Es fiel Andersen schwer zu realisieren, dass verschiedene nationale Standpunkte ausreichen würden, „um eine solche Antipathie zu erzeugen.“

Es mag eine Rolle gespielt haben, dass die nationalpolitischen Auseinandersetzungen in Nordschleswig in diesen Jahren an Schärfe zunahmen, ebenso wie Gloyer und andere daran Anstoß genommen haben können, dass die ehemaligen Breklumer Missionare aus Nordschleswig sich bemühten den Eindruck zu verwischen, dass zwischen ihnen und der Breklumer Mission zum gegebenen Zeitpunkt noch eine Verbindung bestanden hat. Aus Angst vor einer Debatte, worin den Missionaren vorgeworfen werden könnte, sich nicht ganz auf die dänische Seite gestellt zu haben, hätten diese sich der Polemik gegen Breklum, das sie letztendlich liebten und dem sie so viel verdankten, angeschlossen. Brackers kritische Äußerung vom September 1934, dass alles, was die Breklumer Mission sagte und tat, auf dänischer Seite unter „eine politische Lupe“ genommen wurde, ist für die damalige Situation bezeichnend.⁴⁵

Am Ende der 1930er Jahre richtete das durch „Deutsche Christen“ beherrschte Landeskirchenamt in Kiel (LKA) eine heftige Kritik gegen Breklum, das sich zur „Bekennenden Kirche“ hielt. Äußerungen von Pastoren der „Nordschleswigschen Gemeinde“, die sich ebenfalls zur Glaubensbewegung „Deutsche Christen“ bekannten, hatten im LKA den Eindruck erweckt, dass Mitarbeiter Breklums, „national unzuverlässig“ seien und es „in Nordschleswig mit den Dänen“ hielten.

Missionsinspektor Martin Pörksen verfasste deshalb auf Anregung des Vorsitzenden der Breklumer Mission, Altbischof Eduard Völkel, eine Denkschrift über die Arbeit Breklums in Nordschleswig. Es war darin von „einem furchtbaren Gegeneinander“ im deutschen Kirchenleben und andererseits von der „fanatischen Grenzpolitik der Dänen“ die Rede.⁴⁶ Die nationale Frage spielte demnach fortan eine unübersehbare Rolle.

Wenngleich Breklum eindeutig auf Seiten der „Bekennenden Kirche“ (BK) Stellung bezog, hat die kirchenpolitische Entwicklung in Deutschland dazu

⁴⁴ Brief von Andersen an Holt Kotagiri 29/4 1936.

⁴⁵ Weitling 1998, S. 400.

⁴⁶ Archiv NMZ/Breklum Nr. 51.

beigetragen, die bereits vorhandenen Aversionen gegen alles Deutsche in der kirchlichen Basis Dänemarks zu verschärfen. In Büchern, Broschuren, Zeitungsartikeln usw. wurde ausführlich über die „Deutschen Christen“, die Reichskirche, den Reichsbischof, die BK u.a.m. aufgeklärt.⁴⁷

Nationale Ressentiments aus den früheren Phasen des Grenzkampfes haben möglicherweise durch die politische Entwicklung der 1930er Jahre auch bei solchen, die nicht mit den Nationalsozialisten sympathisierten, neue Nahrung erhalten und die Lage auf dem Missionsfeld beeinflusst.

Bei der dänischen Basis war während der Devisensperre kaum Verständnis dafür zu finden, dass der Breklumer Mission Hilfe geleistet würde. 1935 scheiterte ein Versuch Breklums ein par Missionare durch DMS übernehmen zu lassen. Der Plan erlitt nicht nur wegen der negativen Haltung Gloyers Schiffbruch, sondern ebenfalls auf Grund des Widerwillens der dänischen Missionsfreunde. Der Vorstand der DMS musste befürchten, dass sich bei einer Durchführung des Plans ein Sturm der Entrüstung zum noch größeren Schaden Breklums erheben würde.

Nationale Beweggründe waren ebenfalls ein Grund dafür, dass Verhandlungen 1937/1938 über die Gründung einer deutsch-dänischen Gemeinschaftsschule für Missionarskinder in Indien ohne Resultat abgebrochen wurden. Missionsinspektor Holt hat sich bemüht die nationalen Gründe des Scheiterns herunterzuspielen. Sein Standpunkt lässt sich jedoch durch die auffindbaren Quellen nicht bestätigen.⁴⁸

Ähnlich wie 1935 unternahm Breklum im Jahr 1946 den Versuch, diesmal durch einen formellen Antrag, einen Missionar durch DMS übernehmen zu lassen. Der Antrag wurde abermals abgelehnt. Wegen der gegen Deutschland bestehenden negativen nationalen und politischen Stimmung im Jahr nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges und der Besetzung Dänemarks durch deutsche Truppen hat der Vorstand der DMS wiederum aus Rücksicht auf die Heimatgemeinde den Antrag abgelehnt.⁴⁹

Die Hilfsmaßnahmen zugunsten der Breklumer Mission, die nach 1933 vom „Verein der Freunde der Breklumer Mission in Nordschleswig“ und DMS durchgeführt wurden, sind nicht von der Basis der Missionsfreunde ausgegangen, sondern vielmehr von den Vorständen und der höheren administrativen Ebene. Letztendlich waren die möglichen Hilfsangebote in den durchweg „gutnachbarlichen“ und persönlichen Verhältnissen der Missionare in West- und Ost-Jeypore begründet.

⁴⁷ Holger Larsen 1933 (1) u. (2), 1934.

⁴⁸ Weitling 1998, S. 277.

⁴⁹ Weitling 1998, S. 269f.

Auf dänischer Seite ist Missionssekretär Pastor Axel Holt, der mit einer Deutschen verheiratet und des Deutschen mächtig war, als treibende Kraft zu nennen. Holt starb jedoch überraschend nach einer Operation im Oktober 1939. Der Einmarsch der deutschen Truppen in Dänemark am 9. April 1940 hat dann durch die Einführung der Devisensperre in Dänemark und durch die Verschärfung der deutsch-dänischen Gegensätze für weitere Hilfsmaßnahmen eine ungünstige Situation entstehen lassen. Es ging so gut wie nichts mehr.

Die Bevölkerung wandte sich den spezifisch dänischen Werten zu, um ihre Eigenart gegenüber einem von außen eindringenden fremden Geistesgut verteidigen zu können. Angesichts dieses Kontextes mit einer radikalen Verschärfung der deutsch-dänischen Gegensätze, ist es eine bemerkenswerte Tatsache, dass der Breklumer Mission solange wie irgend möglich Hilfe geleistet wurde. Für Heinrich Meyer war dies ein unübersehbares Zeichen der geglaubten *ecclesia una sancta catholica*.⁵⁰

Als Störfaktor im deutsch-dänischen Verhältnis der Breklumer Mission ist somit die nationale Frage im jeweiligen politischen beziehungsweise kirchlichen Kontext – Sprachenreskript, Köllerpolitik, Spaltung der Indre Mission, Grenzkampf, die Ereignisse in der Zeit des Dritten Reiches – als das größte Problem auszumachen.

BREKLUMS UND DMS' (DANMISSIONS) NEUER WEG

Ein Jahrzehnt nach dem Zweiten Weltkrieg hat das deutsch-dänische Verhältnis sich nach und nach entspannt. Die Bonn-Kopenhagener Absichtserklärungen des Jahres 1955 ließen ein besseres politisches Klima entstehen, das auch auf anderen Ebenen spürbar wurde.

Was die Verhältnisse der Kirchen in Ost- und West-Jeypore sowie die Beziehungen zwischen DMS und Breklum betrifft ist die strukturelle Entwicklung und die Katharsis in bezug auf den Einfluss politischer und nationaler Faktoren auf die Missionsarbeit in der DMS besonders hervorzuheben.

1949 wurden Gespräche über die Gründung einer vereinigten lutherischen Kirche in Indien eingeleitet, die seit 1956 zu einer intensiveren Zusammenarbeit der Kirchen des Jeyporelandes führten. 1964 empfahl DMS der kleinen Kirche in Ost-Jeypore (EJELC) eine Kirchenunion mit der JELC im Westen der Region zu bilden. Im gleichen Jahr hat auch die Synode der Jeypore Evangelical Lutheran Church (JELC) den Beschluss gefasst, die beiden Kirchen zusammen zu schließen.

⁵⁰ Henschen 1980, S. 62. Zu den Hilfsmaßnahmen siehe Weitling 2005 (1), S. 234ff. Vgl. ferner 2001, S. 283ff.

DMS empfand die Realisierung der Union als eine Erleichterung. Durch diesen Schritt war eine Barriere verschwunden, die als Verlängerung derjenigen Grenze anzusehen war, die 1920 zwischen Deutschland und Dänemark gezogen wurde. DMS hatte eine Katharsis vollzogen und war nun der Auffassung, dass die Kriterien der Kirchenunion weder in Dänemark noch in Schleswig-Holstein zu finden seien. Insbesondere die bekannte Missionsärztin, Lis Madsen, und der Missionar August Toft, Sohn des Missionars Hans Toft, empfanden es als absurd, dass es wegen der nationalpolitischen Verhältnisse in Nordschleswig und der Vereinigung des Gebietes mit Dänemark im Jeyporeland zwei lutherische Kirchen gab. Der historische Fehler sei zu korrigieren und die Missionsarbeit zukünftig unter Berücksichtigung der politischen Entwicklung im neuen Indien zu gestalten.

Als eigentlicher Grund der Entstehung von zwei Kirchen würde die „Nationalität der Missionare“ hervorgehoben, welches Lis Madsen die Frage stellen ließ, ob es richtig sei, „dass ein solches Problem Einfluss hat, wenn es um die Kirche Jesu Christi geht?“ 1953 hatte August Toft als Ursache der verschiedenen Entwicklungen angeführt, dass kein Zweifel daran bestehen könne, „dass die Wiedervereinigung in Dänemark indirekt die Ursache dessen war, dass die Arbeit in West- und Ost-Jeypore auf verschiedene Hände kam, und dass es dieser Anfang war, der dazu führte, dass wir bis heute zwar als Missionare und Kirchen dastehen, die zusammenarbeiten, aber doch im Äußeren getrennt sind; es gibt keine Union.“ Toft hat ferner bedauert, „dass wir sicherlich ganz unbewusst etwas von alledem mit nach Indien verpflanzten, welches hier in der Heimat bei der Wiedervereinigung geschehen ist. Mir hat dies jedenfalls als eine Anklage vor Augen gestanden, wovon ich nicht sagen konnte, dass ich ohne Schuld daran sei.“

Auch dem Vorstand der DMS schien es unbillig, dass politische Verhältnisse im Westen (Europa Verf.) Ursache einer Kirchentrennung in Indien sein sollten, zumal ganz Jeypore einst unter Breklum vereint gewesen sei.⁵¹

Im Kirchen- und Frömmigkeitsleben gab es mehrere Unterschiede. Von besonderer Bedeutung war die Kirchenzucht, die im Westen bedeutend strenger gehandhabt wurde als im Osten. Seit 1960 waren die Unterschiede der Gegenstand von Verhandlungen, und 1962 hatte die EJELC die Verfassung der JELC anerkannt, ohne sich jedoch an die By-laws, worin die Kirchenzuchsregeln verzeichnet waren, zu binden.

⁵¹ Weitling 1998, S. 714ff.

Nach dem Zweiten Weltkrieg hatte die strenge Kirchenzucht der JELC sich nicht verändert. In den Jahren nach der Union der Kirchen im Osten und Westen Jeypores von 1964 bemühte DMS sich durch ihren Indienausschuss darum die Problematik zu verstehen. Nachdem ich im Dezember 1965 als Pastor der dänischen Volkskirche in eine Kopenhagener Gemeinde berufen worden war, erhielt ich die Aufforderung in den Ausschuss einzutreten. Es ging u.a. darum die Entwicklung in der Schleswig-Holsteinischen Landeskirche nach dem Kriegsende besonders in bezug auf die Problematik Kirchenzucht aufzuarbeiten.

Während der Zeit des „Dritten Reiches“ waren verschiedene Glaubensgemeinschaften entstanden, deren Bekenntnisse durch die nationalsozialistische Ideologie beeinflusst waren. Um sich von diesen Pseudokirchen abzugrenzen bestand die BK auf die Einhaltung einer dem lutherischen Bekenntnis gemäßen Kirchenzuchsordnung. Nach dem Kriegsende haben die neuorganisierten Landeskirchen diese Ordnung formalisiert, und auch die Schleswig-Holsteinische Landeskirche erhielt ihre „Ordnung des Kirchlichen Lebens“.

In den Jahrzehnten nach der Kirchenunion entstanden Probleme verschiedener Art. Einige hatten geschichtliche Ursachen und sorgten in den östlichen Propsteien für viel Unruhe. Wegen manchen ungeklärten Verhältnissen traf DMS 1996 den Beschluss, sich aus der direkten Zusammenarbeit zu verabschieden. Seit 1997 hat DMS, die auf weitere neun Jahre befristeten Zu- schüsse an die JELC durch das 1971 gegründete „Nordelbische Zentrum für Weltmission und kirchlichen Weltdienst“ (NMZ) kanalisiert. Die Zusammenarbeit zwischen DMS/Danmission und NMZ, nunmehr von keinen nationalpolitischen Differenzen getrübt, verläuft optimal. Ein Repräsentant der unter dem Namen Danmission neuformierten dänischen Missionsgesellschaft nimmt als permanenter Gast an den Sitzungen des Indienausschusses des NMZ teil und erhält sämtliche die JELC betreffenden schriftlichen Unterlagen.

Im Herbst 2007 sind 125 Jahre vergangen, seitdem die Pioniermissionare Pohl und Bothmann unter großen Schwierigkeiten ins Jeyporeland zogen. Seitdem gab es mancherlei Probleme zu überwinden u.a. das deutsch-dänische Konfliktverhältnis in der Breklumer Mission in seinem jeweiligen historischen und kirchlichen Kontext. Es ist eine erfreuliche Tatsache, dass dieses schwierige Problem bereits seit geraumer Zeit zu den Akten gelegt werden konnte und einer Zusammenarbeit im ökumenischen Geist Platz gegeben hat.⁵²

⁵² Weitling 2007/8 (3), S. 23ff.

Literaturverzeichnis

- Brandt, Otto: *Geschichte Schleswig-Holsteins*, Kiel 1957.
- Hanssen-Nørremølle, H.P.: *Et Tilbageblik*, Bd. 1–4, København 1928–1934.
- Henschen, Ernst: *100 Jahre Mission unter der Losung Jesus allein. Eine Breklumer Chronik*, Breklum 1976.
- Henschen, Ernst: *Die dem Ruf folgten. Lebensbilder Breklumer Missionare*, Breklum 1980.
- Høst, Lisbeth Vestergaard: "Det Ene Fornødne". *Nordslesvigsk Indre Mission og Det gamle Budskab 1880–1945. Skrifter udgivet af Historisk Samfund for Sønderjylland Nr. 76*, Aabenraa 1997.
- Lange, Ulrich (Hrsg.): *Geschichte Schleswig-Holsteins. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*, Neumünster 1996.
- Larsen, Holger: *Trosbevægelsen Tyske Kristne. Kirkens Småskrifter 1. Række Nr. 1*, København 1933, (1).
- Larsen, Holger: *Nazikirken. Kirkens Småskrifter 1. Række Nr. 2–3*, København 1933, (2).
- Larsen, Holger: *Bekendelseskirken og Nazikirken. Kirkens Småskrifter 2. Række Nr. 3*, København 1934.
- Lindhardt, P.G.: *Indre Mission i Nordslesvig. Sønderjysk Månedsskrift 1972/3*, S. 90–94.
- Matthiesen, Carl: *Aus meinem Leben*, Hamburg 1948.
- Rasmussen, René: *Flensburg Avis 1869–1906. Historien om en dansk avis under prøjerstyre*, Flensburg 1994.
- Steck, Wolfgang (Hrsg.): *Otto Baumgarten. Studien zu Leben und Werk. Schriften des Vereins für Schleswig-Holsteinische Kirchengeschichte Reihe II, Band 41*, Neumünster 1986.
- Stoltz, Gerd: *Volksabstimmung Nordschleswig 1920 Plebiscit Slesvig, Apenrade u. Sonderburg 1990*
- Tiedje, Johannes: *Die Zustände in Nordschleswig (Erweiterter Sonderdruck aus der Christlichen Welt)*, Marburg a. L. 1909.
- Tonnesen, Hans: *Indre Mission og Nordslesvig. Et Forsvarsskrift*, Haderslev 1913.
- Waack, Otto: *Indische Kirche und Indien-Mission I. Die Geschichte der Jeyapore-Kirche und der Breklumer Mission (1876–1914)*, Erlangen 1994.
- Waack, Otto: *Indische Kirche und Indien-Mission II. Die Geschichte der Jeyapore-Kirche und der Breklumer Mission 1914–1939*, Erlangen 1996.
- Weitling, Günter: *Die historischen Voraussetzungen des „Kirchlichen Vereins für Indre Mission in Nordschleswig“ und dessen Verbindung zur reichsdäni-schen Indre Mission bis zur Jahrhundertwende. Schriften des Vereins für Schleswig-Holsteinische Kirchengeschichte Reihe I, Bd. 23*, Flensburg 1971.

- Weitling, Günter: *Indre Mission i Nordslesvig før århundredeskiftet. En oversigt.* Sønderjyske Årbøger 1977.
- Weitling, Günter: Kirchliche Erweckung und nationaler Gedanke – die nord-schleswigsche Erweckungsbewegung und ihre Nationalisierung. Schriften der Heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaft für Nordschleswig, Bd. 54, Apenrade 1986 (1).
- Weitling, Günter: Glimt af den nordslesvigske Indre Missions historie. Haderslev Stiftsbog 1986 (2).
- Weitling, Günter: Die Erweckungsbewegung in Nordschleswig. Schleswig-Holsteinische Kirchengeschichte, Bd. 5 Kirche im Umbruch, Neumünster 1989, S. 369–414.
- Weitling, Günter: Die Indre Mission und ihre Nachwirkungen in der Geschichte des Grenzlandes Nordschleswig. Schriften des Vereins für Schleswig-Holsteinische Kirchengeschichte Reihe II, Bd. 45, 1992, S. 9–23.
- Weitling, Günter: Die Geschichte der Kirche in Ost-Jeypore 1924–1964. Beziehungen der Breklumer Mission zu Nordschleswig und Dänemark. Schriftenreihe des Nordelbischen Zentrums für Weltmission und Kirchlichen Weltdienst. Bd. 2, Ammersbeck bei Hamburg 1998 (1).
- Weitling, Günter: Rezension von Lisbeth Vestergaard Høst: „Det Ene For-nødne“. Nordslesvigsk Indre Mission og Det gamle Budskab 1880–1945. In: Sønderjyske Årbøger 1998, S. 216–219 (2).
- Weitling, Günter: Christian Jensen und Nordschleswig. „Breklumer Vorträge (16)“: „...dann wird dein Leben voller Licht sein!“ Begegnungen mit Christian Jensen. Mit Beiträgen von K. Casper-Stahl, K. Riecke, J.-A. Tams, Dr. G. Weitling, Dr. H. Schmidt, Dr. K. Friemert, Dr. H.-J. Wietzke und des Dagebüller Heimatvereins, NMZ/Breklum 2000 (1).
- Weitling, Günter: Die Breklumer Mission in Indien 1881–1920. (Einleitendes Essay zum Abschnitt: Breklumer Mission (Nordelbisches Zentrum für Weltmission und kirchlichen Weltdienst). In: Quellenbestände der Indienmission 1700–1918 in Archiven des deutschsprachigen Raums. Archiv der Franckeschen Stiftungen zu Halle (Saale). Bearbeitet von Erika Pabst. Projektleitung: Thomas Müller-Bahlke, Halle 2000 (2). Digitale Ausgabe: www.francke-halle.de. S. 48–52.
- Weitling, Günter: Breklum und Nordschleswig – Ein Essay über eine glückliche Verbindung. „125 Jahre Breklumer Mission. 30 Jahre NMZ. Eine Festschrift“. Breklum und Hamburg 2001, S. 268–290.
- Weitling, Günter: Südschleswigs Dänen und Breklum. In: Hans-Christoph Goßmann, Eberhard von der Heyde, Carola Kienel und Brigitte Richter (Hrsg.): *Missionissima. Beiträge zur Zukunft von Mission, Ökumene und Entwicklung*, Frankfurt am Main 2005 (1), S. 423–429.

Weitling, Günter: *Missionen i Øst-Jeypore – indisk enbed på tværs af dansk-tysk splittelse*. In: K.E. Bugge, Hans Raun Iversen, Niels Kastfelt, Liselotte Malmgart, Harald Nielsen, Anders Nørgaard og George Oommen (Red.): *Det begyndte i København... Knudepunkter i 300 års indisk-danske relationer i mission*, Odense 2005 (2), S. 221–242. Englische Ausgabe: *It began in Copenhagen. Editors: George Oommen and Hans Raun Iversen* Delhi 2005 (3), S. 275–304.

Weitling, Günter: *Die Breklumer Mission in Indien 1881–1920*, S. 58–63. In: Hallesche Quellenpublikationen und Repertorien 9. Quellenbestände der Indienmission 1700–1918 in Archiven des deutschsprachigen Raums. Hrsg. Von Erika Pabst und Thomas Müller-Bahlke, Tübingen 2005 (4). Buchausgabe der digitalen Ausgabe Halle 2000.

Weitling, Günter: *Fra Ansgar til Kaftan – Sydslesvig i dansk kirkehistorie 800–1920*. Studieafdelingen ved Dansk Centralbibliotek for Slesvig Nr. 51, Flensborg 2005.

Weitling, Günter: *St. Jørgens Hospital i Sønderborg 1307–2007*, Sønderborg 2007 (1).

Weitling, Günter: *Deutsches Kirchenleben in Nordschleswig seit der Volksabstimmung 1920*, Apenrade 2007 (2).

Weitling, Günter: *Mission på vej. Det danske Missionsselskab i Øst-Jeypore 1934–2007*, Unitas Forlag 2007/8 (Manuskript).

Witt, Jann Markus u. Vosgerau, Heiko: *Schleswig-Holstein von den Ursprüngen bis zur Gegenwart. Eine Landesgeschichte*, Hamburg 2002.

Wree, Lorenz P.: *Von Klautoft nach Tingleff. 100 Jahre Nordschleswigsches Missionsfest*. In: *Schriften der Heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaft für Nordschleswig*, Heft 79, Apenrade 2004, S. 54–90.

Ferner wurde auf Mitteilungen in den dänischen Tageszeitungen: *Dannevirke* und *Dybbøl-Posten* sowie in den Zeitschriften „*Sædekorset*“ der Indre Mission in Nordschleswig und „*Indre Missions Tidende*“ der reichsdänischen Indre Mission sowie auf Archivalien im Landesarchiv Schleswig-Holstein, dem Reichsarchiv in Kopenhagen und dem Archiv NMZ/Breklum zurückgegriffen.

KIRCHE UND NATIONALSOZIALISMUS /
 HERAUSFORDERUNGEN UND VERSUCHUNGEN
 DER GEISTLICHKEIT IM FRÜHJAHR 1933

JOHANNES JÜRGENSEN

Zum Auftakt ein Zitat aus den Frühlingsbetrachtungen eines Gemeindepastors, entnommen der Märzausgabe des Rendsburger Gemeindeblatts mit dem Themenschwerpunkt „Konfirmation“: „Frühling des Volkes! Noch geht der Streit der Meinungen hin und her, ob das, was wir in den letzten Wochen an Volksabstimmungen und an politischer Neugestaltung erlebt haben, als Frühling des Volkes zu beurteilen ist. Manche melden starke Bedenken an, viele stehen abseits und wagen es nicht, Vertrauen zu fassen. Andere atmen auf, weil jetzt die Kräfte, die ein Volk zu seiner Erneuerung braucht, sich entfalten sehen. Ist das Geschehen unserer Tage lebendige Wirklichkeit, also ein neuer Anfang, eine Lebenswende in unserm Volk, oder nur ein gut gemachter Tonfilm? Es ist das, was wir daraus machen!“¹ Gegen Ende heißt es dann: „Frühling im Reiche Gottes! Die besten Kräfte eines Volkes werden frei durch die Kraft, die aus dem ewigen Reich Gottes in die Herzen strömt. [...] Heiliger Frühling kommt dann, wenn ein Volk sein Heil in Christus sucht und sich heiligen lässt durch den Geist Gottes. Das aber erfordert in jetziger Stunde das Bekenntnis des einzelnen zu Gott.“¹ Autor dieses Leitartikels ist Max Roager, seit 1924 Gemeindepastor in Büdelsdorf.² Im Mai 1933 wird er 38 Jahre alt werden. Er ist einer von etwa 400 Geistlichen,³ die in der schleswig-holsteinischen Landeskirche ihren Dienst tun.

1. DIE HERAUSFORDERUNGEN

1.1. ZUR PERSON ROAGER

Max Roager ist im Mai 1895 in Fauderup geboren, nordöstlich von Tondern, damals noch Teil des Deutschen Reiches. Bei Kriegsausbruch 1914 ist er gut 19 Jahre alt und nimmt am Krieg teil. Er gehört zu den Jahrgängen jun-

¹ Max Roager, Heiliger Frühling, Evangelisches Gemeindeblatt Rendsburg 1933, Nr. 3 (März-Ausgabe). – Das Gemeindeblatt wird herausgegeben von den Kirchenvorständen der Christkirchen- und der St. Marien-Gemeinde in Rendsburg; Schriftleiter ist Pastor Johann Bielfeldt; gedruckt wird es bei D. J. Carstens, Rendsburg.

² Büdelsdorf ist damals noch ein Gemeindebezirk der Christkirchengemeinde Rendsburg.

³ Christian Dethleffsen, S. 51.

ger Männer, aus deren Reihen viele in den Flandern-Schlachten verblutet sind. Als Roager aus dem Krieg zurück kehrt, geht Nordschleswig bald an Dänemark verloren. Wie viele andere muss auch er seine Heimat verlassen. Er studiert Theologie und wird am 4. November 1923 in Leck ordiniert.

1.2. WEIMARER ZUSTÄNDE

Zu den Herausforderungen in den zehn Jahren seiner Amtszeit in Büdelsdorf einige Stichworte.⁴ Die junge Demokratie macht ihre ersten Gehversuche. Besonders in den Tagen der Ordination (Oktober/November 1923) ist sie durch Putschversuche der „Roten“ bedroht, in Aachen und Koblenz, in Hamburg und in Sachsen. Auf der anderen Seite meutern in Bayern Teile der Wehrmacht, weil sie dort gegen linken Aufruhr vorgehen sollen. Am Freitag nach der Ordination unternimmt Hitler in München seinen „Marsch auf die Feldherrnhalle“, der eigentlich – nach dem Vorbild Mussolinis „Marsch auf Rom“ – ein „Marsch auf Berlin“ werden sollte.

Nach diesen Putsch-Erfahrungen bauen die Parteien ihre Privatarmeen auf. Die NSDAP hatte damit angefangen (SA und SS). Die SPD folgt im Februar 1924 mit der Gründung des „Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold“. Büdelsdorf ist in den zwanziger Jahren eine Hochburg des Reichsbanners im Gau Schleswig-Holstein.⁵ Die KDP bildet im Mai dieses Jahres den „Rot-Front-Kämpferbund“.

Der Versailler Vertrag vergiftet das innenpolitische Klima mit den verlangten Gebietsabtretungen (Nordschleswig und Oberschlesien, Memelgebiet und Saarland; nicht zu vergessen die Kolonien). Der Kaiser soll vor einem besonderen Gerichtshof der Alliierten angeklagt werden (Art. 227), Deutschland und seinen Verbündeten wird die alleinige Schuld am Ausbruch des Krieges angelastet (Art. 231) und soll darum mit Reparationen „Wiedergutmachung“ leisten, die das Wirtschaftsleben lähmen.

Mit Hilfe der „Dolchstoßlegende“ (Hindenburg, Reichspräsident ab 1925, ist an deren Entstehung maßgeblich beteiligt) entzieht sich das Militär seiner Verantwortung für die Katastrophe November 1918. Weil die SPD-geführte Regierung in der Anfangszeit der Weimarer Republik wegen drohender Aufstände „von links“ auf die Unterstützung der Reichswehr angewiesen ist, unterbleibt eine notwendige Klärung der Rolle der Militärs. Während der Weimarer Zeit behält die Reichswehr de facto einen Sonderstatus.

⁴ Zu diesem Abschnitt: Hans Mommsen: Aufstieg und Untergang der Republik von Weimar 1918–1933; Hans Herzfeld: Die Weimarer Republik; Helmut Heiber: Die Republik von Weimar.

⁵ Karl-Werner Schunck / Helmut Greve, S. 84. – Dem Sammelband sind weitere Einzelheiten entnommen, die im Vortrag erwähnt werden.

Die Inflation treibt ihrem Höhepunkt zu. Elf Tage nach Roagers Ordination wird die Rentenmark eingeführt. Nach einigen Jahren wirtschaftlicher Erholung kommt es dann zu neuen Krisen. Im Mai 1927 gibt es einen schwarzen Freitag an der Berliner Börse und im Oktober 1929 einen schwarzen Donnerstag an der New Yorker Börse. Im Juli 1931 folgt der Zusammenbruch von zwei Banken in Deutschland. Die Krise ist nicht mehr aufzuhalten. Ende 1932 gibt es 6,2 Millionen Arbeitslose. Gleichzeitig kürzt die Regierung Brüning die Arbeitslosenunterstützung, die erst Sommer 1927 durch Gesetz eingeführt worden war.

Deutschland wird von schwachen Kabinetten regiert. Insgesamt gibt es in den gut vierzehn Jahren zwanzig Kabinette mit 11 elf verschiedenen Reichskanzlern; die (durchschnittliche Dauer pro eines Kabinetts: acht Monate und zwölf Tage. Sieben Mal wird der Reichstag neu gewählt, der ab 1930 nicht mehr in der Lage ist, mehrheitsfähige Regierungen zu bilden. Die letzten vier Regierungen sind „Präsidial-Kabinette“; sie werden nicht vom Reichstag gewählt, sondern vom Reichspräsidenten durch „Not-Verordnung“ ernannt, obwohl der entsprechende Artikel 48 der Weimarer Verfassung nicht dafür gedacht war, die Rechte des Parlaments zu unterlaufen.

Hindenburg greift – in Absprache mit Reichskanzler Brüning und seinen Nachfolgern – immer häufiger zum Artikel 48. Noch 1930 hatte der Reichstag achtundneunzig Gesetze mit parlamentarischer Mehrheit verabschieden können. Nur fünf waren durch Not-Verordnungen zustande gekommen. Zwei Jahre später 1932 gibt es nur noch für fünf Gesetze im Reichstag eine Mehrheit, sechsundsechzig Gesetze treten aufgrund von Not-Verordnungen in Kraft.

Diese stichwortartige Aufzählung muss genügen, damit wir erahnen können, unter welchen Rahmenbedingungen der Büdelsdorfer Gemeindepastor seiner Arbeit nachgeht, mit welchen Herausforderungen er es zu tun hat. Ein besonders herausragendes Ereignis: Im Januar 1932 kommt ein zweundzwanzigjähriger SA-Mann aus Büdelsdorf bei einer Schlägerei in Rendsburg zu Tode.⁶ Roager soll ihn beerdigen. 4000 SA- und SS-Leute, angeführt vom Gauleiter Lohse, schwören am offenen Grab Rache.

⁶ In Rendsburg sprach man von der „Menzelschlacht“.

1.3. BRUDERKREIS JUNGER THEOLOGEN

In seinem Ordinationsgelübde hatte Roager gelobt, „der Kirche und dem Vaterland aus allen Kräften zu dienen und ihr Bestes zu fördern“.⁷ Ihm gelingt es, sich erfolgreich für den Bau eines Gemeindehauses in Büdelsdorf einzusetzen. Ab 1929 lädt er zu volksmissionarischen Wochen ein. Er lädt dazu Redner ein, die er aus dem Bruderkreis junger Theologen kennt. Er selbst ist dieser Gruppe vermutlich schon bald beigetreten, als diese im gleichen Jahr in Neumünster gegründet wird. Gründungsväter sind so verschiedene Leute wie Karl Hasselmann (damals Pastor in HH-Bahrenfeld), Reinhard Wester (Jugendpastor der Landeskirche), Erik Petersen aus Neu-münster (er ist der Gründer der Kirchenzeitung „Am Sehrohr der Zeit“ bzw. „Kirche der Heimat“). Initiator ist der 31-jährige Martin Beuck aus Kiebitzreihe, später ein BK-Mann.

Was diese Leute verbindet, ist zunächst nur ihr Alter. Sie gehörten der Kriegs- bzw. der Nachkriegsgeneration der Pastorenschaft an. Viele von ihnen sind durch die Jugendbewegung geprägt, halten den Gegensatz von „orthodox“ und „liberal“ für überholt, der unter den älteren Amtsbrüdern noch für ein „Lagerdenken“ sorgt. Mitglied kann jeder werden, der sich auf den Boden der Erklärung zum 2. Artikel stellt, wer sich als „christusgläubig“ versteht und dieser „Erlebnis- und Aktionsgemeinschaft“ beitreten möchte. Man kommt zu Tagungen und Fortbildungswochen zusammen, verschickt Rundbriefe, insgesamt werden es bis Mitte 1933 (Auflösung des Bruderkreises) sechsunddreißig Ausgaben werden. Literatur und Theologie, Kirchenpolitik und Auseinandersetzung mit religiösen Strömungen der Gegenwart, Historisches und politische Gegenwartsfragen – alles kann zum Thema werden.

Für uns wird eine Diskussion interessant, die in den Rundbriefen Nr. 14 bis Nr. 19 von Oktober 1930 bis März 1931 stattfindet. Unmittelbar nach den Reichstagswahlen im September 1930, bei der die NSDAP überraschend ein-hundertsieben Mandate errungen hat, berichtet Beuck, er habe mit Hochachtung mit der Lektüre von Hitlers „Mein Kampf“ begonnen, den er bei einer Tante ausgeliehen habe. Diese habe jedes Mal angestrichen, wenn Hitler den Namen Gottes unnützlich geführt habe. Es seien sehr viele Striche geworden.

Im November reagiert Johannes Lorentzen aus Kiel auf diese Kritik. Er be ruft sich auf Müller-Schwefe, der gemeint habe, man solle sich von Herzen darüber freuen „dass hier erklärt wird: Wir wollen mit der Kraft des positi-

⁷ Christian Dethleffsen, S. 49. – Diesem Aufsatz sind auch weitere Einzelheiten dieses Abschnittes entnommen.

ven Christentums⁸ unser Volksleben aufbauen“. Lorentzen warnt davor, dass die Kirche – wie auch gegenüber der sozialistisch bestimmten Arbeiterbewegung – nun auch gegenüber der Hitlerbewegung die Stunde versäume. Beuck hält dagegen. Er sieht „in Hitler einen Zwillingsbruder Ludendorffs und erkennt keine Möglichkeit, dass die Christen innerhalb der Partei das ändern können, wobei er die Vaterlandsliebe und die Bekämpfung des Grundübeln der Wirtschaft, der Zinsknechtschaft durchaus begrüßt“.⁹

Im Januar meldet sich Wester zu Wort. Er lehne die NSDAP zwar ab, schreibt er. Dennoch fände er positiv und begrüßenswert an der Partei: die Verdrängung des Gesellschaftsgedankens durch den Gemeinschaftsgedanken, die Ablösung der lediglich internationalen Einstellung durch ein starkes nationales Wollen und die positive Wertung metaphysischer Größen.¹⁰

Wester bleibt dennoch skeptisch „gegenüber dem völlig unklaren Schlagwort vom ‚positiven‘ Christentum“ und der „Verabsolutierung des Rassen- und Volkstumsgedankens“. Auch bedürfe „der Machtgedanke im nationalsozialistischen Programm einer sehr starken Überprüfung vom Evangelium her“. Wester dann wörtlich: „Aber ich fürchte, dass manche Amtsbrüder mit derselben Selbstverständlichkeit mit dem Nationalsozialismus sympathisieren, mit der sie seinerzeit den Sozialismus als indiskutabel abgelehnt haben.“¹¹

Lorentzen aus Kiel beurteilt die Äußerungen Hitlers in „Mein Kampf“ anders. Hitler enthalte sich – im Gegensatz zu Ludendorf – herabsetzender Äußerungen gegenüber der Kirche. An ihn, „den Führer“ solle man sich halten, nicht an die „wilden“ Nazi-Leute. -- Petersen aus Neumünster schreibt dazu:

⁸ Das Stichwort „Positives Christentum“ stammt aus dem Parteiprogramm der NSDAP von 1920 und meint dort etwas völlig anderes, als was in den zwanziger Jahren in kirchlichen Kreisen darunter verstanden wurde. Der vorletzte von 25 Programm-punkten lautet: „Wir fordern die Freiheit aller religiösen Bekenntnisse im Staat, so weit sie nicht dessen Bestand gefährden oder gegen das Sittlichkeits- und Moralge-fühl der germanischen Rasse verstößen. [Absatz – JJ.] Die Partei als solche vertritt den Standpunkt eines positiven Christentums, ohne sich konfessionell an irgend ein Bekenntnis zu binden. Sie bekämpft den jüdisch-materialistischen Geist in und außer uns und ist überzeugt, dass eine dauernde Genesung unseres Volkes nur erfolgen kann von innen heraus auf der Grundlage: Gemeinnutz geht vor Eigennutz.“ Alfred Rosenberg kommentiert diesen Text unmissverständlich auf zwei von fünfzig Seiten seiner vor 1933 weit verbreiteten Schrift zum Parteiprogramms.

⁹ Christian Dethleffsen, S. 57.

¹⁰ Christian Dethleffsen, S. 57f.

¹¹ Christian Dethleffsen, S. 58.

„Wir müssen nicht hinein in die nat.soz.Partei.“ Aber man müsse das Gespräch „mit den Leuten in der braunen Jacke“ suchen. Auch Beuck äußert sich noch einmal. Er gibt zu bedenken, dass es sich bei dem Verhalten der NSDAP um reine Taktik handele.

Roager aus Büdelsdorf stimmt dieser Deutung zu und schreibt dann: „Wenn man (*die Partei, JJ*) der Kirche verspricht, dass man sie leben lassen will, und noch ein bisschen mehr dazu tut, dann freut sich die Kirche mehr darüber als über sämtliche Verheißungen des Alten und Neuen Testaments.“ Er halte die Alternative Moskau oder Hitler einfach für falsch. Die Arbeiter hätten bewiesen, dass sie den Weg Moskaus nicht mitgingen, auch nicht im Blick auf die Ablehnung der Kirche.¹² Mit anderen Worten: So bedrohlich, wie die NSDAP die SPD darstellt, seien die Vertreter des linken Parteienspektrums nicht. Man dürfe der Propaganda nicht auf dem Leim gehen. Roager spricht von seinen Erfahrungen in Büdelsdorf.

Im nächsten Rundbrief (23.3.1931) stimmt Hans Asmussen ihm ausdrücklich zu.¹³ Zu gleicher Zeit berichtet dieser an anderer Stelle¹⁴ ausführlich über seine Erfahrungen mit dem Nationalsozialismus in den zurückliegenden drei Jahren. Er schildert, wie diese Bewegung mit den Bauernprotesten nach Albersdorf gekommen sei, wie die „ehrenfestesten“ Leute im Dorf sich ihm angeschlossen hätten. Im Blick auf die Kirche hätten sie gesagt: Wir wollen doch genau dasselbe wie die Kirche. Wir müssen nur erst die politische Gewalt gewinnen, dann wird die Kirche die Früchte davon ernten können.“ Er habe in Albersdorf dann „die Erfahrung gemacht, dass die Menschen, die von der eigentlichen kirchlichen Aufgabe eine Ahnung hatten, die ‚Kirchenfreundlichkeit‘ des Nationalsozialismus zu fürchten begannen.“

Es ist deutlich zu spüren, wie Asmussen und andere schon sehr früh die Herausforderungen spüren, die mit der Hitler-Bewegung auf sie zukommen. Sie registrieren auch die Versuchungen, denen sie ausgesetzt sind. Wir nähern uns dem Januar 1933.

1.4. DAS ALTONAER BEKENNTNIS

Am Dienstag, dem 9. Januar 1933, gibt Reichspräsident Hindenburg seine Zustimmung zu Verhandlungen mit Hitler. Da kommt es in Schleswig-Holstein zu einer Kontroverse zwischen Kirche und NSDAP. Es geht um das Altonaer Bekenntnis.

¹² Ebenda.

¹³ Ebenda.

¹⁴ Hans Asmussen, S. 178ff.

Auf die Vorgeschichte kann ich hier nicht eingehen.¹⁵ Am Mittwoch, dem 11. Januar, wird das Bekenntnis der Öffentlichkeit vorgestellt. In den kommenden Tagen und Wochen findet es rasch Verbreitung, in der Landeskirche und weit darüber hinaus – bis nach Süddeutschland.

Am Tag vor der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler, am 29. Januar also, veröffentlicht Gauleiter Heinrich Lohse eine längere, scharfe Entgegnung. Er greift u. a. Asmussen direkt an, der „durch seinen unsachlichen Kampf gegen die NSDAP und ihre Träger hinlänglich bekannt“¹⁶ sei. Er stellt die Frage, ob man einer Landeskirche noch Schutz und finanzielle Unterstützung gewähren könne, in der solch ein hochverräterischer, pazifistischer und internationaler Standpunkt vertreten werden könne. Lohse spricht von einer „Altonaer Kriegserklärung“.¹⁷

Von den einundzwanzig Verfassern des Bekenntnisses gehören außer Asmussen zehn weitere dem oben vorgestellten Bruderkreis an. Im Rundbrief vom 16. Januar 1933 ist vom Bekenntnis noch nichts zu lesen. Die nächste Ausgabe kommt erst am 7. März heraus, also 7 Wochen später. Der Mitunterzeichner Hasselmann wundert sich darüber, dass das Echo aus Schleswig-Holstein und besonders aus dem Bruderkreis so gering ist. Er fragt, ob dies mit der heftigen Reaktion des Gauleiters zu tun habe und mit dem Bemühen des theologischen Referenten für Öffentlichkeitsarbeit im Kirchenamt¹⁸ zusammenhänge, den Konflikt mit der NSDAP zu entschärfen.

Nikolaus Christiansen, Konsistorialrat im LKA, auch Mitglied des erwähnten Bruderkreises, wirft den Altonaern vor, „in den Dienst unserer Kirche wezensfremde Blickrichtungen hineingetragen“ zu haben.¹⁹ Sie hätten überhaupt nichts zum Marxismus gesagt, sich taktisch verhalten, da es ihnen auf Beifall von Links angekommen sei. Christiansen bemüht sich um eine Absprache mit Lohse. Man werde das Bekenntnis nicht weiter verbreiten, wenn auf der anderen Seite die Partei ihre Angriffe unterlasse.²⁰ – Diese Vorgänge werden bald überlagert von neuen Nachrichten aus Berlin.

Im Hintergrund spielt die Angst vor den „Bolschewisten“ in Russland und ihren Anhängern in Deutschland eine große Rolle. Die KPD hat bei den zurückliegenden Wahlen ständig neue Wähler gewonnen. Werden sich nicht

¹⁵ Siehe Fritz Herberger u. a. (Hg.), S. 24ff.

¹⁶ Enno Konukiewitz, S. 61.

¹⁷ Klaus Peter Reumann, S. 128.

¹⁸ Gemeint ist Nikolaus Christiansen, seit 1925 geistlicher Hilfsarbeiter im Landeskirchenamt von Kiel, seit dem 1. 12. 1926 Konsistorialrat. Im Landeskirchenamt ist er einer der Wortführer der Kirchenpartei der „Deutschen Christen“.

¹⁹ Christian Dethleffsen, S. 63.

²⁰ Klaus Peter Reumann, S. 129.

doch – trotz abgrundtiefer Meinungsverschiedenheiten – die Parteien des linken Spektrums einmal zusammentun gegen die „Rechten“, die bei der Novemberwahl 1932 leicht verloren haben? Droht ein Bürgerkrieg?

Auf gar keinen Fall – so die weit verbreitete Ansicht im bürgerlichen Lager, besonders auch unter den praktizierenden Christen – dürfen die „Bolschewisten“ an die Macht kommen, die seit 1917 in Russland und im Baltikum Angst und Schrecken verbreiten. Die in Rendsburg und Büdelsdorf gelesene Kirchenzeitung berichtet in ihrer Ausgabe vom 15.1.33 von einem Gottlosen-Fünfjahresplan in der Sowjetunion, der dort Schritt für Schritt zur Be seitigung der Kirche führen soll.²¹

2. DIE VERSUCHUNGEN

2.1. DIE NEUE REGIERUNG

Es beginnt die Zeit besonderer Versuchungen. Zunächst stellt sich die neue Regierung vor. Die Zusammensetzung des Kabinetts verblüfft. Ihm gehören neben Hitler nur zwei Nationalsozialisten an (Göring und Frick). Fünf Minister sind parteilos. Zwei kommen aus der Deutschnationalen Volkspartei (DNVP), einer vom Stahlhelm, dem Verband der ehemaligen Soldaten. Hindenburg gibt die Lösung aus, es sei ein „Kabinett der nationalen Konzentration“. Mit anderen Worten: die NSDAP sei nur *eine* von mehreren politischen Gruppierungen, die jetzt die Regierungsverantwortung übernehmen.

2.2. HITLERREDE AM 1. FEBRUAR

Vom Tag nach der Beauftragung Hitlers ist aus Berlin zunächst nichts Besonderes zu berichten. Aber am übernächsten Tag wendet sich der neue Reichskanzler über alle Rundfunksender an das deutsche Volk. Er bedient sich bei dieser und den vier folgenden öffentlichen Reden einer Sprache, die aufhorchen lässt. Haben er und seine Helfershelfer bisher nur polarisiert, gegenseitigen Hass gesät, tritt er nun als „Staatsmann“ auf, der versöhnen will. U.a. sagt er: „Deutschland bietet seit dem Tage der Revolution das Bild herzerbrechender Zerrissenheit. Das Elend unseres Volkes ist entsetzlich! [...] In einem unerhörten Willens- und Gewaltansturm versucht die kommunistische Methode des Wahnsinns das in seinem Innersten erschütterte und entwurzelte Volk endgültig zu vergiften und zu zersetzen. [...] Angefangen bei der Familie, über alle Begriffe von Ehre und Treue, Volk und Vaterland, Kultur und Wirtschaft hinweg, bis zum ewigen Fundament unserer Moral und unseres Glaubens, bleibt nichts unverschont von dieser nur verneinenden,

²¹ Kirchenzeitung „Um unseres Volkes Seele“, Ausgabe Vicelin II (Neumünster), 15. 1. 1933.

alles zerstörenden Idee. [...] In diesen Stunden der übermächtig hereinbrechenden Sorgen um das Dasein und die Zukunft der deutschen Nation rief uns Männer nationaler Parteien und Verbände der greise Führer des Weltkriegs auf, noch einmal, wie einst an den Fronten, nunmehr in der Heimat in Einigkeit und Treue für des Reiches Rettung zu kämpfen. [...] Das Erbe, das wir übernehmen ist ein furchtbares [...] Bauern, Arbeiter und Bürger, sie müssen gemeinsam die Bausteine liefern zum neuen Reich.

So wird es die nationale Regierung als ihre oberste und erste Aufgabe ansehen, die geistige und willensmäßige Einheit unseres Volkes wieder herzustellen. Sie wird die Fundamente wahren und verteidigen, auf denen die Kraft unserer Nation beruht. Sie wird das Christentum als Basis unserer gesamten Moral, die Familie als Keimzelle unseres Volks- und Staatskörpers in ihren festen Schutz nehmen. ... Sie wird dabei all der Einrichtungen in höchster Sorgfalt gedenken, die die wahren Bürgen der Kraft und Stärke unserer Nation sind. [...] Getreu dem Befehl des Generalfeldmarschalls wollen wir beginnen. Möge der allmächtige Gott unsere Arbeit in seine Gnade nehmen, unseren Willen recht gestalten, unsere Einsicht segnen und uns mit dem Vertrauen unseres Volkes beglücken. Denn wir wollen nicht kämpfen für uns, sondern für Deutschland.²²

Das sind Töne, die man von einem Kanzler, ganz zu schweigen von Hitler selbst, so bisher nicht vernommen hat. Ein frommer Mann ist dieser Hitler, so scheint es; ein Reichskanzler, der öffentlich Gott um seine Gnade bittet; der demütig und zugleich entschlossen schier unlösbare Aufgaben anpacken will; der das Christentum zum Fundament seiner Arbeit machen will; der öffentlich darum bittet, Gott möge „unsren Willen recht gestalten, unsere Einsicht segnen“.

2.3. RUST ZU DEN KIRCHEN

Die Kirchenleute horchen erneut auf, als der neue Staatskommissar im Preußischen Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung“ (in diesem Ministerium werden auch alle Kirchenfragen verhandelt) sich in diesen ersten Tagen der neuen Regierung an die Kirchen wendet. Im kirchlichen Gemeindeblatt Neumünsters ist auf der ersten Seite zu lesen: „Der neue Reichskommissar Rust hat bei der Übernahme seines Amtes davon gesprochen – übrigens in sehr sympathischer Weise –, dass er die beiden großen christlichen Kirchen vor die Fragen stellen wolle, ob sie zusammen mit dem Staat ihre Kräfte zur Überwindung des Bolschewismus einsetzen wollen.“²³

²² Zitat nach Günther Dinstühler (Hrsg.), S. 2ff. – Siehe auch: Klaus Scholder, S. 281).

²³ Um unseres Volkes Seele, Ev. Gemeindeblatt für Vicelin II / Neumünster vom 19. 2. 1933.

Wilhelm Schädler, der Herausgebers dieses Blattes, vernimmt in den Äußerungen Rusts auch die drohenden Nebentöne und schreibt in seinem Kommentar: „Hätte die evangelisches Kirche nicht den Kampf um die Erhaltung der Familie und um die sittliche Neubegründung der Ehe mit Nachdruck geführt, so hätte die bolschewistische Propaganda auf diesem Gebiet noch viel größere Erfolge gehabt [...] Wenn der Staat auf seinem Gebiet und auf seine Weise den gleichen Kampf aufnimmt, so ist die Bundesgenossenschaft von selber da. Nur dass die Kirche ihre Arbeit immer auch nach ihren eigenen Gesetzen betreiben muss. [...] Dann wird der Kampf, den Staat und Kirche in verschiedener Weise und mit verschiedener Zielsetzung führen müssen, dem deutschen Volke zum Segen sein.“

2.4. WAHLKAMPFREDE I (10. 2.)

Am 10.2. hält Hitler seine erste Rede zur Eröffnung des Wahlkampfes für die Reichstagswahl am 5.3. Wieder wird sie über alle Rundfunksender verbreitet. Zwei kurze Zitate daraus: „Wenn wir diese Versöhnung der Klassen herbeiführen, wollen wir weitergehen, dieses geeinte deutsche Volk wieder zu den ewigen Quellen seiner Kraft führen, wollen durch eine Erziehung zu Glauben an Gott und den Glauben an unser Volk einpflanzen in die jungen Herzen. [...] Ich kann mich nicht lossagen von unserm Glauben an mein Volk, kann mich nicht lossagen von der Überzeugung, dass unsere Nation wieder dereinst auferstehen wird zu einem Reich der Größe und der Ehre und der Kraft und der Gerechtigkeit. Amen.²⁴

Wie bitte? Amen? War das ein Gebet? Es fallen Worte, die wie „Bekenntnis“ und „Gebet“ klingen, an Ostern, an den Schluss des Vaterunsers und an Luthers Worte auf dem Reichstag zu Worms erinnern. Die Mehrheit der Bevölkerung merkt vermutlich nicht, wie Hitler sich wie ein Wolf im Schafspelz in die Kirchensprache eingeschlichen hat. – In den folgenden Jahren berufen sich viele Kirchenleute immer wieder auf diesen Reden Hitlers aus den ersten Wochen seiner Kanzlerschaft.

2.5. WAHLKAMPFREDE II (4. 3.)

Hitler spürt, dass er mit seinem neuen Stil ankommt. Am 5.3. soll gewählt werden. Am Vorabend wendet Hitler sich erneut über alle Rundfunksender an das deutsche Volk. Von Königsberg aus, wo 1701 die erste preußische Königskrönung stattfand, aus der Stadt des Philosophen Immanuel Kant, aus der seit Ende des 1. Weltkriegs abgeschnürten Provinz, aus dem östlichen „Vorposten“ gegenüber der „roten Gefahr“, die von Russland ausgeht,

²⁴ Günther Dinstühler, S. 5ff.

meldet sich der Reichskanzler zu Wort. Er zieht alle Register, um das für ihn enttäuschende Ergebnis der Wahl vom November 1932 zu korrigieren. Am Schluss der Rede sagt Hitler – nein, er scheint zu beten: „Herrgott, lass uns niemals wankend werden und feige sein, lass uns niemals die Pflicht vergessen, die wir übernommen haben! [...] Wir alle sind stolz, dass wir durch Gottes gnädige Hilfe wieder zur wahrhaften Deutschen geworden sind.“ Es folgt dann eine Überspielung des „Niederländischen Dankgebet“ aus dem großen Zapfenstreich. In der ersten der vier Strophen heißt es: „Wir treten zum Beten vor Gott den Gerechten, / Er waltet und haltet ein strenges Gericht. / Er lässt von den Schlechten die Guten nicht knechten; / Sein Name sei gelobt, er vergisst unser nicht...“

Die letzten Töne gehen über in das Geläut der Glocken des Königsberger Domes. Niemand weiß, das es von einer Schallplatte eingespielt wird, gegen den ausdrücklichen Willen des preußischen Oberkirchenrats.²⁵

Einige Monate später zitiert der Neumünsteraner Propst Meifort – er ist immer noch tief beeindruckt – bei der Einführung der Kirchenältesten aus dieser Rede: „Unser Reichskanzler hat im März in seiner Rede in Königsberg die tiefe Beziehung des Nationalsozialismus zur Kirche mit den Worten ausgedrückt: Herr, ich lasse dich nicht, Du segnest mich denn!“.²⁶

2.6. DER TAG VON POTSDAM

Wieder schafft es Hitler mit dieser Wahl nicht, für die NSDAP die absolute Mehrheit im Reichstag zu erreichen. Dennoch will er eine Verabschiedung des „Ermächtigungsgesetzes“²⁷ erreichen. Um durch die emotionale Zustimmung breiter Bevölkerungsschichten auch die Zögernden im Parlament zu gewinnen, wird der „Tag von Potsdam“ inszeniert. Er soll die erste Reichstagssitzung einleiten, bei der dann – zwei Tage später – das Ermächtigungsgesetz verhandelt werden soll. Gottesdienste und Aufmärsche, eine Eröffnungsfeier in der Garnisonkirche mit Reden von Hindenburg und Hitler, ein „Bad in der Menge“ – über alles wird umfangreich in Filmen und Rundfunkberichten, in der Tagespresse und in Sonderveröffentlichungen berichtet. Hitler stellt sich als Nachfolger des „Ersatzkaisers“ Hindenburg vor, als Verwalter des Erbes der preußischen Könige, deren Gräber er demonstrativ besucht. Aus der Rede Hindenburgs zu Beginn des Eröffnungsaktes in der Garnisonkirche: „Der Ort, an dem wir uns heute versammelt haben, mahnt uns zum Rückblick auf das alte Preußen, das in Gottesfurcht,

²⁵ Klaus Scholder, S. 283.

²⁶ Holsteinischer Courier vom 31. 7. 1933.

²⁷ Der offizielle Name des Gesetzes vom 24. 3. 1933 klingt viel annehmbarer: „Gesetz zur Behebung der Not von Volk und Reich“.

durch pflichttreue Arbeit, nie verzagenden Mut und hingebende Vaterlandsliebe groß geworden ist und auf dieser Grundlage die deutschen Stämme geeint hat. Möge der alte Geist dieser Ruhmesstätte auch das heutige Geschlecht beseelen, möge er uns frei machen von Eigennutz und Parteizezänk und uns in nationaler Selbstbesinnung und seelischer Erneuerung zusammenführen zum Segen eines in sich geeinten freien, stolzen Deutschland!“²⁸

Hitlers Rede fällt sehr viel länger aus. Bei der Begründung des Ermächtigungsgesetzes, über das anschließend in der Kroll-Oper verhandelt wird (der gegenüberliegende Reichstag ist seit dem 17./18. Februar eine ausgebrannte Ruine), sagt Hitler u. a.: „Die Nationale Regierung sieht in den beiden christlichen Konfessionen wichtigste Faktoren der Erhaltung unseres Volkstums. Sie wird die zwischen ihnen und den Ländern abgeschlossenen Verträge respektieren. Ihre Rechte sollen nicht angetastet werden. Sie erwartet aber und hofft, dass die Arbeit an der nationalen und sittlichen Erziehung unseres Volkes, die sich die Regierung zur Aufgabe gestellt hat, umgekehrt die gleiche Würdigung erhält. Die nationale Regierung wird in Schule und Erziehung den christlichen Konfessionen den ihnen zukommenden Einfluss einräumen und sicherstellen. Ihre Sorge gilt dem aufrichtigen Zusammenleben zwischen Kirche und Staat. [...] Ebenso legt die Regierung, die in dem Christentum die unerschütterlichen Fundamente des sittlichen und des moralischen Lebens unseres Volkes sieht, den größten Wert darauf, freundschaftliche Beziehungen zum heiligen Stuhl weiter zu pflegen und auszubauen.“²⁹

2.7. DER 1. MAI

Schließlich soll der 1. Mai genutzt werden, die Zustimmung der Bevölkerung für die neue Regierung zu gewinnen. Sonst ist er ein Kampftag der Arbeiter gegen ihre Arbeitgeber. Doch die neue Regierung hat ihn kurz zuvor zum gesetzlichen Feiertag erklärt. Sie deutet ihn um als Tag der Versöhnung, an dem die „Arbeiter der Stirn und die Arbeiter der Faust“ gemeinsam Gottesdienste besuchen und sich an Umzügen beteiligen. Die Feiern in allen größeren Städten enden auf Plätzen, wo man gemeinsam über Lautsprecher die Rede Hitlers anhört, die dieser auf dem Tempelhofer Feld in Berlin hält. Am Schluss sagt er – und es klingt wieder so, als lade er Millionen von Zuhörer im ganzen Deutschen Reich ein zum Gebet: „...Wir bitten nicht den Allmächtigen: Herr mach uns frei. Wir wollen selbst arbeiten. Wir

²⁸ Die Woche (Gedenkausgabe zur Reichstagseröffnung „Der Tag von Potsdam“), S. 4.

²⁹ Günther Dinstühler, S. 16 und S. 18.

wollen uns brüderlich vertragen und zusammenringen, damit einmal die Stunde kommt, da wir vor ihn hintreten können und ihn bitten dürfen: Herr, Du siehst, wir haben uns geändert. Das deutsche Volk ist nicht mehr das Volk der Ehrlosigkeit, der Schande, der Selbstzerfleischung, der Kleinmütigkeit und Kleingläubigkeit. Das deutsche Volk ist wieder stark geworden in seinem Geist, stark in seinem Willen, stark in seiner Beharrlichkeit, stark im Ertragen aller Opfer. Herr, wir lassen nicht von dir. Nun segne unsern Kampf um unsere Freiheit und damit unser deutsches Volk und Vaterland.“³⁰

Hitler hat alles drangesetzt, um das Bild, das sich die deutsche Bevölkerung in der zurückliegenden „Kampfzeit“ von ihm gemacht hat, durch neue Eindrücke zu ersetzen. Bei der bürgerlichen Mittelschicht, die ohnehin weitgehend „deutschnational“ dachte (dazu gehörte auch der größte Teil der evangelischen Pastorenschaft), war dies ein verhältnismäßig leichtes Unterfangen. Gegen Ende des ersten Vierteljahres scheint das Eis auch bei der katholischen Kirche zu brechen. Selbst die Zustimmung der Arbeiterschaft wächst, obwohl ein großer Teil ihrer Sprecher in den Parteien (SPD und KPD) und in den Gewerkschaften verfolgt wird (s. u.).

3. REAKTIONEN IM BEREICH DER KIRCHE

Bemerkenswert ist, wie die katholische Bischofskonferenz auf den Tag von Potsdam und auf die erste Regierungserklärung reagiert. In einer Kundgebung vom 28. März heißt es: „Die Oberhirten der Diözesen Deutschlands haben aus triftigen Gründen, die wiederholt dargelegt sind, in ihrer pflichtmäßigen Sorge für Reinerhaltung des katholischen Glaubens und für Schutz der unantastbaren Aufgaben und Rechte der katholischen Kirche in den letzten Jahren gegenüber der nationalsozialistischen Bewegung eine ablehnende Haltung durch Verbote und Warnungen eingenommen. [...] Ohne die in seinen früheren Maßnahmen liegende Verurteilung bestimmter religiössittlicher Irrtümer aufzuheben, glaubt [...] der Episkopat das Vertrauen hegen zu können, dass die vorbezeichneten allgemeinen Verbote und Warnungen nicht mehr als notwendig betrachtet zu werden brauchen.“³¹ Und wie verhält sich unsere Kirche in Schleswig-Holstein? Zunächst ist nach dem Machtwechsel in Berlin ein Schweigen zu bemerken. Warum dieses Innehalten? Weil man die erboste Reaktion des Gauleiter Lohse verarbeiten

³⁰ Günther Dinstühler, S. 25.

³¹ „Schöne Zukunft“ Wochenschrift, S. 669.

muss, wie Hasselmanns vermutet?³² Ist es eher die Unsicherheit, wie man zu bewerten hat, was aus dem Munde Hitlers zu hören ist? Spürt man die Versuchungen und überlegt, wie ihnen zu begegnen ist?

3.1. UMSCHWUNG IM MÄRZ

Nach fünf bis sechs Wochen Schweigen, spätestens nach den März-Wahlen, tut sich etwas im Landeskirchenamt. Auf Initiative und unter Anleitung der beiden Oberkirchenräte Kinder und Christiansen bereiten die beiden Bischöfe eine „Ansprache“ vor, die am 19. oder 26. März von allen Kanzeln zu verlesen ist – also vor und nach dem „Tag von Potsdam“ (21. März). Man hat den Eindruck, dass die Bischöfe mit dieser engagierten Äußerung eine Scharte auswetzen wollen, die durch die Kontroverse mit Gauleiter Lohse entstanden ist.

Einige Sätze daraus: „Aus deutscher Not ist in nationaler Besinnung eine deutsche Freiheitsbewegung erwachsen. Volkstum und Vaterland werden wieder als hohe, von Gott geschenkte Güter erkannt, die auch schwerster Opfer wert sind. Gottesfurcht und selbstlose Hingabe, Zucht und Ehrbarkeit, Treue und Reinheit in Ehe und Familie, Lauterkeit in Handel und Wandel sollen die festen Säulen unseres Volkslebens bilden. Die führenden Männer haben offen bekannt, dass nur auf christlicher Grundlage ein gesundes Staatswesen sich entwickeln kann. Das ist eine Wendung, für die wir Gott von Herzen danken. [...]

Die Kirche ist weder parteipolitisch noch wirtschaftlich gebunden. Sie hat mit dem Evangelium dem Volksganzen zu dienen. Je treuer sie Licht und Kraft des Evangeliums hineinträgt in alle Kreise des Volkes, um so mehr tut sie auch den vaterländischen Dienst, der von ihr erwartet und gefordert werden kann. Die Kirche muss Kirche bleiben. Alle ihre Glieder haben in ihr Heimatrecht und allen ist sie zu Dienst verpflichtet. Sie muss die Stätte der Gemeinschaft bleiben. Sie stellt ihre Glieder vor das Angesicht des Gottes, vor dem kein Ansehen der Person gilt; so hilft sie, dass wir wieder werden „ein einig Volk von Brüdern“. [...] Wir wollen Gott bitten um gut Regiment, um fromme und getreue Oberherrn, um Frieden nach außen und Einigkeit im Innern. Heiligende Kraft geht von dem Evangelium aus. So wird auch der irdische Beruf Gottesdienst; so regiert in allem die Liebe, die den Hass überwindet; denn wir leben alle nur von Gottes Gnade. Gott segne unser deutsches Volk und Vaterland!“³³

³² 33. Rundbrief des Bruderkreises vom 7. März 1933 (Christian Dethleffsen, S. 61).

³³ KGVBl 1933/6 (17. 3. 1933).

Die allermeisten Geistlichen werden ähnlich gedacht haben. Der fast dreißigjährige Pastor Heinrich Meyer, tätig an der Anscharkirche in Neumünster, der bald ein frühes Mitglied der Bekennenden Kirche sein wird, schreibt an seine Gemeinde: „Was [...] unsere neue Regierung zum Christentum sagt und wie sie sich dazu stellt, das betrachten wir mit Interesse und Bedacht. Und mit Freude; denn die Worte, die in den Rundfunkreden der letzten Wochen von den Männern unserer Regierung über Christentum und Ewigkeitswerte gesprochen sind, lassen uns wieder hoffen, dass die Welle der Gottfeindlichkeit wieder zurückfluten wird.“

Wir haben eine Bitte: Dass man nicht stolz werde; dass man nicht zu viel von eigener Kraft rede! Gewiss sollen wir unsere letzte Kraft stellen in den Dienst für Volk und Vaterland, aber immer in der Gewissheit: an Gottes Segen ist alles gelegen. Gewiss wollen wir unseren ganzen Willen einsetzen in das Werk der Erneuerung unseres Volkes, aber immer mit dem Gebet: Dein Wille, Vater, geschehe im Himmel, also auch auf Erden.“³⁴

Selbst von Hans Asmussen, dem von Lohse besonders heftig angegriffenen Wortführer der Altonaer Gruppe, liegt eine öffentlich abgegebene, positive Stellungnahme zur nationalsozialistischen „Machtergreifung“ vor.³⁵

3.2. PARTEIEINTRITTE

Zwischen beiden Sonntagen, an dem die „Ansprache“ der Bischöfe in den Gottesdiensten zu verlesen ist, liegt der „Tag von Potsdam“. Die Art und Weise, wie der 1. Mai begangen wird, gibt nicht wenigen Geistlichen den letzten Anstoß zum Eintritt in die NSDAP. Die alten Parteigenossen sprechen bald verächtlich von den „Märzgefallenen“. Ihr Motiv ist kein billiger Opportunismus. Innerhalb der NSDAP wollen sie die Grundausrichtung unterstützen, die Hitler als Grundlage seines politischen Handelns benannt. Sie wollen – nach einer „von Gott geschenkten Wende“, mit der vor vier Monaten noch niemand gerechnet hatte – mitwirken bei der Festigung der Fundamente des neuen Staates. Ihre Überzeugung ist: Wer als Bedenkenträger abseits stehen bleibt, hat die Zeichen der Zeit nicht erkannt.

Der sechsundfünfzigjährige Hermann Grimm, seit 1926 tätig an der Vice-linkirche in der Arbeiterstadt Neumünster, begründet in einem Beitrag im örtlichen Gemeindeblatt seinen Parteieintritt mit folgenden Worten: „Adolf Hitler hat mir jetzt das Herz ganz abgenommen. [...] Hitler gehört ja zu denen, die schon 1919 in neuem Glauben den Kampf um Ehre und Ehren-

³⁴ Gemeindeblatt „Um unseres Volkes Seele“ Neumünster 19. 3. 1933.

³⁵ Hans Asmussen, Der Christ im heutigen Staat, Tägliche Rundschau 24. 3. 1933, zitiert nach Konukiewitz, S. 64.

haftigkeit in unserm Volk aufnahmen. Er hat auch den Hauptgrund der Zerrissenheit in unserm Volk erkannt und darum neben das „National“ das „Sozial“ gesetzt und die Bezeichnung „Arbeiter“ zum Ehrentitel für jeden deutschen Menschen gemacht, ob er nun Arbeitgeber oder Arbeitnehmer ist. Ja, Gott schenke es ihm wirklich, dass er „am Ende seiner Tage sagen könne: Ich habe dem Deutschen Reiche den deutschen Arbeiter erkämpft“. Jetzt hat er nun auch durch die Tat seine Zusicherung der kirchlichen Freiheit wahr gemacht... [...] Aus Dankbarkeit melde ich auch meinen Eintritt in die NSDAP an! Ich will nach meiner Kraft unserem Kanzler helfen beim Aufbau unseres Volkes zu einem **einigen und frommen Volk!**³⁶

Roager schreibt im Herbst 1933, als er sich von der Gemeinde verabschiedet: „Es wird jeder verstehen, dass ich die nationalsozialistische Befreiung mit großer Freude miterlebt habe, vor allem weil ich jetzt die Möglichkeit sehe, dass der Arbeiter sich als gleichwertiges und gern gesehenes Glied unseres Volkes betrachten darf. [...] Das Herz des Arbeiters braucht nicht nur zu schlagen in banger Sorge um seine wirtschaftliche Existenz, sondern darf auch schlagen in neu entstehender Freude über seine volle Zugehörigkeit zur Volksgemeinschaft.“³⁷

Auch die Kirchenleitung in Kiel gibt den Weg zum Parteieintritt frei. Sie hebt am 4. Mai 1933 die Richtlinien für die politische Betätigung der Pastoren, die vor knapp 1½ Jahren am 2. November 1931 erlassen worden sind, wieder auf. Grund für die Richtlinien damals sei die Zersplitterung des Volkes gewesen. Nun aber sei den „chaotischen Zuständen ein Ende gemacht“ worden. Es werde „eine Sammlung des gesamten deutschen Volkes zum Wiederaufbau nach innen und außen [...] unter Hitler erstrebт.“ Damit seien die Voraussetzungen hinfällig geworden.³⁸

Am 2. Mai haben beide Bischöfe die Pröpste zusammengerufen. Alle stehen noch unter dem Eindruck des „Versöhnungstages“. Man beschließt, zwei Pastorenversammlungen einzuberufen, die eine nach Neumünster, die andere nach Schleswig. Die beiden Bischöfe werden anwesend sein. Hauptfrage bei diesen Treffen soll sein, ob man den Deutschen Christen beitreten solle.³⁹ Die Parteimitgliedschaft ist offenbar kein Problem mehr. Müssen sich die jetzt rechtfertigen, die weder bei den DC noch bei der NSDAP eingetreten?

³⁶ Gemeindeblatt „Um unseres Volkes Seele“ Neumünster 21. 5. 1933 (Hervorhebungen im Original).

³⁷ Ev. Gemeindeblatt Rendsburg, 1933/Nr. 5 (Novemberausgabe).

³⁸ KGVBL 1933/10 (4. 5. 1933), S. 77f.

³⁹ Johann Bielfeldt, S. 30.

Hat man auch bemerkt, dass am Tag des Treffens der Bischöfe mit allen Pröpsten sämtliche Gewerkschaftshäuser im Reich durch die SA besetzt und beschlagnahmt worden sind?

4. DIE OPFER

In seinen 1939 niedergeschriebenen Erinnerungen schreibt Sebastian Haffner, dass für ihn 1933 ein „Duell“ mit dem NS-Regime begonnen habe. So richtig sei ihm dies erst nach den März-Ereignissen bewusst geworden. Was er bei den Deutschen beobachtet habe, habe alle Merkmale eines kollektiven Nervenzusammenbruchs⁴⁰ gehabt. Nervenzusammenbruch nicht, weil irgendwelche Katastrophen drohten, sondern weil man emotional überwältigt wurde von dem, was in Berlin zu hören und zu sehen war.

Wie kam es, dass man den Blick für etliche Mitbürger völlig verlor, die in Angst und Schrecken versetzt wurden: zunächst Kommunisten und Sozialdemokraten; kurz darauf Juden und kritische Intellektuelle? Ehe es die meisten Deutschen begriffen haben, hat die neue Reichsregierung eine Vielzahl von Maßnahmen eingeleitet, mit denen sie gegen ihre früheren innenpolitischen Gegner vorgeht.

Abgesehen davon, dass die Bevölkerung es seit Jahren gewohnt war, dass es im innenpolitischen Kampf in der Weimarer Zeit viele Opfer gab, Hitler machte es den Deutschen leicht, nach seiner Regierungsübernahme auch das hinzunehmen, was bedenklich erschien. Er gab sich große Muhe, den Schein des Rechts zu wahren. Gehilfen waren nicht nur Parteileute, die in Schlüsselpositionen saßen,⁴¹ sondern auch der greise Reichspräsident Paul von Hindenburg, der schon seit einigen Jahren daran interessiert war, das „Weimarer System“ zu überwinden. Große Teile der deutschen Bevölkerung dachten ähnlich. So wurde möglich, was in der Rückschau kaum zu begreifen ist, dass so viele trotz anfänglicher Skepsis es zuließen, dass ihr „Herz“ von den neuen Machthabern erobert werden konnte. Bedenken, die unterschiedlich stark durchaus vorhanden gewesen sein mögen, verloren angesichts neuer Perspektiven, die sich scheinbar auftaten, an Gewicht.

Der Parteiterror früherer Jahre wird jetzt staatlich sanktioniert. Der vor 1933 befürchtete Bürgerkrieg findet jetzt tatsächlich statt. Jedoch verfügt jetzt die eine Seite über die Machtmittel des Staates. SA und SS, diese „Parteisolda-

⁴⁰ Sebastian Haffner, S. 9f.

⁴¹ Wilhelm Frick als Reichsinnenminister und Hermann Göring als „Reichskommissariat für das preußische Innenministerium“ hatten die Weisungsbefugnis über den größten Teil der Polizeikräfte in Deutschland.

ten“ aus Weimarer Zeiten, werden am 22.2.33 in Preußen als Hilfspolizei eingesetzt.⁴² Bald entstehen die „wilden KZ“ (eines in Kuhlen bei Rickling). Man hatte sich während der letzten Jahre der Weimarer Zeit so an die Übergriffe der SA gewöhnt, ja sie innerlich vielleicht sogar bejaht, wenn sie sich gegen die „Roten“ richteten. Viele gestanden den neuen Machthabern jetzt zu, etwas „härter“ vorzugehen.

Die Verordnung des Reichspräsidenten zum Schutze des Deutschen Volkes vom 4. Februar eröffnet die Möglichkeiten zu staatlichen Willkürakten. Wer „Organe, Einrichtungen, Behörden oder leitende Beamte des Staates beschimpft oder böswillig verächtlich machte“, kann mit Gefängnis oder Geldstrafe bestraft werden. Die Verordnung, die unmittelbar nach dem Reichstagsbrand (27./28. Februar) erlassen wird, setzt alle Grundrechte außer Kraft. Just in den Tagen, in denen in Potsdam die Jubelfeiern stattfinden (21. März), werden die ersten KZ in Dachau und Oranienburg errichtet. Offensichtlich nicht auf Befehl „von oben“,⁴³ sondern aufgrund von Einzelinitiativen örtlicher SA- und SS-Verbände.

Der Boykott der jüdischen Geschäfte, der Praxen jüdischer Anwälte und Ärzte, die Besetzung der Gewerkschaftshäuser am Tag nach den Feiern zum 1. Mai, die Bücherverbrennung unter den Linden der Universität gegenüber am 10. Mai – das alles scheint legal möglich zu sein.

Und doch ist zu fragen, warum die rund 400 Geistlichen unserer Kirche dies alles hinnehmen. Im Studium hatten sie doch gelernt, auf das zu achten, was vor Gott recht ist. Unter den schwierigen Rahmenbedingungen der Weimarer Republik hatten sie ihren Gemeinden gedient, daran mitgewirkt, nach der Abhängigkeit vom Staat für die kirchliche Arbeit eine größere Unabhängigkeit zu erreichen. Warum wiederholen Wester und Beuck, Asmusen und Hasselmann nicht schon im ersten Vierteljahr ihre Anfragen aus den Jahren 1930/1931? Warum schieben Roager und andere ihre Zweifel beiseite, die sie noch Anfang März hatten? Warum führt die biblische Botschaft nicht dazu, dass in den Köpfen und Herzen der Kirchenleute in Schleswig-Holstein alle Alarmglocken läuten? Warum muss es noch viele Monate dauern, bis sich innerkirchlicher Widerstand formiert?⁴⁴

⁴² Bericht in der Landeszeitung Rendsburg am 24. 2. 1933; siehe auch: Thilo Vogelsang, S. 16.

⁴³ Eine entsprechende Verordnung gibt es nicht.

⁴⁴ Dietrich Bonhoeffer war einer der ganz wenigen Kirchenleute, die schon im März durchschauten, was von den neuen Machthabern zu erwarten sei; Einzelheiten in: Eberhard Bethge, S. 305ff.

5. VERSTEHEN, NICHT ENTSCHULDIGEN

Ich beginne mit einem Zitat aus dem Roman Cecile von Theodor Fontane. Im 13. Kapitel lässt er einen Privatgelehrten sagen: „Wer Historie schreiben oder auch nur verstehen will, hat sich in erster Linie zweier Dinge zu befleißigen: Er muss Personen und Taten aus ihrer Zeit heraus begreifen.“⁴⁵ Ich will versuchen, „aus der Zeit heraus“ zu verstehen, warum Hitler in kurzer Zeit auch die Herzen und Hirne von Geistlichen erobern konnte. Dabei denke ich nicht an die, die ihr Herz schon sehr früh an die Partei verkauft hatten, z. B. Horst Szymanowski oder Johann Peperkorn. Mich interessiert die große Mehrheit der Gemeindepastoren, die „mitgemacht“ haben. Eine „Eroberung“ durch Hitler hat auch bei denen stattgefunden, die möglicherweise vorhandene Kritik nicht äußerten.

Ich möchte hier Einsichten vortragen, die mir besonders während meiner Beschäftigung mit Richard Steffen aufgegangen sind, meinem Vorgänger im Propstnamt in Neumünster. Er ist am 1. Mai 1933 in die NSDAP eingetreten, hat in diesen Tagen ebenfalls die Mitgliedschaft bei den DC erworben, hat ab Frühjahr 1934 sogar für ein gutes Jahr dem SS-Motorsturm angehört. Was hat ihn zu diesen Schritten bewegt?⁴⁶

Ich habe gelernt, mich von Schwarz-Weiß-Bildern zu verabschieden. Trotz aller Irrtümer und Fehleinschätzungen war nach meiner Wahrnehmung seine Motivation frei von billiger Anpassung an den Zeitgeist. Sie war ohne Zweifel eindeutig im Auftrag der Kirche verankert. Aus dieser Haltung heraus hat er Konflikte mit örtlichen Parteistellen ausgetragen, die schließlich zu seinem Parteiausschluss geführt haben.

5.1. DREI ÜBLICHE ERKLÄRUNGEN

Ich will zunächst drei oft genannte Erklärungen für das Verhalten derer vorgetragen, die im Frühjahr 1933 der Hitlerbewegung gefolgt sind. Zunächst ist die Furcht vor dem, was von „Links“ die bürgerliche Welt bedrohte. Diese Furcht, die schon die Frankfurter Nationalversammlung beherrschte, hat eine lange Geschichte. Die „Gottlosigkeit“ der Sozialdemokratie der siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts wurde mit den Sozialistengesetzen bekämpft. Den SPD-Regierungen der Weimarer Zeit mochten Teile der Bevölkerung trauen. Aber gab es nicht dort den linken Flügel, der anfällig war für Gedankengut, das nach der Oktoberrevolution in Russland nach Deutschland

⁴⁵ Theodor Fontane, Cécile, S. 74.

⁴⁶ Johannes Jürgensen, Propst Richard Steffen – Sein Verhalten während der NS-Zeit (1933–1938) – Seine Rolle bei der Entlassung Bibersteins (1955–1958). (Die Arbeit – abgeschlossen am 26. 4. 2004 – liegt als Manuskript vor beim Kirchenkreis Neumünster.).

herüberschwappte? Die KPD war bei den Wahlen im November 1932 nach der SPD (121 Mandate – 20,8 %) und der NSDAP (196 – 33,6 %) die drittgrößte Fraktion (100 – 17,2 %) im Reichstag geworden. Zusammen hatte beide linken Parteien die absolute Mehrheit der Mandate (296 von 583 Sitzen, 50,8 %). Hitler machte sich diese Furcht zu nutze, verstärkte sie, indem er die Sozialdemokraten zu Helfershelfern der „Bolschewisten“ machte. Eine zweite Erklärung ist das Obrigkeitssdenken, also ein Verständnis von Römer 13, das zum Gehorsam gegenüber der Obrigkeit auffordert und eine kritische Auseinandersetzung behindert. – Merkwürdig ist, dass diese Haltung nur gegenüber rechtsgerichteten Regierungen zu gelten schien, nicht z. B. gegenüber dem Rat der Volksbeauftragten in den Jahren 1918 und 1919. Schließlich wird drittens oft die große wirtschaftliche Not als Grund genannt. Die Einrichtungen der Weimarer Demokratie, erst schwach entwickelt und durch innenpolitische Auseinandersetzungen gelähmt, seien unfähig gewesen, dieser Not zu begegnen. Schon die Entwicklung zur „Präsidialdemokratie“ (ab 1930) hat die demokratischen Institutionen unterhöhlt und die Bereitschaft gefördert, einem „starken Mann“ das Schicksal Deutschlands anzuvertrauen. Der Weg zur Verabschiedung eines „Ermächtigungsgesetzes“ ist dann nicht mehr weit.

Ich möchte vier weitere Überlegungen hinzufügen.

5.2. DIE MACHT DER EMOTIONEN

Die Gehirnforschung sagt uns, dass wir ungleich stärker von emotionalen Eindrücken, weitaus weniger von kognitiven Einsichten gesteuert werden, als wir in der Regel glauben.⁴⁷ Hitler hat durch seine Inszenierungen die emotionale Zustimmung der Deutschen bewusst herbeigeführt. Nicht nur im Frühjahr 1933, noch stärker bei den „Wahlen“ oder „Volksabstimmungen“ ab Herbst 1933 wird dies durch hohe Prozentzahlen belegt. Etwa jährlich fordert er das deutsche Volk dazu auf, für ihn und seine Politik zu votieren.⁴⁸ Hitler lag daran, sich nicht allein auf seine Machtmittel verlassen zu müssen, über die er als Regierungschef verfügte.

⁴⁷ Umfangreiches Material dazu in: Daniel Goleman, Emotionale Intelligenz, München 2004 (16. Aufl.).

⁴⁸ 12.11.1933 Reichstagswahl und Volkabstimmung über den Austritt aus dem Völkerbund; 19.8.1934 Volksabstimmung über die Zusammenführung der Ämter des Reichspräsidenten und Reichskanzlers; 13. 1. 1935 Volksabstimmung über die Rückkehr des Saarlandes; 29. 3. 1936 Reichstagswahl und Abstimmung über die „Befreiung des Rheinlandes“; 1937 (im Februar werden Kirchenwahlen angekündigt; als Hitler spürt, dass sie nicht in seinem Sinne ausgehen könnten, werden diese Wahlen im November d. J. ohne Angaben von Gründen wieder abgesetzt.); 10. 4. 1938 Reichstagswahl und Abstimmung über den Anschluss Österreichs.

Nach 1945 „erinnern“ sich dagegen viele Deutsche, sie seien skeptisch gewesen, hätte Vorbehalte gehabt, ja „inneren Widerstand“ geleistet. Dieser Widerspruch wird erklärlich, wenn man sich eine „Zustimmungsleiter“ vorstellt. Die jeweiligen Ja-Stimmen bei den „Wahlen“ oder Volksabstimmungen könnte man hilfsweise in fünf Gruppen aufteilen: 1. Die hundertprozentig Überzeugten; 2. Leute im zweiten Glied, die nicht Meinungsführer sind, aber Einsatz zeigen; 3. Mitläufer, die mitmachen, weil alle es tun; 4. Leute, die nicht „nein“ sagen, weil ihnen für eine Nichtzustimmung die Gründe fehlen; 5. Personen, die aus Angst mitmachen; sie fürchten, dass sie sonst Nachteile hätten. Im Ergebnis werden alle fünf Positionen als „Zustimmung“ gewertet.

Die Begründung für eigenes Denken und Verhalten mag zwischen begeisterter Zustimmung und Zweifel schwanken, im Ergebnis haben alle „Einverständnis“ signalisiert. Hinzu kommt, dass Menschen selten von einem oder nur wenigen Motiven bewegt werden. Fast immer spielt ein Motivbündel eine Rolle. Schulz von Thun hat anschaulich beschrieben, wie wir manchmal unsere wahren Motive „im Keller“ verstecken, andere dagegen gerne an der Vorderrampe der Lebensbühne als Darsteller unserer Absichten agieren lassen.⁴⁹ Schließlich kommt hinzu, dass viele schriftliche Zeugnisse oft nur zufällig entstanden sind. Vorsicht ist geboten, wenn man von ihnen auf die Überzeugung oder das Verhalten einzelner Personen zurückschließen will.

5.3. DIE SEHNSUCHT NACH VOLSKIRCHE

Am 4.12. 1918 – also gut 3 Wochen nach der revolutionären Ereignissen in Kiel und Berlin – richtet das Konsistorium in Kiel eine „Ansprache“ an alle Gemeinden und Geistlichen, im Vorlauf zu einer Gesamtsynode, die knapp zwei Wochen später in RD zusammenentreten soll: „Groß ist die Gefahr, dass die Trennung von Staat und Kirche zugleich zu einer Trennung von Kirche und Volk wird ... Nicht nur die bisherige Landeskirche, sondern auch die Volkskirche ist in Gefahr.“⁵⁰

Hier wird ein Begriff gebraucht, der der kirchlichen Arbeit in den kommenden Jahren neue Anstöße gibt. Die Weimarer Verfassung garantierte der Kirche den Status einer „Körperschaft des öffentlichen Rechts“ – eine neue Erfindung. Zur Finanzierung ihrer Arbeit bekam sie auch das Recht, Kirchensteuern einzuziehen – ursprünglich seit 1898 als staatliche Steuer eingeführt, um staatlichen Selbstverpflichtungen zum Unterhalt der Geistlichkeit nachkommen zu können.

⁴⁹ Friedemann Schulz von Thun, S. 67ff.

⁵⁰ Klaus Blaschke, S. 15.

Nach den – für unsere Maßstäbe – chaotischen Weimarer Jahren hatte Dibelius 1926/1927 das „Jahrhundert der Kirche“ ausgerufen: eine nicht mehr vom Staat abhängige, sondern eine im Volk verankerte, als selbständige Institution handelnde Kirche sollte zu sich selbst finden. Die Innere Mission, wie Wichern sie verstand, sollte ursprünglich dem gleichen Ziel dienen. Ihre Ablehnung durch die verfasste Kirche hatte dazu geführt, dass ihre Vereine und Einrichtungen rechtlich mehr oder weniger eigenständig neben der Kirche tätig waren. „Volksmission“ – das Wort bekam jetzt einen neuen Klang. Breklum, Rickling und Kropp arbeiteten zunehmend mit Gemeindepastoren zusammen. In diesem Zusammenhang ist auch die Gründung des Bruderkreises zu sehen, von dem oben schon die Rede war.

Im Dezember 1928 wird in Berlin eine neue Partei gegründet, der Christlich-Soziale Volksdienst. Sie spaltet sich von der Deutschnationalen Volkspartei (DNVP) ab, als diese unter Hugenberg nach Rechts driftet. Man will das Erbe des Christlich-Sozialen Kongresses neu aufleben lassen. Viele Mitglieder des oben erwähnten „Bruderkreises junger Theologen“ wirken in dieser neu gegründeten Partei mit. Einer von ihnen wird Landesvorsitzender, Kurt-Dietrich Schmidt, damals Professor für Kirchengeschichte an der Universität Kiel.

Viele der ca. vierhundert Theologen der Landeskirche warten auf Rahmenbedingungen, die eine breit angelegte volkskirchliche Arbeit möglich machen. Jetzt 1933 kann offenbar wahr werden, worauf man seit 15 Jahren gewartet hat. Eine einmalige Chance tut sich auf, so scheint es. Eine Reichsregierung bietet sich als Partner an, ja sie fragt geradezu nach der Kirche und ihrem Beitrag.

5.4. DIE SPUREN GOTTES IN DER GESCHICHTE?

Man hatte noch nicht aufgenommen und verarbeitet, was Karl Barth nach dem 1. Weltkrieg der Christenheit ins Stammbuch schreiben wollte: Man kann Gott nicht so vereinnahmen, dass er in das eigene Weltbild passt. Der Kulturprotestantismus, der Gott in der Geschichte entdecken möchte, hatte als Theologie sein Thema verloren.

Als SA-Horden am 24. Juni 1933 das Kirchenbundesamt besetzen, als – dadurch veranlasst – der designierte Reichsbischof Friedrich von Bodelschwingh sich zum Rücktritt gezwungen sieht, fordert Karl Barth seine Studenten in Bonn nicht zu einem Demonstrationszug auf. Sie sollen vielmehr jetzt „Theologie und nur Theologie [treiben] – als wäre nichts geschehen“.⁵¹ Mit anderen Worten: Es mangelt nach Barths Ansicht an theologischer Ar-

⁵¹ Eberhard Busch, Karl Barths Lebenslauf, 3. Auflage, München 1978, S. 239.

beit, die sich mit dem Kulturprotestantismus und seinen Folgen auseinandersetzt, der Gottes Wirken in der Geschichte entdecken will.

Eine der fatalen Folgen: Man ist zu sehr mit der Kirche und ihrer Rolle in der Gesellschaft beschäftigt und verliert darüber den Blick sowohl für die unverfälschte, die „ganz andere“ Stimme Gottes wie auch für die Menschen, die der Kirche nicht angehörten. Die Kommunisten sind in der Regel nicht Mitglieder der Kirche. Und viele Sozialdemokraten waren Mitglieder in den Kirchenaustrittsvereinen der zwanziger Jahre. Der erste nennenswerte Protest gegen Ausgrenzung der Juden setzt in der zweiten Jahreshälfte 1933 erst ein, als viele merken, dass auch getaufte Juden, also Kirchenmitglieder, betroffen sind.⁵²

Die Barmer Theologische Erklärung vom Mai 1934 zum Selbstverständnis der Kirche formuliert gegen jede Vermischung mit nationalsozialistischem Gedankengut: „Jesus Christus [...] ist das eine Wort Gottes, das wir zu hören, dem wir im Leben und Sterben zu vertrauen und zu gehorchen haben.“ Es sei „Gottes Zuspruch“ und „Gottes kräftiger Anspruch auf unser ganzes Leben“. Doch zu den Opfern der NS-Politik schweigt auch sie.

5.5. ÜBERSCHÄTZUNG DER EIGENEN GEISTLICHEN KRÄFTE

Viele Geistliche haben ihre geistlichen Kräfte überschätzt. Sie glaubten, eine Zusammenarbeit zwischen Staat und Kirche werde beiden nützen, und merkten zu spät, dass die Kirche nur dazu ausersehen war, den politischen Zielen Hitlers dienlich zu sein. Man glaubte, innerhalb der NSDAP und der von ihr beherrschten Staatsorgane so arbeiten zu können, dass man nicht vereinnahmt werde.⁵³

Man will einen eigenen Beitrag zur Erneuerung der Volkskirche unter den – so scheint es – neuen günstigen Voraussetzungen liefern. Darum ist man überrascht, als die Vorbereitungen zu den volksmissionarischen Wochen im Herbst 1933 anlässlich des 350. Geburtstags von Martin Luther (10. November)⁵⁴ Mitte Oktober gestoppt werden, weil Hitler den Austritt aus dem Völkerbund erklärt und am 12. November über diesen Schritt abstimmen lassen will. Alle Enttäuschungen über diese Einschränkung werden bald über-

⁵² Dietrich Bonhoeffer wirbt schon Anfang April 1933 um ein kirchliches Votum zu dieser Frage (Eberhard Bethge, S. 321ff).

⁵³ Ein besonders anschauliches Beispiel bietet die Evangelische Jugendarbeit. Bis in den späten Herbst des Jahres 1933 hinein glaubten die führenden Personen, ihre konfessionell ausgerichtete Arbeit sei als gleichberechtigter Partner willkommen. Mitte Dezember wurde dann die Eingliederung in die Hitlerjugend verfügt. (Einzelheiten dazu in: Johannes Jürgensen, Die bittere Lektion.).

⁵⁴ Klaus Scholder, S. 663ff.

lagert von den Auseinandersetzungen über die berüchtigte Sportpalastkundgebung der Deutschen Christen am 13. November 1933.

Hatte man die Skrupellosigkeit vergessen, mit der Hitler und seine Gefolgsleute sich über alles hinweggesetzt hatten, was ihrer Bewegung im Wege stand? Hatte man genügend Sorgfalt darauf verwandt, um genauer herauszufinden, was der im Frühjahr 1933 scheinbar gewandelte Hitler mit seinen frommen Schlagworten meinte? Durfte man wirklich annehmen, dass die Kircheneintritte vieler SA-Leute und die ab Spätherbst 1933 nachgeholtene kirchlichen Trauungen einer gewandelten Einstellung zur Kirche entsprachen? Durfte man annahmen, dass die Kirche als Partnerin bei der Erneuerung des Volkes wirklich erwünscht war?

Roager hat seine Erfahrungen bei der Beerdigung des SA-Mannes im Januar 1932 vermutlich nicht so schnell vergessen. Laut Zeitungsbericht hatte er bei der Beerdigung des SA-Mannes folgendes gesagt: „Seine Opferwilligkeit trieb ihn zu der Sache, die er für gut befunden und die sein Herz gewonnen. Wenn das hier vergossene Blut gen Himmel schreit, so kommt uns von dort die Antwort: Mein ist die Rache.“⁵⁵

Er erntete damals wütenden Protest. Trotz dieser Erfahrung wagt er ein Jahr später der „Bewegung“ zu trauen. Viele vertrauten darauf, dass Hitler über kurz oder lang die Grundsätze auch in der Partei und ihrer Organisationen durchsetzen würde, die er in seinen öffentlichen Ansprachen im Frühjahr 1933 bekundet hatte. „Wenn das der Führer wüsste“ wurde zum häufig zitierten Satz, mit dem man das hinzunehmen versuchte, was diesen Grundsätzen widersprach. Viele Geistliche „glaubten“ in diesem Sinne an den Führer und waren dabei der Überzeugung, diese Haltung stände nicht im Widerspruch zu Bibel und Bekenntnis.

Einer der wenigen, die frühzeitig klar die Versuchungen erkannten und sie auch öffentlich benannten sehen, war der Gemeindepastor Otto Roos an der Anscharkirche in Neumünster. Am 2. April 1933 (am Sonntag nach dem Judenboykott) hatte er hier seinen Dienst begonnen. Er kam aus Lunden, wo er eingehend die Schriften seines früheren Vorgängers Klaus Harms studiert hatte. Ross schreibt im Gemeindeblatt vom 14. Mai 1933: „Es kann kein Zweifel sein: was wir jetzt erleben, ist ein Gottesgericht über die Kirche. Anders kann das, was jetzt in und mit der Kirche geschieht, religiös nicht gedeutet werden. [...] Die Kirche ist nicht streng genug gewesen. Jedenfalls ist es für uns offenbarungsgläubigen und bekenntnistreuen Pastoren erschütternd zu sehen, mit welcher Gläubigkeit und Selbstverständlichkeit allerlei Parteidogmen, deren Begründung oftmals sehr zweifelhaft ist, ge-

⁵⁵ Schunck, Karl-Werner, und Greve, Helmut, S. 99.

schluckt werden von denselben Leuten, die unsere viel besser in der Heil. Schrift begründeten christlichen Glaubensausagen oder Dogmen ablehnen. Es wird immer wieder gesagt: „Die Kirche muss volkstümlicher werden!“ Das wollen wir selbstverständlich sehr, sehr gern! Aber mit dieser sog. Volks-tümlichkeit ist das so eine eigene Sache. Nach meinen Erfahrungen geht es dabei meistens auf Kosten der Wahrheit, in dem sie nämlich zu kurz kommt.“⁵⁶

Eine Schlussbemerkung: Nach meiner Kenntnis gibt es bisher keine Unter-suchung, die die Einstellung und das Verhalten aller Pastoren einer Propstei oder einer größeren Stadt während eines bestimmten Zeitabschnittes der NS-Jahre beschreibt. Eine Darstellung ihres Mit-, Neben- oder Gegeneinan-der in der täglichen Arbeit und angesichts aktueller Ereignisse könnte eine vertiefte Einsicht darüber vermitteln, wie die Geistlichkeit auf die vielfälti-gen Herausforderungen und Versuchungen während der NS-Zeit reagiert hat.

⁵⁶ Gemeindeblatt „Um unseres Volkes Seele“ Neumünster 14. 5. 1933.

Literaturverzeichnis:

Asmussen, Hans: *Das praktische Amt und der Nationalsozialismus*, in: Niederdeutsche ev.-luth. Konferenz (Hrsg.): *Niederdeutsche Kirchenzeitung, Evangelisch-lutherisches Halbmonatsblatt für Kirche und Volkstum in Niederdeutschland* (Schriftleiter Karl Hasselmann, erschienen von 1931 bis 1933), Druck und Verlag der Eberhardtschen Hof- und Ratsbuchdruckerei Wismar.

Bethge, Eberhard: Dietrich Bonhoeffer, 1967, Chr. Kaiser Verlag München.
 Blaschke, Klaus: *Die Zeit des Übergangs 1918–1922 etc*, in: Verein für Schleswig-Holsteinische Kirchengeschichte (Hrsg.): *Kirche zwischen Selbstbehauptung und Fremdbestimmung* (Schleswig-Holsteinische Kirchengeschichte Bd. 6/1), 1998, Wachholtz Verlag Neumünster.

Bielfeldt, Johann: *Der Kirchenkampf in Schleswig-Holstein*, 1964, Vandenhoeck & Ruprecht Göttingen.

Busch, Eberhard: *Karl Barths Lebenslauf*, 1978 (3. Auflage), Chr. Kaiser Verlag München.

Dethleffsen, Christian: *Pastorale Existenz in der Endphase der Weimarer Republik: Der „Bruderkreis junger Theologen“ in Schleswig-Holstein 1929–1933*, in: Klaus Peter Reumann [Hrsg.], *Kirche und Nationalsozialismus. Beiträge zur Geschichte des Kirchenkampfes in Schleswig-Holstein*, 1988, Wachholtz Verlag Neumünster).

Dibelius, Otto: *Das Jahrhundert der Kirche*, 1927, Furche Verlag Berlin.
Die Woche, Gedenkausgabe vom 12. April 1933, Der Tag von Potsdam, Reichstagseröffnung am 21. März 1933, Verlag August Scherl GmbH. / Berlin SW.

Dinstühler, Günther (Hrsg.), *An die Deutsche Nation, Reden führender Deutscher zum Aufbruch unseres Volkes*, Dürr's Vaterländische Bücherei Heft 37/38, o.J. (vermutlich Juni 1933), Leipzig.

Evangelisches Gemeindeblatt Rendsburg 1933, Hrsg. Kirchenvorstände der Christkirchen- und St. Marien-Gemeinde Rendsburg (Schriftleiter: Pastor Johann Bielfeldt); gedruckt bei D. J. Carstens, Rendsburg.

Fontane, Theodor: *Cécile*, 1961, Fischer Verlag Frankfurt/M.

Goleman, Daniel: *Emotionale Intelligenz*, München 2004 (16. Aufl.).

Haffner, Sebastian: *Geschichte eines Deutschen*, 2002, München.

Heiber, Helmut: *Die Republik von Weimar*, 1966, dtv München.

Herberger, Fritz u.a. (Hg.): *Das Altonaer Bekenntnis, Nordelbischer Konvent Heft 21/1983*, Ev. Presseverband Nord e.V. Kiel.

Herzfeld, Hans: *Die Weimarer Republik*, 1980 (6. Aufl.), Ullstein Verlag Frankfurt/M – München – Wien.

- Jürgensen, Johannes: *Die bittere Lektion – Evangelische Jugend 1933*, aej-Studienband 7, 1984, Stuttgart.
- Kirchliches Gesetz- und Verordnungsblatt für den Amtsbezirk des ev.-luth. Landeskirchenamts in Kiel (KGVBl).
- Konukiewitz, Enno: *Hans Asmussen – Ein lutherischer Theologe im Kirchenkampf*, 1984, Gütersloh.
- Mommsen, Hans: *Aufstieg und Untergang der Republik von Weimar 1918–1933*, 2001, München.
- Reumann, Klauspeter: *Der Kirchenkampf in Schleswig-Holstein 1933 bis 1945*, in: Verein für Schleswig-Holsteinische Kirchengeschichte (Hrsg.): *Kirche zwischen Selbstbehauptung und Fremdbestimmung (Schleswig-Holsteinische Kirchengeschichte Bd. 6/1)*, 1998, Wachholtz Verlag Neumünster
- Rosenberg, Alfred: *Wesen, Grundsätze und Ziele der NSDAP*, 1930, Deutscher Verlag München.
- Schöne Zukunft, Wochenschrift für Kultur und Politik, Volkswirtschaft und Soziale Frage (Hrsg.: Josef Messner), Nr. 28 /VIII. Jahrgang, 9. April 1933, Wien – Innsbruck – München – Regensburg.
- Scholder, Klaus: *Die Kirchen und das Dritte Reich*, Band 1, 1977, Verlag Ullstein Frankfurt/M – Berlin – Wien.
- Schulz von Thun, Friedemann: *Miteinander Reden 3 – Das „innere Team“ und situationsgerechte Kommunikation*, 1998, Rowohlt Verlag Reinbek.
- Schunck, Karl-Werner, und Greve, Helmut: *Das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold*; in: Hamer, Kurt u. a. (Hrsg.), *Vergessen und Verdrängt – Eine andere Heimatgeschichte – Arbeiterbewegung und Nationalsozialismus in den Kreisen Rendsburg und Eckernförde*, 1984, Eckernförde.
- Vogelsang, Thilo: *Die nationalsozialistische Zeit*, 1967, Frankfurt/M – Berlin.
- Um unseres Volkes Seele, Ev. Gemeindeblatt für Neumünster (Das Gemeindeblatt erscheint ab 1926 in Schleswig-Holstein in örtlichen Ausgaben der Kirchengemeinden mit unterschiedlichen Titeln [in Neumünster: Um unseres Volkes Seele]. Herausgeber jeder Ausgabe ist ein Gemeindepastor, der für die Titelseite und die letzte Seite verantwortlich ist. Die Innenseiten aller Ausgaben sind gleich. Sie werden verantwortet von dem Schriftleiter Wilhelm Schädler; Druck- und Verlagshaus Heinrich Möller Rendsburg).

BEKENNENDE KIRCHE UND BREKLUMER MISSION
IM KIRCHENKAMPF 1933 BIS 1945

KLAUSPETER REUMANN

Die „Evangelisch-lutherische Missionsanstalt zu Breklum“ war seit ihrer Gründung eine selbständige kirchliche Einrichtung außerhalb der schleswig-holsteinischen Landeskirche. Diese institutionelle Eigenständigkeit eröffnete ihr in den Jahren der nationalsozialistischen Herrschaft eine einzigartige Freiheit, während die Landeskirche von den nationalsozialistischen „Deutschen Christen“ erobert und mit dem politischen Führerstaat gleichgeschaltet wurde.

Die Breklumer Mission unterlag keiner Anpassungsautomatik, sondern ihre Leitung – Dr. Martin Pörksen seit 1934 als Missionsinspektor und seit 1937 als Direktor – war dadurch frei genug, sich auch gegen die neue, systemkonforme und deutschchristlich beherrschte Landeskirche zu stellen. Pörksen schloss sich aus Glaubengebundenheit der den Deutschen Christen entgegentretenden Bekenntnisgemeinschaft an und gehörte deren Führungsorgan, dem Landesbruderrat, während der gesamten Kirchenkampfzeit¹ an.

Dennoch hat Pörksen die Selbständigkeit Breklums nicht als abschirmende Defensive verstanden; er hat sich vielmehr in all jenen Jahren auch für die Landeskirche verantwortlich gefühlt und engagiert für ihre rechte, bekenntnismäßige Gestaltung, frei von den 1933 geschaffenen Überfremdungen, eingesetzt. Er tat dies in der oppositionellen Bekenntnisgemeinschaft, besonders als sich 1936 und 1945 realistische Chancen zu einer alternativen oder gänzlich neuen Landeskirche boten.

Für die Bekenntnisgemeinschaft umgekehrt bedeutete Breklum allein schon durch seine pietistische Tradition und Praxis eine Unterstützung seines strikt auf Bibel und Bekenntnis gegründeten Anliegens; es bedeutete darüberhinaus aber auch einen ganz konkreten Rückhalt für die theologische und kirchenpolitische Öffentlichkeitsarbeit der Bekenntnisgemeinschaft, weil ihr die Breklumer Schriftenreihe sowie der hauseigene Verlag mit Buchhandlung offenstanden, – trotz mehrfacher politischer Verbote und Beschlagnahmen durch die Polizei.

¹ Zum Gesamtzusammenhang siehe Klauspeter Reumann, Der Kirchenkampf in Schleswig-Holstein von 1933 bis 1945, in: Schleswig-Holsteinische Kirchengeschichte, Bd. 6.1, Kirche zwischen Selbstbehauptung und Fremdbestimmung, Neumünster, 1998, S. 111–451.

DIE SELBSTDARSTELLUNG DER DEUTSCHEN CHRISTEN IN SÜDTONDERN

Die Breklumer Missionsanstalt war von ihren Anfängen an auf das Feld der Ökumene gewiesen, – konzeptionell durch ihren Gründer, Christian Jensen, und praktisch durch ihr Werk der christlichen Glaubensausbreitung in Indien und China. Für ihre Leiter, Mitarbeiter und Anhänger bedeutete daher das Aufkommen der nationalsozialistischen Deutschen Christen eine diametrale Gegenbewegung, weil sie im Kern ihres Programms auf ein „artgemäßes“, eben spezifisch deutsches Christentum abzielten. Sie propagierten einen volksnahen, tätigen und heldischen Glauben, losgelöst von den alttestamentlich jüdischen Traditionen und bejahend hingewandt zum entstehenden Hitler-Staat.

Im Breklumer Umfeld wurde das deutschchristliche Gedankengut auf der amtlichen Frühjahrskonferenz am 28. April 1933 bekanntgemacht, zu der Propst Kasch die Pastoren der Propstei Südtondern eingeladen hatte.² Redner war der Kieler Pastor Adalbert Paulsen, der führende deutschchristliche Geistliche im Lande und alsbaldige Landesbischof in der neuen, ausschließlich mit Deutschen Christen besetzten Kirchenleitung Schleswig-Holsteins.

Sein Vortrag „Zur gegenwärtigen kirchlichen Lage“ diente einseitig dazu, die von der Berliner DC-Zentrale herausgegebenen „Richtlinien der Glaubensbewegung Deutsche Christen“ zu erläutern. Indem Paulsen die programmatische „Artgemäßheit“ des deutschen Glaubens wortreich auf die deutschen Kulturtraditionen vom Mittelalter bis zur Gegenwart bezog, konnten seine Zuhörer das noch als entfernt verwandt und vereinbar mit ihrem Anliegen der Volksmission verstehen, die ja gerade im Breklumer Raum hoch geschätzt war. Paulsen beugte sogar dem möglichen Einwand einer anti-ökumenischen oder anti-jüdischen Tendenz seiner Richtlinien vor, wenn er ausdrücklich erklärte: „Jeder Rassenhass wäre eine Farce, eine Sinnlosigkeit. Es gibt nur einen Unterschied: Christ oder Nichtchrist.“

Durch diese freilich eigenwillige Abschwächung der antijüdischen Tendenz der offiziellen DC-Richtlinien mochte hier der fundamentale Gegensatz zwischen Deutschchristentum und Ökumene ausgeräumt erscheinen, denn über eine anschließende kontroverse Aussprache hat Propst Kasch nichts notiert. Dafür spricht auch, dass im zweiten Vortrag der Breklumer Missionsinspektor P. Stäcker über „Das Werden einer selbständigen Volkskirche auf dem Missionsfelde“ sprach, anscheinend ganz parallel zu dem von Paulsen umrissenen Deutschchristentum hierzulande.

² Kirchenkreisarchiv Südtondern, Leck, Abt. II, Nr. 19, Einladung vom 21. April 1933 und rückseitig Mitschrift des Propstes „3 Grundgedanken der Gl.bew. d. Chr.“ [Glaubensbewegung deutsche Christen].

Die Veranstaltung löste nicht nur keinerlei Konflikt aus, sondern im Gegen teil trat Propst Kasch den Deutschen Christen bei und wurde sogar deren Propsteileiter, auch P. Wester, Westerland, wurde damals DC-Mitglied. Beide traten jedoch schon nach den zugunsten der Deutschen Christen manipulierten Kirchenwahlen vom Juli wieder von dieser Bewegung zurück, Kasch wurde im Gefolge der „Braunen Synode“ (September 1933) von den neuen Herren der Kirche seines Propstnamtes enthoben. Wester, Kasch, Stäcker und die weitaus meisten Pastoren dieser Propstei schlossen sich der im Herbst entstehenden Bekenntnigemeinschaft an, die zunächst als „Not- und Arbeitsgemeinschaft schleswig-holsteinischer Pastoren“ der kirchlichen Alleinherrschaft der Deutschen Christen entgegnetrat.

DIE ZERREISSPROBE DES BRUDERKREISES

Seit 1929 war in Schleswig-Holstein ein „Bruderkreis junger Theologen“ zusammengewachsen, dessen Mitglieder in regelmäßigen Rundbriefen die bewegenden Orientierungsfragen der Zeit diskutierten: ihren persönlichen Christusdienst, die liberale Theologie, die Volksnähe der Kirche, das Verhältnis von Kirche und Politik³. Nach der politischen Machtübernahme der Nationalsozialisten zwischen Januar und März 1933 verengten sich die Themen des Bruderkreises, dem inzwischen auch Pörksen, damals noch Pastor in Gelting/Angeln, beigetreten war, auf das Für und Wider zur NS-Bewegung.

Die neuen Positionierungen der Pastoren rissen solche Gegensätze auf, dass die brüderliche Gemeinschaft auseinanderzubrechen drohte. Um dies abzuwenden, beraumte der Vorstand kurzfristig ein außerordentliches Mitgliedertreffen anlässlich des Breklumer Jahresfestes Mitte Juni an, denn dort wußte man die meisten ohnehin anwesend. Freunde der Breklumer Mission zu sein, gehörte offenbar zu ihren theologischen Gemeinsamkeiten.

Jetzt aber gewannen die Gegensätze die Oberhand. Vordergründig war gar nicht die neue Herrschaft der NSDAP strittig, sondern das gleichzeitige Altonaer Bekenntnis der dortigen Pastoren. Da nun der NS-Gauleiter das Bekenntnis gegen seine nun staatstragende Partei gerichtet sah und es vehement bekämpfte, wurde dieses kirchliche Zeugnis zu einer politischen

³ Christian Dethleffsen, Pastorale Existenz in der Endphase der Weimarer Republik: Der „Bruderkreis junger Theologen“ in Schleswig-Holstein 1929–1933, in: Klaus Peter Reumann (Hrsg.), Kirche und Nationalsozialismus, Beiträge zur Geschichte des Kirchenkampfes in den evangelischen Landeskirchen Schleswig-Holsteins, (= Schriften des Vereins für Schleswig-Holsteinische Kirchengeschichte, R. I, Bd. 35, Neumünster, 1988).

Scheidelinie: Wer es bejahte oder sogar daran mitgearbeitet hatte, galt den NS als Gegner, wer es ablehnte, drückte damit seine nationalsozialistische Gesinnung aus.

Durch diese Parteinaahme hatte sich im Bruderkreis eine Gruppe nationalsozialistischer Deutscher Christen formiert und diese wiederum eine noch undifferenzierte Gegengruppierung ausgelöst, – beides entgegen dem ursprünglichen Prinzip der brüderlichen Gemeinschaft. Deshalb erklärte der Vorstand in Breklum seinen Rücktritt und den Bruderkreis für aufgelöst. Er betraute sogleich P. R. Wester damit, neue Richtlinien für einen neu zu gründenden Bruderkreis zu entwerfen. Wester meisterte diese Aufgabe auf der Stelle, – zusammen mit einem Kreis von sechs Brüdern, unter ihnen auch Pörksen.

Wester war damals Deutscher Christ, und sein Breklumer Redaktionskreis stellte in aller Eile die neuen Richtlinien auf das gerade herausgegebene „Wort der ostpreußischen Pfarrer zur Stunde“.⁴ Wenn es auch die Christusverkündung als „höchste Aufgabe der Kirche“ festhielt, so gab es dennoch der neuen, nationalsozialistischen Ordnung in Regierung und Volk weiten Raum; es war ein systemkonformes Dokument, allerdings eines des gemäßigten Deutschchristentums, das sich ausdrücklich vom radikaleren der Berliner DC-Zentrale abhob. Dass der Breklumer Kreis in den selbst formulierten Teilen seines Textes die „vor allem volksmissionarische Arbeit“ des Bruderkreises herausstellte, wird einer Anregung Pörksens zuzuschreiben sein. Die innere und äußere Geschlossenheit des neuen Bruderkreises sollte „als Notbehelf“ dadurch gewährleistet werden, dass „die Bildung besonderer Gruppen“ geduldet würde.

Auf der Grundlage dieser Richtlinien wählten die in Breklum versammelten Brüder dann P. J. Tramsen/Innien zum neuen Vorsitzenden. Seinem Aufruf zum Wiedereintritt in den Bruderkreis war eine von Prof. K. D. Schmidt verfasste und von den Anwesenden unterschriebene Erklärung zur kirchlichen Lage angefügt, die nochmals ihr gemäßigtes Deutschchristentum unterstrich. Sie sprachen dem vom Kirchenausschuss zum Reichsbischof vorgeschlagenen P. F. Bodelschwingh/Bethel, ihr Vertrauen aus und richteten „die Bitte an seine Gegner, um des Friedens willen alle Bedenken zurückzustellen und alles zu vermeiden, was zur Spaltung der Kirche führen könnte.“⁵ Diese

⁴ Nordelbisches Kirchenarchiv Kiel (künftig:NEKA), 98.40 Nachlass Wester; da dieser auch die Nachlässe seiner Nachfolger Tramsen und Treplin enthält, bezeichne ich ihn als Archiv der Bekennenden Kirche (künftig ABK), hier ABK 2, Protokoll des Breklumer Treffens vom 15. Juni 1933; das Wort der ostpreuß. Pfarrer s. Niederdeutsche Kirchenzeitung, H. 10 vom 15. Mai 1933, S. 178f.

⁵ NEKA 98.40, ABK 2, handschrifl. Fassung der Erklärung des Bruderkreises zur kirchlichen Lage, Pkt. 4.

Widersacher waren die radikalen Berliner Deutschen Christen um Hossenfelder, die – vom Reichskanzler Hitler massiv unterstützt – einen anderen Reichsbischof durchsetzen wollten und es Ende Juni 1933 auch erreichten. Der angestrebte zweite schleswig-holsteinische Bruderkreis kam über den erneuten Anlauf in Breklum nicht mehr hinaus, denn das entworfene Eilprogramm konnte die auseinanderklaffenden Flügel nicht mehr zusammenfügen.

Nachdem die Deutschen Christen im Sommer 1933 durch manipulierte Kirchenwahlen und im Herbst durch eine gleichgeschaltete Landessynode die Leitungssämter der Landeskirche eroberten, wandten sich die meisten und in Breklum aktivsten Pastoren wie Wester, K. D. Schmidt, Tramsen, Pörksen desillusioniert von ihrem anfänglichen Deutschchristentum ab und schlossen sich zu einer „Not- und Arbeitsgemeinschaft schleswig-holsteinischer Pastoren“ zusammen, der Vorläuferin der späteren Bekenntnisgemeinschaft.

IM GEFLECHT DER KIRCHENPOLITISCHEN FRONTEN 1933/34 DIE DEUTSCHEN CHRISTEN

Die Deutschen Christen ergriffen auf der Landessynode vom Herbst 1933 die Leitung der schleswig-holsteinischen Landeskirche. Sie entsetzten die beiden Bischöfe für Schleswig und Holstein, Vökel und Mordhorst, gegen deren Willen, aber auch ohne deren Widerstand ihrer Ämter und schufen das Amt eines einzigen Landesbischofs, in das sie P. Adalbert Paulsen (DC) beförderten. Ihre deutschchristliche Alleinherrschaft gründete die Synode vor allem auf einen neuartigen Landeskirchenausschuss, dem sie gesetzgebende wie auch verfassungsändernde Kompetenzen beilegte. Ein kirchliches Beamtengesetz ermöglichte es, auch auf den unteren Ebenen der Pröpste und Pastoren eine Personalpolitik im DC-Sinne durchzusetzen.

In den folgenden Wochen veranlaßte dieser Ausschuss den Landesbischof, jene Pröpste abzusetzen, die sich nicht den Deutschen Christen anschlossen, – und das waren knapp über die Hälfte der amtierenden Pröpste. Zu ihnen gehörte in der unmittelbaren Nachbarschaft Breklums Propst Kasch. Er hatte sich den Unmut der Deutschen Christen zugezogen, seitdem er seine anfängliche Funktion als Propsteileiter der Deutschen Christen Südtondern zurückgegeben hatte. Neuer Propst wurde nun P. Gottfriedsen aus der deutschen Freigemeinde Nordschleswig.

Dieser Eingriff hat wesentlich dazu beigetragen, dass sich in dieser Propstei die Mehrzahl der Pastoren von den Deutschen Christen fernhielt und dass sich der Breklumer Vorstand bei der damals gerade anstehenden Neuberufung eines Missionsinspektors um einen entschiedenen Nicht-DC-Pastor bemühte, um P. Dr. Martin Pörksen, Gelting. Mit solcher Ablehnung der in-

nerkirchlichen Glaubensbewegung der Deutschen Christen war es damals freilich in ein-und-derselben Person vereinbar, die politische NS-Bewegung gutzuheißen, wie sowohl M. Pörksen als auch R. Wester bezeugen.⁶

DIE BEKENNENDE KIRCHE

Die Nicht-DC-Geistlichen im Lande fanden sich noch im Herbst auf Initiative von P. Bielfeldt, Rendsburg, zu einer defensiven Not- und Arbeitsgemeinschaft (NAG) zusammen, jedoch in einem gemäßigteren Rahmen als ihn der Pate stehende Notbund M. Niemöllers, Berlin, vorgab. Zu einem oppositionell kämpferischen Vorgehen sah sich die Notgemeinschaft erst gegen Jahresende genötigt, nachdem in Schleswig-Holstein das Pröpsterevirement zugunsten der Deutschen Christen rücksichtslos durchgesetzt worden war und die Reichs-DC in Berlin ihren angeblich neuen Glauben als ein ideologisches Machwerk enthüllt hatten, das der Bibel, besonders dem Alten Testament, und den reformatorischen Bekenntnisschriften widersprach. Auf Initiative K. D. Schmidts, des Kieler Kirchenhistorikers, erarbeitete und veröffentlichte die Notgemeinschaft ein Mißtrauensvotum gegen den Landesbischof, weil unter seiner geistlichen Verantwortung personalpolitische Gewalt geübt und theologische Irrlehre verbreitet würde.

Beim Rendsburger Gründungstreffen der Notgemeinschaft war Pörksen wohl nur deshalb nicht anwesend, weil er vorbereitend auf sein künftiges Breklumer Amt zur Jahrestagung des Evangelischen Missionsbundes nach Barmen entsandt wurde. Das Misstrauensvotum vom 6. Dez. 1933 hat er jedoch schon mitberaten und dann als einer der 21 verantwortlichen Geistlichen unterzeichnet, im Namen von 140 NAG-Mitgliedern. Durch ihn war das Breklumer Missionswerk, als er ab 1. April 1934 sein dortiges Leitungsamt antrat, in den bekenntniskirchlichen Notbund eingebunden.

Im kirchenpolitischen Hin und Her des Jahres 1934 (Scheitern einer Befriedungsaktion des Landesbischofs Paulsen und einer zentralen Reichskirche des Reichsbischofs Müller) beschritt die Bekenntnisbewegung auf ihrer Synode in Berlin-Dahlem vom Oktober den Weg des kirchlichen Notrechts, der Errichtung einer Gegenkirche zur DC-Reichskirchenleitung; die Synode empfahl dies auch ihren Bekenntnisgemeinschaften in jenen Landeskirchen, die ihnen als von den Deutschen Christen „zerstört“ galten. Innerhalb der schleswig-holsteinischen Bekenntnisgemeinschaft aber löste das Dahlemer Programm tiefgreifende, kaum überbrückbare Gegensätze bis hin zu latenten Spaltungen aus.

⁶ NEKA 98.40, ABK 234, Westers Briefe vom 18. Aug. 1933 betr. seinen Austritt aus den Deutschen Christen an „Heini“ [= Heinrich Kasch], an die DC-Gauleitung in Kiel u. an den DC-Propsteileiter von Südtondern, Propst H. Kasch.

Das schleswig-holsteinische Bekenntnislager hatte sich inzwischen um eine Gemeindebewegung der Laien erweitert; die kirchenpolitisch aufklärenden und werbenden Bekenntnisgottesdienste hatten in den Sommermonaten an zentralen Orten im Lande und in Breklum stattgefunden. Die Notgemeinschaft bildete sich zur Bekenntnisgemeinschaft um, indem sie mit Vertrauensleuten in den Propsteien und einem zentralen Landesbruderrat eine feste Organisationsstruktur einrichtete. Pörksen wurde in den 8-köpfigen Bruderrat berufen, R. Wester zu dessen Vorsitzendem. Dieser Bruderrat stand nun vor der Aufgabe, die Dahlemer Beschlüsse zum kirchlichen Notrecht auf Schleswig-Holstein anzuwenden.

Die Mitglieder des Bruderrates konnten sich nicht darauf einigen, eine eigene Bekenntnissynode zu schaffen oder sich unmittelbar als notrechtliche Kirchenleitung zu konstituieren. Sie erzielten Einvernehmen lediglich darüber, von der amtierenden Kirchenleitung keine geistlichen Weisungen mehr entgegenzunehmen und jede Zusammenarbeit mit ihren Vertretern abzulehnen. Trotz dieser im November beschlossenen abgeschwächten Ausführungsbestimmungen diskutierte der Bruderrat noch monatelang äußerst kontrovers über die darin vorausgesetzte Illegalität des amtierenden DC-Kirchenregiments und Irrlehre in Äußerungen des Landesbischofs. Zeitweise sah es so aus, als stellte eine starke Gruppe des Bruderrates (P. Bielfeldt, Prof. Tonnesen) die bisherigen eigenen Bewertungen und Beschlüsse in Frage, so dass der Vorsitzende Wester Mühe hatte, den eingeschlagenen gemäßigten Dahlemer Kurs aufrechtzuerhalten. Er stellte seine Kollegen vor die zugespitzte Alternative „Entweder gehen wir den Weg des Reiches mit als Leitlinie oder Schluß. Treue gegen die eigene Linie.“⁷ Darin unterstützte Pörksen ihn sogleich: „Entweder-Oder. Werden wir nicht radikal, ist unser Angriff eine Geste. – Ein Nachgeben von uns würde jetzt eine entscheidende Niederlage bedeuten“⁸ und weitreichende Folgen haben. Er plädierte für eine klare, konsequente Linie der Bekenntnisgemeinschaft und des Bruderrates in der eingeschlagenen dahlemitschen Richtung. Wie gefährdet dieser Kurs damals war, erhellt aus dem Umstand, dass Wester zu den zwei nächsten Sitzungen den Vorsitzenden der Reichsbruderrates, M. Niemöller, als Gast hinzuzog.⁹

Die in der schleswig-holsteinischen Bekenntnisgemeinschaft verbreitete Distanz gegenüber dem Dahlemer Notrechtsweg war nicht nur darin begrün-

⁷ NEKA 98.40, ABK 18, handschriftl. Protokoll der LBR-Sitzung, Rendsburg, undatiert, jedoch nach 9. Nov. 1934, Bl. 2.

⁸ Wie vorige Anmerkung, Bl. 3.

⁹ NEKA, 98.40, ABK 17, Protokoll der LBR-Sitzung vom 26. Nov. 1934 und ABK 18, desgl. vom 10. Dez. 1934.

det, dass viele und führende Mitglieder die Illegalität und Häresie der DC-Landeskirche graduell unterschiedlich beurteilten; sie resultierte auch aus dem gleichzeitigen gewandelten Bild, in dem sich die Deutschen Christen gegen Jahresende 1934 darboten. Landesbischof Paulsen gab den Anstoß zur Auflösung der Deutschen Christen,¹⁰ proklamierte – freilich alsbald vergeblich – eine gruppenübergreifende Landeskirchliche Front und bot der Bekenntnisgemeinschaft eine paritätische Beteiligung im leitenden Landeskirchenausschuss an.

Mehrere führende BG-Mitglieder gingen auf diese Kompromissbereitschaft der Gegenseite ein, wie der theologische Konsistorialrat Nielsen, der als Nicht-DC abgesetzte Flensburger Propst Siemonsen und der NAG-Initiator P. Bielfeldt, der sogar den Bruderrat verließ. Wester, K. D. Schmidt und Pörksen indes bildeten dort seither eine Art dahlemitischer Fraktion.

SCHULTERSCHLUSS IM EIGENEN LAGER: DIE ERSTE SCHLESWIG-HOLSTEINISCHE BEKENNTNISSYNODE 1935

Die aufgebrochenen Gegensätze innerhalb der Bekenntnisgemeinschaft und des Bruderrates entschärften sich im ersten Halbjahr 1935 dank äußerer Einflüsse wieder, die das Bekenntnlslager fester zusammenschmiedeten.

Zunächst entfaltete die parteinahe Deutschkirche – Bund für deutsches Christentum – breitangelegte öffentliche Aktivitäten. Sie trat für ein gereinigtes, entjudetes Christentum der deutschen Menschen ein und erhob die in Blut und Boden gegründete Volksgemeinschaft zu einer göttlichen Offenbarung. Vor allem die Religionslehrer der Volksschulen wandten sich dieser in neuen Lehrplänen sanktionierten Variante des Christentums zu und verbreiteten sie im ganzen Lande; an einigen Schwerpunkten fanden bereits „Einsegnungsfeiern“ anstelle der traditionellen Konfirmationen statt.

Unter offenkundigem Druck der Partei gab die Kirchenleitung diesen Umtrieben nach. Sie duldet den veränderten Religionsunterricht, erkannte die deutschkirchlichen Weihefeiern als ordentlich vollzogen an, und der juristische Konsistorialrat Dr. Kinder bewog den Landesbischof schließlich dazu, der Deutschkirche als berechtigte und bedeutende Minderheit ein förmliches „Heimrecht“ in der Landeskirche zuzugestehen.

¹⁰ Die ehemaligen Deutschen Christen Schleswig-Holsteins organisierten sich 1935 zur Lutherischen Kameradschaft; da sie weiterhin personell und mental die Träger des 1933 geschaffenen Kirchenregiments blieben, erscheint es mir berechtigt, von ihnen einfachheitshalber auch über 1935 hinaus als Deutschen Christen zu sprechen.

Die führenden BG-Mitglieder sahen in der Offensive der Deutschkirchler einen sehr ernstzunehmenden Angriff auf Bibel und Bekenntnis; Pörksen lancierte damals einen öffentlichen Gegenangriff, indem er P. Treplin, den späteren LBR-Vorsitzenden, zu einem Beitrag für seine Breklumer Schriftenreihe für Volksmission gewann: „Weder Hauer noch die Deutschkirche. Ein volkstümliches Wort aus Schleswig-Holstein zum Kampf um den christlichen Glauben.“ Mit dieser Reihe brachte Pörksen ein gesichertes Publikationsorgan in die Bekenntnismgemeinschaft ein.

Der zweite Anstoß von außen, der die Bekenntnissführer wieder näher zusammenrücken ließ, ging von der Kirchenleitung selbst aus. Sie schloss jene Vikare des Predigerseminars in Preetz von der Ausbildung und späteren Anstellung aus, die als BG-Mitglieder den Direktor des Seminars kritisiert und sich einem Dozenten verweigert hatten. Beide wären Deutsche Christen alten Stils, – mit einer unkritischen Nachsicht gegenüber den Häresien der Deutschkirche. Diese Vikare, beraten auch von Pörksen, unterstellten sich für ihre weitere, bekenntniskonforme Ausbildung und vor allem Prüfung der Bekenntnismgemeinschaft. Das drängte im Juli 1935 zu einer unmittelbaren und konkreten, zugleich grundsätzlichen und folgenschweren Entscheidung des Bruderrates. Er fühlte sich verpflichtet, die Betreuung der eigenen Vikare selbst in die Hand zu nehmen.

Der Bruderrat und die gesamte Bekenntnismgemeinschaft erkannten, dass sie die doppelte Herausforderung durch die eigenen Vikare und die offensive Deutschkirche erst bei innerer Geschlossenheit und dann mit einem konsequenter dahlemittischen Kurs würden bewältigen können. Dafür steuerte Wester nun eine Bekenntnissynode an, die die nötigen weitreichenden Entscheidungen zu legitimieren hätte, und einen erweiterten Bruderrat, in dem auch die dahlem-kritischen Vertreter Verantwortung übernahmen.

Dass Letztere den Plan einer Bekenntnissynode unterstützten, wurde ihnen zusätzlich erleichtert, weil der Bruderrat inzwischen enge Kontakte zur Vorläufigen Kirchenleitung – des bekenntnismäßigen Leitungsgremiums der intakten Landeskirchen – aufgebaut und sich ihr förmlich unterstellt hatte. Die Beteiligung des VKL-Vorsitzenden – des Landesbischofs Marahrens von Hannover – an der geplanten Bekenntnissynode trug wesentlich dazu bei, ein neues kirchenpolitisches Einvernehmen unter den BG-Mitgliedern aller Richtungen herzustellen. „Durch seine Teilnahme an der Synode hebt Marahrens unsere Landeskirche aus dem Winkel heraus und verbindet uns offiziell mit der BK des Reiches,“ wie auch Pörksen mit Genugtuung urteilte.¹¹

¹¹ NEKA, 98.40 ABK 18, handschriftl. Protokoll der Sitzung von Landesbruderrat und Propsteivertrauensleuten vom 12. Juli 1935.

Die erste schleswig-holsteinische Bekenntnissynode vom 17. Juli 1935 in Kiel mit ihren aus den Gemeinden berufenen Synodenälten, einschließlich des Bruderrates, wählte den kirchenkämpferisch bisher nicht exponierten P. Tramsen zu ihrem Präsidenten, stellte die 1933 errichtete Kirchenleitung als „kirchenzerstörend“ fest und leitete daraus den kirchlichen Notstand und für dessen Dauer das Notrecht der bekenntnismäßigen Selbsthilfe ab; die Synode blieb dann aber hinter Dahlem zurück, wenn sie nicht das Kirchenregiment im vollen Sinne beanspruchte, sondern nur die Geistliche Leitung der Landeskirche, und auch diese nur auf die Prüfung und Ordination des theologischen Nachwuchses konkretisierte. Das entsprach der gemäßigt dahlemitschen Strategie des Bruderrates, durch die es gelang, den ausgeschiedenen Bielfeldt wieder in den Bruderrat zu holen, außerdem erstmals den kirchenkämpferisch erfahrenen Flensburger P. W. Halfmann und P. Treplin, Hademarschen.

Unter dem Titel „Was vor Gott recht ist“ gab der Bruderrat die Referate und Beschlüsse der Synode in einer Broschüre heraus, die im Breklumer Missionsverlag erscheinen konnte. Darin werden die Bekenntnissynode, der Landesbruderrat und das Präsidium der Synode ausdrücklich als „Die Notorgane der ev.-luth. Landeskirche Schleswig-Holsteins“ bezeichnet.

Der gesamtkirchliche Leitungsanspruch der Bekenntnisgemeinschaft war zu diesem Zeitpunkt nicht ganz unrealistisch, denn die amtierende Kirchenleitung war tief gespalten zwischen Landesbischof Paulsen, der auf die Bekenntnissynode kompromissbereit und sogar VKL-freundlich reagierte, und dem juristischen Kirchenamtspräsidenten von Heintze, der die rebellierenden BK-Vikare sogleich eigenmächtig aus dem landeskirchlichen Dienst ausschloss. Der Bruderrat unterschätzte es aber, dass die Landeskirche sich faktisch gerade von einer bischöflich geleiteten zu einer präsidial geleiteten wandelte. Diese Tendenz würde sich noch verstärken, wenn – wie damals angekündigt – Dr. Kinder von seinem Berliner Amt als Reichsleiter der Deutschen Christen nach Schleswig-Holstein zurückkehrte. Für Breklum war es unabhängig davon wichtig, dass das „Amt für Gemeindeaufbau und Volksmission“ der Bekenntnisgemeinschaft nun einen förmlichen Auftrag besaß, „dem neuen Heidentum“ entgegenzuwirken.

SPALTUNGEN IM EIGENEN LAGER: DIE BEKENNTNISKIRCHLICHE KURSKRISE 1936

Kaum waren die beiden großen Themen der 1. Bekenntnissynode – die Geistliche Leitung und die Deutschkirche – auf einen intern einvernehmlichen Nenner gebracht, da musste die Bekenntnisgemeinschaft diese auch schon in der kirchenpolitischen und staatlichen Öffentlichkeit vertreten. Der

neue Reichskirchenminister Kerrl wollte die kirchenkämpferischen Lager überwinden und sie unter staatlicher Regie zur Zusammenarbeit zwingen. Das Mittel dazu waren ihm ein Reichskirchen – und mehrere Landeskirchenausschüsse, die unter neutralen Vorsitzenden paritätisch mit gemäßigten DC- und BK-Vertretern zu besetzen waren. Sie sollten als neue Kirchenleitungen fungieren, ihre Entscheidungen aber um der Befriedung willen einstimmig treffen müssen.

Da Kerrl in Schleswig-Holstein unbedingten Wert darauf legte, die Bekennnisgemeinschaft aus ihrer durch die Synode gestärkten Opposition herauszuholen und in den Ausschuss einzubinden, konnte diese es sich strategisch leisten, weitgehende Bedingungen zu stellen. Darunter waren vorrangig eine bekenntnismäßige Erklärung gegen die deutschkirchliche Irrlehre und die Anerkennung einer eigenen Geistlichen Leitung.

Wegen des Prinzips der Einstimmigkeit stand von vornherein zu erwarten, dass der Ausschuss auf Kompromisslösungen hinauslaufen würde, dass die offensiven Ziele der Bekennnisgemeinschaft und die defensiven der Deutschen Christen jeweils nur unter erheblichen Abstrichen durchzusetzen sein würden. Volle Kontrolle jedoch besaß die Bekennnisgemeinschaft darüber, mit welchem Mandat sie ihre Vertreter in den Ausschuss entsenden und ob sie es überhaupt tun sollte.

Der LBR-Vorsitzende Wester war grundsätzlich skeptisch, sich auf den Ausschussweg einzulassen, er beugte sich aber der breiten Kooperationsbereitschaft seiner LBR-Kollegen, noch mehr der Propsteivertrauensleute und vor allem der Gesamtmitgliedschaft. Die beherrschende Aussicht auf eine mögliche kirchenpolitische Befriedung im Lande teilte auch Pörksen, weil er als Mitglied der Reichsbekennnissynode wußte, dass auch von dorther eine positive theologische Stellungnahme zu den Ausschüssen vorbereitet würde.¹² Er warnte für Schleswig-Holstein vor einem nicht zu verantwortenden „toten Dasein“, wenn man immer nur Nein sagte.¹³ Der Bruderrat sprach sich dann grundsätzlich für die Mitarbeit im Landeskirchenausschuss aus.

Die Mitarbeit erforderte nach dem Verständnis des Bruderrates, die Modalitäten für die zwei zu entsendenden BG-Mitglieder festzulegen. Sollten sie vom Bruderrat beauftragt, weisungsgebunden und ihm rechenschaftspflichtig sein oder sollten sie als eigenverantwortliche, letztlich gewissensgebundene Verhandlungsführer delegiert werden? In beiden Fällen war ihre loyale Verpflichtung auf die von der Bekennnissynode vorgegebenen Ziele vorausgesetzt. Allen Beteiligten war jedoch klar, dass der Minister und der

¹² NEKA 98.40, ABK 63, Protokoll der LBR-Sitzung vom 13. Febr. 1936 in Husum, S. 20.

¹³ NEKA 98.40, ABK 18, Protokoll der LBR-Sitzung vom 25. Febr. 1936, S. 24, dort von Halfmann zitierte Äußerung Pörksens am 13. Febr. 1936.

Ausschussvorsitzende nur solche Mitglieder akzeptieren würden, die keinen direkten und detaillierten Weisungen und Vorbehalten ihrer kirchenpolitischen Gruppe unterworfen wären.

Der Bruderrat stimmte Ende Februar mit knappster Mehrheit von 4:3 dafür, die BG-Pastoren Mohr/Flensburg und Adolphsen/Itzehoe für die Mitarbeit im Ausschuss ohne Einschränkungen „freizustellen“. Die befürwortenden Stimmen kamen von den bekannten gemäßigten LBR-Mitgliedern Bielfeldt, Halfmann, Tonnesen, dazu K. D. Schmidt, die ablehnenden Stimmen von den bekannten dahlemittischen Mitgliedern Wester, Treplin und Pörksen.¹⁴ Die drei Überstimmten wandten sich schon wenige Tage danach an den Präsidenten der Bk-Synode, P. Tramsen: Einer der Freigestellten – P. Mohr – vertrete in Sachen Deutschkirche und Geistlicher Leitung eingestandenermaßen nicht die volle Linie des Bruderrates, so dass diese Verhandlungsziele nicht mehr gewährleistet seien. Damit sei „der Anspruch der Synode preisgegeben“ und „der Weg der Bekennenden Kirche in Schleswig-Holstein verlassen worden.“¹⁵ Sie beantragten deshalb, Tramsen möge kurzfristig die Bekenntnissynode einberufen. Die äußeren Umstände des Schreibens wie Ort und Unterschriften machen Pörksen als Verfasser wahrscheinlich.

Pörksen war zu dieser ablehnenden Haltung gelangt, nachdem Mohr eigenmächtig mit Beauftragten des Ministers verhandelt hatte; seitdem gab es für ihn persönlich nur noch ein Nein zu solcher Mitarbeit im Ausschuss. Gleichwohl war ihm auch schmerzlich bewusst, dass eine Ablehnung der allgemeinen Ausschusseuphorie zuwiderlief, denn „niemand in der Gemeinde wird es verstehen, wenn wir Nein sagen, auch unter unseren Brüdern ist weithin das Verständnis für unser Nein nicht vorhanden, und trotzdem kann ich nicht anders handeln.“¹⁶ Für ihn galt zuoberst der Auftrag der Bekenntnissynode und der bedeutete ihm, „wenn es vor Gott recht ist; müssen wir auch dazu stehen.“¹⁷ Deshalb stellte er auch zeitweilige Rücktrittsabsichten wieder hintan.

So begann die inhaltliche Arbeit des Ausschusses vor dem Hintergrund eines gespaltenen Landesbruderrates, was die Verhandlungsposition der beiden BG-Vertreter naturgemäß beeinträchtigte.

¹⁴ NEKA 98.40, ABK 18, Protokoll der LBR-Sitzung vom 25. Febr. 1936 in Rendsburg, S. 27.

¹⁵ NEKA 98.40, ABK 63, Antrag vom 27. Febr. 1936.

¹⁶ NEKA 98.40, ABK 18, Protokoll der LBR-Sitzung vom 25. Febr. 1936 in Rendsburg, S. 25.

¹⁷ NEKA 98.40, ABK 63, Protokoll der BG-Vollversammlung vom 30. März 1936 in Rendsburg.

Bei der Erklärung zur Deutschkirche fand Mohr sich bereit, auf die Nennung des Namens zu verzichten, wenn nur die theologische Verwerfung ihrer Irrlehre klar formuliert würde. Pörksen sah darin eine Rücksicht auf Staat und Partei, denn „der Staat will nicht, dass die Deutschkirche genannt wird, weil der Staat Arm in Arm mit der Deutschkirche marschiert.“¹⁸ Der Ausschuss ließ aber frühzeitig diese Opportunität fallen und gab zwei öffentliche Erklärungen heraus, in denen er es eine Verfälschung des Bekenntnisses nannte, dessen alt- und neutestamentliche Grundlagen als artfremd zu verwerfen und sie durch germanisch-deutsche Kulttraditionen zu ersetzen. Diese „Lehre der Deutschkirche steht demnach im Widerspruch zum Bekenntnis der Kirche.“¹⁹ Ihren Anhängern könne deshalb auch keinerlei „Heimrecht“ in der Landeskirche eingeräumt werden.

Solche unmissverständlichen Aussagen erfüllten alle Erwartungen, die die Bekenntnisgemeinschaft hier an den Ausschuss knüpfte; da durch den einstimmigen Beschluss des Ausschusses auch sein Mitglied Landesbischof Paulsen den Inhalt und Wortlaut gebilligt hatte, konnte die Bekenntnisgemeinschaft von nun an ihren Vorwurf der Irrlehre gegen diesen kaum noch aufrechterhalten. Dadurch war indirekt und unbeabsichtigt dessen Position als geistlicher Leiter der Landeskirche befestigt worden, während die Bekenntnisgemeinschaft doch gerade die eigene Geistliche Leitung als nächstes Ausschussziel anstrebte.

Die Geistliche Leitung einer zerstörten Landeskirche durch die Bekenntniskräfte, wie das Dahlemer Notrecht postulierte, war inzwischen überholt; der staatlich geschaffene Landeskirchenausschuss stellte im Frühjahr 1936 die faktische und die entsprechend den Zeitverhältnissen legale Kirchenleitung dar, – zumindest legaler als die einseitige und selbsternannte von 1933, die nun überformt und einverlebt worden war. Da die Bekenntnisgemeinschaft an dieser neuen Kirchenleitung entscheidend beteiligt war, konnte sie sich schlechterdings nicht an deren Stelle setzen wollen. Pörksen riet seinem grundsatz- und notrechtverhafteten LBR-Vorsitzenden Wester schon früh, die Bekenntnisgemeinschaft solle „den Übergang suchen

¹⁸ NEKA 98.40, ABK 18, Protokoll der LBR-Sitzung vom 25. Febr. 1936 in Rendsburg, S. 18. Pörksen hatte schon in der vorangegangenen LBR-Sitzung vor jedem Kompromiss [Nennung oder Umschreibung der Deutschkirche] in dieser Bekenntnisfrage gewarnt: „Wenn wir zu diesem Kompromiss die Hand reichen und uns auf Formulierungen einigen, die nicht mehr den Kampfruf enthalten: ‚Weder Hauer noch die Deutschkirche‘, [dann] können wir in Schleswig-Holstein nicht mehr handeln.“ s. NEKA 98.40, ABK 63, Protokoll der LBR-Sitzung vom 13. Febr. 1936, S. 10.

¹⁹ Erklärungen des Landeskirchenausschusses vom 4. und 11. März 1936, veröffentlicht in KGVBl. 1936, St. 3, Nr. 22 und St. 6, Nr. 41.

von der These ‚gesamtkirchliche Leitung‘ zur geistlichen Leitung der Bek.kirche.“²⁰ Vor allem Bielfeldt und Halfmann wirkten in gleicher Richtung. Wester folgte zunächst dieser pragmatischen Selbstbeschränkung, weil es ihm durch Entwicklungen in anderen, gleichgearteten Landeskirchen erleichtert wurde. Dort, etwa in Westfalen, bahnte sich für die Bekennende Kirche eine zweite oder „doppelte geistliche Leitung“ an, ein Nebeneinander deutschchristlicher und bekenntniskirchlicher Leitungen. Dem amtierenden Landesbischof Paulsen würde danach ein BK-Geistlicher zur Seite gestellt werden, der gleichberechtigter Teilhaber an den geistlichen Leitungsaufgaben wäre, speziell für die Studenten, Vikare und Pastoren der Bekenntnisgemeinschaft.

Während im Ausschuss schon über die einzelnen Amtsbefugnisse des neuen Geistlichen Leiters – Prüfungen, Ordinationen, Berufungen, Visitationen – fast streitlos verhandelt wurde, beharrten Wester und sein Bruderrat darauf, diesen dann seinerseits mit den Leitungsfunktionen zu beauftragen.

Noch bevor die neu aufgeworfene grundsätzliche Ablehnung oder Bejahung des Ausschusses ausgetragen war, benannte der Bruderrat schon P. Halfmann für die Geistliche Leitung, und der Ausschuss berief ihn am 12. März 1936 zum kommissarischen Oberkonsistorialrat, und das hieß als Beamten im Landeskirchenamt; Halfmann erhielt das Dezernat A 1, das theologische Grundsatzreferat, das die genannten Leitungsaufgaben beinhaltete, – allerdings nach Verwaltungsbrauch des Kirchenamtes jeweils im Einvernehmen mit dem Landesbischof.

Halfmann nahm das Amt an, damit unter dem Dach des Ausschusses für die Dauer des kirchlichen Notstandes bekenntnismäßige Aufbauarbeit geleistet werden könnte; dazu wäre er als außerhalb des Ausschusses stehender Dritter leichter in der Lage als die beiden in den Ausschuss eingebundenen BK-Vertreter; vom LBR benannt, dessen geistlichem Leitungsauftrag verpflichtet und vom Ausschuss einstimmig eingesetzt könne er dort wie kein anderer „hauptamtlich in Freiheit tätig“ werden.²¹ Er hat sich dennoch nicht in das Amt gedrängt, er bekannte sogar, er hätte an seiner Stelle lieber einen anderen gesehen, „der mehr Breklumer Luft geatmet hat“,²² – eine unzweideutige Anspielung auf seinen LBR-Kollegen Pörksen.

Nachdem die Entwicklung bereits so weit gediehen war, griff Wester den Antrag, eine außerordentliche Bekenntnissynode einzuberufen, wieder auf und setzte, als dies in der nun gebotenen Eile nicht möglich war, eine Voll-

²⁰ NEKA 98.40, ABK 64, handschriftl. Notiz Westers zur Erklärung des LBR vom 9. März 1936.

²¹ NEKA 98.40, ABK 207, Brief Halfmanns an Wester vom 13. März 1936.

²² Wie vorige Anmerkung.

versammlung der Bekenntnisgemeinschaft an. Zusammen mit Treplin und Pörksen brachte er den Antrag ein, den staatlichen Ausschuss nicht als rechtmäßige Kirchenleitung anzuerkennen, den notrechtlichen Anspruch auf Geistliche Leitung festzuhalten und den beiden BK-Mitgliedern im Ausschuss das Vertrauen zu entziehen (späterer Antrag B/= Nein zum Ausschuss). Dem stellte Halfmann zusammen mit Bielfeldt und Tonnesen den Antrag entgegen, den Anspruch des Bruderrates auf Geistliche Leitung für die Dauer des kirchlichen Notstandes ruhen zu lassen, den Ausschuss währenddessen als treuhänderisches Organ anstelle einer rechtmäßigen Kirchenleitung anzuerkennen und die beiden BK-Mitglieder im Ausschuss als bevollmächtigte Vertreter zu betrachten (späterer Antrag A/= Ja zum Ausschuss).

Die beiden konträren Anträge drohten die Bekenntnisgemeinschaft zu spalten oder gar zu sprengen, denn die Diskussion am 30. März tendierte überwältigend zum kooperativen Antrag Halfmanns. Um einer sicheren Abstimmungs niederlage für seinen Vorschlag zuvorzukommen, regte Wester einige Mitglieder an, einen neuen, einen „Vereinigungsantrag“ zu verfassen. Der neue Antrag C sprach sich primär für die Zusammenarbeit mit dem Ausschuss aus; dem untergeordnet bezeichnete er Halfmanns Aufgaben als „die von ihm verwaltete geistliche Leitung“,²³ gemeint war seine schon geschehene Beauftragung durch den Ausschuss, und verknüpfte sie nun mit der – nachträglichen – Übertragung auf ihn durch den Bruderrat. Diese beiden Elemente – die pragmatische Bejahung des Ausschusses und die gesichtswährende Rückzugsargumentation bei der Geistlichen Leitung – entsprachen der erkennbaren Willensbildung der Mitglieder, und die war keineswegs gespalten, sondern sehr einheitlich.

Wester ersparte es sich, dass seine, von Treplin und Pörksen geteilte anfängliche Fehleinschätzung offen und direkt dokumentiert würde: Er ließ zuerst über den Antrag C abstimmen und erhielt dafür von den etwa 200 Anwesenden eine 90-prozentige Zustimmung, bei 24 Gegenstimmen und Enthaltungen.²⁴ Nach diesem Ergebnis erübrigte es sich, über die anderen Anträge überhaupt noch abzustimmen.

Die schleswig-holsteinische Bekenntnisgemeinschaft stand in einer einzigenartigen Geschlossenheit da, jedoch ihrem LBR-Vorsitzenden und dessen dahllemitischer Fraktion (Treplin, Pörksen) entgegen. Wester zog aus dem indirekten Misstrauensvotum die Konsequenz, von seinem LBR-Vorsitz zurück-

²³ NEKA 98.40, ABK 63, sogen. Antrag Lorentzen auf der BG-Vollversammlung am 30. März 1936 in Rendsburg.

²⁴ Zu den Abstimmungsverhältnissen s. Reumann, Kirchenkampf, 1998, S. 275, Anm. 693.

zutreten,²⁵ er blieb aber einfaches Mitglied im Bruderrat. Ähnlich wollten Treplin und Pörksen sich aus dem LBR zurückziehen, auf Bitten sahen sie jedoch davon ab. Allen Dreien galt es höher, „eine Spaltung unserer Reihen zu vermeiden“ als „mit einer Minorität auch das Nein zu praktizieren“²⁶, wozu Wester neigte. Der Bruderrat erweiterte sich um P. Tramsen, den Präsidenten der Bekenntnissynode, und wählte diesen zugleich zu seinem neuen Vorsitzenden. Die dahlematische Fraktion hatte im Bruderrat und in der BG-Mitgliedschaft ihre Führung und Mehrheit verloren.

RÜCKKEHR ZUM DAHLEMITISCHEN KURS?

Was im März/April 1936 zunächst wie eine langfristige personelle Gewichtsverschiebung und eine strategische Kurswende erschien, war nur von kurzer Dauer. Schon im Sommer überdeckte die einhellige Ablehnung, dass Dr. Kinder zum Präsidenten des Landeskirchenamtes ernannt würde, alle aufgetretenen Gegensätze.

Der bisherige Präsident von Heintze war von den Ministerialbeamten schon in den Vorverhandlungen für den Ausschuss zum freiwilligen Ruhestand gedrängt worden, um der Bekenntnisgemeinschaft die Mitarbeit zu ebnen. Damals hat der Minister auch diskret sein Wort darauf gegeben, dem amtierenden Vizepräsidenten Dr. Kinder die Nachfolge zu verschaffen, – offenkundig als Kompensation dafür, dass er als kämpferischer Exponent einer kirchenpolitischen Gruppe – der Deutschen Christen – nicht für einen Sitz im Ausschuss in Frage gekommen war. Nun beantragte Landesbischof Paulsen, der Ausschuss solle Kinder termingerecht ab 1. Juli 1936 zum Präsidenten der obersten landeskirchlichen Verwaltungsbehörde bestellen, – außer der fachlichen Qualifikation wegen seiner christlichen Gesinnung, seines Vertrauens bei den Staats- und Parteiinstanzen, darunter des Ministerworts, und besonders wegen des bislang unerfüllten Anrechts der Deutschen Christen auf kirchenleitende Repräsentation.

Aus der Sicht der Bekenntnisgemeinschaft war Kinder untragbar belastet, weil er 1933 die Kirchenherrschaft der Deutschen Christen wesentlich gestaltet hatte und sich, anders als der Landesbischof, später nicht nur nicht von den Deutschen Christen gelöst hatte, sondern noch weiter nach rechts in die Nähe der Deutschkirche gerückt war. Zusätzlich abstoßend wirkte es auf die BG-Mitglieder, wie Kinder für sein persönliches Anliegen politischen Druck bis hin zum NS-Gauleiter Lohse mobilisierte. Ohne dass es einer Ab-

²⁵ NEKA 98.40, ABK 6, Brief Westers an K. D. Schmidt vom 8. April 1936, darin Rücktritt auf den 7. April datiert.

²⁶ NEKA 98.40, ABK 6, wie vorige Anmerkung.

sprache bedurfte, sprach sich der Bruderrat gegen die Präsidentenernennung Kinders aus und die beiden BK-Vertreter im Ausschuss verweigerten standhaft ihre unumgängliche Zustimmung.

Um die Blockade aufzubrechen, reiste Ende Juli eine ranghohe Delegation des Ministeriums und des Reichskirchenausschusses in Kiel an. Sie vermochte die führenden BK-Vertreter weder mit Verständnisappellen noch mit Drohungen umzustimmen. Angesichts solchen unüberwindlichen Widerstandes, wobei nur die Weigerung der beiden Ausschussmitglieder Mohr und Adolphsen rechtserheblich war, lenkten die Berliner Unterhändler ein und deuteten die Möglichkeit einer lediglich „kommissarischen Ernennung“ Kinders an. Darauf sind Mohr und Adolphsen schließlich eingegangen, als ihnen zugestanden wurde, ihre bisher vorgebrachten Bedenken dann als protokolierte Vorbehalte dem Beschluss anzufügen. Erst in dieser Form konnte der Ausschuss Dr. Kinder – wie erforderlich – einstimmig „mit der Führung der Geschäfte des Präsidenten im Landeskirchenamt kommissarisch betrauen.“²⁷

Für die Bekenntnisgemeinschaft war dies die Nagelprobe auf das eigenverantwortliche Handeln ihrer beiden Vertreter im Ausschuss. Der Bruderrat wertete die bedingte Zustimmung sofort als Nachgiebigkeit, als ein Umfallen vor dem massiven Druck des Staates. Wester konnte sich in seiner früheren, damals nicht mehrheitsfähigen Position des Nein zum Ausschusswerk nun bestätigt fühlen und griff deshalb den Antrag Wester-Treplin-Pörksen wieder auf, eine Bekenntnissynode einzuberufen, und witterte sogar eine Chance, seinen zurückgezogenen Antrag B/= Nein zum Ausschuss von neuem aufzulegen.

Gleichzeitig platzte in diese Tage eine neuerliche Führungskrise der Bekenntnisgemeinschaft hinein. Nach dem Besluß der Ausschusses über Dr. Kinder hielt der Bruderrat eine Sitzung mit den beiden Ausschussmitgliedern der Bekenntnisgemeinschaft, in der Wester und Mohr so kontrovers aufeinanderstießen, dass Tramsen sich in seiner Rolle als Vorsitzender überfordert fühlte. Er erklärte seinen Rücktritt vom Vorsitz und seinen Austritt aus dem Bruderrat, wobei er Halfmann – nicht Wester – das Vertrauen zuwandte, für ihn zu handeln, bis der Bruderrat ordentlich umgebildet wäre.²⁸ Wahr-

²⁷ NEKA 98.04, NL. Halfmann, B VIII, Nr. 83, Halfmanns Abschrift des Berufungstextes und der Erklärungen 1–4 von Mohr und Adolphsen vom 25. Juli 1936; die zentralen Vorbehalte waren, 1. dass sie ihre Zustimmung gäben, um das Befriedungswerk der Kirchenausschüsse insgesamt nicht zu gefährden, und 2. dass die kommissarische Ernennung eine endgültige Besetzung des Präsidentenamtes nicht präjudiziere.

²⁸ NEKA 98.04, NL. Halfmann, B VIII, Nr. 100, hektographische Mitteilung Tramsens vom 25. Juli 1936 mit handschriftl. Zusatz an Halfmann.

scheinlich war diese situative Reaktion Tramsens tiefer begründet und letztlich ein Befreiungsschlag, um sich den Beratungen und Bevormundungen Westers zu entziehen. Er fühlte sich „als armes, abhängiges Anhängsel von Wester“,²⁹ und Westers Briefe jener Tage an Tramsen bekräftigen diesen Eindruck.³⁰ Weil ein Rücktritt nach außen „verhängnisvoll wirken“ würde, drängte und überzeugte Wester ihn, seinen Schritt schon tags darauf wieder zurückzunehmen.

Mit diesem wiederhergestellten indirekten Einfluss ging Wester sofort daran, kurzfristig eine Bekenntnissynode vorzubereiten. Den abwesenden Pörksen umwarb er für seine dahlemischen Ziele, den kirchlichen Notstand erneut festzustellen und dieses Mal auf einer weiterreichenden Geistlichen Leitung zu bestehen; diese Forderung müsse sich „sowohl gegen Paulsen wie gegen Kinder, also gegen beide Behördenspitzen wenden“,³¹ und ihre Erfüllung wäre zugleich die Bedingung dafür, dass die Bekenntnisgemeinschaft weiterhin am Ausschusswerk mitwirke. Wester schien ein Scheitern des Ausschusses in Kauf zu nehmen, wenn nicht gar, es herbeiführen zu wollen.

Pörksen hat dann auf der 2. Bekenntnissynode vom 18. August 1936 diese Nein-Position sinngemäß unterstützt. In der Angelegenheit Dr. Kinder habe der Ausschuss „unkirchlich gehandelt“, nämlich sich letztlich vom politischen Willen des Ministers leiten lassen; er könne sich nicht solchen Argumenten fügen, „hinter denen ich die Faust des Staates erkennen muss.“³² Die Bekenntnisgemeinschaft solle sich vom Ausschuss trennen, nicht aber von den beteiligten beiden BK-Amtsbrüdern; so wie man sie damals freigestellt habe, solle man sie nun bitten, den Ausschuss wieder zu verlassen. Zusätzlich wies Pörksen gegen Dr. Kinder noch auf dessen Protektion der Deutschkirche hin; Kinder gelte außerhalb Schleswig-Holsteins als „ein Einfallstor einer antikirchlichen Bewegung in einer Landeskirche“,³³ und eines solchen dürfe man sich nun nicht selbst bedienen.

Pörksens zweifaches Nein richtete sich gegen die Person und die Präidentschaft Kinders sowie gegen den Ausschuss und seine staatstreue Nachgiebigkeit. Auf die Grundsatzproblematik von bekenntnikirchlichem Notrecht und Geistlicher Leitung legte er – im Gegensatz zu Wester – kein son-

²⁹ NEKA 98.40, ABK 192, Rückschrift Tramsens an evtl. Bielfeldt auf dessen abschriftl. Brief an Breit vom 1. Sept. 1936.

³⁰ NEKA 98.40, ABK 203, Briefe Westers an Tramsen vom 18. und 26. Juli 1936.

³¹ NEKA 98.40, ABK 27, Brief Westers an Pörksen vom 29. Juli 1936.

³² NEKA 98.40, ABK 31, Protokoll der „2. Bekenntnissynode der Ev.-Luth. Landeskirche Schlesw.-Holst. am 18. August 1936 in Schloss Bredeneek“, S. 24.

³³ Wie vorige Anmerkung, S. 24.

derliches Gewicht. Für Wester hingegen waren jene beiden Elemente vorrangig, denn mit ihnen wollte er den Ausschuss, den er als staatskirchliche Überfremdung der Landeskirche verurteilte, aus den Angeln heben.

Westers Anträge riefen die Synode auf, Mohr und Adolphsen aus dem Ausschuss abzuberufen und die Halfmann übertragene Geistliche Leitung wieder zurückzunehmen, falls sie nicht bischofsgleich ausgestaltet würde. Die Synodalen entschärften diese Anträge wesentlich und nahmen sie danach mit großer Mehrheit von 68:12:2 Stimmen an.³⁴ Demgegenüber hatten Halfmann, Bielfeldt und Tonnesen dafür plädiert, die angebahnte Zusammenarbeit nicht aufs Spiel zu setzen, sondern pragmatisch und konstruktiv fortzusetzen.

Wenn sie jetzt aber Wester vorwarfen, er führe die Bekenntnisgemeinschaft zurück zur Dahlemer Praxis und zum dahlemittischen Kurs, so war das nur noch eine verärgerte Polemik mit einem abgenutzten Kampfbegriff. Tatsache jedoch war, dass das LBR-Mitglied Wester dank der ungeschickten Manöver um Kinders Präsidentschaft nun vor und während der 2. Bekenntnissynode wieder zu beherrschendem Einfluß in der Bekenntnisgemeinschaft gelangte, allerdings auf dem Umweg über den LBR-Vorsitzenden Tramsen. Dieser bekannte am Ende der Synode, Wester, Treplin, Pörksen und er wären mit dem Entschluß in die Synode gegangen, vom Präsidium zurückzutreten und aus dem Bruderrat auszuscheiden, falls ihre Anträge abgelehnt worden wären.³⁵ Die neue Mehrheit unter den Synodalen enthob sie der Notwendigkeit, die geplante Strategie zu verwirklichen, – ein kalculiertes Druckmittel war sie dennoch.

DER MISSIONSVERLAG IM DIENST BEKENNTNISKIRCHLICHER ÖFFENTLICHKEITSARBEIT

Tramsen und Wester konnten für das Präsidium der Bekenntnissynode die dort gehaltenen Referate und erzielten Beschlüsse, dazu einen allgemeinen Anhang „Zur Urteilsbildung“, im Breklumer Missionsverlag veröffentlichen. Beide Broschüren standen wieder unter dem anspruchsvollen gesamtkirchlichen Titel „Zweite Bekenntnissynode der evangelisch-lutherischen Landeskirche Schleswig-Holsteins“. Sie wurden dadurch weit über den Kreis der Synodalen allen Mitgliedern und Freunden der Bekenntnisgemeinschaft

³⁴ Die Bedingung von der „völlig gleichgeachteten Position“ Halfmanns zum Landesischhof wurde dahin abgeschwächt, dass die Geistliche Leitung zurückgenommen werden sollte, „falls die Notwendigkeit sich dazu ergeben sollte,“ s. obiges Protokoll der 2. BK-Synode, S. 27; zur Abstimmung s. ebd., S. 39.

³⁵ NEKA 98.40, ABK 31, Protokoll wie oben, S. 41.

bekannt; sie waren sogar durch die Geschäftsstelle der Bekenntnisgemeinschaft frei zu beziehen.

Was diese Drucklegungen und ihre Verbreitung damals bedeuteten, ist erst voll zu ermessen, wenn man das immer wiederkehrende Ringen der BK-Pastoren um die Verlesung kirchenpolitischer Kanzelerklärungen kennt. Sie waren immer wieder staatlich-polizeilichen Verboten ausgesetzt. Gerade zur Zeit der Bekenntnissynode mußte Wester seinen Kollegen wieder den Mut zu einer öffentlichen Kanzelerklärung nahelegen und er tat das mit der fast schon resignierenden Mahnung „Der gottesdienstliche Raum ist die letzte uns verbliebene Öffentlichkeit.“³⁶ Deshalb war es so wertvoll, dass die Bekenntnisgemeinschaft im Breklumer Missionsverlag, den Pörksen ihr offenhielt, noch ein anderes, weitergespanntes Publikationsforum zur Verfügung hatte.

Als Ende 1936 der Landeskirchenausschuss vor der Auflösung stand und Anfang 1937 Hitler allgemeine Kirchenwahlen ankündigte, gab das den extremen Gruppen des kirchenpolitischen Rechtslagers neue Spielräume, um die – wie sie meinten – verjudete und nicht artgemäß deutsche Kirche anzugreifen. Sie wäre im nationalsozialistischen Staat ein unzeitgemäßer Fremdkörper. Zur Abwehr und Widerlegung dieser offensiven Kirchenfeindschaft verfasste Halfmann die Schrift „Die Kirche und der Jude“; zur Sammlung und inneren Stärkung der Gemeinden schrieb er die Broschüre „Die Stunde der evangelischen Kirche“? Beide waren im Bruderrat vorgeklärt und wurden von Pörksen in seinem Missionsverlag veröffentlicht.

In „Die Kirche und der Jude“ wandte sich Halfmann gegen die völkischen Weltanschauungskräfte innerhalb der NSDAP, die das Christentum wegen seiner jüdischen Wurzeln diffamierten. Das Ziel und Vorgehen ihres Kampfes wären aber die gleichen wie die der historischen Juden gegen Christus; die gegenwärtigen „Judenfeinde“ wären in diesem Sinne „Judengenossen“. Seinem Anliegen, die Angriffe auf Bibel und Christentum abzuwehren, glaubte Halfmann taktisch dadurch zu dienen, dass er diese deutsch-völkischen Ideologen herausisolierte; dem NS-Staat insgesamt billigte er dagegen im politischen Bereich durchaus die Berechtigung seiner antijüdischen Gesetze zu.³⁷

³⁶ NEKA 98.40, ABK 17, Kleines Protokollbuch des LBR, Sitzung vom 10. Aug. 1936.

³⁷ Die in dieser Schrift enthaltene Problematik des christlichen Antijudaismus kann hier nicht näher ausgeführt werden; es genüge der Literaturhinweis auf 1. Klauspeter Reumann, Halfmanns Schrift „Die Kirche und der Jude“ von 1936, in: Annette Göhrres u. a. (Hgg.), *Als Jesus arisch wurde / Kirche, Christen und Juden in Nordelbien 1933–1945*, Bremen, 2003, S.147–161; 2. Sönke Zankel, *Christliche Theologie im Nationalsozialismus vor der Judenfrage: Die Schrift Halfmanns „Die Kirche und der Jude“*, in: *Demokratische Geschichte*, Bd. 16, Malente, 2004, S. 121–134; 3. Klauspeter Reumann, „Filiale der jüdischen Synagoge“ / Zur Entstehung von Wilhelm Halfmanns „Die Kirche und der Jude“ 1936, in: *Grenzfriedenshefte*, H. 3, Flensburg, 2004, S. 163–178.

Nach Halfmanns zweiter Schrift könnten die erwarteten Kirchenwahlen eine „Stunde der evangelischen Kirche“ werden, wenn nur die Deutschen unbeirrt an den beiden Testamenten der Bibel festhielten, statt sich von den zeitgenössischen „Bindestrich-Religionen“ einnehmen zu lassen, wie den Deutschen Christen, der Deutschkirche, der Deutschen Glaubensbewegung. Diese griffen nach eigenem Gutdünken aus den christlichen Überlieferungen die ihnen genehmen Teile heraus und füllten sie mit deutschvölkischem Weltanschauungsgut auf. Dieser „heidnische Deutschglaube“ oder das unverfälschte Christentum stünden zur Wahlentscheidung.

Der Verlag druckte von dem Heft „Die Kirche und der Jude“ zunächst 10.000 Exemplare und von dem Heft „Die Stunde der ev. Kirche“ 20.000 Exemplare, doch die über Erwarten zahlreichen Bestellungen nötigten zu schnellem Nachdruck: bei der ersten Schrift zu einer 2. und 3. Auflage von jeweils weiteren 10.000 Stück, bei der zweiten ging das 20. bis 40. Tausend in Druck und das 40. bis 60. Tausend in Druckvorbereitung.³⁸ Die Abfolge beider Schriften innerhalb weniger Monate und die Auflagen innerhalb weniger Wochen sind ungewöhnlich genug; noch beachtlicher erscheint es, dass Pörksen das zweite Heft in Angriff nahm, als das erste gerade polizeilich verboten worden war. Zu solcher Unbeugsamkeit bekannte er sich damals gegenüber Halfmann, dem Autor, wenn er ihm schrieb, es sei „in dieser Stunde [der Verbote] ein festes Zusammenstehen und eine noch zielbewußtere Arbeit der bekennenden Kirche“ notwendig.³⁹

Die staatlichen Sanktionen begannen Anfang Februar mit der polizeilichen Beschlagnahme der beim Verlag noch vorhandenen 5.000 Exemplare von „Die Kirche und der Jude“, und, was noch gewaltsamer war, die Druckplatten „mußten unter Aufsicht des Wachtmeisters eingeschmolzen werden.“⁴⁰ Die „Stunde der ev. Kirche“ wurde dann noch früher nach ihrem Erscheinen beschlagnahmt. Deshalb vermutete Pörksen, dass das Einschreiten der örtlichen Polizei von der politischen Geheimen Staatspolizei befohlen und vom Reichskirchenministerium über die Reichsschrifttumskammer ausgelöst worden sei. Er mutmaßte hinter den Aktionen einen ehemaligen schleswig-holsteinischen Propst, den inzwischen deutschkirchlichen Propst

³⁸ Der Druck und Vertrieb von Kirche und Jude im Dezember 1936 / Januar 1937 und von der Stunde der Kirche im Februar/März 1937 ergibt sich aus den Briefen Pörksens an Tramsen vom 5. Febr. 1937 in NEKA 98.40, ABK 184, und an Halfmann vom 19. April 1937 in NEKA 98.04, NL.Halfmann B IX, Nr. 179. Pörksen bezifferte damals von beiden Heften 50.000 abgesetzte Exemplare.

³⁹ NEKA 98.04, NL. Halfmann, B IX, Nr. 179, Brief Pörksens an Halfmann vom 19. April 1937.

⁴⁰ NEKA 98.40, ABK 184, Brief Pörksens an Tramsen vom 5. Febr. 1937.

Szymanowski. Sie seien „ein Generalangriff bestimmter Stellen auf Ihre [Halfmanns] Person und Stellung.“⁴¹

Für einen zentral abgestimmten Vorstoß sprechen auch die inhaltsgleichen Begründungen, die Halfmann und Pörksen trotz der ja völlig unterschiedlichen Schriften auf ihre Einsprüche erhielten. Sie erhielten als Begründung der Beschlagnahmen von der Reichsschrifttumskammer und vom Reichskirchenministerium mitgeteilt, dass der Inhalt der Schriften unvereinbar sei „mit den im heutigen Staate vorherrschenden Anschauungen und Grundsätzen“⁴² und er sich „gegen die Weltanschauung des Nationalsozialismus“ richte.⁴³ Als Halfmann wenige Monate später einen weiteren Artikel zur Kirchenwahl veröffentlichte, dieses Mal in „Das Niederdeutsche Luthertum“, erteilte das Propagandaministerium des Dr. Goebbels dem Schriftleiter einen Verweis; er hätte es geduldet, dass Halfmann darin „Maßnahmen des Staates in versteckter Form angegriffen“ und „Anordnungen des Reichskirchenministeriums kritisiert“ habe.⁴⁴

Nach dieser Serie von Sanktionen gegen Halfmanns Veröffentlichungen hat Dr. Kinder, – der nur kommissarische Kirchenamtspräsident – dessen Entlassung aus seinem Amt als kommissarischer Oberkonsistorialrat betrieben. Halfmanns Auftraggeber, der Landeskirchenausschuss, war Anfang 1937 vom Staat wieder aufgelöst worden, so dass Kinder nun Halfmann selbstbewußt entgegenhalten konnte, er wäre jetzt „genau so Ausschuss wie damals der Ausschuss,“⁴⁵ nämlich kirchenleitendes Organ. Noch im September wurde Halfmann entlassen.

Pörksen als Verlagsleiter hingegen wurde – etwa wegen inhaltlicher Mitverantwortung – nicht belangt. Er erlitt allerdings durch die Beschlagnahmen erheblichen finanziellen Schaden, 500 Mark bei „Die Kirche und der Jude“ und 800 Mark bei „Die Stunde der ev. Kirche“, so dass er Halfmann um Honoraraufschub bitten mußte.⁴⁶ Dies aber verstellte ihm nicht den Blick für

⁴¹ NEKA 98.04, NL. Halfmann B IX, Nr. 179, Brief Pörksens an Halfmann vom 19. April 1937.

⁴² NEKA 98.04, NL. Halfmann B IX, Nr. 179, Brief der Reichsschrifttumskammer an Pörksen vom 12. April 1937.

⁴³ NEKA 98.04, NL. Halfmann B IX, Nr. 180, Brief der Deutschen Ev. Kirche an Halfmann vom 21. April 1937.

⁴⁴ NEKA 98.04, NL. Halfmann B IX, Nr. 96, Brief des Reichsministers an Schriftleiter P. Kreye vom 5. Juli 1937, den dieser mit Gruß an Halfmann schickte; Halfmanns Artikel „Die kirchliche Entwicklung in Schleswig-Holstein“ in: Das Niederdeutsche Luthertum, H. 11 vom 3. Juni 1937.

⁴⁵ NEKA 98.04, NL. Halfmann B IX, Nr. 145, Notizen Halfmanns von Verhandlung mit Kinder am 23. Sept. 1937.

⁴⁶ Pörksens Briefe an Tramsen vom 5. Febr. 1937 und an Halfmann vom 19. April 1937, s. NEKA 98.40, ABK 184, und 98.04, NL. Halfmann B IX, Nr. 179.

den nachhaltig großen Dienst, den beide Schriften Halfmanns für den bekenniskirchlichen Kampf und die Breklumer Schriftenmission geleistet hätten und durch die in Umlauf befindlichen, durch Verbote und Beschlagnahmen nicht mehr erreichbaren 50.000 Exemplare immer noch täten. Der entstandene finanzielle Engpass nötigte Pörksen andererseits dazu, für eine geplante Volksmissionsfahrt mit Theologiestudenten vom LBR-Vorsitzenden Tramsen einen Zuschuss zu erbitten. Gerade auf diesem Gebiet hatte er während der Zeit des Ausschusses, die ausgleichen und befrieden sollte, zunehmend den Eindruck einer Erschlaffung gewonnen. „Die Volksmission hat in der Zeit, wo es im Kirchenkampf hoch herging, die Zeit ihrer Blüte erlebt. Jetzt, in der Zeit allgemeiner Flaute, liegt auch über der Volksmission eine große Lähmung im ganzen Reich,“⁴⁷ so beurteilte Pörksen die Lage im Sommer 1936 im Vergleich zu den ersten Kirchenkampfjahren.

Er hätte dieses Urteil auch auf den Kirchenkampf insgesamt ausdehnen und sogar als negative Vorahnung in die folgenden Jahre vorausprojizieren können. Zwischen 1937 bis 1945 breitete sich auf kirchenpolitischem Gebiet eine alles erdrückende Resignation und Untätigkeit aus.

PÖRSENS BETEILIGUNG AM KIRCHLICHEN NEUAUFBAU 1945

Das Erlahmen des Kirchenkampfes resultierte aus mehreren, zusammenhängenden und sich gegenseitig verstärkenden Faktoren: der Einrichtung der Staatskirche, dem Aufstieg der Nationalkirchlichen Bewegung, dem Sog der Kirchenaustritte und schließlich aus dem Stillhaltekonsens der Kriegszeit.

- Nachdem der Kirchenminister von der Idee kirchlicher Wahlen wieder abgerückt war, erhob er Ende 1937 Dr. Kinder zum Gesamtleiter der schleswig-holsteinischen Landeskirche, nicht etwa den Landesbischof. Die Kirchenleitung durch einen Juristen und in Berlin einflußreichen Parteigenossen bedeutete unmittelbar die Einrichtung der Staatskirche.
- Die Nationalkirchliche Bewegung war von den Thüringer Deutschen Christen ausgegangen und gewann nun wegen ihrer bejahenden Einführung in den NS-Staat überall im Reich Zuspruch. Der Minister hatte bei den Kirchenwahlen auf ihren Erfolg gesetzt; Dr. Kinder stand ihrem schleswig-holsteinischen Ableger, der Deutschkirche, nahe und begünstigte sie dann als Kirchenleiter über alle Maßen. Die „Nationalkirchliche Einung Deutsche Christen“, ein programmatischer Verbund deutsch-

⁴⁷ NEKA 98.40, ABK 31, Wortprotokoll der 2. Bekennnissynode vom 18. Aug. 1936, S. 24.

christlicher Kirchenleiter, gewann in den letzten Monaten vor Kriegsbeginn auch Dr. Kinder und seine Landeskirche zum Beitritt. Die gemeinsame Basis war, den christlichen Glauben als vereinbar mit der nationalsozialistischen Weltanschauung und als unvereinbar mit allem Jüdischen zu erklären.

- Der allseitige Druck und Sog zur NS-Weltanschauung schlug sich messbar in den Zahlen der Kirchenaustritte nieder. Sie schnellten von 1937 bis 1939 um über 400 % in die Höhe: von 4.731 auf 20.492 Personen. Eine solche Flucht aus der Kirche legte allen kirchenpolitisch gegnerischen Gruppen eine gewisse Zurückhaltung ihres offenen Kampfes nahe.
- Schließlich ließ auch der Ausbruch des Krieges die innerkirchlichen und vollends die gegen den Staat gerichteten Auseinandersetzungen in den Hintergrund treten. Es herrschte stillschweigender Burgfrieden.

Wenn unter all diesen Umständen ein führender Kirchenkämpfer wie das langjährige LBR-Mitglied Treplin zu der Überzeugung gelangte, es wäre „das Kirchenregiment bei uns nicht in der Weise kirchenzerstörend wie anderswo,“⁴⁸ so markiert das ein Abrücken von den Fronten der frühen Jahre. Als neuer Vorsitzender des Bruderrates ab Herbst 1943 verstand Treplin dann die Rolle der Bekenntnisgemeinschaft nur noch als eine sehr eingeschränkte, selbstbescheidene: Sie sei durch ihre bloße Existenz „ein unübersehbar aufgehobener Finger der Mahnung,“⁴⁹ – wohl eine untertriebende Umschreibung des bekenntnikirchlichen Wächteramtes. Er war sogar bereit, die Bekenntnisgemeinschaft aufzulösen, falls die Pastorenschaft und die kirchenpolitischen Gruppen sich auf die bekenntnismäßigen Minimalthesen des württembergischen Landesbischofs Wurm (BK) einigen würden.

Über den Fortgang dieses Einigungswerkes berieten die BG-Organe auch im Juni 1943, als der abwesende Pörksen durch einen Kollegen am Ende die völlig unvermittelte Bitte vorbringen ließ, „zu durchdenken, was getan werden muß, um ein Kirchenregiment sicherzustellen, falls das bisherige zusammenbrechen sollte?“⁵⁰ Pörksen meinte wohlgernekt nicht den Fall, dass die bestehende Kirchenleitung gestürzt werden sollte, und schon gar nicht durch die Bekenntnisgemeinschaft. Er muss vielmehr geheime Informationen gehabt haben, dass Dr. Kinder seinen Rücktritt von der Kirchenleitung

⁴⁸ NEKA 98.40, ABK 192, Brief Treplins an Bielfeldt vom 22. Febr. 1943.

⁴⁹ NEKA 98.40, ABK 192, Brief Treplins an Bielfeldt vom 13. Jan. 1944.

⁵⁰ NEKA 98.40, ABK 17, kleines Protokollbuch des LBR, Sitzung der Propsteivertrauensleute vom 28. Juni 1943 in Hademarschen.

plante und vorbereitete. Zugleich wusste er den Bruderrat daran gänzlich unbeteiligt und auf solchen eigentlich langerstreben Fall überhaupt nicht eingestellt.

Kinder wich augenscheinlich vor den Anfeindungen gegen sein juristisches „Einmannsregiment“ in der Kirche zurück und bahnte sich den Wechsel in das Amt des Kurators – des leitenden Verwaltungsbeamten – der Kieler Universität an. Da er keinen gleichartigen Nachfolger für seine vom Staat weiterhin gewünschte Leitungskonstruktion benennen konnte, machte er dem Minister ein kollegiales Gremium schmackhaft. Es sollte so besetzt werden, dass es einerseits „Aufgeschlossenheit für alle Belange des Staates und der Partei und im übrigen Großzügigkeit in theologischen Fragen sowie Innenhaltung einer absoluten Ordnung in der Landeskirche“ gewährleiste und andererseits gewillt sei, „allen Bestrebungen der Bekenntniskirche wirksam zu begegnen.“⁵¹ Kinder konstruierte den neuen Landeskirchenrat so, dass ihm unter der Gesamtleitung des Präsidentennachfolgers, des juristischen Konsistorialrats Bührke, und in rein geistlichen Sachen unter Leitung des Landesbischofs fünf weltliche Mitglieder angehörten, die er selbst nach seinem kirchenpolitischen Wunschbild ausgewählt hatte: Einer war der Landesleiter der Deutschen Kirche, zwei standen den Deutschen Christen nationalkirchlicher Richtung nahe und zwei rechnete er der kirchlichen Mitte zu. Im Herbst 1943 stimmte der Minister dieser Struktur und die Partei diesen Personen zu und damit auch dem Wechsel Kinders vom Kirchen- in den Staatsdienst.

Der Zusammenbruch des Kirchenregiments, den Pörksen für möglich gehalten hatte, trat nicht ein. Das System Staatskirche funktionierte weiter. Der neue Präsident war kirchenpolitisch unbelastet und daher für die Bekenntnisgemeinschaft persönlich nicht anfechtbar; die personelle Besetzung des Landeskirchenrates dagegen bewertete sie als eine unannehbare offizielle Anerkennung und Beteiligung der rechtsextremen Deutsch- und Nationalkirchler an der Leitung der Landeskirche. Der Bruderrat verzichtete dennoch auf öffentlichen Protest und verfolgte stattdessen zusammen mit der ungebundenen Mitte um Siemonsen das Wurmsche Einigungswerk intensiv weiter. Die nachdenklicheren Beteiligten ahnten ohnehin, dass es für die nahe Zukunft nur noch um ein Zuwartern (Siemonsen) und Überwindern (Bielfeldt) ging, was man aber nur in vertrauten Kreisen zu äußern riskierte.

⁵¹ Bundesarchiv, Abt. Potsdam, Reichskirchenministerium Nr. 23 225, Bl. 290f., Brief Kinders an Minister vom 25. Juni 1943.

Die sichere Gelegenheit zu neuen Entscheidungen ergab sich erst im Mai 1945 nach dem militärischen und staatlichen Zusammenbruchs der NS-Herrschaft. Die ersten Überlegungen und Maßnahmen zur kirchlichen Neugestaltung lassen sich aus einer Sitzungsmitschrift Halfmanns und vor allem aus den ausführlichen Berichtsbriefen Pörksens an Völkel und Treplin rekonstruieren.⁵²

Noch am Kapitulationstag, dem 8. Mai, versammelten sich die angereisten Siemonsen, Pörksen und Treplin und wahrscheinlich auch der Flensburger Propst Hasselmann bei dem Senior der Geistlichen, dem emeritierten Pastor und Rektor der Flensburger Diakonissenanstalt. Sie rechneten mit einem „Vacuum“ in der Kirchenregierung, entweder durch Rücktritt des Präsidenten und Landesbischofs oder mit deren Absetzung durch die Engländer. Für solchen Fall wollten sie eine schnelle neue Kirchenleitung notdürftig legitimiert herausstellen. Sie dachten an den 1933 abgesetzten Altbischof Völkel als neuen Bischof und, da sie bei ihm Bedenken erwarteten, faßten sie schon ins Auge, ihm zwei Geistliche assistierend beizugeben und so einen kirchenleitenden „Dreierausschuss“ einzurichten. Sie beauftragten Siemonsen und Pörksen, die mit Völkel eng vertraut waren, in diesem Sinne mit ihm zu verhandeln. Wahrscheinlich waren sogar diese beiden als Völkels Assistenten vorgesehen, wobei Siemonsen die ungebundene Mitte und Pörksen die Bekennungsgemeinschaft repräsentiert hätte. Völkel lehnte jedoch eine Position als Bischof ab, er war lediglich zur „Mitarbeit an sichtbarer Stelle“ bereit. Unterdessen besann sich der LBR-Vorsitzende einer anderen Kirchenleitung, die er nun für die Bekennungsgemeinschaft reklamierte; ihr sollte durch eine Unterschriftenaktion der Pastoren das Vertrauen ausgesprochen werden. Treplin teilte Pörksen brieflich mit: „Die bekennende Kirche ist zur Führung berufen.“ Pörksen hatte dafür Verständnis, wußte aber auch, dass die Vertreter der ungebundenen Mitte – Siemonsen und Hasselmann – einer rein bekenntniskirchlichen Leitung abgeneigt wären.

Um dem zuvorzukommen, rief Hasselmann auf Initiative von Siemonsen für den 28. Mai einen größeren Kreis von Kirchenmännern zu diesem nach Schleswig zusammen. Siemonsen hatte einen kirchlich und regional reprä-

⁵² NEKA 11.03, Bischof für Holstein, Nr. 95, Halfmanns Mitschrift von der ersten Sitzung des Schleswiger „Arbeitskreises“ vom 28. Mai 1945; NEKA 98.40, ABK 379, Briefe Pörksens an Treplin vom 22. Mai 1945, an Völkel vom 29. Mai 1945 und an Treplin vom 30. Mai 1945. Diesen 4 Quellen entstammen, jeweils ohne Einzelnachweis, die folgenden Zitate.

sentativeren Kreis angesteuert als die vorausgegangene ad hoc-Runde in Flensburg.⁵³

Dieser Schleswiger „Arbeitskreis“ mußte wegen Völkels eingeschränkter Beiefschaft und wegen Treplins Führungsanspruch für die Bekennnisgemeinschaft die Frage der Kirchenleitung neu beraten. Die Teilnehmer gelangten dieses Mal aber zu der Überzeugung, trotz des erweiterten Kreises nicht hinreichend legitimiert zu sein, um eine neue Leitung direkt zu nominieren; es wäre, da sich die alte Kirchenregierung noch im Amt befindet, eine „Gegenkirchenregierung ohne wirkliche Autorisierung.“ Dies gab den Spielraum, auf Vorschlag von Siemonsen⁵⁴ einen anderen Weg zu beschreiten, der spezifisch kirchliche Legitimation besaß, den „Weg aus der Gemeinde heraus“,⁵⁵ den „Weg über die gegebenen Kirchenvorstände und Pröpste.“⁵⁶ Dieser synodale Weg, von Vorläufigen Propsteisynoden über eine Vorläufige Gesamtsynode zu einer Vorläufigen Kirchenleitung zu gelangen, fand einhellige Zustimmung und wurde so beschlossen.

Pörksen befand sich hier in einem Dilemma als Mitglied des Bruderrates. Dessen Vorsitzender hatte ihm seine Vorstellungen und Vorschläge mitgeteilt, – offenbar, damit er sie bei nächster sich bietender Gelegenheit geltendmachen sollte.⁵⁷ Als nun Treplin zum Schleswiger Arbeitskreis nicht anreisen konnte, berichtete Pörksen ihm geradezu apologetisch über die Sitzungsinhalte, die nun an mehreren Stellen von seinen Vorschlägen abwichen. Gegenüber Vökel ging Pörksen sogar so weit zu beteuern, daß „ohne dessen [Treplins] Beisein diese Zusammenkunft eigentlich nicht hätte stattfinden können.“ Er bemühte sich wortreich, Treplins Aufgabe dahin zu lenken, dass er das für Schleswig verabredete Verfahren und Ziel auch für Holstein in Angriff nähme. Angesichts der dort zahlreichen und mächtigen

⁵³ Es waren die Pröpste Hasselmann, Siemonsen und Röhl für die Propsteien Flensburg, Schleswig und Husum, Pastor Martensen für die Propstei Südangeln, die Pastoren Bielfeldt, Rendsburg, und Mohr, Flensburg, beide ohne näheren Bezug, Studienrat Brodersen wohl für die Religionslehrerschaft, Pastor Halfmann „als einziger Vertreter des Landesbruderrates der bekennenden Kirche“ sowie Pastor Pörksen, der dann für Breklum geladen worden sein mußte. Es deutet auf eine Auswahlüberlegung Siemonsens, der Bekennnisgemeinschaft und speziell ihrem Bruderrat kein Übergewicht zu geben, wenn einzig Halfmann explizit die BK vertrat, ansonsten aber die beiden bruderratskritischen BG-Mitglieder Bielfeldt und Mohr geladen waren. Der LBR-Vorsitzende Treplin war geladen, aber krankheitshalber verhindert.

⁵⁴ Siemonsens Autorenschaft geht aus dem Dankesbrief hervor, den Treplin nach der Gesamtsynode am 29. Aug. 1945 an ihn richtete, s. NEKA 98.40, ABK 379.

⁵⁵ NEKA 98.40, ABK 379, Brief Pörksens an Treplin vom 30. Mai 1945.

⁵⁶ NEKA 98.40, ABK 379, Brief Treplins an Siemonsen vom 29. Aug. 1945.

⁵⁷ Dieser Brief Treplins an Pörksen vom 23. Mai 1945 ist in den einschlägigen NEKA-Akten nicht erhalten.

DC-Pröpste leugnete Pörksen nicht die möglichen Widerstände, riet aber dazu, den synodalen Weg der Vorläufigen Propsteisynoden notfalls „auch ohne die Pröpste oder gegen die Pröpste“ zu gehen.

Mit dieser Konsequenz war der Schleswiger Arbeitskreis auch verfahren. Siemonsen hatte die belasteten Pröpste von Nord- und Südangeln, von Eiderstedt und Südtondern gar nicht erst eingeladen, und der am 28. Mai versammelte Kreis beauftragte vier seiner Mitglieder, mit jeweils einem dieser Pröpste dahin zu verhandeln, daß er seine Vollmachten an einen empfohlenen Pastor übertrug, – das waren in allen Fällen BG-Pastoren. Der Kreis um Siemonsen war sich bewusst, dass dieses Auswahlverfahren bereits eine gewisse Vorentscheidung über das Verbleiben im Amt wäre. Pörksen fiel es zu, den Südtonderner Propst Gottfriedsen zu bewegen, die Leitung der dortigen Vorläufigen Propsteisynode P. Clausen, Leck, zu überantworten.

Auf der obersten landeskirchlichen Ebene von Präsident und Landesbischof hoffte der Arbeitskreis auf eine Regelung „ohne unser Zutun.“ Um auf dem geplanten synodalen Weg ohne Verzug voranzukommen, haben zunächst Siemonsen und Völkel, dann Halfmann und Pörksen den Präsidenten aufgesucht und von ihm die Bereitschaft signalisiert erhalten, dass er seine Gesamtleitung nicht mehr ausüben würde, sondern sich als ausführendes Organ einer neu entstehenden geistlichen Leitung unterstellte; auch würde er in den holsteinischen Propsteien den Weg der Vorläufigen Synoden in Gang setzen. Er hat dies loyal und erfolgreich getan, freilich unter Belassung etlicher DC-Pröpste von 1933 in ihren Funktionen. Landesbischof Paulsen hingegen war nicht zum sofortigen und faktischen Rücktritt bereit; er würde diesen zu gegebener Stunde erklären, was dann erst wenige Tage vor Zusammentritt der Vorläufigen Gesamtsynode geschah.

Während die Synodalvorbereitungen im Juni/Juli fortschritten, hat der Schleswiger Kreis vorsorglich schon über die möglichen Kandidatenvorschläge für die Vorläufige Kirchenleitung diskutiert. Man kam wieder auf das ursprüngliche Dreiergremium aus einem Bischof und zwei bischofsgleichen Assistenten zurück; als Bischof sollte Völkel endgültig gewonnen werden, als Assistenten wurden „in erster Linie genannt Halfmann, Pörksen und Treplin.“ Halfmann äußerte sich nicht dazu, Treplin war nicht anwesend, und Pörksen „widerstrebt stark: Er müsse seiner missionarischen Aufgabe gerade jetzt seine Kraft zur Verfügung stellen. Aber Hasselmann setzte ihm mit starken Gründen und großer Energie zu, so dass sein Widerstand schließlich schwächer wurde.“⁵⁸

Hier zeigte sich zum ersten Mal eine persönliche Tragik Martin Pörksens. Zum einen besaß er in der Bekenntnisgemeinschaft und über diese hinaus

⁵⁸ NEKA 98.40, ABK 379, Brief Bielfeldts an Treplin vom 19. Juni 1945.

hohes Ansehen und Vertrauen bei seinen Amtsbrüdern, so dass diese ihn in Führungspositionen der Landeskirche zu sehen wünschten; zum andern war er mit seiner Breklumer ökumenischen Seelsorge unentrinnbar verwachsen, auch wenn er einmal anderen Rufen nachgab. Dabei tritt deutlich hervor, daß individuelle Leitungsmänner ihm widerstreben und ihm allenfalls kollegiale Führungsgremien zusagten.

Er sah diese persönliche Spannung auch prinzipiell, losgelöst von seiner Person. Er trat Hans Asmussen energisch entgegen, der im Juli in Schleswig-Holstein erschien,⁵⁹ um im Auftrag der Vorläufigen Leitung der DEK in Stuttgart die kirchliche Neuordnung Schleswig-Holsteins zu lenken und dafür ein starkes Bischofsamt anregte. Das irritierte hierzulande, wo längst ein synodaler Aufbau eingeleitet war. Pörksen argumentierte gegen Asmussens Episkopalismus mit der doppelten kollegialen Leitung, daß hier beim geistlichen, eventuell bischöflichen Leiter und seinen theologischen Assistenten und Visitatoren „die geistliche, ja die ganze Führung liegen müsse,“ und darüberhinaus noch „ein größerer Kreis (Kirchenregierung oder Ausschuss), der nicht ständig beisammen sei, nötig und nützlich wäre.“⁶⁰ Pörksen hatte die schleswig-holsteinische Alternative artikuliert, und das war „das Verdienst, die Linien wieder zusammengebogen zu haben.“⁶¹

Er hatte offenbar ein feines Gespür für die allgemeine Abneigung gegen Asmussen. Bei den konkreten Personalvorschlägen „machte wieder Pörksen den guten Vorschlag, dass der hierfür – vorgeschlagene Asmussen doch besser nicht zu dem führenden Kreis, den Visitatoren, gehören solle, sondern in den größeren Kreis, eben als Verbindungsglied zur DEK und zu Wurm.“⁶² Damit gab Pörksen schon früh eine Richtung vor, in der das Problem Asmussen – der ihm unterstellte Anspruch auf das Bischofsamt – abgebogen werden könnte. Endgültig ist das erst Halfmann in seinen nächtlichen Verhandlungen mit Asmussen während der Synode gelungen.

Das Problem Asmussen besaß auch noch eine inhaltliche, geistliche Dimension. In seinem programmatischen Vortrag vor der Vorläufigen Gesamtsynode „Die Stunde der Kirche“⁶³ wies er der zu schaffenden Kirchenleitung geradezu autoritativ ihre Aufgaben zu: Sie solle bei der Gestaltung der neuen, jungen

⁵⁹ Asmussen war ein Entlassungsoffizier der schleswig-holsteinischen DC-Kirchenleitung von 1933 und leitete seitdem das Sekretariat der Deutschen Evangelischen Bekennnissynode.

⁶⁰ NEKA 98.40, ABK 379, Brief Bielfeldts an Treplin vom 18. Juli 1945.

⁶¹ Wie vorige Anmerkung.

⁶² Wie vorige Anmerkung.

⁶³ Druck des Vortrags bei Kurt Jürgensen, Die Stunde der Kirche – Die Ev.-Luth. Landeskirche Schleswig-Holsteins in den ersten Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg, SSHKG.R. I, Bd.24, Neumünster, 1976, Dokument 3, S. 265–276.

Kirche nicht an die bürgerliche Kirche von vor der NS-Zeit anknüpfen und schon gar nicht etwa diese restaurieren; denn diese sei das Endergebnis einer 400jährigen Fehlentwicklung gewesen, des rationalistischen Konfessionalismus; die neue Kirche aber erwüchse aus den Erfahrungen der Bekenntenden Kirche als primär einer Sakramentsgemeinschaft.

In der anschließenden, emotional aufgeladenen Diskussion sprachen sich sehr viele Synodale gegen Asmussens Geschichtsbild und Vorstellung von Kirche aus. Einzig Treplin hielt eine „gewaltige Apologie für Asmussen“, wie Halfmann mit leichter Distanzierung notierte.⁶⁴ Auch Pörksens knappe Äußerung, es sei die „entscheidende Frage: anfangen wo wir 1932 aufhörten, oder neue Kirche,“ war als Zustimmung zu Asmussen gemeint.⁶⁵ Pörksen beachtete nicht, welcher Widerspruch es dann war, in Schleswig-Holstein so einmütig und nachdrücklich den Altbischof Völkel für das neue Bischofsamt zu gewinnen.

Der vorbereitende Ausschuss legte der Gesamtsynode, die vom 14. bis 16. August 1945 in Rendsburg zusammentrat, eine modifizierte Leitungsstruktur vor, weil Völkel das Bischofsamt unverändert ablehnte. Es war nur eine 8-köpfige Vorläufige Kirchenleitung zu wählen, die dann ihren Vorsitzenden selbst bestimmen würde. Unter den Kandidaten für die vier geistlichen Sitze der Kirchenleitung war wiederum Pörksen vorgeschlagen. Er zog aber seine Kandidatur im letzten Augenblick vor der Abstimmung zurück, wie Halfmann neben den vorgeschlagenen Namen notierte: „Pörksen erklärt Rückzieher“.⁶⁶ Bei der Wahl erhielt Völkel die höchste Stimmenzahl von allen Kandidaten: 91 von 92 berechtigten Stimmen. Er war uneingeschränkt der Vereinigungskandidat aller Synodalen, von den bekenntniskirchlichen über die der ungebundenen Mitte bis hin zu den Deutschen Christen von 1933. Er hätte wohl auch für den VKL-Vorsitz sämtliche Stimmen auf sich vereinigen können, wenn er es nur gewollt hätte. Er blieb aber konsequent bei seiner Ablehnung einer alleinigen Leitungsposition, so dass die Mitglieder der Kirchenleitung nun Halfmann zum Präsidenten der schleswig-holsteinischen Landeskirche wählten.

⁶⁴ NEKA 11.03, Bischof für Holstein, Nr. 95, Halfmanns Mitschrift von der Vorläufigen Gesamtsynode, hier „Besprechung der Vorträge“, S. 10.

⁶⁵ Wie vorige Anmerkung, S. 10. Treplin und Pörksen stimmten in dem Ziel ‚Junge Kirche‘ überein, nachdem Treplin noch unmittelbar vor der Gesamtsynode brieflich auch auf die Einschränkungen hingewiesen hatte; der synodale Weg „über die Pröpste, wie sie eben da waren,“ berge die „schwere Gefahr, dass in den kräftigen Wein der von uns angestrebten jungen Kirche ein sehr starker Schuss vom Wasser der alten Kirche hineinkommt.“ s. NEKA 98.40, ABK 379, Brief Treplins an Pörksen vom 1. Aug. 1945.

⁶⁶ Wie vorige Anmerkung, Halfmanns Mitschrift, S. 13.

Die Kirchenleitung war sofort mit drängenden Problemen überhäuft: mit der Überprüfung, Bestätigung oder Absetzung der amtierenden Pröpste und der Auswahl neuer Pröpste, mit den Auseinandersetzungen um das Stuttgarter Schuldbekenntnis, mit den Entnazifizierungsforderungen der britischen Behörden, mit der Beschäftigung der Flüchtlingspastoren, mit Verhandlungen um Schule und Religionsunterricht, um Universität und theologische Fakultät.

Bei den Personalentscheidungen gab es die hartnäckigsten Schwierigkeiten. Besonders die wegen NS- und DC-Belastung ins Pastorenamt zurückversetzten Pröpste legten mit opportunen, schwer zu widerlegenden Beweisen ihren Widerspruch ein, so dass die Kirchenleitung manche Entscheidung abmildern musste. Solche Nachgiebigkeit wiederum war den Bekenntnisleuten zuwider, die nun eigenes Belastungsmaterial zusammentrugen und an den Bruderrat schickten. Treplin sandte diese Einwendungen schließlich als förmliche Beschwerde gegen zwei besonders nachsichtige Pröpstebelassungen an die Vorläufige Kirchenleitung.⁶⁷

Nach Einblick in diese Fälle wandte sich Pörksen sofort persönlich an seinen LBR-Vorsitzenden Treplin und an Präses Halfmann. Das Wächteramt der Bekenntnisgemeinschaft erfordere jetzt drei dringliche Schritte: die Visitationen seien sofort zu beginnen, die Kompetenzen zwischen Kirchenleitung und Landeskirchenamt zu klären und das übergeordnete Ziel der Gesamtsynode, „Kirche im Angriff, aber nicht Restauration,“ konsequent zu verfolgen.⁶⁸ Letzteres war zwar das von Asmussen vor der Synode dargelegte und dort von Treplin und Pörksen befürwortete Ziel, doch wäre es, nach den Diskussionsbeiträgen zu urteilen, in der Synode nicht mehrheitsfähig gewesen.

Die Eingabe Treplins und Pörksens brachte Halfmann als Präses in eine delicate Lage. Gerade als Bekenntniskirchler hätte es ihn kompromittiert, wenn er einem Einspruch des LBR-Vorsitzenden gefolgt wäre. Seine VKL-Kollegen Völkel und Graf Rantzau nutzten die taktisch günstige Situation weidlich aus: Sie verteidigten die beiden strittigen Pröpste nicht nur, sondern deuteten sogar drohend an, ihre VKL sei keine echte Leitung mehr, wenn sie solche Proteste von außen annähme.

Für Halfmann bestätigte und überschlug sich hier, was er von den Tagen der Gesamtsynode her wußte, daß – spiegelbildlich zu dieser – auch die gewählte Kirchenleitung keine „homogene Zusammensetzung“ besaß. Nun,

⁶⁷ NEKA 98.40, ABK 379, Eingabe des LBR-Vorsitzenden Treplin an die VKL vom 29. Okt. 1945 gegen die revidierte Entscheidung, die Pröpste Bestmann, Glückstadt, und Gottfriedsen, Leck, in ihren Ämtern zu lassen.

⁶⁸ NEKA 98.40, ABK 379, Brief Pörksens an Treplin vom 2. Nov. 1945.

nach dreimonatiger Arbeit als Präses bilanzierte er nochmals, „dass unsere VKL eben keine reine BK-VKL ist,“ ging nun noch deutlicher darüber hinaus: „Völkel und Rantzau sind reaktionär.“⁶⁹ Von dem weltlichen VKL-Mitglied war kaum anderes zu erwarten, denn er war bereits Mitglied des von Dr. Kinder geschaffenen Landeskirchenrates gewesen. Von dem geistlichen Mitglied Völkel, zu dem sich die Gesamtsynode zu 100 % bekannt hatte, war Halfmann sichtlich enttäuscht. Er halte die Wahl des „trefflichen Bischof Völkel,“ dem er damals selbst seine Stimme gegeben habe, inzwischen nicht mehr „für eine glückliche Wahl. Er hemmt.“⁷⁰ Das war ein außerordentlich hartes Urteil, – gegen die Person, gegen die Synode und auch gegen sich selbst. Halfmann räumte nach dreimonatiger Erfahrung eine partielle, aber strukturelle Fehlentwicklung ein, jedoch nur „sehr vertraulich“ gegenüber dem LBR-Vorsitzenden. Die Ursache dafür sah er nun rückblickend in den personalen Konstellationen der Gesamtsynode: „Es ist schade, dass Asmussen nicht da ist und dass Pörksen kein Amt in der VKL angenommen hat!“⁷¹ Asmussen und Pörksen standen für eine andere Ausrichtung der neuen schleswig-holsteinischen Landeskirche. Bei ihren geistlichen Trägern verstärkte sich, aktuell vor allem durch die Stuttgarter Schulderklärung der Evangelischen Kirche Deutschlands, eine breite Tendenz, die weniger auf grundlegende Erneuerung als vielmehr auf Beharrung, Rechtfertigung und Kontinuität setzte.

Diese Auseinandersetzungen betrachtete Pörksen mit unmittelbarer Betroffenheit, denn der kritisierte Völkel war immerhin sein hochgeschätzter Freund und Vorsitzender seines Breklumer Missionsvorstandes; er betrachtete sie aber auch mit einer ehrlichen Distanz, wenn er bekannte, daß ihm „wichtiger als diese Personalpolitik die positive Aufbauarbeit, die heute zu leisten ist,“ wäre.⁷² Solche Aufbauarbeit vor Ort leisteten er und seine Mitarbeiter im überschaubaren und selbstverantworteten Bereich der Breklumer Missionsanstalt.

⁶⁹ NEKA 89.40, ABK 379, Brief Halfmanns an Treplin vom 18. Dez. 1945.

⁷⁰ Wie vorige Anmerkung.

⁷¹ Wie vorige Anmerkung.

⁷² NEKA 89.40, ABK 379, Brief Pörksens an Treplin und gleichlautend an Halfmann vom 2. Nov. ???

DEMOKRATISCHER NEUAUFBAU UND AUSEINANDERSETZUNG MIT DEM NATIONALSOZIALISMUS IN HUSUM NACH 1945

CHRISTIAN M. SÖRENSEN

Vorbemerkung:

Husum, 1939 mit rund 14.500 Einwohnern noch eine Kleinstadt, machte mit dem plötzlichen Flüchtlingszustrom den Sprung über die 20.000-Einwohner-Grenze hinweg zur Mittelstadt mit rund 24.500 Einwohnern Ende 1945. Hauptprobleme für die Verwaltung wurden die Unterbringung der Flüchtlinge, die Lebensmittel- und die Brennstoffversorgung und die Wiederaufnahme des Schulbetriebes. Die Bewältigung dieser Probleme ist schon an anderer Stelle dargestellt worden¹ und soll in diesem Beitrag nur nebenher behandelt werden. Im Mittelpunkt steht hier die Neugestaltung des politischen Lebens nach zwölf Jahren NS-Diktatur, insbesondere der Neuaufbau der Verwaltungs- und Selbstverwaltungsorgane.

Rund 50 km südlich der dänischen Grenze gelegen, wurde Husum mit seiner Einwohnerschaft ab Mitte 1946 beim Aufkommen der prodänischen Bewegung mehr und mehr von nationalpolitischen Diskussionen erfasst, die schon auf das am 15. 09. 1946 erstmalig gewählte Stadtparlament und weitere Vorgänge der Aufbauzeit Einfluss hatten.

I. DER DEMOKRATISCHE NEUAUFBAU NACH 1945 IN VERWALTUNG UND SELBSTVERWALTUNG

Einleitung: Die Briten rücken ein und geben mit demokratischem Konzept an den Neuaufbau

Der politische Neubeginn 1945 stellt den zweiten Versuch dar, in Deutschland die parlamentarische Demokratie einzuführen. Darum bemühten sich jedenfalls die drei westlichen Besatzungsmächte, wobei sie – da machte die Sowjetunion mit – gleichzeitig die Absicht verfolgten, den „Nationalsozialismus und Militarismus“ auszurotten, wie es schon in der Erklärung von Jalta vom Februar 1945 hieß. Husum kam wie ganz Schleswig-Holstein unter britische Besatzung.

Das Jahr 1945 bezeichnet einen der Wendepunkte in der Geschichte Deutschlands. Es war die „Stunde Null“. Mit dem Zusammenbruch des Dritten Reiches rückten die Siegermächte in Deutschland überall ein und bestimmten somit das Geschehen nicht nur auf höherer politischer Ebene, nein, sie griffen mit ihrer Militärregierung auch in das Geschehen jeder Ge-

¹ Siehe Sörensen, Vom Kampf gegen Hunger, S. 150–162.

meinde ein und versuchten über die sehr bald ernannten neuen Bürgermeister, die Kommunalpolitik in ihrem Sinne zu gestalten. So waren britische Offiziere erstmalig schon am 5. Mai im Husumer Rathaus, also einen Tag nach der in Lüneburg unterschriebenen Kapitulation an der britischen Front, aber noch zwei Tage vor der Gesamtkapitulation an der Westfront. Dieses britische Vorkommando, das mit zwei Personen- und einem Funkwagen in Husum erschien, verhandelte außer mit dem Bürgermeister auch mit dem Seekommandanten in der Kaserne an der Flensburger Chaussee und dem Landrat im Schloss.

Die Militärregierung ging nicht unvorbereitet an die Neugestaltung heran. Die Briten z. B. hatten jene Offiziere politisch geschult, die als Sonderabteilung die vorrückenden Truppen begleiteten und dann die Kontrolle der Kommunalverwaltungen übernahmen. Der Aufbau der Verwaltung und Selbstverwaltung sollte nun im Sinne der Demokratie nach angelsächsischem Vorbild vor sich gehen, damit alle Zeichen des NS mit seinem Führerprinzip getilgt wurden. Durch Dezentralisierung und durch Stärkung des ehrenamtlichen Elements gegenüber dem Verwaltungsbeamten sollte dieses Ziel erreicht werden; denn demokratische Selbstverwaltung lebt – wie schon Freiherr vom Stein bei seinen Studien in Großbritannien 1786 festgestellt hatte – von größtmöglicher Unabhängigkeit gegenüber der zentralen Staatsgewalt und von dem Gewicht der ehrenamtlich Tätigen, eben der Kommunalpolitiker, gegenüber der Verwaltung. Bei der Durchführung dieses Reformprogramms in der Britischen Zone musste jedoch improvisiert werden. Das ist z. B. in Husum auch daran zu sehen, dass es von Anfang April 1945 bis Ende 1945 insgesamt sechs verschiedene Bürgermeister gab.

*Die Britische Militärregierung richtet sich in Husum ein
und beherrscht das öffentliche Leben*

Husum wurde von der britischen Besatzungsmacht als Sitz der Kreisverwaltung und als Garnisonstadt übernommen und in diesen Funktionen belassen. Die Kreisverwaltung blieb also im Schloss, und die damalige Marienriegsschule, im Volksmund Marinekaserne und heute Fliegerhorstkaserne genannt, an der Flensburger Chaussee gelegen, wurde mit britischem Militär belegt. Die britischen Offiziere wohnten zum Teil im Stadtzentrum. So wurden u. a. Häuser der Straße Lämmerfenne, heute Ludwig-Nissen-Straße, zum Schrecken der Besitzer kurzfristig beschlagnahmt.

Ihre Dienststellen richtete die Militärregierung überwiegend in öffentlichen Gebäuden wie dem Finanzamt und dem Museumsgebäude Nissenhaus ein. Zu den Dienststellen im Finanzamt wurden viele Bürger bestellt, die mit politischen Aufgaben zu tun hatten bzw. dazu herangezo-



Abb. 1: Der große Neubau des Husumer Finanzamtes von 1928 in der Innenstadt wurde sogleich von der Militärregierung für ihre Dienstzwecke beschlagnahmt.

gen werden sollten.

Die Stadtverwaltung blieb im Rathaus, jedoch wurden viele kommunalpolitische Entscheidungen bei der britischen Dienststelle im Finanzamt getroffen. Der Umgang der Briten war freundlich und korrekt. Aber jede Entscheidung musste von ihnen gutgeheißen werden, wenn sie überhaupt die deutschen Parlamente daran beteiligten. Auch darin zeigte sich, dass die Deutschen nur Auftragsverwaltung durchführten.

Oft nahmen auch Vertreter der Militärregierung an wichtigen Beratungen der Stadträte teil. Mindestens bis August 1946 waren sie stets begleitet von ihrem Dolmetscher Egon von Mauchenheim, Jahrgang ca. 1920, Münchener, als Soldat in Husum hängen geblieben. Er wurde zusätzlich auch von ihnen zum „Beauftragten für den Aufbau der demokratischen Selbstverwaltung“ ernannt.– Auch in die Arbeit des am 15. September 1946 gewählten Stadtplenums griff die Militärregierung gelegentlich ein.

Für die politische Überprüfung der Bürger hatte die Militärregierung eine politische Abteilung, FSP genannt (Field Security Police = Sicherheitspolizei der Streitkräfte), die im Oktober 1945 in der Brinckmannstraße, später auf der Neustadt arbeitete. Viele Beamte, besonders Lehrer, wurden wegen ihrer Entlassung oder Einstellung dorthin zum Verhör geladen.

Insgesamt lässt sich jedoch sagen, dass die Besatzungszeit keine feindselige

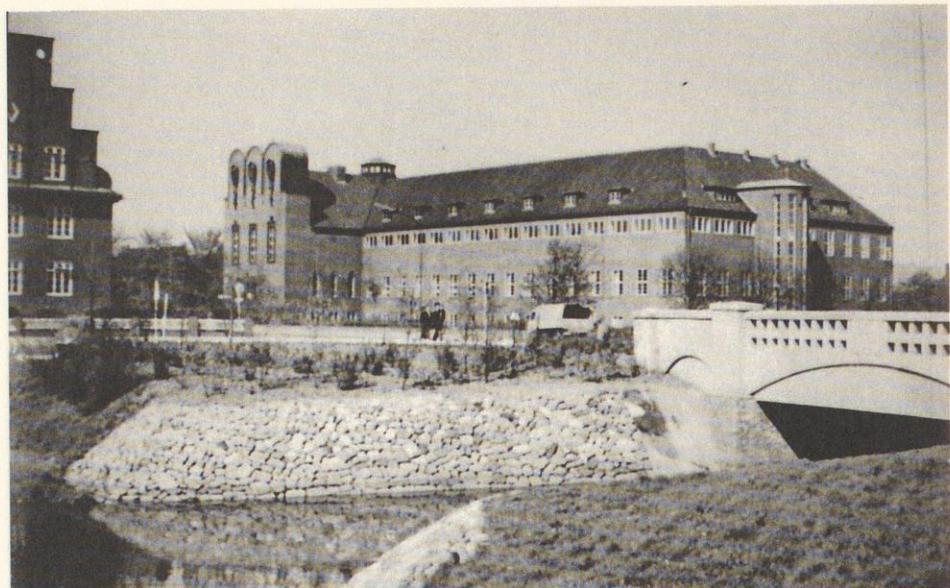


Abb. 2: Auch das große Nissenhaus, Nordfriesisches Museum, von der Ludwig-Nissen-Stiftung erbaut und 1937 eingeweiht, wurde 1945 mit britischen Dienststellen belegt. Links ist ein Teil des Finanzamtes zu sehen.

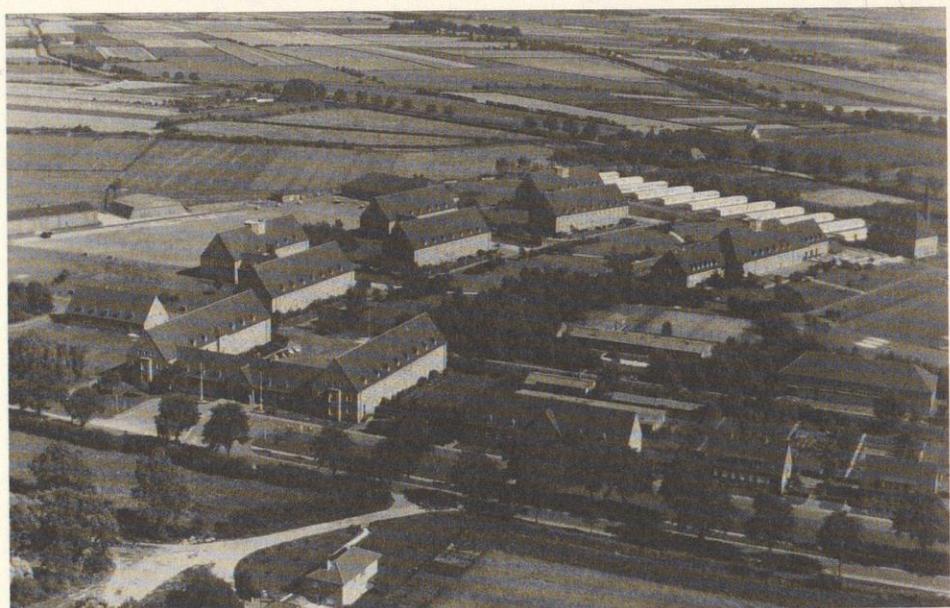


Abb. 3: In der 1940 eingeweihten Marinekaserne an der Flensburger Chaussee fand schon am 5. Mai 1945 die militärische Übergabe an das britische Vorkommando statt. Danach rückte britisches Militär als neue Ordnungsmacht ein. Seit der deutschen Wiederbewaffnung 1956 heißt dieser Komplex Fliegerhorstkaserne.

Stimmung hinterlassen hat. Die Besatzungsmächte hatten zunächst für ihre Angehörigen ein Verbot der Verbrüderung („fraternization“) erlassen. Es sollte den privaten Umgang von Besetzungsangehörigen mit Deutschen verhindern und galt auch in der Britischen Zone, wurde jedoch bald wieder aufgehoben.

Ein Übergang mit Hindernissen:

Sechs verschiedene Bürgermeister im Jahre 1945²

Nachdem Bürgermeister Waldemar Bieling, im Amt seit dem 1. Januar 1938, kurz vor Kriegsende zur Front eingezogen worden war, versah der bisherige Beigeordnete Ernst Lüttgens vom 1. April 1945 bis zum 3. Mai in Vertretung das Amt des Bürgermeisters. In den schweren Tagen des Zusammenbruchs mit der Bewältigung des Flüchtlingszustroms war dies kein begehrtes Amt.

Als Nachfolger wurde der vorherige Kreisbürodirektor von Heinrichswalde in Ostpreußen am 4. Mai vom Regierungspräsidenten eingesetzt, aber da sich seine NSDAP-Zugehörigkeit herausstellte, vom britischen Kommandanten Ende Mai abgesetzt, jedoch als Leiter für das Wohnungswesen im Rathaus belassen – bis zu seiner Verhaftung am 7. September 1945.

Diesen drei Bürgermeistern der NS-Zeit folgten nach dem Zusammenbruch drei weitere Amtsträger noch in 1945, was die Schwierigkeiten offenbart, galt es doch, nach den Besetzungsbestimmungen einen Mann als Bürgermeister zu finden, der nicht nur die nötige Vorbildung aufwies, sondern vor allem auch „politisch unbelastet“ war, und das hieß, keiner nationalsozialistischen Organisation angehört hatte. So wurde Amtsgerichtsrat Emil Scheel, Jahrgang 1885, der seit Jahrzehnten ununterbrochen in Husum am Amtsgericht tätig war, kommissarisch von der Militärregierung zum Bürgermeister berufen und vom neuen Landrat Kuno Tönnies am 14. 06. 1945 in sein Amt eingeführt. Scheel führte sein Amt nebenamtlich. Im Hauptberuf war er weiterhin als Amtsrichter tätig und wurde Anfang Dezember 1945 auf eigenen dringenden Wunsch vom Bürgermeisterposten entbunden, zumal er inzwischen zum Behördenvorstand aufgerückt war.

Zwischendurch, nämlich im Oktober, war ein vom Horchposten 22 „hängengebliebener“ Soldat, der den Briten nun als Dolmetscher diente, vom Beirat zum Bürgermeister gewählt worden, wurde jedoch wenige Tage später von den Briten verhaftet – ohne dass die eigentlichen Gründe bekannt wurden. – Nach diesem sonderbaren Zwischenspiel wurde im Dezember 1945 Georg Beckmann aus Flensburg als hauptamtlicher Bürgermeister Nachfolger von E. Scheel. Aufgrund der Verwaltungsreform blieb er ab Ja-

² Siehe ausführlicher in Sörensen, Pol. Neubeginn, S. 34ff.

nuar 1946 unter dem Titel Stadtdirektor Leiter der Verwaltung, und zwar über zwei Jahre lang bis zum März 1948. Er war 1933/34 wegen Widerstandstätigkeit im KZ gewesen. Nun ging er seine Aufgaben in Husum mit Schwung und Ideenreichtum an, bis er 1948 auf Druck der CDU-Fraktion wegen seiner Hinwendung zum Dänentum gehen musste.

Berufen: Bürgermeister Scheel und Dezernenten als Beirat

Der im Juni berufene Bürgermeister Scheel lud im Juli 1945 acht stadtbekannte Herren ins Rathaus ein und erläuterte ihnen, dass er versuchen wolle, die große Fülle der Aufgaben auf Dezernenten zu verteilen, d. h. auf ehrenamtliche Mitarbeiter, die für bestimmte Sachgebiete verantwortlich wurden.

Folgende Verteilung wurde „in Aussicht genommen“:

1) Stadtwerke	Bruno Schlüter, Buchdruckereibesitzer (ab 1946 CDU)
2) Krankenhaus	Adolf Riecken, Drogist (ab 1946 CDU)
3) Stadtbauamt	Fritz Carstens, Maurerpolier (bis 1933 und wieder ab 1945 SPD)
4) Schulwesen	Max Koch, Schriftsetzer (bis 1933 und wieder ab 1945 SPD)
5) Viehmarkt und Ländereien	August Bahnsen, Bauer
6) Verschönerung, Fremdenverkehr	Wilhelm Hahn, Oberpostinspektor
7) Fürsorge	Alfred Duus, Bäckermeister (ab 1946 CDU, ab 1947 SSV)
8) Stellvertretender Bürgermeister	Dr. Goslar Carstens, Rechtsanwalt.

Alle diese Männer waren als Einheimische mit den örtlichen Verhältnissen vertraut. Sie waren auch als erklärte NS-Gegner bekannt und hatten in der NS-Zeit z. T. schwer gelitten. – Das galt auch für die Nachrücker; denn bis zum Oktober 1945 kamen im Beirat hinzu: Vorschlosser Hermann Hellwig und Filmvorführer Walter Lurgenstein (beide bis 1933 und wieder ab 1945, SPD) und Steuerobersekretär Fritz de la Porte (ab 1946 CDU). Mit der Aufnahme von Schlosser Gustav Jahn (bis 1933 und wieder ab 1945 KPD) war die von den Briten erwünschte politische Breite erreicht. – Fast alle arbeiteten auch 1946 im ernannten Stadtparlament vom Januar und auch im gewählten vom Oktober mit.

Der ehrenamtlicher Bürgermeister Dr. Goslar Carstens und seine Nachfolger

Neben Beckmann als hauptamtlichem Stadtdirektor wirkte Rechtsanwalt Dr. G. Carstens als ehrenamtlicher Bürgermeister, gewählt am 25. Januar 1946 vom ernannten Stadtparlament, nachdem er schon ab Juli 1945 Stellvertre-



Abb. 4: Rechtsanwalt Dr. Goslar Carstens (1894–1978), vor 1933 Kreisführer des Stahlhelms, NS-Verfolgter, dann Major bis Kriegsende, wirkte schon ab Juli 1945 ehrenamtlich in der Selbstverwaltung mit und war zuletzt bis September 1946 Bürgermeister Husums.



Abb. 5: Friedrich (Fritz) Carstens (1896–1971), SPD-Stadverordneter 1929–1933, wurde ebenfalls ab Juli 1945 zur politischen Mitarbeit in Stadt und Kreis Husum herangezogen, war ununterbrochen bis 1970 ehrenamtlich als SPD-Vertreter tätig und wurde Ehrenbürger der Stadt.

ter gewesen war. 1894 in Husum geboren, als Rechtsanwalt niedergelassen, war er vor 1933 als Kreisführer im Stahlhelm, Bund der Frontsoldaten, tätig gewesen und hatte bald nach 1933, da er als Anwalt dem Regime missliebige Personen verteidigte, Schwierigkeiten mit der NSDAP bekommen, war verhaftet und nur durch die Fürsprache eines ehemaligen Regimentskameraden vor der Einlieferung in das Konzentrationslager Papenburg bewahrt worden. Am 2. Weltkrieg hatte er als Offizier von Anfang bis Ende an der West- und dann an der Ostfront teilgenommen.

Zu seinem Stellvertreter wurde schließlich im Mai Gustav Jahn (KPD) gewählt. Dr. Carstens blieb bis zur Stadtverordnetenwahl im September 1946 Bürgermeister.

Sein Nachfolger wurde Bäckermeister Alfred Duus (CDU), der aber auf heftiges Drängen der CDU-Fraktion im Februar 1947 zurücktrat. Er war nämlich inzwischen zum prodänischen SSV übergewechselt. – Sein Nachfolger wurde der Schuhmachermeister Heinrich Matthiesen, der ebenfalls seit September 1946 CDU-Stadtvertreter war und bis 1950 Bürgermeister blieb.

Beckmanns Nachfolger als Stadtdirektor war von 1948 an Dr. Georg Fiedler, der ab 1950 bis 1963 mit dem Titel Bürgermeister hauptamtlicher Leiter der Stadtverwaltung blieb.

Einführung der Verwaltungsreform: Gewaltenteilung

Bei der Neuordnung der Verwaltung verfolgte die Britische Militärregierung hohe Zielsetzungen, wie sich auch bei ihrer Beurteilung der vorherigen Gemeindeverfassungen zeigte: Während die Gemeindeordnung der NS-Zeit mit ihrem Führerprinzip von vorn herein indiskutabel war, fand die der Weimarer Republik auch wenig Gefallen, weil sie die Verwaltungsführung „bureaucrats“ übergeben habe, also Bürokraten, die sich keiner Volkswahl stellen mussten. Die Kommunen hätten sich vor 1933 infolge ihrer bürokratischen Struktur als unfähig zu einem Widerstand gegen den Nationalsozialismus erwiesen. Wolfgang Rudzio kommt für die Zeit von 1919–1933 zu folgendem, wohlabgewogenem Urteil: „Unter dem Motto der Effektivität neigte hier das Wahlbeamtentum dazu, die kommunalen Parlemente und damit das Prinzip demokratischer Selbstregierung in den Hintergrund treten zu lassen.“³ – Deutliches Zeichen dafür sei folgende Entwicklung in der Weimarer Zeit gewesen:

„... anstelle des von Stein propagierten Honoratiorelements rückte ein kommunales Berufswahlbeamtentum in den Mittelpunkt ... und begann, in den Magistraten, obwohl zahlenmäßig bei einem Anteil von unter 50 Prozent gehalten, durch die Besetzung der Bürgermeisterfunktion und der bedeutendsten Dezernate zu dominieren.“⁴

Die Britische Militärregierung versuchte daher, englische Formen zu übertragen, und zwar mit der Direktive vom September 1945, deren 1. Teil die „Demokratisierung und Dezentralisierung der örtlichen und regionalen Verwaltung“ betraf.

Um die Jahreswende 1945/46 führte die Britische Militärregierung diese Verwaltungsreform durch, die vor allem die Spitze in den Städten veränderte. Hier sollte eine Trennung zwischen beschließender Gewalt (Legislative) und ausführender Gewalt (Exekutive) vorgenommen werden. An die Spitze der Legislative, des Stadtparlaments, trat jetzt der ehrenamtliche Bürgermeister. Als Repräsentant der politischen Willensbildung hatte er die Beschlüsse des Parlaments herbeizuführen und ihre Durchführung zu überwachen.

Verwaltungsspitze wurde in den Städten der hauptamtliche Stadtdirektor, der sich – ebenso wie die anderen Beamten – am parteipolitischen Leben nicht beteiligen durfte und nur im Auftrage des Rates dessen Beschlüsse durchführte.

Auf einer Informationsveranstaltung der Militärregierung am 15. Febr. 1946 in Husum hieß es, Ziel dieser Neuerung sei, Deutschland von der Entfesse-

³ Rudzio, Neuordnung, S. 23.

⁴ Ebd., S. 20.

Die Wurzeln der Demokratie

Grundlegende Wandlung in der lokalen Verwaltung

HUSUM. — Am vergangenen Freitag versammelten sich in der Aula des Husumer Gymnasiums die Bürgermeister und Amtsvorsteher der Kreise Husum und Eiderstedt. Der Anlaß dieses Treffens war äußerst bedeutungsvoll: Der Leiter für innere Angelegenheiten beim Hauptquartier der Militärregierung für Schleswig-Holstein, Colonel Ainger, und der Beauftragte für die örtliche Verwaltung, Major Pocock, waren persönlich erschienen, um die neuen, generellen Richtlinien zu erläutern, die für den Wiederaufbau eines demokratischen Regierungsprinzips von der britischen Militärregierung als fundamentale Grundsätze aufgestellt worden sind.

Nachdem der Kommandant des 930. Detachements der Militärregierung für Husum und Eiderstedt, Lt.-Col. O. S. Steel, einige Worte der Begrüßung an die Versammlung gerichtet hatte, ergriff Major Pocock das Wort und führte u. a. aus:

Es ist die Aufgabe der Alliierten, dafür zu sorgen, daß ein dritter Versuch Deutschlands, einen Angriffskrieg zu entfesseln,

nicht mehr vorkommen kann. Eines der wichtigsten Mittel, den Frieden zu sichern, ist, die Wurzeln der Demokratie in Deutschland zu pflanzen. Es besteht nicht die Absicht, Deutschland ein fremdes Regierungssystem aufzuerlegen, aber es gibt einige grundsätzliche Prinzipien, die als unbedingt notwendig in jedem wahren demokratischen Regierungssystem anzusehen sind. Darauf erläuterte Major Pocock die Fragen, die augenblicklich dazu angetan sind, eine grundlegende Wandlung in der lokalen Verwaltung der Gemeinden und Kreise herbeizuführen.

1. Der Rat hat die unumschränkte Autorität innerhalb seines Tätigkeitsbereiches.
2. Der Bürgermeister ist der Vorsitzende des Rates; er steht der Arbeit des Rates vor.
3. Der Direktor handelt im Auftrage des Rates und führt dessen Entschlüsse aus.
4. Die Beamten sind Beamte des Rates und führen dessen Beschlüsse aus.

Anschließend zitierte Major Pocock ein Wort Voltaires, das als kennzeichnende Auslegung des Begriffes „Demokratie“ zu werten ist: „Ich verabscheue und hasse eure Meinungen, ich bin aber bereit, für euer Recht, daran festzuhalten, zu sterben.“

Im Anschluß hieran forderte Colonel Ainger die Versammlung auf, Fragen zu stellen und die Angelegenheiten der lokalen Verwaltung zu diskutieren. Wortmeldung erfolgte auf Wortmeldung, und die britischen Offiziere berieten und belehrten die Fragenden oder stellten irrite Ansichten richtig.

Lt.-Col. Steel schloß die Sitzung mit einem im Namen aller ausgesprochenen Dank an Col. Ainger und Major Pocock.

W. Sch.

Abb. 6: Die Britische Militärregierung informiert die Amtsträger über die neuen Grundsätze der Verwaltung und Selbstverwaltung. Bericht im Kieler Kurier, Nr. 61 v. 20. Febr. 1946.

lung eines Angriffskrieges abzuhalten. Denn „... eines der wichtigsten Mittel, den Frieden zu sichern, ist, die Wurzeln der Demokratie in Deutschland zu pflanzen.“⁵

⁵ Nach Prot. Stadtverordnetenkollegium Husum 1946–1966, S. 9 ff. Siehe auch Kieler Kurier, Nr. 61 v. 20. Feb. 1946.

Übrigens wurden die Bezeichnungen in Schleswig-Holstein wieder ab 1950 geändert: Der Verwaltungschef der Stadt heißt wieder Bürgermeister, der Vorsitzende der Stadtvertretung heißt Bürgervorsteher.

Die Berufung des Stadtparlaments im Januar 1946 und die Eröffnungssitzung

Hand in Hand mit der Änderung der Verwaltungsspitze ging der Aufbau von vollständigen Gemeindepalamenten. Diese wurden zunächst nicht gewählt, sondern von der Militärregierung ernannt. Doch war vorgesehen, sie jährlich zu einem Drittel durch gewählte Vertreter zu ersetzen.

Die Eröffnung dieses 32-köpfigen Stadtparlaments in Husum, des ersten nach dem 2. Weltkrieg, sei hier kurz geschildert:

Am Freitag, dem 18. Januar 1946, um 16.30 Uhr traten die Stadträte im festlich geschmückten Saal des Thomas-Hotels (damals Großstraße 10/12) zusammen. Zahlreiche Zuhörer nahmen an dieser erstmalig seit Jahren wieder öffentlichen Sitzung teil. Als Vertreter der Brit. Militärregierung erschien der Kommandeur für Husum-Eiderstedt, Lieut. Colonel (Oberstleutnant) Steel, der bei der Verwaltung der Stadt und bei der Schaffung der Verfassung mitgewirkt hatte. Nach der Eröffnung durch Stadtdirektor Beckmann bot Steel in seiner Ansprache den Stadträten an, „in jeder Weise zu helfen. Ich wünsche, das Gefühl des Optimismusses zurückzulassen, damit der Aufbau auf einer gesunden Basis vor sich geht.“ Beide Ansprachen wurden von dem Dolmetscher der Militärregierung, E. von Mauchenheim, übersetzt.

Das Datum 18. Januar möchte, wie es im Protokoll hieß, an die Reichsgründung 1871 erinnern. Näher lag jedoch der Tag der Eröffnung der Friedensverhandlungen von Versailles, der auch einen Neubeginn für die Deutschen bezeichnete und ebenfalls mit den Folgen eines verlorenen Krieges belastet war.

Die Frage nach den Gesichtspunkten: Richtlinien für die Berufung

Für die Berufung der Stadträte gab es bestimmte Richtlinien. Nach der September-Direktive sollten diese nominierten Stadträte die „angemessene Präsentation aller Interessen“ darstellen. Diese Interessen konnten „die einer Partei oder Gruppe sein, wie z. B. Katholiken, Gewerkschaften, Kommunisten, Landwirte, Industrie usw.“ sein. Die örtliche Dienststelle der Militärregierung sollte die Kandidatenvorschläge von den betreffenden Gruppen, dem Bürgermeister und einzelnen vertrauenswürdigen Bürgern mit äußerster Vorsicht entgegennehmen und nicht automatisch entscheiden. Über die Hälfte der 32 Husumer Stadträte kann Parteien zugeordnet werden:

SPD	7 Stadträte
KPD	6 Stadträte
CDU	mindestens 3 Stadträte
SSV	mindestens 2 Stadträte

Allerdings hatten noch nicht alle Parteien Ortsverbände gebildet. Parteilos blieb der bisherige stellvertretende Bürgermeister Dr. G. Carstens. Als „unpolitische“ Vertreter von Gruppen sind anzusehen:
 Arthur Petersen, evang. Pastor; 1933–1945 Bekennende Kirche
 Helene Struve, Schulleiterin; vor 1933 Deutsche Friedensgesellschaft
 Max Böttcher, Oberschullehrer (Vertreter der Kreisjugendorganisation)
 Dr. Max Carstensen, Tierarzt
 Dr. August Strangmeyer, Arzt
 Egon von Mauchenheim, Dolmetscher (Vertreter der Militärregierung).
 Die Stadträte A. Petersen, H. Struve und M. Böttcher waren vor 1945 durch ihre NS-Gegnerschaft hervorgetreten.

Kraft ihres Amtes waren Mitglieder im Stadtrat:

August Jahn, Stadtinspektor
 (als Stadtkämmerer),
 Bernhard Paulsen
 (als Stadtbaumeister),
 Dr. Spethmann, Arzt (als Stadtrat und Leiter des städtischen Krankenhauses). Ein paar Stadtvertreter übrigens schieden nach wenigen Sitzungen aus, weil sich herausstellte, dass sie zeitweilig der SA oder SS angehört hatten.

Wie andernorts⁶ wurde in Husum der bisherige Beirat fast vollständig in das neue Parlament übernommen; denn von den neun Mitgliedern des Beirats, die am 15. Dez. 1945 auf dessen letzter Sitzung teilnahmen, machten sieben sofort weiter.

Eine kontinuierliche Arbeit war also zu erwarten. Dem Husumer Stadtplenum vor 1933 hatten allerdings nur die beiden Sozialdemokraten Fritz Cars- tens und Meinhard Albrecht angehört. – Bei der Berufung bevorzugte die



Abb. 7: Helene Struve (1893–1992), Lehrerin, bis 1933 Ortsvorsitzende der Deutschen Friedensgesellschaft in Husum, 1946 als Rektorin u. Stadträtin am Wiederaufbau des Husumer Schulwesens beteiligt.

⁶ Vergl. Rudzio, Neuordnung, S. 56.

Militärregierung ganz offensichtlich eingesessene, stadtbekannte Persönlichkeiten. Einzelne Flüchtlinge kamen erst bei der Wahl im September 1946 ins Stadtparlament.

Bemerkenswerte Antrittsrede von Bürgermeister Dr. G. Carstens

Mit der Wahl und Amtseinführung von Dr. G. Carstens als Bürgermeister war im Zuge der Demokratisierung und Dezentralisierung die Trennung von Exekutive und Legislative vollzogen worden. Dr. Carstens hielt eine bemerkenswerte Antrittsrede, die die anstehenden Probleme aufzeigte, unterschiedliche politische Auffassungen nicht verschwieg und zur sachlichen, gemeinsamen Arbeit für Husum aufforderte, denn: „Wir sind uns alle einig ... in der Ablehnung des Faschismus.“ Er versprach, selber alles zu tun, um Not und Elend zu lindern, vor allem das ungeheure Elend der Flüchtlinge, und um Arbeit für die Invaliden und Erwerbslosen zu schaffen.

Dieses neue Parlament nahm zügig seine Arbeit auf, bildete 13 Ausschüsse, zunächst noch ohne Beschlusskraft, und wählte im Mai 1946 einen neunköpfigen Stadtausschuss „zur Beschleunigung der Arbeit“, und da er allmählich auch Beschlüsse fassen konnte, kam er dem späteren Magistrat schon nahe. Auch die vorbereitende Arbeit in den Fraktionen verstärkte sich im Laufe des Jahres. Allerdings waren reine Fraktionsanträge bei der Militärregierung unerwünscht, weil sie eine Störung der Gemeinsamkeit im Parlament befürchtete.

Die Gründung der Parteien nach 1945 – Bemühungen schon kurz nach dem Zusammenbruch

Die westalliierten Mächte als traditionelle Demokratien wollten so schnell wie möglich für ihre deutschen Besatzungszonen den Übergang zu demokratischen Formen und Wahlen. Voraussetzung dafür war das Vorhandensein unterschiedlicher Parteien. Daher förderten sie sehr schnell nach der Besetzung die Bemühungen deutscher Politiker um die Bildung von Parteien.

Diese Bemühungen setzten wenige Wochen nach dem Zusammenbruch ein, zunächst auf der Ebene der Besatzungszonen. Am 15. Sept. 1945 erlaubte die Britische Militärregierung mit ihrer Verordnung Nr. 12 die Bildung der politischen Parteien, und zwar zunächst auf Kreisebene, bald auch auf Ortsebene. Um die Jahreswende 1945/46 entstanden die Landesverbände der Parteien in Schleswig-Holstein. Mit der Zulassung der Parteien wollte die Militärregierung „das Wachstum eines demokratischen Geistes in Deutschland fördern“.

Abb. 9: Ankündigung im Kielner Kurier, Nr. 16 v. 15. Sept. 1945; Die Britische Militärgouvernierung erlaubt die Neugründung der Parteien. Aufschlußreich ist auch die übrige Berichterstattung.



(Textseite „Kieler Kurier“; erklärender Text links in der Abb. 8).

Die Sozialdemokratische Partei Deutschlands (SPD)

Die Anfänge der Ortsverbände in Husum lassen sich nicht genau datieren, zumal bei den Parteigeschäftsstellen in Husum keine Unterlagen über diese Zeit vorliegen. – Am leichtesten war der Anfang für die SPD. Sie konnte sich auf den alten Mitgliederstamm der Weimarer Zeit stützen. Obendrein nahm hier der alte Kern die politische Führungsarbeit wieder auf: Alle sechs SPD-Mitglieder des ernannten Stadtparlaments vom Januar 1946 waren auch schon vor 1933 aktiv in der Husumer SPD tätig. Die Gründungsversammlung des SPD-Ortsvereins hat im Oktober oder November 1945 stattgefunden. M. Albrecht wurde 1. und Fr. Carstens wurde 2. Vorsitzender.

Die Kommunistische Partei Deutschlands (KPD)

An die Zeit vor 1933 konnte auch die KPD anknüpfen, teils auch personell. Z. B. wirkte Gustav Jahn, Jahrgang 1890, schon in den 1920er Jahren für die KPD und kandidierte 1924 und 1933 an 2. bzw. 3. Stelle für diese Partei. Ende 1945 stand der KPD-Ortsverband bereits. Die erste Geschäftsstelle war im Nissenhaus.

Die Christlich-Demokratische Union

Die KPD musste sich dort zunächst einen Raum mit einer anderen Partei teilen. „Zimmergenossin“ war die Demokratische Partei Deutschlands (DPD), die unter Mitwirkung von Walter Melerski (1910–2004), schon Ende Mai 1945 eine Ortsgruppe mit etwa sieben Mann in Husum gründete. Die DPD ging auf Landesebene in den Anfang 1946 in Rendsburg gegründeten Landesverbänden von CDP, dann CDU auf.

Die CDU tat sich in Husum schwerer als SPD und KPD und baute ihren Ortsverband Husum erst zwischen März und Juni 1946 unter Beteiligung zahlreicher Neubürger und Heimatvertriebener auf. Neben Bierbrauereibesitzer Dr. Walter Fuglsang, der bei den Kreiswahlen am 13. Okt. 1946 Spitzenkandidat wurde, war hier Buchdruckereibesitzer Bruno Schlüter (1887–1969) prominenter Husumer.

Die Freie Demokratische Partei (FDP)

Bei der Gründung der CDU spaltete sich gleichzeitig eine liberale Gruppe in Schleswig-Holstein von ihr ab und gründete Anfang 1946 den Landesverband einer anderen Partei: Die Frēie Demokratische Partei (FDP) hatte in den Jahren 1945 und 1946 weder in der Stadt noch im übrigen Kreis Husum irgendeine Organisation aufgebaut und beteiligte sich daher auch nicht an den Kommunalwahlen 1946. Nach einem ersten Auftritt im Juni 1946 veranstaltete die Landespartei am 18. Jan. 1947 eine Versammlung in Husum, auf der die FDP-Kreisgruppe Husum gegründet wurde. In den ersten Nachkriegsjahren waren Albin Kuhn, der einstige Sekretär Friedrich Naumanns, und der Buchhändler Dietrich für die liberale Richtung in Husum aktiv.

Vor 1947 spielte die FDP in der Stadt aber noch keine Rolle, ebensowenig wie die Deutsche Partei (DP) oder der Block der Heimatvertriebenen und Entrechteten (BHE).

Der Südschleswigsche Verein (SSV)

Dagegen spielte bei den Wahlen im Sept. und Okt. 1946 der Südschleswigsche Verein (SSV) schon eine wesentliche Rolle. Als Organisation der pädanischen Bewegung durfte er nach der am 15. Nov. 1946 von der Britischen Militärregierung bestätigten Satzung „nur kulturell, nicht politisch tätig sein; doch hatte er das Recht, sich an Wahlen zu beteiligen“. So kam es, dass die SSV-Mitglieder zu den Gemeindewahlen am 15. Sept. 1946 als Unabhängige auftraten, bei den Kreiswahlen am 13. Oktober ebenso, jedoch den Zusatz „(SSV)“ führten.

Der SSV wurde ab Frühjahr 1946 in Husum aktiv und wählte auf der Generalversammlung am 20. Mai 1946 einen Vorstand. Ab Juni 1948 wurde die politische Vertretung der dänischen Minderheit als Partei mit dem Namen SSW (Südschleswigscher Wählerverband) zugelassen.

*Die erste Wahl zum Stadtparlament am 15. September 1946 –
Ansetzung durch die Militärregierung*

In ihrer Verordnung vom Sept. 1945 über die Bildung von Parteien hatte die Britische Militärregierung vom „Abhalten freier Wahlen“ gesprochen. Diese setzte sie schon ein Jahr später für ihre gesamte Zone an, da die Amerikanische Zone vorangegangen war, und zwar die Gemeindewahl für den 15. Sept. und die Kreiswahl für den 13. Okt. 1946. Durch Wahlen sollten die Parlamente die den Briten sehr wichtige demokratische Legitimation erhalten. Dass sie schon 16 Monate nach dem totalen Zusammenbruch stattfanden, ist erstaunlich.

In Veranstaltungen und Bekanntmachungen, so z. B. in einer Sondernummer des „Anzeigenblatts“ über den „Aufbau der demokratischen Selbstverwaltung“ wurde über die Wahlen informiert. Ehemalige aktive Nationalsozialisten be-



Abb. 9: Hitler 1935 auf der Durchfahrt durch Husum. Die breite Begeisterung der Bevölkerung damals lässt erkennen, wie schwer nach 1945 vielen Bürgern die Aufarbeitung der NS-Vergangenheit und die Umerziehung fiel und auf welche Schwierigkeiten die Entnazifizierung stieß.

saßen kein Wahlrecht. Erst nach ihrer Entnazifizierung, also mit der Einstufung in die Kategorien IV (Mitläufer) und V (Entlastete) und entsprechenden Amnestien erhielten sie das aktive und passive Wahlrecht zurück.

In Husum waren 24 Stadträte zu wählen, davon 18 direkt und 6 über die Reserveliste. Die Stadt war in sechs Wahlbezirke eingeteilt, so dass jeweils drei Kandidaten mit der höchsten Stimmzahl direkt gewählt waren. Jeder Wähler hatte drei Stimmen.

Das Ergebnis der Wahl am 15. Sept. 1946:

Die Wahl der Husumer Stadträte fiel knapp nach Stimmen, aber eindeutig nach Mandaten aus:

	Sitze	Stimmen
CDU	15	(35,9 %)
Unabhängige (SSV)	4	(28,9 %)
SPD	4	(29,4 %)
KPD	1	(2,1 %)
Unabhängige (3 Parteilose)	–	(3,7 %)

35,9 %, also nur etwas mehr als ein Drittel der Stimmen genügten somit der CDU, um mehr als die Hälfte der Sitze zu bekommen. Diese eindeutige Mandatsmehrheit kam durch das britisch geprägte Mehrheitswahlrecht zu stande.

Die Konstituierung

Die Wahl der Stadtvertreter und ihr Zusammentritt waren wichtige Schritte beim demokratischen Neuaufbau. Die Militärregierung leitete und begleitete auch in Husum alle Maßnahmen durch Entsendung eines politischen Offiziers oder eines deutschen Vertreters.

Zur Konstituierung am 1. Okt. 1946 versammelte sich das neue Parlament in der Aula des Hermann-Tast-Gymnasiums. Den Vertretern, ob parteigebunden oder als Unabhängige, legte Colonel Steel nahe: „Zuerst und vor allem und vor Vertretung aller anderen Dinge handeln Sie für und vertreten Sie das Volk. Wir als Teil der Verwaltung wünschen stark die Bildung politischer Parteien, da sie die Basis, die Grundlage für eine demokratische Selbstverwaltung sind.“ Aber es sei nötig, „dass jedes Parteimitglied frei und nach seinem persönlichen Ermessen hier handelt“. Damit sprach Steel sich klar gegen Fraktionszwang aus.

Aus seiner Mitte heraus wählte das Stadtparlament den Bürgermeister und die Ausschüsse und verfuhr dabei in der Form wie schon beim berufenen

Parlament – und diese demokratische Verfahrensweise wurde Vorbild bis auf den heutigen Tag. Die CDU als stärkste Fraktion stellte den Bürgermeister mit A. Duus, ebenfalls seinen Stellvertreter mit Willi Salzwedel. Im neunköpfigen Stadttausschuss waren alle drei Fraktionen vertreten. Auch die Besetzung der übrigen Ausschüsse war interfraktionell abgesprochen.

Zur Wahlentwicklung in Husum 1947–1949

Bei der Kreistagswahl am 13. Okt. 1946 konnte die CDU ihre führende Stellung mit 38,3 % noch verstärken, gefolgt vom SSV mit 33,2 % und der SPD mit 27,5 %. Bei der Landtagswahl 1947, der Kreistagswahl 1948 und der Bundestagswahl 1949 ging die CDU auf etwa 30 % und darunter zurück. Die SPD erreichte ebenfalls Werte um 30 %, fiel jedoch bei der Bundestagswahl auf 21,2 % ab. Der SSV, ab 1948 SSW, hatte Werte deutlich über 30 %, fiel jedoch ab 1948 darunter. Die FDP trat nach 2,1 % bei der Landtagswahl 1947 erst 1949 mit 13,4 % deutlich in Erscheinung.

Bei der Neuwahl des Stadtparlaments 1948 gab es große Veränderungen. Die CDU verlor ihre absolute Mehrheit, und die SPD verdoppelte ihre Sitze.

Sitzverteilung nach der ersten Stadtverordnetenwahl am 24. Okt. 1948:

CDU	10 Sitze
SPD	9 Sitze
SSW	5 Sitze
KPD	–

Wichtiger Abschluss des demokratischen Aufbaus in den drei Westzonen waren die Gründung der Bundesrepublik Deutschland mit der Verkündung und dem Inkrafttreten des Bonner Grundgesetzes am 23. Mai 1949 und die erste Bundestagswahl zwecks Bildung der Regierung und Legislative.

Ergebnis der Bundestagswahl am 14. August 1949:

	Bundesrepublik		Stadt Husum	
	in %	Sitze	Stimmen =	%
CDU/CSU	31,0	139 + 2 Berliner	3.936 =	28,4
SPD	29,2	131 + 5 Berliner	2.947 =	21,2
FDP	11,9	52 + 1 Berliner	1.854 =	13,4
DP (Deutsche P.)	4,0	17	833 =	6,0
KPD	5,7	15	263 =	1,9
SSW	0,3	1	3.711 =	26,7
Sonstige	17,9	47	334 =	2,4
zus.	100,0	402 + 8 Berliner	zus. 13.878 =	100,0

Für die Entwicklung der neuen Republik war vor allem wichtig, dass die demokratischen Parteien CDU, SPD und FDP in Bonn über 70 % der Stimmen und Sitze erhielten und dass damit ein tragfähiger Anfang für die Demokratie im westlichen Teil Deutschlands erreicht war. – Ähnlich wie in Bonn, wo die CDU/CSU zusammen mit der FDP und der DP die erste Bundesregierung bildete, wurde die CDU in Husum stärkste Partei.

Deutsch-dänischer Grenzkampf und Kalter Krieg drängen NS-Bewältigung in den Hintergrund

Vorbemerkung: Die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus wurde sehr bald nach dem Zusammenbruch durch den Grenzkampf und durch die Frontstellung gegen den Kommunismus, also den sog. Kalten Krieg, in den Hintergrund gedrängt. Auf diese beiden Vorgänge können wir im Rahmen dieses Beitrages nur kurz eingehen.

Grenzkampf: die neue dänische Bewegung in Husum

Fast explosionsartig erreichte die prodänische Bewegung ihre hohen Wahlergebnisse in der Stadt Husum: Nach den 28,9 % vom Sep. 1946 steigerte sich die prodänische Partei im folgenden Oktober bei der Kreiswahl auf 32,2 %, bei der Landtagswahl am 20. 04. 1947 auf 34,8 % und bei der Nachwahl im östlichen Stadtbezirk am 9. Nov. 1947 sogar auf 41,3 %. Damit hatte sie allerdings ihren Höhepunkt überschritten. Bei der Bundestagswahl 1949 fiel der SSW auf 26,7 %, und das entsprach dem allgemeinen SSW-Trend im Landesteil Schleswig. – Da diese Bewegung in Husum – im Unterschied etwa zu Flensburg – keine Tradition hatte, ja die nordfriesische Stadt bei den Grenzkämpfen um 1848 und 1920 betont antidänisch eingestellt war, erschien diese starke Entwicklung für viele umso erstaunlicher.

Dennoch gab es zahlreiche Gründe. Hauptgründe waren der Zusammenbruch und die riesigen Versorgungsprobleme. Zusätzlich veranlassten die maßlose Enttäuschung über den verlorenen Krieg, auch über die NS-Verbrechen, und die Angst vor Überfremdung durch den Flüchtlingszustrom viele Menschen, einen Anschluss des Landesteils Schleswig an Dänemark anzustreben – Bestrebungen, auf die die Britische Besatzungsmacht nicht ernsthaft einging, weil sie den Aufbau des westdeutschen Staates gerade im Hinblick auf die Abwehr der kommunistischen Gefahr hätten stören können. Immerhin entwickelte sich auch in Husum eine dänische Minderheit, die mit zahlreichen Einrichtungen Hilfe und Gemeinschaft anbot, nämlich Schule, Kindergarten, Kirche, Bibliothek u. a. m.

Führender Mann in Husum war Studienrat a. D. Dr. L. C. Peters, der in der NS-Zeit gelitten hatte und betont nsfeindlich agitierte. Die deutsch-dänischen Auseinandersetzungen führten auch in Husum zu einem hitzigen Grenzkampf. Für Vergangenheitsbewältigung war kaum Raum, aber auch nicht für neutrale Positionen im Grenzkampf. Das musste auch der ehrenamtliche Bürgermeister Dr. G. Carstens im Sep. 1946 erfahren, als er als unabhängiger Direktkandidat trotz seiner Verdienste ganz knapp sein Mandat verfehlte.

Kalter Krieg:

Abwehr der kommunistischen Gefahr – Haftstrafen für SA-Ausschreitungen

Aufgrund der kommunistischen Machtübernahme in den osteuropäischen Staaten gleich nach 1945 und ihrer Eingliederung in den sowjetischen Machtbereich ging der Westen schnell zur politischen und militärischen Abwehr der kommunistischen Gefahr über. Dem sowjetischen Versuch, Westberlin vom Westen zu trennen, begegnete dieser mit der 11-monatigen Luftbrücke 1948/49.

Auf militärischem Gebiet wurde 1949 der Nordatlantikpakt (Nato) gegründet. Ab Anfang der 1950er Jahre liefen die Bemühungen um einen deutschen Wehrbeitrag. 1955 erfolgte der Nato-Eintritt der Bundesrepublik Deutschland, ab Januar 1956 begannen die Einberufung der ersten Freiwilligen und damit der Aufbau der Bundeswehr. – Im Rahmen des allumfassenden Propagandakriegs zwischen Ost und West, des sog. Kalten Krieges, war kein Platz mehr für eine gründliche Vergangenheitsbewältigung, vielmehr wurde die Mitarbeit der ehemaligen NSDAP-Mitglieder beim Aufbau des neuen Staates benötigt.

Ein bedeutender Vorgang sei jedoch schon hier erwähnt. Ein Stück Aufarbeitung der Vergangenheit wurde nämlich im November 1949 im Aufsehen erregenden Husumer Schwurgerichtsprozess gegen die Anführer der SA-Ausschreitungen gegenüber Freimaurern vom Juni 1934 geleistet.^{7a} Es gab mehrere Haftstrafen.

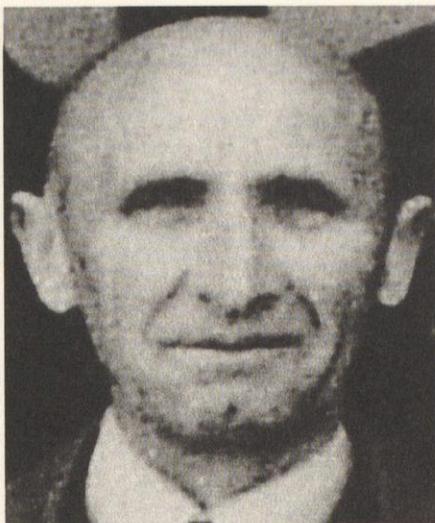


Abb. 10: Dr. Lorenz Conrad Peters (1885–1949), Studienrat, Heimatforscher u. Vorkämpfer friesischen Volkstums, NS-Verfolgter, warb ab 1945 für eine prodänische Orientierung in Husum, im September 1946 direkt ins Stadtparlament gewählt u. bis Okt. 1948 Sprecher der SSV-Fraktion.

^{7a} Siehe Sörensen in Gesch. Husums, S. 217 und S. 236.

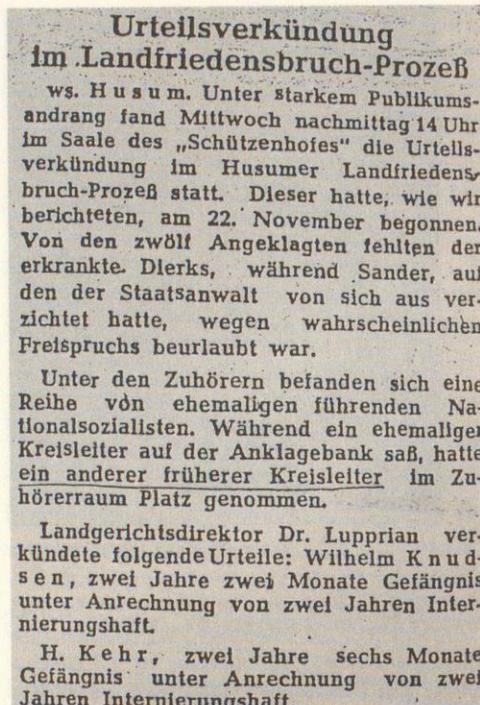


Abb. 11: Die SA-Ausschreitungen gegen drei Husumer Freimaurer in der Nacht 19./20. Juni 1934 wurden 1949 endlich gerichtlich aufgearbeitet. Die höchste Strafe erhielt der damalige NSDAP-Kreisgeschäftsführer und spätere Kreisleiter Hans Kehr. Weitere Angeklagte erhielten neun bzw. sechs Monate Gefängnis. Kehr war Ende der 1960er Jahre führernd in der NPD Schleswig-Holstein tätig. Ausschnitt aus Husumer Tageszeitung v. 1. Dez. 1949.

punkten Klaus-Groth-Schule und Versöhnungskirche (erbaut 1965–1968) – ein spätes Zeichen des Wiederaufbaus. Der nördliche, größere Teil des Flugplatzgeländes wurde später von der Bundeswehr übernommen, die dort die Julius-Leber-Kaserne errichtete und Übungsplätze nutzte und noch nutzt.

Die Währungsreform vom 20. Juni 1948

Dem militärischen Zusammenbruch von 1945 folgte der Staatsbankrott, der zweite innerhalb einer Generation. Der Verfall des Geldwertes verdüsterte noch die hoffnungslos erscheinende Lage. 1948 wurde endlich die „Zigarettenwährung“, bei der eine Zigarette als Tauschmittel bis zu 7 RM ersetzte,

Demontage des Flugplatzes, Währungsreform und wieder Tageszeitungen Ein Fall von Demontage

Auch Husum erlebte die Demontage einer kriegswichtigen Einrichtung, nämlich die Zerstörung des ab 1939 geschaffenen Flugplatzes Husum-Schauendahl. Bei Kriegsende hatten die Briten 188 Flugzeuge von 15 verschiedenen Typen auf dem Fliegerhorst Husum-Schauendahl übernommen. Von den Raketenjägern wurden 25 zerlegt und zur englischen Luftwaffenbasis Farnborough gebracht. Bis zum Juli 1945 nutzte die Royal Air Force den Platz noch für eigene Staffeln. Danach sprengte deutsches Personal im Auftrag der britischen Luftwaffe die Start- und Landebahnen. Auch diese Demontage wirkte nicht gerade ermutigend auf die Bevölkerung.

Der südliche Teil des Geländes wurde durch den Bebauungsplan von 1958 in die Stadtplanung einbezogen. Nach und nach entstand hier der neue Stadtteil „Husum Nord“ mit den kulturellen Mittel-

abgelöst durch die sich als stabil erweisende Deutsche Mark – ein großer Schritt, der die wirtschaftliche Gesundung ermöglichte und das Vertrauen in den demokratischen Neuanfang allmählich stärkte.

Nach und nach wieder Tageszeitungen

Nach Kriegsende erschien die letzte Ausgabe der „Husumer Nachrichten“, die den Husumer Raum publizistisch beherrschten hatten, am 21. Juni 1945. Dann erschienen zunächst etwa zwei- bis dreimal wöchentlich von der Besatzungsmacht veranlasste Mitteilungsblätter, und zwar der „Kieler Kurier“ für den nördlichen Teil Schleswig-Holsteins (25. 7. 1945 bis 3. 4. 1946) und das „Anzeigenblatt für die Kreise Husum und Eiderstedt“. Im Jahre 1946 fanden zwei auswärtige Tageszeitungen zunehmend Verbreitung, nämlich die von der SPD herausgegebene „Kieler Volkszeitung“ und das „Flensburger Tageblatt“, das schon ab 4. April 1946 seine Lizenz erhielt^{7b} und ab 1. Okt. 1949 die Lokalausgabe „Husumer Tageszeitung“ herausbrachte. Aber erst 1949 erteilte der Landespresseausschuss dem vorherigen Verleger und Herausgeber der „Husumer Nachrichten“ Carl Iselt, der 1937 in die NSDAP aufgenommen worden war, die Lizenz: Die Nr. 1 der HN erschien am Sonnabend, dem 24. Sept. 1949. Ganz offensichtlich spielte seine frühere Parteizugehörigkeit eine Rolle für diese Verzögerung. – Bereits ab 1948 kam in Husum die deutschsprachige „Südschleswigsche Heimatzeitung“ (SHZ) als zweite Zeitung der dänischen Minderheit neben der dänischsprachigen „Flensburg Avis“ heraus.

So standen den Husumern allmählich diese täglichen Informationsquellen zur Verfügung, die eine lebendige Teilnahme am demokratischen Wiederaufbau ermöglichten.

^{7b} Angaben nach K. Jürgensen, Briten in SH, S. 41ff.

II. DIE AUSEINANDERSETZUNG MIT DEM NATIONALSOZIALISMUS

Vorbemerkung: Es ist im Rahmen dieses Beitrags nicht möglich, das Thema erschöpfend zu behandeln. Hier können nur einige Aspekte beleuchtet und Überlegungen angefügt werden.

NS-Pläne zur Verteidigung der Stadt provozierten Luftangriff – trotz Warnungen

Eine erste Auseinandersetzung gab es noch vor Kriegsende. Die NS-Führung in Husum musste in den ersten Maitagen 1945 energischen Widerspruch hinnehmen. Es ging um die Verteidigung der Stadt. Am 22. April 1945 waren, getrieben von Durchhalteparolen, Panzersperren an den Ortsausgängen errichtet worden. Zu der Zeit hatten die britischen Streitkräfte schon den Raum Lauenburg-Lüneburg erreicht und drängten von dort aus auf Waffenruhe in Schleswig-Holstein. Da jedoch der NS-Stadtkommandant trotz eindringlicher Warnungen noch auf Verteidigung „bis zum letzten Mann“ bestand, wurde der Nordteil der Stadt um den Flugplatz herum in der Nacht vom 2. auf den 3. Mai bombardiert. Zwei Tote waren zu beklagen. Erst danach hatten die energischen Bemühungen von Dr. Hans Hansen, dem Chef des Reservelazarets mit etwa 3.000 Verwundeten, und von dem von der Ostfront zurückgekehrten Major Dr. G. Carstens, dem späteren Bürgermeister, den Erfolg, dass Husum die Verteidigung aufgab und sich am 4. Mai 1945 zur Verwundetenstadt erklärte.

Die Entnazifizierung

Unter dem Leitsatz der Umerziehung und „Ausrottung des NS“ führten die Besatzungsmächte eine groß angelegte Entnazifizierung durch. Ihr Ziel war die Bestrafung der Betroffenen und deren Entfernung möglichst aus allen staatlichen, politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Stellungen. Zur Erfassung bedienten sie sich eines umfangreichen Fragebogens, der bis zu 132 Fragen enthielt und zweisprachig gehalten war, hier in englischer und deutscher Sprache, wie fast alle amtlichen Schriftstücke und Verlautbarungen der Besatzungszeit. Befragt wurden neben den Mitgliedern der Partei auch die der Gliederungen wie SA und SS, aber auch der angeschlossenen Berufsverbände wie DAF (Deutsche Arbeitsfront) oder NS-Lehrerbund, die oft zu Pflichtorganisationen geworden waren. Funktionsträgern, im NS-Sprachgebrauch „Amtswaltern“, die einen Betrieb führten, wurde ein Treuhänder vorgesetzt, der in regelmäßigen Abständen zur Überwachung ihrer Tätigkeit erschien.

MILITARY GOVERNMENT OF GERMANY			
FRAGEBOGEN			
WARNING. Im Interesse der Klarheit ist dieser Fragebogen in deutsch und englisch verfaßt. In Zweifelsfällen ist der englische Text maßgeblich. Jede Frage muß beantwortet werden, wie sie gestellt ist. Unterlassung der Beantwortung, unrichtige oder unvollständige Angaben, werden wegen Zu widerhandlung gegen militärische Verordnungen gerichtlich verfolgt. Falls mehr Raum benötigt wird, sind weitere Bogen anzuhängen.			
WARNING. In the interests of clarity this questionnaire has been written in both German and English. If discrepancies exist, the English will prevail. Every question must be answered as indicated. Omissions or false or incomplete statements will result in prosecution as violations of military ordinances. Add supplementary sheets if there is not enough space in the questionnaire.			
PERSONNEL QUESTIONNAIRE			
A. PERSONAL			
Name	A u s b o r n	Vorname	W i l h e l m J e c o b
Name Surname	Hans	Middle Name	Wilhelm Jacob
Geburtsdatum	18.2.1898	Place of birth	Hamburg
Date of birth		Gegenwärtige Anschrift	Husum Beselerstr. 7.
Staatsangehörigkeit	D e u t s c h	Present address	
Citizenship		Beruf	Steuerberater, vereid. Buchprüfer
Ständiger Wohnsitz	Husum, Beselerstr. 7.	Occupation	
Permanent residence		Stellung, für die Bewerbung eingereicht	
Gegenwärtige Stellung	s e l b s t ä n d i g	Position applied for	keine!
Present position			
Stellung vor dem Jahre 1933	s e i t 1928		
Position before 1933			
B. MITGLIEDSCHAFT IN DER NSDAP.			
1. Waren Sie jemals Mitglied der NSDAP?	B. NAZI PARTY AFFILIATIONS <i>Have you ever been a member of the NSDAP? yes, no. Dates.</i>		
X X X N e i n	no		
2. Daten			
3. Haben Sie jemals eine der folgenden Stellungen in der NSDAP bekleidet?	<i>Have you ever held any of the following positions in the NSDAP?</i>		

Abb. 13: Der Fragebogen der Militärregierung zur Entnazifizierung war zweisprachig und enthielt 132 Fragen. H. Ausborn war nicht Mitglied der NSDAP, SA oder SS, aber u. a. im berufsbezogenen NS-Rechtswahrerbund, wurde daher einbezogen und als Entlasteter eingestuft. 1934 war er als Freimaurer sogar Opfer der SA-Ausschreitungen gewesen.

Wenn auch in der Bevölkerung die politische Säuberung weitgehend als notwendig anerkannt wurde, so war doch die Haltung der Betroffenen ganz unterschiedlich und zeigte alle Facetten menschlichen Handelns in bedrängter Lage. Sie reichte von Einsicht in die NS-Verbrechen und in persönliche Verstrickung über Abwehr gegenüber den Nachforschungen bis hin zur sturen Leugnung von deutscher Schuld und persönlicher Beteiligung, ja in Extremfällen bis zur Rechtfertigung der Verbrechen. Das Bekenntnis des Eiderstedter Kreisleiters und Landrats Otto Hamkens (1887–1969), der Jurist war und 1943 ganz aus der politischen Arbeit ausschied, dass seine Internierung geachtet sei,^{8a} gehört wohl eher zu den Ausnahmen.

Die ehemaligen Mitglieder von NS-Organisationen wurden in fünf Gruppen eingeteilt. In den rund sechs Mio. Verfahren in den drei Westzonen wurde bis 1949/50 so entschieden:

Kategorie I	Hauptschuldige:	1.667 Personen
Kategorie II	Belastete (Aktivisten):	23.060 Personen
Kategorie III	Minderbelastete:	150.425 Personen
Kategorie IV	Mitläufer	1.005.854 Personen
Kategorie V	Entlastete	1.213.873 Personen

^{8a} Nach Auskunft seines Sohnes Peter-Gonne Hamkens v. 20. Jan. 1998.

Amnestiert wurden rd. 4 Mio. Personen, vor allem von den jüngeren Jahrgängen und den Heimkehrern aus der Kriegsgefangenschaft. Straffrei blieben auch die Entlasteten und etwa 25 % der Mitläufer. Alle wichtigeren NS-Funktionsträger wie Ortsgruppenleiter u. a. wurden etwa ein bis zwei Jahre lang interniert und mussten z. T. über weitere zwei Jahre auf ihr Entnazifizierungsverfahren warten. Zu den Belasteten gehörten aus dem Husumer Raum Kreisleiter Hermann Hansen und sein Geschäftsführer Hans Kehr, die sich in Spruchgerichtsverfahren außerhalb von Schleswig-Holstein zu verantworten hatten.

Die britische Besatzungsmacht legte die Entnazifizierung ab 1. Okt. 1947 in deutsche Hände. Der Landtag von Schleswig-Holstein verabschiedete bereits am 10. Februar 1948 das „Gesetz zur Fortführung und zum Abschluss der Entnazifizierung“ und zog dann im März 1951 mit dem „Gesetz zur Beendigung der Entnazifizierung“ einen Schlussstrich unter diesen schwierigen Komplex. Alle Personen der Gruppen III und IV wurden zu Entlasteten erklärt.

Damit hörten die Belastungen auf, die gerade die später Amnestierten, aber auch die Mitläufer und Entlasteten bedrückt hatten, zumal Falschanzeigen durch Mitbürger und Fehlurteile durch Behörden und Ausschüsse nicht ausblieben und führende Parteivertreter mit glimpflichen Strafen davonkamen, so dass sich im Volksmund der – sicherlich schief – Spruch verbreitete: „Die Kleinen hängt man, und die Großen lässt man laufen.“ Die Ausschüsse arbeiteten auf Kreisebene und setzten sich aus politisch Unbelasteten zusammen, d. h. NS-Unbeteiligten und entschiedenen NS-Gegnern, die zum Teil von den Vorgeladenen als nicht objektiv und sachlich angesehen wurden. Tatsächlich wurde in Einzelfällen die Gelegenheit zu persönlichen Abrechnungen genutzt, sofern nicht der Ausschussvorsitzende korrigierend eingriff. So machte der Spruch vom „Volk der Dichter, Denker und Denunzianten“ die Runde, der also ein besonderes „3-D-Klima“ beschrieb.

Entnazifizierungsverfahren in Husum

Rechnet man die Zahlen des Bundesgebiets auf Husum um, so ergibt sich, dass rd. 3.000 Einwohner von dem Entnazifizierungsverfahren betroffen waren mit all den belastenden Begleiterscheinungen. NS-Verfolgte wie die ehemaligen Kommunisten Matthias Jacobsen Heinrich Hansen, bekannt als Hein Kommunist, viele Sozialdemokraten und viele bürgerliche NS-Opfer wie Dr. G. Carstens und Bruno Schlüter wurden nun von den Betroffenen gebeten, ihnen ein schuldfreies Verhalten zu bestätigen, also, wie der Volksmund es nannte, einen „Persilschein“ auszustellen – und sie erklärten sich dazu bereit, teils einfach aus Hilfsbereitschaft, teils aus Nachsicht und Verständnis

für menschliches Verhalten in schwieriger Lage. So konnten manche ideologischen Gräben und persönlichen Berührungsängste überwunden werden. Insgesamt ergibt sich jedoch der Eindruck, dass die Entnazifizierung, gerade wegen mancher Ungereimtheiten, das innenpolitische Klima verschärfe. Hatte Dr. Carstens im berufenen Stadtteilenum noch im Januar 1946 sagen können, dass die Mitglieder sich einig seien „in der Ablehnung des Faschismus“ – allerdings mussten danach noch ein paar von ihnen wegen SA- oder SS-Zugehörigkeit zurücktreten – so wurde das Thema im Laufe des Jahres zum heißen Eisen. Wie brisant es wurde, zeigt das Eingreifen der Militärregierung selbst in die Arbeit des im September 1946 gewählten Pleenums. Im Protokoll über die Sitzung des Stadtparlaments vom 5. 11. 1946 heißt es:

„Aufklärungsvortrag des Herrn Richard Schulze über die Durchführung der Entnazifizierung. – Dieser Tagesordnungspunkt wurde wegen einer Verfügung der Militärregierung, Herrn Major Calcott, abgesetzt.“

Noch im Juli 1953 wies Bürgervorsteher Wilhelm Laubach im Rahmen der 350-Jahr-Feier Husums darauf hin, dass „seit der schmerzlichen Katastrophe von 1945 ... die Zusammensetzung der Bevölkerung eine andere geworden (ist) und die Gegensätze sich verschärft (haben).^{8b} Während das Flüchtlingsproblem sich mehr und mehr entspannte, blieben die Unterschiede im Umgang mit der NS-Vergangenheit unterschwellig bestehen.

Unterschiede in den Verfahren und in der Wiedereingliederung

An einigen Beispielen sei gezeigt, wie unterschiedlich die Verfahren und die anschließende Wiedereingliederung von Mitgliedern der NSDAP und der NS-Organisationen und NS-Institutionen verliefen. Zunächst zu einigen Lehrern.

Da ist das noch glimpflich verlaufene Vorgehen gegen den Mildstedter Schulleiter Arthur Kiehne. Er, der weder Mitglied der NSDAP noch Anhänger des NS gewesen war, wurde 1945 wegen seiner Mitgliedschaft im V.D.A. (Volksbund für das Deutschtum im Ausland) amtsentheben und musste mit seiner Familie in die Dachwohnung ziehen, während ein heimatvertriebener Kollege sein Amt und seine Wohnung übernahm, bis dessen Parteizugehörigkeit aufgedeckt wurde. Der V. D. A. hatte als „Verein für das Deutschtum im Ausland“ schon im Kaiserreich und in der Weimarer Republik gewirkt und hauptsächlich das Schulwesen im Ausland gefördert. In der NS-Zeit setzte er seine Arbeit fort, und mit ihm auch Schulleiter Kiehne, der diese Tätigkeit als unverfänglich ansah. Die Organisation wurde jedoch voll-

^{8b} Siehe Gesch. Husums, S. 243.

ends 1938 gleichgeschaltet und in „Volksbund“ umbenannt. Aufgrund dieser Entwicklung wurden ihre Mitarbeiter in die Entnazifizierung einbezogen. A. Kiehne wurde endlich im Februar 1946 wieder in Amt und Würden eingesetzt.

Die Mehrzahl der NS-Lehrer wurde im Verlaufe der Jahre 1946 und 1947 wieder in den Dienst aufgenommen. Doch in Husum mussten einige Lehrer deutlich länger warten, obwohl sie nicht zu den fanatischen Parteigrößen gehört hatten. Zu nennen ist z. B. der Mittelschullehrer Daniel Scheer, Jg. 1899, der auch bis 1937 Leiter des NS-Lehrerbundes in der Stadt war und danach kein anderes politisches Amt bekleidet hatte.⁹ Er wurde im Juni 1945 verhaftet und blieb 15 Monate interniert, während sein Nachfolger im NS-Lehrerbund, zugleich Kreisvorsitzender, nicht interniert wurde. Ins Lehramt konnte D. Scheer erst im Feb. 1949 zurückkehren, zunächst an einer Volkschule, dann 1951 wieder an der Mittelschule, wo er 1953 zum Konrektor befördert wurde. In der Spruchentscheidung des Entnazifizierungs-Hauptausschusses hieß es:

„Zeugenaussagen ergeben, dass Scheer seine Tätigkeit schon lange vor der Kapitulation eingestellt hat, zumal führende Kreise mit dem Verhalten des Scheer nicht einverstanden waren...“¹⁰

In seinen Aufzeichnungen hat sein Sohn Gerhard Scheer den Verdacht dargelegt, dass eine frühere Kollegin seines Vaters, die nach 1945 als Kreisschulrätin für Husum und Eiderstedt eingesetzt und 1948 zur Stadtschulrätin in Flensburg gewählt wurde, aus persönlicher Rache gegen Scheer und Kollegen deren Wiedereinstellung hintertrieben habe.^{11a} Tatsächlich kam dieses Problem auch in der Sitzung des Husumer Kreistages am 19. Okt. 1948 zur Sprache, und zwar durch den Antrag des KPD-Kreisrats Gustav Jahn auf Untersuchung darüber, wie weit die Schulrätin „in ihrer früheren Eigenschaft als Mitglied des Entnazifizierungsausschusses ... bewußt Lehrer aus dem Kreise belastet habe, die durch diese Belastung zunächst in Kategorie III eingestuft wurden“. Später hätten sich diese Beschuldigungen, so berichtet das Flensburger Tageblatt weiter aus dem Kreistag, in öffentlichen Verfahren als gegenstandslos erwiesen, aber die Lehrer seien noch immer nicht im Dienst.^{11b} Der Kreistag beschloss, den Antrag von Jahn auf Einleitung eines Disziplinarverfahrens gegen die Schulrätin „nach Beibringung

⁹ Siehe G. Scheer, Ende und Anfang, S. 14.

¹⁰ Ebd., S. 53 u. S. 57ff. betr. Wiedereinstellung.

^{11a} Ebd., S. 52. Die dort angeführten Zitate finden sich jedoch weder im Protokoll des Kreisausschusses (vergl. KANF B 2, Nr. 11) noch des Kreistags (B 2, Nr. 4) noch im Bericht des Flensburger Tageblatts v. 21. Okt. 1948.

^{11b} Nach Flensburger Tageblatt v. 21. Okt. 1948 „Bilanz nach zwei Jahren“.

entsprechenden Beweismaterials an die Landesregierung weiterzuleiten“.^{11c} – D. Scheer musste 3 Jahre und 8 Monate Berufsverbot und Gehaltsausfall hinnehmen.

Sein Kollege Willi Andresen, der von Bredstedt für die Jahre 1943–1945 als kommissarischer Leiter an die Husumer Mittelschule abgeordnet worden war und dort Vorgesetzter der späteren Schulrätin gewesen war, nahm nach 1945 Gemüseanbau auf einem gepachteten Stück Land auf, um seine Familie aus den Erlösen zu ernähren, und kehrte ebenfalls erst spät wieder in den Schuldienst zurück.

Ganz anders verhielt sich der Lehrer Claudius Albers, der von 1943–1945 an der Husumer Mittelschule unbeirrt Rassenlehre unterrichtet und die Reinhaltung der arischen Rasse und den Niedergang des Judentums „gepredigt“ habe, wie ein ehemaliger Schüler berichtete und fortfuhr: „Ein Lehrer solcher Gesinnung wurde Rektor.“^{12a} Tatsächlich wurde Albers schon 1950 die Schulleitung übertragen. Er war erst ein Jahr vorher wieder an die Mittelschule gekommen.

Ein anderer kommissarischer Schulleiter, nämlich Oberstudienrat Ernst Groth an der Hermann-Tast-Schule, konnte bald nach 1945 das Amt des stellvertretenden Schulleiters übernehmen.

Zum Stand der Entnazifizierung im Husumer Raum im Okt. 1948

Der im Herbst 1946 gewählte Husumer Kreistag nutzte seine Sitzung am 19. Okt. 1948, die letzte vor der Kreiswahl am 30. Okt., ausführlich dazu, Bilanz zu ziehen, gerade auch zum Stand der Entnazifizierung. Auf Antrag von Kreisrat Walter Peters (CDU) aus Bredstedt wurde einstimmig eine Erklärung verabschiedet, nach der „die Entnazifizierung so schnell wie möglich zum Abschluß gebracht werden muß“. Sie und vor allem die Kategorisierung trügen „nicht dazu bei, die Bevölkerung, die ehrlichen Willens ist, zur Mitarbeit an dem Aufbau einer wahrhaften Demokratie zu veranlassen“. Es sei bis dahin „nicht gelungen..., die verantwortlichen und übeln Helfershelfer des Naziregimes zur Rechenschaft zu ziehen, während der wirklich leidende Teil, die Beamten- und Angestelltenschaft, alle Folgen der Entnazifizierung und Kategorisierung zu tragen hat“. Die „übeln Aktivisten“ seien so schnell wie möglich zu überprüfen, aber „dem weitaus größten Teil der Bevölkerung (sei) durch die Amnestie Entlastung zu erteilen“.^{12b}

^{11c} Nach KANF B 2, Nr. 4.

^{12a} Siehe Bericht von Hans Heinrich Pingel in Festschrift 60 J. Mittelschule, S. 16.

^{12b} Wie Anm. 11b.

Auch eine Personalentscheidung vom 19. Okt. 1948 wirft ein bezeichnendes Licht auf den Stand des Umgangs mit NSDAP-Mitgliedern. Der Kreistag, in dem damals die Parteien CDU, SPD, SSW und auch noch die KPD vertreten waren, hatte der Landesregierung einen dreiköpfigen Vorschlag für das Amt des Schulrats zu unterbreiten und setzte einstimmig an die 1. Stelle den früheren Schulrat Detlev Hansen, der von 1932 bis 1945 amtiert hatte und soeben in die Kategorie V (Entlastete) eingestuft worden war. Trotz einmütiger Unterstützung, auch durch die Presse, entschied Kultusminister Wilhelm Kuklinski (SPD) aus „grenzpolitischen Gründen“, wie er schon früher hatte durchblicken lassen, anders. Schulrat wurde der Lehrer Oskar Jensen, der an zweiter Stelle des Vorschlags stand.^{12c}

Diskussionen um Wiedereingliederung von NSDAP-Mitgliedern auf Bundesebene

Auf Bundesebene ging die gesellschaftliche Wiedereingliederung ehemaliger Parteigenossen mit der Gründung der Bundesrepublik im Jahre 1949 zügig voran. So wurde das diplomatische Korps der NS-Zeit fast ausnahmslos übernommen. Verdachtsfälle von Verstrickungen in NS-Ideologie tat Kanzler Adenauer mit dem Ausruf ab, es müsse „endlich Schluss sein mit der ‚Nazi-Riecherei‘“. Egon Bahr (SPD), damals noch Journalist, gewährte einen weiten Rahmen:

„Wenn jemand der ehemaligen NSDAP-Mitglieder kein Blut an den Händen hatte, dann sollte man ihm die Chance geben, sich in der Demokratie zu bewähren.“

Da Adenauer den Alliierten klar gemacht hatte, dass der Wiederaufbau und die Beteiligung an der Abwehrfront gegenüber dem Kommunismus ohne ehemalige Nationalsozialisten nicht möglich sei, ebbte die Diskussion über die Vergangenheit in der deutschen Gesellschaft in den 1950er und 1960er Jahren ab. Die einzelnen Kriegsverbrecherprozesse führten nicht mehr zu einer breiten Debatte in der Bevölkerung. Die NS-Vergangenheit war für Bewerbungen kein Hindernis mehr, ja schien hier und da sogar ein Vorteil zu sein, wie kritische Beobachter argwöhnten. Die Studentenrevolte von 1968 richtete sich auch gegen angebliche Tendenzen einer Renazifizierung in der Bundesrepublik.

^{12c} Wie Anm. 11b und nach KANF B 2. Nr. 4.

*Auch in Husum eine Mauer des Schweigens –
erst in den 1980er Jahren durchbrochen*

In Husum herrschte lange Zeit Schweigen über die NS-Diktatur, auch am Hermann-Tast-Gymnasium. Der Verfasser dieses Beitrages erinnert sich als Abiturient von 1957, dass in seiner Klasse im Geschichtsunterricht das Dritte Reich und somit die NS-Verbrechen ausgeblendet wurden. Lehren konnten also nicht gezogen werden.

Als ich in den 1960er Jahren meine Forschungen für die Prüfungsarbeit über den Aufstieg der NSDAP in Husum anstellte, da begegnete ich weithin einer Abwehrhaltung, die vom Abraten bis hin zu Verhinderungsversuchen reichte. Erst Anfang der 1980er Jahre wurde die Mauer des Schweigens durchbrochen. Eine Arbeitsgruppe junger Forscher hatte sich mit dem KZ Husum-Schwesing beschäftigt, einem Außenlager des KZ's Hamburg-Neuengamme, bei dem im Herbst 1944 insgesamt rund 3.000 Insassen in mehreren Belegungen zusammengepfercht waren, von denen ca. 300 umkamen und auf dem Husumer Ostfriedhof verscharrt wurden. Die öffentliche Veranstaltung zu diesem Thema im vollen Saal von Husum Hus am 30. Jan. 1983 ließ die repressiven Kräfte in Husum erlahmen. Das Gelände in Schwesing-Engelsburg ist danach zur Gedenkstätte ausgebaut worden, versehen mit einem kleinen Gebäude und mit 300 Stelen für die Toten.

Eine erste Gedenkstätte für die Toten des KZ hatte der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge, Ortsgruppe Husum, auf Initiative ihres Vorsitzenden, des Rödemisser Gemeindepastors Wilhelm Detlefsen, im Jahre 1957 auf dem Ostfriedhof an der Stelle der Massengräber errichtet. Danach setzte für rund ein Vierteljahrhundert das Schweigen ein. – Übrigens war 1954 eine Ehrung deutscher Wehrmachtsangehöriger vorangegangen. Ebenfalls auf dem Ostfriedhof war eine „Ruhestätte deutscher Soldaten“ mit Sandsteinkreuzen eingeweiht worden, auf der Tote aus dem Lazarett und im Husumer Raum umgekommene Flieger bestattet sind, gleichfalls auf Betreiben von Pastor Detlefsen, der sich seit seinem Beitritt



Abb. 13: Wilhelm Detlefsen (1912–1998), Bekennende Kirche, Pastor im Ortsteil Rödemis 1948–1960, Ortsvorsitzender des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge in Husum, setzte sich für die Schaffung von zwei Gedenkstätten auf dem Ostfriedhof ein: 1954 für deutsche Soldaten und 1957 für die Opfer des KZ Husum-Schwesing.

zur Bekennenden Kirche ab 1934/35 intensiv mit dem Nationalsozialismus auseinandergesetzt hatte, wie wir im Nachtrag am Schluss dieses Beitrages noch erläutern.

*Probleme im Umgang mit der NS-Vergangenheit auch heute
Vorbemerkungen:*

Um Missverständnissen vorzubeugen, seien ein paar Klarstellungen vorausgeschickt: Aus historischer und demokratischer Sicht kann es kein Verständnis für die menschenverachtende NS-Ideologie und ihre Auswirkungen geben. Wer „Blut an den Händen“ hatte, um die Worte des SPD-Politikers Egon Bahr aufzunehmen, kann keine Straffreiheit erfahren. Beim heutigen Umgang kommt es in jedem Fall auf die persönliche Schuld und ihre Schwere an. Aber einen Rückfall in längst überholte Kollektivschuldthesen sollte es nicht geben. Durch die Entnazifizierung wurde die große Masse der NSDAP-Mitglieder wieder in ihre bürgerlichen Rechte eingesetzt und damit für gesellschaftsfähig erklärt. Die bloße Mitgliedschaft in einer NS-Organisation kann nicht zu einer moralischen Verurteilung berechtigen. Im Umgang mit NS-Lebensläufen, so scheint mir, herrschen Berührungsängste, die aus mangelnder Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus kommen. Erschwert wird sie heute durch die Vermengung mit der politischen Bekämpfung der NPD und durch plakative Vereinfachungen in den Medien. Politische Agitation neigt dazu, die jeweilige Meinung ungehemmt zu vertreten, der Historiker aber hat differenziert und abgewogen zu berichten.

*Beim Umgang mit der NS-Vergangenheit auch Gründe
für den Partei-Eintritt bedenken!*

Heute, so scheint mir, wird der Umgang mit der Vergangenheit von NSDAP-Mitgliedern zu wenig differenziert, ja zu rigoros betrieben. Zum einen werden die Motive für den einstigen Eintritt nicht bedacht, deren Bandbreite hier nur angedeutet werden kann. Da gab es die Verzweifelten, die in der hoffnungslosen wirtschaftlichen Lage vor 1933 in Hitler die letzte Rettung sahen und durch ihre Unterstützung die NSDAP zur stärksten Partei machten. Auch Idealisten traten ein, weil sie sich für eine vermeintlich gute Sache einsetzen und ihren Dienst an der neuen Gemeinschaft leisten wollten. Man denke dabei nur an die vielen jungen Pastoren, die zunächst vor allem der SA beitrat. Daneben gab es die vielen Angepassten, die mit dem Eintritt den bequemen Weg wählten. Beträchtlich war die Schar der Karrierebewussten, die nach der entscheidenden Märzwahl von 1933 „als Märzgefahrene“ in die Partei drängten, bis diese einen bis 1939 dauernden Aufnah-

mestopp (mit vielen Ausnahmen) verhängte. Und natürlich gab es jene Fanatiker, die blind jedem Befehl folgten. Ab 1939 wurden junge Leute automatisch aus der Pflicht-HJ in die Partei übernommen, in Einzelfällen ohne deren Wissen. Bei Kriegsende wies die Parteistatistik rd. 8,5 Mitglieder auf – mit höchst unterschiedlichen Beweggründen für ihr Mitmachen.

Ein interessanter Fall aus dem Landkreis Husum sei hier angeführt. Der Bürgermeister von Breklum namens Heinrich Thomsen amtierte seit 1929 und blieb über 1933 und 1945 hinaus bis 1946 im Amt. Er wurde auf Anraten seines sozialdemokratischen Nachbarn Walther Helberg zum 1. 5. 1933 Pg und stellte sich 1939 während seiner Amtszeit schützend vor eben diesen Nachbarn, war also kein überzeugter Nationalsozialist.¹³

Als Beispiele, die den heutigen Umgang mit ehemaligen NSDAP-Repräsentanten und deren Leistung beleuchten, seien hier die beiden wichtigsten Bürgermeister der NS-Zeit genannt. In einer früheren Bildreihe der Bürgermeister im alten Husumer Rathaus fehlten ihre Porträts. Wenn diese Präsentation als Ehrung gedacht war, so ist richtig verfahren worden, wobei es doch erhebliche Unterschiede zwischen beiden NS-Bürgermeistern gab. Während Hermann Hansen, Bürgermeister 1933–1937, gleichzeitig Kreisleiter war und sich als Quälgeist gegenüber politischen Gegnern und Andersdenkenden verhielt, galt sein Nachfolger Waldemar Bieling (1938–1945) im Rathaus und darüber hinaus als solider Verwaltungsmann. Gleichwohl erscheint eine Ehrung nicht angebracht. Aber in einer historischen Auflistung wären sie zu erwähnen; denn eine wissenschaftliche Darstellung darf keinen Zeitabschnitt auslassen, nur weil er unangenehm ist.

Kaum erwähnt vom Nissenhaus: Gründungsdirektor Dr. Tidelski

Als weiteres Beispiel sei Museumsdirektor Dr. Fritz Tidelski (1900–1968) genannt. Eine kürzlich von seinem Sohn Rainer verfasste Schrift über das Nissenhaus, Nordfriesisches Museum,¹⁴ hat auch hier die Frage nach der angemessenen Anerkennung aufgeworfen. Tidelski war Leiter von 1935 bis 1941. Er, der seit 1933 NSDAP-Mitglied war, wurde 1935 zum Gründungsdirektor berufen, weil er „zwischen den kulturellen Zielen der Stiftung und den neuen politischen Machthabern vermitteln“ sollte. R. Tidelski fährt fort: „Diese Doppelrolle wurde ihm zum Verhängnis. Auf Drängen der Partei wurde der damals 41-jährige Museumsdirektor an die Ostfront nach Russland befohlen.“¹⁵ Er hatte sich in Husum offenbar nicht parteikonform ver-

¹³ Siehe Sörensen, Pol. Entw., S. 357, Anm. 537.

¹⁴ Rainer Tidelski, Das Nissenhaus in Husum. Eine Chronik 1933–1947. Vallendar und Husum 2005 (Eigenverlag).

¹⁵ Siehe Sörensen, Pol. Entw., S. 357, Anm. 537.



Abb. 14: Dr. Fritz Tidelski, Biologe u. Geograph, Lehrer, seit 1933 in NSDAP, 1935–1941 Gründungsdirektor des Nissenhauses, Nordfriesisches Museum, ab 1954 Dozent an der Pädagogischen Hochschule Kiel.

halten. – Nach der Überstellung in den Zivildienst war er etwa ab 1944 als Regierungsrat bei einer Ostseeküstenstelle tätig.

Im Juni 1945 vermerkte der Vorstand der Stiftung in Husum kurz im Protokoll, dass der Aufenthaltsort von Tidelski nicht bekannt sei und vertrat „die Auffassung, dass eine grundsätzliche Zusammenarbeit mit dem Direktor Dr. Tidelski aufgrund seiner Betätigung für die NSDAP kaum möglich sein“ werde.¹⁶ Im Mai 1946 kehrte Dr. Tidelski aus dem Internierungslager nach Husum zurück. Jetzt befand das Kuratorium: „Die weitere Zusammenarbeit ist natürlich nicht möglich, da Dr. Tidelski Kreisamtsstellenleiter war.“¹⁷

Das Angestelltenverhältnis wurde rückwirkend zum 1. Juli 1945 beendet. – Dr. Tidelski absolvierte ab 1946 eine Gartenbaulehre, kam erst 1949 wieder in den Schuldienst und wurde 1950 Leiter der Osterhusumer Schule. Im Jahre 1954 wurde er nach Kiel an die Pädagogische Hochschule für Erdkunde und Heimatkunde berufen und 1960 zum Professor ernannt. Hier zeigen sich für die ersten Jahre nach dem Zusammenbruch gewisse Parallelen mit anderen genannten Lehrern, auch was die späte Rückkehr in den Beruf anbelangt.

Nun kurz zurück zum Nissenhaus. „In der Ahngalerie des Nissenhauses sucht man seinen Namen vergebens,“ schreibt sein Sohn.¹⁸ Mit dem Abschnitt „Das Nissenhaus im Spannungsfeld des Dritten Reiches“¹⁹ regt der Verfasser zu allgemeinen Fragen an: Dürfen Teile der Geschichte von Institutionen und Instituten ausgeblendet werden? Dürfen Leistungen von Personen „im Verborgenen gehalten“ werden, weil diese in der NS-Zeit mitschafften? Oder ist eine offenere und differenziertere Betrachtung der NS-Zeit allmählich angesagt?

¹⁶ R. Tidelski, Nissenhaus, S. 26.

¹⁷ Ebd., S. 29.

¹⁸ HN v. 31. Okt. 2005, Museumsleiter.

¹⁹ R. Tidelski, Nissenhaus, S. 31f.

Es geht mir nicht um die Frage, ob Dr. Tidelski evtl. seine Position als Direktor hätte behalten können – sein Nachfolger war SA-Mitglied gewesen, und obendrein wurde er nun für die Heranbildung junger Lehrer für geeignet gehalten. Es geht nur darum, ob seine Verdienste gewürdigt werden oder er weiterhin gleichsam als „Unperson“ betrachtet wird.

Neue Entnazifizierungs-Kampagne wäre nicht gut

Die Gegner einer Würdigung von Nationalsozialisten führen als Hauptargument an, dass die NS-Anhänger das NS-System mitgetragen und so das Unheil mitverschuldet hätten. Außerdem hätten sie andere Karrieren verhindert – eine Begründung, die auch heute bei ungünstigen Mehrheitsverhältnissen für manche Vorgänge in der Demokratie gelten würde und daher nicht überzeugend erscheint. Hinter der unerbittlichen Haltung mancher NS-Gegner stehen, das ist zu bedenken, ganz schlimme persönliche Erfahrungen aus der Familie. Wer allerdings für damals Widerstand statt Mithmachen verlangt, verkennt die Situation in einem totalitären Staat. Denn der aktive Widerstand fordert Zivilcourage und Opfermut und einen Kampf, der nach der Verfestigung des Systems ohnehin aussichtslos war, wie sich schon ab 1933 bis hin zum 20. Juli 1944 immer brutaler zeigte.

Jüngere Generationen neigen dazu, die jeweils ältere besonders kritisch zu sehen. Zu Selbstgerechtigkeit besteht aber wenig Grund; denn wer weiß, wie er selber sich damals – ohne das Wissen von heute – gegenüber der NSDAP verhalten hätte? Und was wäre, wenn heute die ältere Generation kollektiv für den „Weg in den Schuldenstaat“ und damit die Belastung der nächsten Generation verantwortlich gemacht würde? Gewiss ist diese Belastung in ihrer Dimension nicht vergleichbar mit der NS-Katastrophe, aber die angegriffene Generation würde sehr schnell nach Relativierung und Differenzierung rufen.

Die Zeitgenossen der NS-Anhänger verhielten sich nach 1945 nochverständnisvoller und nachsichtiger als manche Nachgeborenen. Der erste Bundespräsident Theodor Heuss prägte das Wort, dass es keine Kollektivschuld gäbe, wohl aber eine Kollektivscham. Die Entnazifizierung versuchte eine Aufarbeitung und Bereinigung des jeweiligen Schuldkomplexes. Es wäre nicht gut für unsere Gesellschaft, die Kollektivschuldthese neu zu beleben und erneut eine Entnazifizierung durchzuführen, wie es manchmal bei Darstellungen in den Medien anklingt. – Um nicht missverstanden zu werden, sei hier betont: Die geistige Auseinandersetzung mit der NS-Diktatur bleibt eine ständige Aufgabe, um daraus für die Gegenwart und Zukunft zu lernen. Die bitteren Erfahrungen haben die Väter und Mütter des Grundgesetzes veranlasst, an den Anfang der Grundrechte das Gebot zu setzen: „Die

Würde des Menschen ist unantastbar. Sie zu achten und zu schützen, ist Verpflichtung aller staatlichen Gewalt.“

Erfolgreicher Wiederaufbau in Husum wie in der ganzen Bundesrepublik

In den Nachkriegsjahren erschien den Verantwortlichen in Staat und Gesellschaft ein zügiger Abschluss der Entnazifizierung wichtig, um die Kräfte für den Wiederaufbau freizusetzen. Der demokratische Neuaufbau unter dem Schirm der Besatzungsmacht hatte bis 1949 gute Grundlagen für die staatliche Arbeit in Gemeinde, Land und Bund gelegt. In Husum galt es für Stadtverordnete und Verwaltung, die Infrastruktur der plötzlich auf über 20.000 Einwohner angewachsenen Stadt auf die neuen Bedürfnisse auszurichten. So ging auch der wirtschaftliche Wiederaufbau in Husum wie in der ganzen Bundesrepublik nach der Währungsreform so zügig voran, dass schon bald von einem „Wirtschaftswunder“ die Rede war.

Nachtrag zu Pastor Detlefsen und zum Ehrenmal für die KZ-Opfer

Nach Abschluss des vorstehenden Beitrags sind dem Verfasser noch Aufzeichnungen von Pastor Detlefsen mit seinen Erinnerungen durch seine Tochter Margrit Ellbracht zugegangen. Wir bringen daraus einige Angaben, weil sie gut in den Zusammenhang dieses Bandes passen. Wilhelm Detlefsen, Gemeindepastor in Husum-Rödemis 1948–1960, entfaltete eine rege Tätigkeit. So war er auch Mitbegründer der Bahnhofsmision und des Verserthenwerks, aus dem das Theodor-Schäfer-Berufsbildungswerk für Behinderte hervorgegangen ist. 1955 nahm er an einer Besuchsreise nach Auschwitz teil, einer Pilgerfahrt, wie er sie nannte. Diese Fahrt veranlasste ihn offenbar zur intensiven Beschäftigung mit KZ-Lagern, besonders mit dem in Husum-Schwesing. Dazu schreibt er in seiner der Maschinenschrift „Das Historische Zeitdokument von 1933–1995“ mit dem bezeichnenden Untertitel „Gefangene des Adolf Hitler“ nur kurz: „So war das KZ-Lager ‚Engelsburg‘ bei Husum das uns ... nächstliegende (Nebenlager). Ich habe für die vielen Opfer auf dem Ostfriedhof in Husum das abgebildete Ehrenmal geschaffen.“²⁰ Darunter ist ein Foto mit der Unterschrift „Das KZ-Ehrenmal in Husum (Nordsee)“ abgebildet. Das Ehrenmal wurde am Volkstrauertag 1957 eingeweiht. Stadt, Kreis und Land hatten dieses Projekt unterstützt.²¹ Über Reaktionen aus der Bevölkerung schreibt er nichts.

²⁰ Detlefsen, Histor. Zeitdokument, S. 41.

²¹ Siehe HN v. 18. Nov. 1957: „Zum Gedenken an alle Kriegsopfer. Einweihung des Ehrenfriedhofes für die Opfer des Konzentrationslagers Engelsburg“.

Aus Detlefsens Erinnerungsschrift „Von Dollerup bis Bremen“, abgeschlossen zu Weihnachten 1988, wird deutlich, wie eingehend er sich ab 1934/35 mit dem Nationalsozialismus auseinandergesetzt hatte. Nach der Machtübernahme war er 1933 mit vielen Mitstudenten in Erlangen in die SA eingetreten, um „am Aufbau unseres Volkes mitzuhelfen“, und zwar in dem irrgigen Vertrauen auf jene vieldeutige NS-Aussage: „Die Partei steht auf dem Boden des positiven Christentums.“²² Er erlebte die Verbrennung von Büchern mit angeblich „undeutschem Geist“ durch die SA am 10. Mai 1933 in Erlangen. Nach der Ermordung von innerparteilichen und innenpolitischen Gegnern Hitlers im sog. Röhm-Putsch am 30. Juni 1934 trat er aus: „Ich verbrannte das Braunhemd und trat in die ‚Bekennende Kirche‘ ein“.²³ Nach der Dahlemer Bekenntnissynode vom 19./20. Oktober 1934, die das kirchliche Notrecht verkündete, wurde er zum Obmann der illegalen Vikarsbruderschaft gewählt und hatte die Ersatzrüstzeiten in Schleswig-Holstein zu organisieren. Aufgrund der Einigung innerhalb der Landeskirche konnte er nach dem Vikariat in Eckernförde 1938 die Pfarrstelle in Böklund antreten. – Eine Äußerung noch als Hilfsprediger im Konfirmandenunterricht in Eckernförde im Jahre 1938 über einen tödlichen Unfall eines NS-Schriftstellers, den Detlefsen nicht als „Zufall“, sondern als „Gottesurteil“ einstuft, führte zu Verhören durch die Gestapo und zur Verhandlung vor dem Sondergericht in Kiel. Das Verfahren wegen „Vergehens gegen das Heimtückegesetz“ wurde durch Beschluss des dreiköpfigen Sondergerichts auf Kosten der Reichskasse vom 28. Mai 1938 eingestellt. Offenbar lag auch hier ein Einschüchterungsversuch gegen ein BK-Mitglied vor.²⁴

Pastor Detlefsen war von 1960 bis zu seiner Pensionierung 1977 Leiter des Diakonissenhauses in Bremen und verstarb dort 1998 im Alter von 85 Jahren.

Bildnachweis: Für die freundliche Bereitstellung von Fotos danke ich Hauke Petersen, Husum-Rödemis (Abb. 13) u. Rainer Tidelski, Koblenz (Abb. 10 u. 14). Die übrigen Vorlagen zu den Abb. 1–9, 11 u. 12 stammen aus dem Archiv Chr. M. Sörensen, Mildstedt.

²² Detlefsen, Von Dollerup, S. 69.

²³ Ebd., S. 70.

²⁴ Siehe Detlefsen, Hist. Zeitdokument, S. 80f.

Quellen:

Flensburger Tageblatt mit Lokalseite Husumer Neueste Nachrichten 1946–1948, u. a. Nr. 123 v. 21. Okt. 1948: „Bilanz nach zwei Jahren. Husumer Kreistag – Besetzung der Schülerrats-Stelle ... Entnazifizierung“.

Husumer Nachrichten, u. a. v. 31. Okt. 2005: „Museumsleiter an die Front geschickt. Spannende Chronik: Die Anfänge des Nissenhauses“, (zit.: HN v. 31. Okt. 2005, Museumsleiter).

Kieler Kurier. Von der Britischen Militärregierung herausgegebene Zeitung für Kiel, Neumünster und die Kreise Rendsburg, Eckernförde, Schleswig, Flensburg, Norderdithmarschen, Husum, Eiderstedt und Südtirol (Ausgaben Aug. 1945 bis April 1946).

Kriegschronik der Stadt Husum 1939 bis 1947, geführt von Büroleiter Ketelsen und Mitarbeitern. Manuskript im Stadtarchiv innerhalb Kreisarchiv Nordfriesland.

Protokolle des Stadtverordnetenkollegiums Husum, jetzt Kreisarchiv NF.

Rathausakten: 25/204, jetzt Kreisarchiv NF.

Akte beim Amtsgericht Husum: I/103.

Literatur:

Detlefsen, Wilhelm: Von Dollerup bis Bremen. Erinnerungen aus meinem Leben und Beobachtungen unserer Umwelt im 20. Jahrhundert. Unveröff. Maschinenschrift 1988, 142 S. (zit.: Detlefsen, Von Dollerup).

Detlefsen, Wilhelm: Das Historische Zeitdokument von 1933–1995. Gefangene des Adolf Hitler. Unveröff. Maschinenschrift (o.J.) 157 S. (zit.: Detlefsen, Histor. Zeitdokument).

Jürgensen, Kurt: Die Briten in Schleswig-Holstein 1945–1949. Mit Photographien von Gerhard Garms. Wachholtz-Verlag Neumünster (1989); (zit.: Jürgensen, Briten in SH).

Pingel, Hans-Heinrich: Erinnerungen aus meiner Schulzeit in den Kriegs- und ersten Nachkriegsjahren. In: 60 Jahre Mittelschule Husum 1939–1999. 25 Jahre Realschule Nord 1974–1999. Jubiläumsheft. Husum 1999, S. 15–17 (zit.: H. H. Pingel in Jubiläumsheft 60 J. Mittelschule).

Rudzio, Wolfgang: Die Neuordnung des Kommunalwesens in der Britischen Zone – Zur Demokratisierung und Dezentralisierung der politischen Struktur: eine britische Reform und ihr Ausgang. Band 17 der Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte. Stuttgart 1968 (zit.: Rudzio, Neuordnung).

Scheer, Gerhard: Ende und Anfang. Mein beschwerlicher Weg vom Kriegsheimkehrer zum Volksschullehrer (1945–1953). Unveröff. Manuskript, 82 S.

(Westerland 1988); (zit.: G. Scheer, Ende und Anfang).

Sörensen, Christian M.: Politische Entwicklung und Aufstieg der NSDAP in den Kreisen Husum und Eiderstedt 1918–1933. Quellen und Forschungen zur Geschichte Schleswig-Holsteins 104. Neumünster 1995 (zit.: Sörensen, Pol. Entw.).

Sörensen, Christian M.: Der politische Neubeginn 1945/46 in Husum. Zum Aufbau der städtischen Verwaltung und Selbstverwaltung. In: Nordfriesisches Jahrbuch 1985, S. 31–66 zit.: Sörensen, Pol. Neubeginn).

Sörensen, Christian M.: Vom Kampf gegen Hunger, Kälte und Wohnungs- mangel vor 40 Jahren. Versorgungsprobleme in Husum am Ende des Zweiten Weltkrieges. Zwischen Eider und Wiedau (ZEW) 1980, S. 150–162 (zit.: Sörensen, Vom Kampf gegen Hunger).

Sörensen, Christian M.: Die Hermann-Tast-Schule in den politischen Strömungen 1914–1957. In: Hermann-Tast-Schule, 475 Jahre Husumer Gelehrten- schule. Festschrift, Hg. HTS. Husum 2002, S. 93–120.

Sörensen, Christian M.: Der Aufstieg der NSDAP in Husum. Zur politischen Entwicklung einer Kleinstadt 1918–1933. Studien und Materialien, veröf- fentlicht im Nordfriisk Instituut, Nr. 19. Bredstedt 1983.

Sörensen, Christian M.: Husum – eine politisierte Provinzstadt (1914–1949). In: Geschichte Husums von den Anfängen bis zur Gegenwart. Hg. Gesell- schaft für Husumer Stadtgeschichte. Husum 2003, S. 187–238 (zit.: Sörensen in Gesch. Husums).

Tidelski, Rainer: Das Nissenhaus in Husum. Eine Chronik 1933–1947. Val- lendar und Husum 2005 (Eigenverlag); (zit.: R. Tidelski, Nissenhaus).

↓ ↘
„...ZU EINER GROSSEN FAMILIE GEWORDEN“

|| VON DEN BREKLUMER FELDPOSTRUNDBRIEFEN
UND EINER BRIEGEMEINSCHAFT IM II. WELTKRIEG

JÜRGEN DUNKER

„Wir Breklumer sind durch das gemeinsame Erleben zu einer großen Familie geworden, auch wenn wir viele von Angesicht noch nie gesehen haben. Daß wir so von unserer Gemeinschaft sprechen dürfen, zeigt, daß wir ein Teil der Kirche, Gemeinde Jesu' geworden sind.“

Im 68. Breklumer Feldpostrundbrief, einem der letzten der insgesamt 72 Rundbriefe aus Breklum im Zweiten Weltkrieg, schaute ein Briefteilnehmer auf seine Erfahrung von vier Jahren mit dem Breklumer Feldpostrundbrief im Zweiten Weltkrieg zurück.

Mit diesem Kompliment würdigte er im Rundbrief vom 14. 7. 1943 die Breklumer Briefgemeinschaft, zu der er gehörte.

In den fünf Jahren des Zweiten Weltkriegs und des Breklumer Feldpostrundbriefes haben 33 Briefteilnehmer den Kriegstod erlitten, sind viele von ihnen, auch mehrfach, verwundet gewesen. Sie hatten das Grauen des Weltkrieges in seinen unterschiedlichen Variationen erlebt.

Und trotzdem: „Wir Breklumer sind durch das gemeinsame Erleben zu einer großen Familie geworden“. Die Breklumer Feldpostrundbrief-Gemeinschaft – eine große Familie.

1. ÜBER DIE ENTSTEHUNG DER BREKLUMER FELDPOSTRUNDBRIEFE

Der Breklumer Feldpostrundbrief war eine einzigartige Sammlung von gedruckten Feldpostkarten und Feldpostbriefen aus dem 2. Weltkrieg. Der erste Breklumer Feldpostrundbrief wurde am 7. September 1939 herausgegeben.

Die Pastoren und Mitarbeiter Breklumer der Mission, Dr. Martin Pörksen und Dr. Hans Dunker luden ein zu lockeren Briefkontakten: „Es wäre doch schön, wenn wir hin und wieder einer dem andern einmal persönliche Grüße schreiben könnten.“

Im 3. Breklumer Feldpostbrief, vierzehn Tage später, der erste Feldpostbrief eines Breklumer Volksmissionsfahrers von der Front mit dem Aufruf zu dem Breklumer Feldpostrundbrief:

Auf dem Marsch nach Warschau, am 12. 9. 1939.

Es ist schwer, vom Posten aus jedem einzelnen einen persönlichen Gruß zu schicken, weil ich es wohl gern getan hätte. Darum will ich versuchen über Breklum Euch wieder durch einen Rundbrief zu erreichen. In dieser ernsten Zeit, die uns räumlich so weit auseinander bringt, ist es besonders wichtig, die Verbindung untereinander aufrecht zu erhalten. Ich weiß gar nicht, wie viele von uns Soldaten sind, und wo sie stehen. Lasst uns weiterhin wie bisher nach Breklum unsere veränderten Anschriften, Feldpostnummern usw. mitteilen, dann kann jeder dort anfragen, wo dieser oder jener zu erreichen ist. Breklum ist unser Mittelpunkt und soll es auch bleiben. Ob die Freizeit dort am 28. August überhaupt begonnen wurde, weiß ich bis heute noch nicht. Die Feldpost ist immer noch nicht richtig im Gang, seit 14 Tagen habe ich von außen nichts mehr gehört. ...

Liebe Brüder, wenn wir auch z. Teil 1000 km von einander entfernt sind, in zwei Dingen sind wir doch täglich verbunden: in der Bibellese und im Gebet. Ich weiß selbst, dass es manch einen Tag wirklich unmöglich ist, die Bibel in die Hand zu nehmen und einen Abschnitt zu lesen. Das habe ich gemerkt auf unserem Generalvormarsch, wo wir oft vor Ermüdung fast umfielen. Aber sobald man's nachholt und im Gebet Kraft bekommt, dann weiß man sich in der unsichtbaren Gemeinde der gläubigen Brüder und wird gestärkt. Lasst uns den Herrn täglich bitten, dass er unseren schwachen, angefochtenen Glauben festige.

Ich würde ja nun sehr gern wissen, wo ich jeden einzelnen von Euch in Gedanken zu suchen habe. Aber ich muss mich damit schon bescheiden, bis Ihr einen kurzen Bericht darüber gebt. Ich selbst liege augenblicklich in Nasielsk, [40 km nördlich Warschau.] Wir werden W. wahrscheinlich von Norden her umgeben, denn in Modlin, einer Festung dicht vor der Hauptstadt, leisten die Polen schon tagelang energischen Widerstand. Der Donner unserer schweren Geschütze verstummt keine Minute. Bis hierher ging der Vormarsch schnell und glatt vonstatten. Am ersten September über die Grenze. Dann Kampf um die Wartheböhnen, wo ich zum ersten Mal in polnisches Infanteriefeuer kam. Als die Stellungen gewonnen waren, begann der Eilmarsch über Korowo nach Kulm. Dort über die Weichsel, dann weiter nach Briesen, wo ich mit meinem Zug zum ersten Mal die Fernsprechverbindung zur ostpreußischen Division herstellte, über Gomb, Sierpc, Plonsk bis hierher. Unser Leben steht im Krieg, wie im Frieden in Gottes Hand. Er weiß, was er mit jedem einzelnen vorhat. Ihm vertrauen wir. Es grüßt Euch mit festem Händedruck. Euer...“

In dieser ersten nach Breklum zugeschickten Feldpost kam die konkrete Einladung zur Breklumer Feldpostrundbriefgemeinschaft. Ohne dass der

Briefschreiber von der Front in Polen die Vorschläge aus Breklum zur Aufrechterhaltung der Kontakte im Krieg gekannt hatte, hatten der Redakteur Pastor Hans Dunker und der ehemalige Volksmissionsfahrer – schon mit allen Brutalitäten des Krieges konfrontiert – die gleiche Idee.

Nach dem im Brief aus dem von Deutschen besetzten Polen empfohlenen Verfahren wurde die Organisation des Breklumer Feldpostrundbriefes vorgenommen. Die Schreiber der Feldpostkarten und Feldpostbriefe bildeten eine Briefgemeinschaft, die ihre Karten und Briefe während des 2. Weltkriegs nach Breklum schickten.

In Breklum wurde die Feldpost unter Berücksichtigung von Zensurvorschriften redigiert und zusammen mit anderen Informationen maschinen geschrieben und hektographiert an alle Absender zurückgeschickt. Auf diese Weise entstand ein effektives gegenseitiges Informationssystem für einen Personenkreis von 231 Personen.

Diesen Personenkreis verband die Zugehörigkeit zur Bekennenden Kirche. Man kannte sich vom Universitätsstudium, von unterschiedlichen Veranstaltungen in Breklum oder in den Propsteien und Gemeinden des Landes, man hatte Seminare, Freizeiten, Volksmissionsfahrten miteinander erlebt, es hatten sich persönliche und berufliche Freundschaften ergeben.

Die Mitwirkenden der Breklumer Briefgemeinschaft waren überwiegend Studenten der Theologie, Vikare und Pastoren. Fünfzig weitere Teilnehmer gehörten anderen akademischen Berufen an, wie Pädagogen und Ärzte. Auch die Mitglieder des Bruderrates der Bekennenden Kirche und die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Breklumer Mission in der Heimat und im Ausland gehörten zu den Abonnenten des Breklumer Feldpostrundbriefes. Die Mitglieder der Briefgemeinschaft gehörten zu den Männern und Frauen in Schleswig-Holstein, die sich aus ihrem Glaubensverständnis heraus der Bekennenden Kirche angeschlossen hatten. Das Ziel der Bekennenden Kirche war, sich gegen die Infragestellung traditioneller Glaubensgrundsätze und Traditionen der Kirche durch die gegnerische nationalsozialistisch ausgerichtete Organisation der „Deutschen Christen“ zu wehren. Die Kreise der Bekennenden Kirche lehnten jegliche Einmischung von nationalsozialistischem Staat und der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei in die inneren Angelegenheiten der Kirche ab wie sie zur Kirchenpolitik der „Deutschen Christen“ gehörte.

Schon bald nach Beginn des Dritten Reiches und dem danach beginnenden Kirchenkampf war Breklum ein Zentrum der Bekennenden Kirche in Schleswig-Holstein geworden. In Breklum sahen die Theologen und Christen der Bekennenden Kirche ihre geistliche Heimat. Die Mitarbeiter der Breklumer Mission waren ihre Ansprechpartner für Fragen der Theologie und für die Seelsorge in den oft scharfen Auseinandersetzungen des Kirchenkampfes.

Breklum war zu einem Synonym für die eindeutige Auslegung und Predigt der Heiligen Schrift, der Bibel, geworden. An diesem Ort traf man sich von 1933 an zu Fortbildungen und Rüstzeiten für Studenten, Vikare und Pastoren, die sich für den Pfarrdienst in der Bekennenden Kirche und für den Dienst in der Mission vorbereiten wollten (vgl. zum Kirchenkampf und der Rolle Breklums u.a. den Beitrag von Klaus Peter Reumann in diesem Band).

Durch den Konflikt zwischen den beiden kirchlichen Richtungen entstand für alle Theologen in der Ausbildung, die Anhänger der Bekennenden Kirche waren, ein ernstes Problem. Mit Gründung der kirchlichen und nationalsozialistisch geprägten Organisation der „Deutschen Christen“ war die Kirchenleitung der Schleswig-Holsteinischen Landeskirche, insbesondere der Präsident des Landeskirchenamtes, der neuen Kirche der „Deutschen Christen“ beigetreten. Kirchenleitung und Landeskirchenamt erklärten den Beitritt für die ganze Landeskirche. Die Kirchenleitung mit Landeskirchenamt war zugleich Prüfungs- und Anstellungsbehörde für den theologischen Nachwuchs, die bei der Besetzung von Pfarrämtern vornehmlich Kandidaten der „Deutschen Christen“ berücksichtigte.

Die Theologie-Studenten der Bekennenden Kirche sahen sich mit dem Problem konfrontiert, nicht mit der Übertragung einer Pfarrstelle in Schleswig-Holstein rechnen zu können. Auch weigerten sich viele BK-Theologen, die sich in der Ausbildung befanden, ihre Examen vor der schleswig-holsteinischen Kirchenbehörde abzulegen. Viele von ihnen zogen in andere Landeskirchen wie Bayern, die der Bekennenden Kirche beigetreten waren, um dort sich examinieren zu lassen und auch ordiniert zu werden.

Als zentralem Ort der Bekennenden Kirche in Schleswig-Holstein wurde 1934 von den Amtsträgern in Breklum – am Sitz der Breklumer Mission – ein Amt für Volksmission eingerichtet. Ziel dieses Amtes war, die Christen und Gemeinden, von denen viele den Sinn der Kirchenstreitigkeiten nicht verstanden, vor Ort in Hausbesuchen und Vorträgen zu informieren und die biblische Botschaft zu verkündigen, ohne sie mit Partei- und Staatsinteressen zu vermischen.

Zur Umsetzung dieser Ziele wurden die Volksmissionsfahrten eingerichtet. Organisation und Leitung lag von 1934 bis 1937 bei Pastor Martin Pörksen, ab 1937 bei Pastor Hans Dunker, der sich schon vor 1937 an der Durchführung der Volksmissionsfahrten auch in leitender Funktion beteiligte.

Die Volksmissionsfahrten waren ein praktisch-theologisches Projekt für Studenten der Theologie, für Vikare und Pastoren. Doch auch Kommilitonen anderer Fakultäten und Berufe reihten sich ein in den Kreis der Volksmissionsfahrten. Die Volksmissionsfahrt bestand in einer vierzehntägigen Reise in eine Propstei in Schleswig-Holstein. Das Programm enthielt eine einwö-

chige theoretische Vorbereitung, die zweite Woche war gefüllt mit volksmissionarischem Dienst. Tagsüber waren die Volksmissionsfahrer in den Dörfern und Städten unterwegs und machten Besuche von Haus zu Haus, von Straße zu Straße. Das Zusammentreffen mit den Bewohnern konfrontierte die Theologiestudenten mit der Position der Menschen zur Kirche. Die Studenten waren mit allen möglichen Reaktionen konfrontiert, vom kirchenfeindlichen „Rausschmiss“ über kritisch-nachdenkliche Gespräche bis hin zu einfachem, unerschrockenem christlichen Glauben. Viele Menschen ließen sich einladen zu den abendlichen Evangelisationsveranstaltungen und zum Abschlussgottesdienst am Sonntag, der auch Abschluss der Volksmissionsfahrt war. Der Volksmissionsfahrt folgte dann der „Breklumer Rundbrief“ als eine Kommunikationsform, in der Mitwirkende und Leitende der Volksmissionsfahrten in Form einer Manöverkritik ein Resumé zogen und gleichzeitig mit Termin und Ortsangabe zur nächsten Volksmissionsfahrt einluden.

An jeder Volksmissionsfahrt nahmen bis zu 30 Studenten teil. Von Herbst 1934 und Frühjahr 1939 fanden zehn Volksmissionsfahrten jeweils in den Semesterferien statt. Die Teilnehmer und auch einige Teilnehmerinnen setzten sich bei jeder Volksmissionsfahrt aus ehemaligen und aus neuen Teilnehmerinnen und Teilnehmern zusammen. So wuchs die Gruppe der Volksmissionsfahrer bis zu Beginn des Krieges. Die Volksmissionsfahrten waren bei den Studenten populär als Gemeinschaft und Gemeindepraxis stiftendes Betätigungsfeld auf der Grundlage der Bekennenden Kirche.

Die Gruppe der Volksmissionsfahrer bildeten den Hauptanteil der Teilnehmer an Versendung und Autorenschaft des Breklumer Feldpostrundbriefes. Ernste und fröhliche Erfahrungen aus dem Kirchenkampf und aus der Breklumer Volksmission genauso wie der Beginn des Zweiten Weltkriegs schafften die Voraussetzungen für die Gemeinschaft der Breklumer Feldpostrundbriefe.

2. EIN FRÖHLICH-ERNSTER BRIEF VON UND FÜR SOLDATEN

Die Aufforderung des Briefteilnehmers von der Front in Polen zur Gründung eines Rundbriefes ließ nicht lange auf sich warten. In den folgenden Breklumer Rundbriefen setzte ein von Ausgabe zu Ausgabe wachsender, begeisterter Chor von Rundbriefteilnehmern ein.

Sie alle begrüßten den Breklumer Feldpostrundbrief als Hilfe in schwieriger Zeit. Ob im tristen Kasernenalltag, ob an der Front, ob auf der Studentenbude oder im Pfarramt, aus allen Zuschriften nach Breklum klang ein überwältigendes Echo. Die Wiedergabe der über 750 Zuschriften der Briefteilnehmer bildete einen Hauptinhalt der Breklumer Feldpostrundbriefe. Die

Zuschriften mit ihren ernsten, informatorischen, diskutierenden und traurigen Inhalten fanden eine ständig wachsende Zahl von Abonnenten, die sich dann ihrerseits mit Zuschriften beteiligten. Zur lebendigen Vielfalt des Rundbriefes trugen auch immer wieder die witzigen und ironisch gehaltenen Passagen bei, wie sie auch unter den Volksmissionsfahrern bei ihren Zusammentreffen üblich waren. Auflockernd wirkten auch immer wieder die persönlichen Nachrichten von Briefteilnehmern über die Geburt von Kindern, über Verlobung und Heirat, die mit Psalmworten und Glückwünschen seitens des Redakteurs kommentiert wurden. Beeindruckend waren die einfühlsamen Nachrufe für die gefallenen und verstorbenen Briefteilnehmer auch für deren Angehörige. Die Angehörigen übernahmen die Briefteilnehmerschaft ihrer Gefallenen und beteiligen sich an den Rundbriefen mit ihren Zuschriften.

Der Breklumer Feldpostrundbrief war nicht nur ein Brief für Soldaten. Er weckte auch das Interesse anderer Menschen, die der Mission und der Bekennenden Kirche nahe standen.

Die Mitglieder des Bruderrats der Bekennenden Kirche, wie Hans Asmusen und andere, die regelmäßige Leser waren und sich mit Zuschriften an den Breklumer Feldpostrundbriefen beteiligten. Auch die Mitarbeiter der Mission gehörten zu den regelmäßigen Empfängern. Immer wieder stellten sich Briefteilnehmer damals und in der Nachkriegszeit die Frage:

Wie war es möglich, dass ein so umfangreicher Feldpostrundbrief mit eindeutig christlichem Bekenntnischarakter im kirchenfeindlichen nationalsozialistischen Staat im Zweiten Weltkrieg mit seinen rücksichtslosen Überwachungsmethoden von September 1939 bis November 1944 in zweihundertsechzig Exemplaren an die große Teilnehmerschaft verschickt und empfangen werden konnte, über all die riesigen Entfernungen der Kriegsfronten in allen Himmelsrichtungen hinweg? Und all dies geschah in einer Zeit, als andere kirchliche Zeitungen und Publikationen auf Druck der staatlichen Behörden längst ihr Erscheinen eingestellt hatten.

Auch der Breklumer Feldpostrundbrief unterlag der staatlichen Zensur. Vor seiner Expedition war er dem Reichspropagandaamt in Kiel, der schleswig-holsteinischen Filiale des Reichspropagandaministeriums in Berlin, vorzulegen. Beleg dafür ist der Brief Nr. 41 vom 9. 7. 1940, der von der Kieler Behörde korrigiert zurückgeschickt wurde. Ein persönlicher Bericht über eine Bombennacht in Kiel war der Zensurbehörde zum Opfer gefallen. Die Zensurvorschriften begrenzten die Mitteilungsmöglichkeiten auf persönliche, zivile Inhalte. Alle militärischen Vorgänge und Maßnahmen, die Namen von Standorten, Vorgesetzten und Kameraden unterlagen den Verbote der Zensurbehörde. Nur die militärischen Rangstufen der Briefteilnehmer wurden genannt.

Meine bisherigen Nachforschungen haben ergeben, dass die Zensurkontrolle der Breklumer Feldpostrundbriefe mit der Nummer 43 endete. Die Briefe der Exemplare Nr. 44 bis 72 von September 1940 bis November 1944 – und d. h. gerade in den schwierigsten Kriegsphasen – sind in großen Teilen von einer Offenheit der Briefteilnehmer gekennzeichnet, die den Zensurbestimmungen eigentlich widersprachen und bei Vorlage von der Zensurbehörde sicher untersagt worden wären.

Die verbotenen Rundbriefinhalte führten zu einem Strafverfahren, das die Geheime Staatspolizei gegen den Redakteur und Moderator der Breklumer Feldpostrundbriefe, Pastor Hans Dunker, im Frühjahr 1944 einleitete.

Entscheidender Anklagepunkt waren die „wehrkraftzersetzenden“ Inhalte der Breklumer Feldpostrundbriefe. Eine lebensgefährliche Strafverfolgung durch die Gestapo wurde nach Einschätzung Pastor Dunkers dadurch verhindert, dass die Marinebehörden an seinem Standort Buxtehude sich schützend vor ihn stellten und dass der Krieg und das „tausendjährige Reich“ bald ihrem Ende zugingen.

3. VON DER UNIVERSITÄT IN DIE KASERNE – VON DER KANZEL AN DIE FRONT

Diese Schlagworte spiegeln wieder, in welch völlig veränderter Lage sich die Feldpostbriefteilnehmer mit Beginn des Zweiten Weltkrieges wiederfanden. Theologen unterlagen genauso der allgemeinen Wehrpflicht wie alle anderen Staatsbürger. Ein Recht oder eine Möglichkeit auf Wehrdienstverweigerung gab es damals nicht. Ein Teil der Briefteilnehmer war schon in der Vorkriegszeit zu Soldaten ausgebildet worden. Ein Teil war an die Front kommandiert, um an dem Überfall der deutschen Wehrmacht auf Polen eingesetzt zu werden. Der Beginn des Zweiten Weltkrieges brachte für die Briefteilnehmer nicht nur eine grundlegende Veränderung ihrer persönlichen und berufsbezogenen Lebensplanung.

Der Kriegseintritt Deutschlands und die daraus folgenden Einberufungsbefehle der deutschen Wehrmacht konfrontierten die Briefteilnehmer mit dem Soldatenleben, das vielen Briefteilnehmern fremd war. Sie zogen in die Kasernen ein und waren ungeahnten Situationen in Kasernen und an der Front ausgesetzt. Der Pastor – eingezogen zur Rekrutenausbildung. Studenten der Theologie – von der Examensvorbereitung an die Front kommandiert. Der Vikar, gerade zur Vikarsfreizeit in Breklum, hatte sich als Soldat der Reserve in kürzester Zeit in seiner Einheit an irgendeinem Wehrmachtsstandort in Deutschland einzufinden.

Auf Grund ihrer akademischen Berufsausbildung wurden die Briefteilnehmer fortlaufend auf Kriegsschulen kommandiert, um in Unteroffiziers- und

Offiziersränge und in Vorgesetztenfunktionen für kleine und große Einheiten kommandiert zu werden.

Der Arzt, der sich auf den ärztlichen Missionsdienst in Indien vorbereitete und auf die Einreisegenehmigung wartete, wurde als Sanitätsarzt der Reserve im Offiziersrang an ein Lazarett kommandiert. Letztlich wurden die Ausreiseanträge für vier Kandidaten für den Missionsdienst in Indien abgelehnt. Von einem Tag zum anderen stand eine Veränderung der persönlichen Lebensplanung an mit unbeeinflussbaren, lebensbedrohlichen Komponenten.

Die Briefteilnehmer waren geprägt von Lebensgewohnheiten, die in ihrer gutbürgerlichen Herkunft, in ihrem gesellschaftlich geachteten Universitätsstudium und in der Kirchenzugehörigkeit begründet waren. In Wehrmacht und Krieg fanden sie sich in dem ihnen unbekannten Alltag der deutschen Wehrmacht wieder. Sie teilten sich die Kasernenstube mit einer Gruppe Wehrpflichtiger. Mit ihnen zusammen waren sie Rekruten unter anderen Rekruten auf der untersten Stufe der Soldatenhierarchie. Statt Universitätsstudium, statt Gemeinde- und Kanzeldienst galt es, das Kriegshandwerk zu erlernen und auszuüben zusammen mit Menschen, deren Art zu reden und zu leben vielen fremd war.

Die mit Breklum Verbundenen hatten sich einer Disziplin zu unterwerfen, die begründet war in dem Befehlsgehorsam gegenüber Vorgesetzten und in der Kameradschaft mit Soldaten gleichen Ranges – alles mit dem Ziel, für den Frontkampf ausgebildet zu werden und zu kämpfen, fremdes Leben zu vernichten und mit der Gefahr, dabei das eigene Leben zu verlieren.

Die fremde und angstbesetzte neue Lebenssituation in ihrem Soldatendienst bewirkte, dass für die Briefteilnehmer die regelmäßige Lektüre von Bibel und anderen geistlichen Schriften, darunter besonders auch den Breklumer Feldpostrundbriefen an existenzieller Bedeutung gewann.

Das Lesen der Bibel und der Breklumer Feldpostrundbriefe, Kontakte zum Wehrmachtpfarrer sowie Teilnahme an Gottesdiensten blieben auch anderen Kameraden dabei nicht verborgen und führten in vielen Fällen zu Konflikten mit Kameraden in der Kasernenstube. Gleichgültigkeit, Ablehnung, spöttische Bemerkungen von Kameraden und von Dienstvorgesetzten waren zu ertragen.

Eine Gruppe von Briefteilnehmern sah in der Kommandierung zu den Waffen eine Bewährung als Staatsbürger und als Christ und deutete sie als eine Chance und eine Möglichkeit, sich als gute Staatsbürger zu beweisen. Die Mitglieder der Bekennenden Kirche standen im Gegensatz zu den von Staat und Partei gesteuerten „Deutschen Christen“ und wurden von diesen gezielt und öffentlich als Leute diffamiert, deren Einsatzbereitschaft für das deutsche Vaterland angezweifelt wurde. Ihre Gegnerschaft gegen eine partei-

politische Kirche führte landauf landab zu Auseinandersetzungen, in denen Staatstreue und Vaterlandsliebe von BK-Mitgliedern in Frage gestellt wurden.

Darum schrieb der Briefteilnehmer aus Polen u. a. im dritten Breklumer Feldpostrundbrief:

„...In diesem Monat sind für unser Volk schwere Entscheidungen gefallen. Jetzt, wo Deutschland wieder im Kampf steht, werden wir, die wir uns christliche Studenten nennen, zeigen, wie heiß wir unser Vaterland lieben. Das äußert sich nicht in überschwänglicher Begeisterung, die bald verzieht, sondern das werden wir beweisen in selbstverständlicher und treuer Erfüllung unserer Pflicht draußen und in der Heimat. Dass man unsere Einsatzbereitschaft für unser Volk noch vor wenigen Monaten angezweifelt hat, schmerzt uns wohl, aber das kann uns von unserer Verantwortung nichts nehmen....“

Mit der Einberufung zum Wehrdienst waren viele Briefteilnehmer gewillt, sich als pflichtbewusste Staatsbürger beweisen zu können. In ihrem Wehrdienst spürten sie eine Anerkennung ihrer Existenz als aufrichtige Bürger des Deutschen Reiches. Als Soldaten rückten sie von dem Rand, in den sie die Mitgliedschaft in der Bekennenden Kirche gedrängt hatte, in die Mitte des staatlichen Geschehens.

In diesem Zitat wie in vielen anderen Zuschriften der Breklumer Feldpostbriefe wird auch deutlich, dass die Briefteilnehmer nicht die nationalsozialistische Staatspolitik als solche und damit auch den Krieg insgesamt ablehnten, sondern dass auch sie die NS-Politik in großen Teilen begrüßten und die Kriegseinsätze im Osten, im Westen und im Norden Europas als Wiedergutmachungspolitik gegenüber den Folgen des Ersten Weltkrieges genauso für richtig hielten wie die Beendigung der Weimarer Republik. Diese Bewertung der Politik Adolf Hitlers wurde von vielen Anhängern der Bekennenden Kirche geteilt bis in die Nachkriegszeit hinein.

Die lebensbedrohliche Perspektive des gerade begonnenen Krieges wurde für die Briefteilnehmer besonders real, wenn – wie z. B. schon im 4. Breklumer Feldpostrundbrief vom 28. 9. 1939 – die Nachricht vom Kriegsstod eines Briefteilnehmers bekannt gegeben wurde. Schon beim ersten Briefteilnehmer ist dies so gewesen: Als Feldwebel war der Student der Theologie an die Front kommandiert worden. Zehn Tage nach dem Beginn des Feldzuges gehörte er zu den ersten Gefallenen des Zweiten Weltkrieges: Der Redakteur schreibt:

„Kommilitonen, liebe Brüder!

„Uns, die wir zur Gemeinde Gottes gehören wollen, ist die Bruderliebe aufgetragen. „Niemand hat größere Liebe denn die, dass er sein Leben lässt für

seine Freunde.“ (Joh. 15,13). Diese Bruderliebe, die das Leben gibt, hat Christus zuerst geübt an Euch und an mir, liebe Brüder.

Er tat es zu unserer Versöhnung mit Gott, zu unserer ewigen Erlösung, er tat es aber auch zum Vorbild! So sagt der Apostel Johannes in seinem ersten Brief: „Daran haben wir erkannt die Liebe, dass er sein Leben für uns gelassen hat, und wir sollen auch das Leben für die Brüder lassen.“ (1. Joh. 3,16).

Als erster von uns hat dies Gebot Jesu erfüllt unser Freund und Bruder, der Student der Theologie [...], Feldwebel der Reserve. Er ist am 10. September 1939 bei Stefanowow in Polen für Führer und Vaterland gefallen.

Unser Brief[Feldpostrundbrief] an ihn kam Montag, den 25. September 1939 zurück mit dem Vermerk: „Für Großdeutschland gefallen“.

Die folgenden Rundbriefe sind voll von Zuschriften, in denen die Briefteilnehmer des gefallenen Freundes, Kommilitonen und Volksmissionsfahrers in einrucksvoller Weise gedenken. Zugleich drücken die Zuschriften aus, wie bitterernst die Zukunftsaussichten für jeden Einzelnen geworden sind.

4. BRÜDERLICHE ZUSAMMENGEHÖRIGKEIT IM II. WELTKRIEG

„Gaudeamus igitur juvenes dum sumus.“ Dies alte Studentenlied, von kräftigen Männerkehlen gesungen, hallte durch das Haus. „Lasst uns alle fröhlich sein solange wir jung sind“. Eine Gruppe von Studenten, Vikaren, Pastoren sang es. Beim Lesen der Feldpostrundbriefe habe ich immer wieder einige Gesichter von Briefschreibern aus meinen Breklumer Kindheitserinnerungen vor Augen. Wie fröhlich sie beisammen waren. Am Abend eines Seminartages trafen sich die Volksmissionsfahrer und Soldaten im Breklumer Missionspastorat zum gemütlichen Beisammensein. Nach einem langen Tag mit theologischen Studien ein fröhlich-gemütlicher Ausklang mit Essen, Trinken, Lachen und fröhlichen Liedern. Breklum war für viele ein geistlicher Zufluchtsort mit kaum zu überschätzender Bedeutung im Kontext eines dramatischen Zeitgeschehens – sowohl für sie persönlich, für ihre Kirche und für ihr Vaterland.

Mit dem sich ausbreitenden Kriegsgeschehen wuchs in den Breklumer Feldpostrundbriefen im Laufe der Jahre das Empfinden der Zusammengehörigkeit unter den Briefschreibern von Brief zu Brief. Viele betonten immer wieder überschwänglich, wie viel Rückhalt und Kraft der Gedankenaustausch mit den Brüdern ihnen bedeutete. In allen Feldpostrundbriefen wurde in kurzen und längeren Zuschriften hervorgehoben, wie stark man die Zusammengehörigkeit der Briefgemeinschaft empfand, wie sie stärkte, trug und tröstete. Da wurde beschrieben, wie der Breklumer Brief den grauen

Soldatenalltag für den Leser hell machte und ihn leichter ertragen ließ. Da entstand für viele beim Lesen ein Stück heimatlicher Geborgenheit im unsichtbaren Kreis der schreibenden Brüder angesichts der Grausamkeit des Krieges.

Da waren die Erinnerungen an gemeinsame Studienzeiten, an die Hausbesuchs- und Verkündigungsdienste anlässlich der Volksmissionsfahrten, aus denen zahlreiche Freundschaften unter den Briefteilnehmern hervorgegangen waren.

Doch die Briefteilnehmer verstanden sich nicht einfach als Ehemaligenverein lediglich von Breklumer Volksmissionsfahrern. Von Anfang bis Ende der hier beschriebenen Periode baten auch neue Briefteilnehmer um Aufnahme in die Adressenliste. Neue Briefteilnehmer, die nach dem Abitur ein Theologiestudium geplant hatten, doch von der Schule weg zur Wehrmacht eingezogen waren. Viele neue Briefteilnehmer baten in Breklum um ein Abonnement, weil sie alte Briefteilnehmer kennen gelernt hatten. Darunter waren auch Leute aus anderen Landeskirchen und aus anderen deutschen Ländern.

Die Adressenliste der Rundbriefe wurde genutzt, um auch bilaterale Kontakte in Briefform oder in Begegnungen zu gestalten. Durch ständige Kommandierungen und Ortswechsel besaß die Adressenliste für die Briefgemeinschaft eine große Bedeutung. Da wurde in begrenzten militärischen Einzugsgebieten nach dem Verbleib von Briefteilnehmern gefragt, woraufhin Einladungen zu Treffen an bestimmten, zentral gelegenen Orten ergingen. Über die Zusammentreffen wurde im Rundbrief in den Folgeausgaben fröhlich berichtet und von den Teilnehmern Grußadressen an die ganze Briefgemeinschaft weitergegeben.

Dazu als Beispiel Brief Nr. 17 mit der Einladung zu einem Treffen in Köln:

,Hoffentlich kommt diese Karte noch rechtzeitig vor Redaktionsschluss des nächsten Rundbriefes an. Ich möchte nämlich allen unseren Streitern im Operationsgebiet West folgenden Vorschlag unterbreiten. Im November schlug unser lieber Schütze Pastor W. G. ein Treffen vor in der Gegend von Trier. Da wir aus der Gegend wieder abrückten, konnte ich mich nicht daran beteiligen, habe auch nicht gehört, ob es zustande kam.

Nach Voraussprache mit J. L. und U. K. fordere ich nun Euch alle auf, die es angeht, am Sonntag, den 7. Januar nach Köln zu kommen. Das wäre prächtig, wenn sich dort ein kleiner Haufen einmal wiedersehen könnte. Und wenn es nur zwei oder drei Mann wären. Ich finde, wir treffen uns ab 11 Uhr vormittags im Belgischen Hof, auch „Bierstall“ genannt gegenüber dem Dom, 3 Minuten vom Hauptbahnhof.“

In Brief Nr. 18 der Bericht über das Treffen:

„Köln, am 7. Januar 1940

Lieber Hans!

Als Auftakt zu unserem Treffen fuhr ich gestern Nachmittag schon zu [...] und schließt die Nacht bei ihm im Quartier. Heute früh machten wir uns denn gemeinsam auf und waren Punkt 11 Uhr an der verabredeten Stelle im Belgischen Hof. Wir hatten noch kaum die Fleischbrühe ausgetrunken, da erschien als Nr. 3 [...]. Und wiederum 10 Minuten später war schon [...] zur Stelle. Er kündigte gleich [...] an, der erst um 1 h kommen könnte. Wie sind wir froh, dass wir uns hier einmal sehen und aussprechen konnten. Vom Hornträger bis zum Leutnant sind alle Dienstgrade vertreten. [...] ist durch einen Brief anwesend, den er an [...] schrieb. Vielen Dank für die Grüße, lieber [...]. Nun grüßen auch wir aus dieser frohen Soldatengemeinschaft heraus alle Brüder recht herzlich. Breklum, Pastor Pörksen und Dir einen besonderen Gruß. In treuer Verbundenheit! Dein [...]

Die Teilnehmer dieses Treffens grüßten und berichteten über das Kölner Treffen in den Briefen 18. und 20. aus ihrer Sicht.

Im Rundbrief Nr. 20 grüßt eine Gruppe von dreizehn Briefteilnehmern von einer Freizeit in Blankenese die Breklumer und die Briefgemeinschaft: „*Wir sitzen heute abend in gemütlicher Runde am Strand der zugefrorenen Elbe und feiern den Abschluss unserer Freizeit...*“.

Ein Briefteilnehmer schreibt in Feldpostrundbrief Nr. 27 vom 15. 3. 1940: „*Schon lange, sehr lange hatte ich mir vorgenommen, Ihnen und damit allen schleswig-holsteinischen Freunden zu schreiben und zu danken für die vielen Grüße. Die einem immer wieder zeigen, in was für einer schönen Gemeinschaft man doch steht.*“

Von der Ostfront in Brief Nr. 55 vom 22. 10. 1941: „*Wie viele Vo Mi Fahrer mögen an unserer Front marschieren. Man hört so wenig. Heute traf ich Pastor [...] von Nordstrand. Das war ein frohes Wiedersehen. Unser Glaube muss manche Probe bestehen. Umso eindringlicher wird dann das Gebet, dass unser Glaube doch triumphieren möge, wo die Weltanschauungen versagen.*“

In demselben Rundbrief schreibt der Redakteur: „*Unsere Gemeinschaft, gewachsen im Dienst am Wort, hat sich, im Dienst des Vaterlandes stehend, durch Gottes Güte vertieft und veredelt. Möchten doch ganz besonders alle sich einsam Fühlenden es hören: Ihr steht nicht allein!*“

Im 68. Breklumer Brief vom 14. 7. 1943 schrieb ein Briefteilnehmer, der am Ende den Kriegsstod erlitt: „*Wir dürfen vom Sterben einander schreiben als*

Menschen, die einen Heiland haben, bei Gott in Gnaden sind und den Tod nicht mehr zu fürchten brauchen.“ – Er berichtete von einer Begegnung mit einem Briefteilnehmer bei dem Kriegspfarrer: „Gestern war er wieder hier. Da haben wir mit einem anderen Amtsbruder aus Elberfeld und einem anderen Kameraden zusammen einige unserer herrlichen Osterlieder gesungen und uns gemeinsam unter den 23. Psalm gestellt. Dies brüderliche Zusammensein war mir ein ganz besonderes Gottesgeschenk.“

Im 69. dem Weihnachtsbrief vom 22. 11. 1943: „Die weite und wachsende Bruderschaft ist ungemein stärkend und erquickend. Wie reich sind wir doch durch die Gemeinschaft, die uns der Herr Christus untereinander gibt...“

Der Breklumer Feldpostrundbrief versinnbildlichte die lebendige Verbindung seiner Teilnehmer in all den Frontkämpfen und Bombennächten, er schuf eine Zusammengehörigkeit auch über weite Räume zwischen weit auseinander liegenden militärischen Standorten hinweg: Vom Kaukasus im Osten bis in ein Gefangenentaler in Amerika, von Tunesien bis nach Norwegen, von Leningrad bis zur Atlantikküste Frankreichs.

5. MISSION IN DEN BREKLUMER FELDPOSTRUNDBRIEFEN

„Die Nachrichten aus Indien beschäftigen uns, wir staunen über die Ausdauer der Brüder. Möge ihre Arbeit auch ungestört bleiben! Weiß man schon jemand für China?“ lesen wir im 52. Rundbrief vom 19. Juli 1941.

Mit den Fragen und Fürbitten der Briefteilnehmer für die Mission und mit den laufenden Nachrichten von den Missionsgebieten in Indien und China öffnet sich der Breklumer Feldpostrundbrief für die Dimension der weltweiten Christenheit. Gegen alle Realität der von waffenstarrender Feindschaft geprägten Welt wird der Briefteilnehmer aus seiner Kasernenstube, aus seinem Frontbunker hineingenommen in die weltweite Verbundenheit von Christen und Kirchen aller Rassen und Hautfarben. Die Adressaten wissen sich hineingenommen in die Gemeinschaft der weltweiten Christenheit, die sich über alle Grenzen hinweg getragen und behütet weiß durch den Herrn der Kirche: Jesus Christus. Ein einrucksvolles Beispiel für diese weltweite Dimension der Breklumer Feldpostrundbriefe findet man in der Andacht des Redakteurs zur Weihnachtsausgabe des Breklumer Feldpostrundbriefes Nr. 69 vom 22. 11. 1943:

Weihnachtsglocken über unserem Land! Über dem Getriebe der Großstadt Kiel erklingen sie, von den Inseln und Halligen des Wattenmeeres hallen sie herüber, die Dorfkirchen des Geestrückens rufen von ihren Türmen ringsum

ihre Dörfer, über die weiten Marschen und die Deiche der Nordsee und der Elbe schallt es hin von den stolzen, einsamen Gotteshäusern auf hoher Warft, und auch über den Trümmern von Hamburg und Lübeck hört man sie läuten, die Glocken der Heiligen Nacht – so gut wie über den verschwiegenen Knicks des gesegneten Angellandes und den verschneiten Wäldern Ostholsteins, der herrlichen Insel Fehmarn und dem reichen Lande der Dithmarscher.

Glocken der Heimat! Hört Ihr sie läuten, Ihr lieben Kameraden da draußen am Feind, die Ihr auch Weihnachtsabend das Gewehr aus der Hand nehmen werdet, die Ihr auch in dieser Nacht an den langen Küsten irgendwo auf einsamer Wacht steht, die Ihr, wenn Ihr zur Besinnung kommt, gerade in dieser Zeit so voll, so übervoll seid von Heimweh nach Euren Lieben, hört Ihr es: die Weihnachtsglocken grüßen gerade Euch!

Und das bringt Euch und uns so nahe zusammen: [...] Euer und unser Dank an den gemeinsamen Herrn. Ihm in erster Linie danken ja auch unsere Glocken, – wie die in Kotapad [Indien] und Limchow [China], – in Jeypor [Indien] und Pakhoi [China] [Missionsstationen der Breklumer Mission], – Ihn möchten sie grüßen, der in der Heiligen Nacht das Wunder aller Wunder tat.“

Die Briefteilnehmer gehörten von ihren Herkunftsfamilien her oder durch die Begegnungen mit Mitarbeitern der Breklumer Mission zur großen Missionsgemeinde, die die Breklumer Mission durch ihre Besuche der Jahresfeste, durch die Teilnahme an Seminaren und Rüstzeiten und durch ihre finanziellen Zuwendungen entscheidend unterstützten. Die Sorgen der Missionsgemeinde kreisten um die kriegsbedingten Schwierigkeiten der Breklumer Mission zur Aufrechterhaltung des Missionsdienstes in Indien und China sowie in Schleswig-Holstein. Diese Sorgen bewegte auch die große Gemeinschaft der Briefteilnehmer. Durch den Kriegszustand Deutschlands mit England als Kolonialmacht Indiens, ergaben sich durch die Unterbrechung der Post- und Transportwege große Probleme. Die Breklumer Mission als Dienstgeber der Missionarinnen und Missionare war in der Wahrnehmung ihrer Fürsorgepflicht für die Missionarinnen und Missionare eingeschränkt. Finanzielle Zuweisungen für den Lebensunterhalt der Missionare und Missionarinnen mit ihren Familien konnten nicht erfolgen. Die Kommunikation des Missionsdirektors mit den Missionaren war zeitweise eingeschränkt und phasenweise überhaupt nicht möglich.

Im ersten Breklumer Feldpostrundbrief vom 7. 9. 1939 berichtet der Missionsdirektor Pastor Martin Pörksen: „... Wir haben begründete Hoffnung, dass unsere Geschwister in China ihre Arbeit weiter tun dürfen. Der Krieg dort geht weiter, aber die Evangeliumsverkündigung auch. Auf den Banken in

Shanghai sind alle Konten für Deutsche gesperrt. Aber wir wissen, dass der Herr unsere Geschwister nie verlässt. Ernst, sehr ernst steht es um unsere Arbeit und unsere Geschwister in Indien. Die letzte Nachricht stammt vom 22. August. Angekündigte Begleitbriefe kamen bis heute nicht mehr durch. Wir müssen leider damit rechnen, dass wenigstens alle Männer bereits interniert sind. Ihr Fortgang ist den verlassenen Gemeinden eine deutliche Predigt. Wohl stehen eingeborene Pastoren, Lehrer und Älteste im Dienst der Jeypurkirche. Es ist anders als 1914. Dass jetzt die Gemeinden, durch Gottes Geist bewegt, die Predigt des Evangeliums aufnähmen!

Die Heimatarbeit darf weitergehen. Abend für Abend sammeln wir uns im Betsaal zur Kriegsbesetzung. Auch die Reisetätigkeit ruht nicht. Nur die übergemeindlichen Veranstaltungen sind hinausgeschoben...“

Im 5. Breklumer Feldpostrundbrief vom 5. 10. 1939 finden wir zur Lage in der Mission folgende Nachricht. Da schreibt zunächst der Redakteur: „*Da Ihr unsere Missionare auch zu unserer Bruderschaft rechnet, werden Euch einige Kurznachrichten interessieren. Vorgestern erhielt ich einen Brief von Frl. [...], Limchow, Südchina, datiert vom 25. August. Sie sind dort nicht interniert, aber haben täglich unter heftigen japanischen Fliegerangriffen zu leiden.*

Aus Indien liegen folgende Nachrichten vor: Missionar [...] schreibt in einem Brief vom 5. September aus Koraput: „Jetzt ist der Krieg da. Sonntagnachmittag erfuhren wir es, nachdem wir schon Tage vorher kaum etwas anderes erwarten konnten. Gestern wurden Meyer und ich formell „verhaftet“, d.h. der Distr. Supt. of Police berührte unsere Schulter und bedeutete uns, dass wir die Compoundgrenze nicht ohne spezielle Erlaubnis überschreiten dürfen. Bis morgen werden die Geschwister in Jeypur [...] und in Koraput [...] wir, [...] und bei uns im Hause [...] konzentriert. Was dann weiter wird, müssen wir abwarten.“

Eine zweite Nachricht gibt uns ausführlich Auskunft über das Ergehen unserer [Missions-] Geschwister: „Die Missionare dürfen zunächst auf den Stationen bleiben. Nachher werden sie interniert. Fräulein [...] kann in Kotagiri bleiben. Die Frauen und Kinder dürfen – vielleicht? – nach Hause reisen. Über den Ort der Internierung und die Möglichkeit der Heimkehr sind endgültige Entscheidungen bisher nicht bekannt geworden. Geld hatten unsere Geschwister noch für einen Monat. Unsere Missionare haben ihre Autos, Kraftwagen und Gewehre abzugeben oder zu verkaufen. Privatgelder bleiben zur Verfügung der Missionare, das Geld für die Arbeit wird beschlagen. Für die Arbeit sind zwei Amerikaner eingetreten [...].“

Alle positiven und negativen Veränderungen der Lage für Missionarinnen und Missionare in den Missionsgebieten werden ausführlich vom ersten bis zum letzten Breklumer Feldpostbrief berichtet.

Trotz vieler Beschwernde durch den Krieg und durch die Kontrollen durch Polizei und Geheime Staatspolizei konnte die Missionsarbeit am Tagungsort in Breklum und im Land zwischen den Meeren und in Hamburg fortgesetzt werden. Über ihren Feldpostrundbrief nahm die Briefgemeinschaft regen Anteil auch an den volksmissionarischen Aktivitäten der Breklumer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die durch Gestellungsbefehle von Mitarbeitern zur Wehrmacht überlastet waren. Es wurde zu Seminaren und Rüstzeiten eingeladen. Immer wieder freuten sich die Briefteilnehmer in ihrem Soldatendienst, dass die von ihnen so geschätzte Arbeit der Breklumer Mission trotz aller Hürden weitergehen konnte.

Ihre volksmissionarischen Zielvorstellungen, die die Breklumer Briefgemeinschaft über die Teilnahme an den Volksmissionsfahrten erhalten hatten, wirkten für viele Briefteilnehmer auch während ihres Militärdienstes nach. So wird immer wieder Bezug genommen auf den Glauben an Gott als den Schöpfer Himmels und der Erden, der jeden Einzelnen an seine Hand nimmt und führt. Gottes Auftrag wollte erkannt sein auch in ihrem Soldatenalltag in der Begegnung mit den Kameraden. Der Missionsbefehl Jesu im Matthäusevangelium Kapitel 28, 16ff. wird als gültig verstanden auch in der Kaserne und an der Front genauso wie in der Heimatgemeinde oder auf den Missionsfeldern. Wie kann ich meinen Kameraden als Christ als Pastor begegnen? Wie kann ich anderen von Jesus Christus, von seinen Heilsangeboten für den Menschen erzählen? – dies sind Fragen, die die starke volksmissionarische Prägung deutlich erkennen lassen.

Zu dieser Frage schreibt ein Briefteilnehmer in Rundbrief Nr. 16: „*Mit meinen Kameraden verstehe ich mich gut. Von den 7 Mann aus meiner Stube sind drei aus der Kirche ausgetreten; die Ablehnung oder Gleichgültigkeit ist auch bei den anderen dieselbe. Es ist gut, dass wir aus der oft noch recht selbstverständlichen geistlichen Atmosphäre unseres Amtes und der damit verbundenen Geborgenheit herauskommen und zunächst einmal wirklich hören lernen. Und dann scheint es mir notwendig, dass man im täglichen unruhigen Kleinkram des Dienstes fröhlich seine Pflicht tut. Das ist besser als viele Worte und Diskussionen. Die ergeben sich von ganz alleine durch die für die Kameraden so merkwürdige Tatsache, dass ein Pastor in die Batterie hineingeschneit ist; die meisten kennen ein solches Wesen nur als Karikatur! Heute Abend ist der erste ruhige Abend. [...] habe zwei Lichter angesteckt und erfahre mitten in der Nüchternheit des Kasernenlebens die große Freude, dass Gott uns allen und seiner Kirche ein frohes Weihnachtsfest schenken will.*“

Ein anderer schreibt im 51. Brief vom 28. 4. 1941:

„*Ich muss mich immer wieder wundern, wie viel „Gottglauben“ und auch*

Treue zum Christentum ich unter den Kameraden finde, mit denen ich nun schon über ein Jahr zusammen bin“, schreibt ein anderer Briefteilnehmer im 51. Rundbrief vom 28. 4. 1941, er gehört zu den Gefallenen der Briefgemeinschaft, „im Anfang fühlte ich mich oft so einsam und meinte, sie seien wohl alle „Heiden“; und nun komme ich oft gar nicht aus dem Staunen heraus. Sicherlich ist dieser Glaube noch lange nicht biblisch, aber es ist viel mehr dort als man annimmt.

Ob hier nicht auch ein Fehler unserer Volksmissionsfahrten liegt? Wir haben darnach zu viel Wert auf unsere Erlebnisse und Gespräche gelegt. Gewiss war dies wichtig. Aber haben wir ihnen nicht zu viel Bedeutung beigelegt? Es gehört doch lange und treue Arbeit dazu, um an die Menschen heranzukommen. Wir werden wohl Jahre hindurch an die Türen der Glieder unserer Gemeinde zu klopfen haben und werden immer noch nicht aus dem Staunen und Wundern herauskommen über alles was ist.“

Auch die Zuschrift aus einem Bunker von der Front im Brief Nr. 68 vom 14. 7. 1943 befasst sich mit der Frage, wie begegne ich meinen Kameraden als Christ und als Pastor:

„Auch in mancher andern Beziehung ist unsere Lage ja ähnlich geworden. Diese Art des Krieges bringt den Kameraden doch starke seelische Belastung, wo man täglich am Grabenrand auf dieselben Grasbüschel stiert und im engen Geviert des Bunkers – mit 10 Mann in einem Fuchsbau 3 m mal 4 m – vier Meter unter Tage dieselben Gesichter um sich hat – und wer weiß, vielleicht nach einem Jahr noch haben wird. Ich betrachte es als meine Aufgabe, aufzulockern und anzuregen; wir machen Musik, ich lese vor, zeige Bilder und es kommt zu manchem ernsthaften Gespräch.“

Und im engen Zusammenleben, in dem wir alles miteinander teilen, die Heimatpäckchen, Glück und Leid unserer Familien dabeim, die Bilder von Frau und Kindern und dazu das gemeinsame Einstehen mit dem Leben, kommt man einander näher als es dem Pastor in seinem Dorf jemals möglich wäre. Die Aufgeschlossenheit für das Wort der Kirche ist da, Gott gebe uns Mut, uns nicht dessen zu schämen, das zu sagen, was unseres Amtes ist. Welche Freude kann man mit einer einfachen biblischen Spruchkarte machen! Hätten wir doch noch unsere schönen chr. Erzählungen und prächtigen Zeitschriften: hier würden sie gelesen!“

Die beeindruckenden Berichte, nach denen sich für viele Briefteilnehmer kameradschaftliche Kontakte mit seelsorgerlichen Gesprächen und Begleitung zu kirchlichen Veranstaltungen verbanden, nahmen im Laufe der Feldpostrundbriefjahre zu. Ferner wurde berichtet, wie Briefschreiber von Vorgesetzten zu Soldatengottesdiensten zu Weihnachten oder bei anderen Gelegenheiten oder auch zu Trauerfeiern für gefallene Soldaten gebeten wurden.

6. EINE SEELSORGERLICHER BEISTANDSGEMEINSCHAFT

Zu Beginn meiner Arbeit mit den Breklumer Feldpostrundbriefen habe ich es nicht für möglich gehalten, dass in einer Sammlung von Feldpostbriefen Elemente einer Gemeinschaft enthalten sein könnten. Auch im Blick auf die Liste der Briefteilnehmer hatte ich zunächst meine Zweifel. Die Gruppe der Briefschreiber setzte sich zusammen aus akademisch gebildeten, individuell vorgeprägten Persönlichkeiten. Zu den Erwartungen an den eigenen Berufsweg gehörte, dass sie leitende, richtunggebende und fürsorgende Funktionen für andere übernehmen würden. Ihr beruflicher Werdegang war relativ abgesichert. Auch in der Wehrmacht erlangten die meisten von ihnen zusätzliche Autorität, indem sie durch Kommandierung in Unteroffiziers- bzw. Offiziersränge versetzt wurden.

Diese Gruppe von Persönlichkeiten, von der Kirche und den Menschen zu Leitungs-, Verkündigungs- und Seelsorgeaufgaben beauftragt, bildeten in der Zeit des Krieges, in der alle Berufsvorstellungen in Frage gestellt und viele Leben bedroht waren, über das Netzwerk der Breklumer Feldpostrundbriefe eine Art Seelsorge- oder Beistands-Gemeinschaft. Eine Gemeinschaft – eben das ist das Besondere an dieser Feldpostrundbriefsammlung –, die sich gegenseitig beistand in allen Belangen der Seelsorge, so wie es eine große Familie als seelsorgerliche Beistandsgemeinschaft in schwerster Zeit zu tun pflegt.

Das Brockhaus Lexikon definiert den Begriff der Gemeinschaft wie folgend: „Gruppe von Menschen, die auf Grund von Übereinstimmung in wesentlichen Verhaltensweisen (Gemeinsamkeit des Fühlens, Strebens, Urteilens) verbunden sind. Sie bildet sich überall dort, wo gemeinsame Lebensinhalte (Arbeit, Beruf, Religion) oder Schicksale (Not, Gefahr) die tiefen Schichten der Persönlichkeit erfassen und einen Zusammenhang zwischen Menschen herstellen.“ (dtv-Brockhaus-Lexikon 1986 Bd. 6).

Die Breklumer Feldpostbriefgemeinschaft verfügte über alle Eigenschaften der im Lexikon zitierten Definition. Die Lektüre vermittelte dem Leser schnell den überwältigenden Eindruck einer tiefen, real empfundenen Gemeinschaft; einer Gemeinschaft, deren Mitglieder sich gegenseitig bemühten, den anderen in der gleichen Situation von Not und Gefahr beizustehen. Dabei ist zu beobachten, wie die Gemeinschaft von Brief zu Brief wuchs. Dies wurde besonders an der wachsenden Anzahl der Briefschreiber deutlich. Sie beschrieben in wachsender Offenheit ihre Gefühle und Gedanken angesichts ihrer bedrohlichen Lage.

Immer wieder gewinnt der Leser den Eindruck, Teilnehmer von seelsorgerlichen Gesprächen zu sein dadurch, dass nach Schilderungen persönlichen Erlebens und dessen Deutung in den nächsten Briefen neue Denkanstöße

und Hilfen von anderen angeboten wurden. Dabei wuchsen die Briefteilnehmer in ihrer Fähigkeit, sich in die individuelle Situation der anderen Briefteilnehmer einzufühlen. Alles geschah mit dem Ziel sich gegenseitig beizustehen.

Dazu dienten auch die zahlreichen und ideenreichen Hinweise auf die Hilfe Gottes und die Geborgenheit in ihm. In keinem Feldpostrundbrief fehlte in irgendeiner Form der Hinweis, dass Gott der Herr über Leben und Tod ist, dass seine Liebe, seine helfende Hand nicht am Grab endet, dass mit dem Tod nicht alles zu Ende ist. Dieser gemeinsame Glaube machte es zugleich möglich, über persönliche Ängste wie über den Tod zu reden. Die Fähigkeit der Schreiber, offen über ihr ungewisses Schicksal nachzudenken, die Freunde daran teilnehmen zu lassen, ermutigte die anderen zugleich, ihre Ängste zu beschreiben. Alle diese Zuschriften schlossen mit der Ermutigung, sich in die Geborgenheit Gottes fallen zu lassen und mit der Begeisterung und mit dem Dank für die helfende seelsorgerliche Beistandsgemeinschaft. Besonders konkret wurde die seelsorgerliche Dimension der Breklumer Feldpostrundbriefe im Umgang mit den Gefallenen und Verwundeten der Gemeinschaft. Durch die vielfältigen Nachrufe der Brieffreunde, aber auch dadurch, dass nach dem Tode eines Briefteilnehmers die Hinterbliebenen Empfänger des Breklumer Feldpostbriefes wurden. Diese seelsorgerliche Praxis half nicht nur den Angehörigen, sondern genauso der ganzen Briefgemeinschaft, denn sie konnten in ihrer Angst vor dem Kriegstod sicher sein, dass sie in der Breklumer Beistandsgemeinschaft in den Gebeten, Gedanken und Erinnerungen der Brüder lebendig bleiben würden und dass ihre Frauen und Kinder oder Bräute oder Eltern und Geschwister an ihrer Stelle Mitglieder der Breklumer Feldpostrundbriefe und in deren seelsorgerliche Beistandsgemeinschaft aufgenommen würden.

Aus Feldpostbrief Nr. 71 vom 1. 3. 1944
eine Braut eines gefallenen Briefteilnehmers:

„Nun bin ich schon ein halbes Jahr auf Fehmarn und habe Ihnen noch nicht gedankt für Ihre freundlichen Zeilen im Sommer. Dabei habe ich mich so dazu gefreut und genieße längst die ‚Auswirkungen‘ Ihrer Ratschläge. Ich habe es wieder so stark gespürt, welch eine Verbindung der Rundbrief, und vor allem, was dahinter steht – die Christengemeinde – ist! Bei Frau Pastor S. [Frau eines anderen Briefteilnehmers] und ihrer Mutter wurde ich so freundlich aufgenommen! Im Anschluss an meine Krankenhauszeit war ich sogar mehrere Tage dort, das war eine große Hilfe. Und jetzt zieht vorraussichtlich sogar meine Mutter für längere Zeit zu Frau S.s Mutter. Freud und Leid durfte ich in diesem Hause miterleben. [...]“

Meine Kieler [Schul-] Kinder sind nach den Weihnachtsferien fast alle wiedergekommen, zum Teil recht verstört von den Geschehnissen in Kiel. Ich freue mich, dass ich ihnen in den Religionsstunden sagen kann von dem vielfachen ‚Fürchte dich nicht‘. Im Oktober war ich ganz kurz in Breklum bei W.s Mutter [Mutter des Verlobten]. Es tut mir leid, dass ich nicht doch bei Ihnen einsah, aber ich meinte, die Zeit langte dazu nicht“.

Auch aus Brief 71 von einem Soldaten im Kampfgebiet:

„Vor einigen Stunden stellte ich dem Führer einiger fürs Feldheer angestellter Kraftfahrer Papiere für die Weiterfahrt aus. Auf der Fahrt nach hier hatte er gerade Deinen Brief gelesen. Es war (...) aus Havetoft! In Zivil haben wir uns inzwischen ja mal kurz sehen und sprechen können und durften noch in dem Haus sitzen, das jetzt, wie auch die Heilig Geist Kirche und das Landeskirchenamt – nur noch ein Trümmerhaufen ist. Ich meine Faulstraße 23. Den Angriff auf Kiel am 5. 1. habe ich miterlebt. In solchen Augenblicken ist man vollkommen machtlos und schutzlos, menschlich gesehen, wenn nicht einer da wäre, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dach fällt. Er wolle unsere Bruderschaft weiter segnen und unser Volk bald zu einem guten Kriegsende führen“.

Die Mutter eines gefallenen Briefteilnehmers in Nr. 70 vom 6. 1. 1944:

„Wir danken Ihnen herzlich, dass Sie uns immer teilnehmen lassen an den feinen Rundbriefen, wissen wir doch dadurch, dass wir auch noch zu dem Kreis gehören, in den unser guter [...] einst gehörte. Möchte es doch diesen tapferen Gottesstreitern aus dem Brief gelingen, noch viele, viele Menschen zurückzugewinnen zu dem festen Glauben an unsern Herrn und Heiland. Wie hat unser [...] das ernst genommen und im wahrsten Sinn um alles gekämpft...“.

7. VOM BLEIBENDEN WERT DER BREKLUMER FELDPOSTRUNDBRIEFE

Die Breklumer Feldpostrundbriefe sind nach der Sichtung von vielen Feldpostbriefen anderer Autoren und Regionen einzigartig in ihrer Konzeption und ihrer Wirkung. Ihre Einzigartigkeit besteht in ihrem Anliegen, eine im christlichen Glauben begründete und mit seelsorgerlichen Hilfen wirkende Beistandsgemeinschaft in der Zeit des II. Weltkrieges zu sein.

Die Zuschriften der 231 Feldpostrundbriefteilnehmer – zusammen mit den Andachten, mit den Nachrichten aus der Mission, mit den Nachrufen für die gefallenen Freunde, mit vielen fröhlichen Berichten über schöne, lustige Ereignisse aus der Zeit der Volksmissionsfahrten und auch aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs – machen die Breklumer Rundbriefe zu einem einzig-

artigen Seelsorge- und Trostbüchlein – und dies nicht nur für Menschen, die dieser seelsorgerlichen Beistandsgemeinschaft angehört haben. Die Breklumer Feldpostbriefe können für alle Menschen eine Hilfe sein, die sich übermächtigen lebensbedrohlichen Situationen ausgesetzt sehen.

In der Nachkriegszeit ist von Ehemaligen der Breklumer Briefgemeinschaft der Breklumer Feldpostrundbrief als eine Schrift des Widerstandes im Dritten Reich bezeichnet worden. Die Mitglieder der Breklumer Briefgemeinschaft befanden sich als Anhänger der Bekennenden Kirche zwar in einem grundsätzlichen Widerstand gegen die nationalsozialistische Kirche der „Deutschen Christen“, gegen die Kirchenpolitik des NS-Staates. In den Breklumer Feldpostrundbriefen wurden jedoch kirchenpolitische, geschweige denn direkte politische Äußerungen gegen die NS-Politik vermieden, denn sie hätten auf Grund der Zensur des nationalsozialistischen Staates sofort die Existenz der Briefe als solche und ihrer Autoren gefährdet. Doch eben darin waren die Breklumer Feldpostrundbriefe ein Dokument des indirekten Widerstandes, dass die Briefe in persönlichen und allgemeinen Stellungnahmen zur Verarbeitung des Kriegsgeschehens die Theologie und den Verkündigungsanspruch der Bekennenden Kirche in vielfältiger Form beinhalteten. Für die Briefteilnehmer ging es entscheidend darum, nicht nur die Kriegszeit, sondern auch die persönlichen und beruflichen Belastungen aus der Kirchenkampfzeit zu verarbeiten. Das Verdienst der Breklumer Feldpostrundbriefe lag in dem Anliegen, ihre Empfänger zu ermutigen, sich gegenseitig im Krieg persönlich und seelsorgerlich beizustehen, immer auch mit der Option, für einen Neuanfang der Kirche nach dem Krieg bereit zu sein.

In der Nachkriegszeit und bis in die jüngste Zeit hinein sind an die Briefteilnehmer auch kritische Fragen gestellt worden. Die feste Zusammengehörigkeit in der Breklumer Feldpostbriefgemeinschaft im Zweiten Weltkrieg gehört zu ihren beglückenden Erfahrungen, die sie geprägt und durch lebenslange Freundschaften begleitet haben. Zugleich sprachen sie auch immer wieder von ihrer Schuld, die verbrecherischen, terroristischen Absichten des nationalsozialistischen Staates nicht ernst genommen und die Ausmaße der Entwürdigung und Gewalt gegenüber politisch, rassistisch, religiös verfolgten Menschen, so auch gegenüber Behinderten nicht wahrgenommen oder verdrängt zu haben. In den Breklumer Feldpostrundbriefen ist in zahlreichen, vorsichtig formulierten Zuschriften zu lesen, wie nachdenklich mancher Briefteilnehmer geworden war.

Einer schreibt in Brief Nr. 69 vom 22. 11. 1943:

„In diesen Tagen ist mir all die Verworrenheit unseres menschlichen Planens und Handelns, das Widereinander unseres Wollens und das eigne gesetzli-

che kreuz und quer des Geschebens wie ein Wetterleuchten gewesen. Ich kam mitten in den wiederholten Umsturz in Italien hinein und habe augenblicklich in klassischer Umgebung ein paar Geschütze zu kommandieren. Man weiß nicht, wer richtig hierher gehört, die Kulisse aus Natur und Geschichte, wie sie halbwegs auch bloß von uns aus dem Norden erträumt ist, oder das billige, und doch so blutige Drama im Vordergrund. Jedenfalls muss ich im Anblick der Kulisse und des Wetterleuchtens daran denken, dass wir in ruhigen Tagen in der Theologie auch von Schöpfungsordnungen gesprochen habe. [...] Aber wir bekommen jetzt erst den richtigen Blick für das Ausmaß ihrer Zerstörungen. Was hat der Mensch in Gottes Welt für ein Durcheinander gestiftet. Und wie spült das Meer der Verwirrenheit immer und immer über unsere Köpfe weg. Die Theologie mag wirklich fragen, was noch an der Ordnung über den Menschen geblieben ist. Wenn sie ehrlich ist, wird sie täglich erschlagen von der Unordnung. Ihr Schrecken und ihr Erstaunen sollte hier so unermesslich sein, dass sie nur noch um Hilfe ruft. Wer als wirklich ‚Kulisse‘ übrig bleibt von Ordnung, ist zur Hälfte auch noch wieder missbraucht von den Ideen und dem Pathos, mit dem die Menschen die Unordnung verkünden. Dass es aber dennoch Ordnung gibt, beweist die Beharrlichkeit unseres Kreises.“

Irgendwelche Äußerungen oder gar Aktionen gegen die Politik des NS-Staates hätten zum Verbot der Breklumer Briefe, zu Haftstrafen in Gefängnissen und zu Konzentrationslager geführt. Die Angst vor den willkürlichen Maßnahmen der Geheimen Staatspolizei begleitete die Mitglieder des Breklumer Rundbriefes und der Bekennenden Kirche in allen Auseinandersetzungen. Sie war durch die Verhaftung von Amtsträgern der Bekennenden Kirche in Schleswig-Holstein und im Deutschen Reich nicht unbegründet.

Die ehemaligen Briefteilnehmer berichteten zudem nach dem Zweiten Weltkrieg immer wieder, dass die Einberufung in die deutsche Wehrmacht für sie als Mitglieder der Bekennenden Kirche einen gewissen Schutz vor den Verfolgungen der Geheimen Staatspolizei darstellte. Die Zugehörigkeit zur Bekennenden Kirche und die persönliche Betätigung als Bekenntnischrist außerhalb des militärischen Dienstes überließ die Wehrmacht der Kompetenz des einzelnen Soldaten. Sie achtete darauf, dass Parteidienststellen und Polizei nicht ohne Einhaltung des obligatorischen hierarchischen Dienstwegs über die Wehrmachtsführung gegen Mitglieder der Bekennenden Kirche als Soldaten vorgingen. Der Redakteur hatte sich in dem gegen ihn von der Geheimen Staatspolizei angestrengten Verfahren wegen Wehrkraftzersetzung bezogen auf die Breklumer Feldpostbriefe zuerst vor dem Vorgesetzten seiner Marineeinheit und später vor einem Richter des Marinegerichts in Buxtehude zu verantworten. Das Marinegericht entschied nach Anhörung des Angeklagten, die Anklage wegen Wehrkraftzersetzung als unbe-

gründet abzuweisen und das Verfahren wegen Geringfügigkeit einzustellen. Die Gestapo wäre anders verfahren.

Es ist das gute Recht der nachfolgenden Generationen zu fragen. Ihnen bleibt zugleich die Pflicht, im Sinne aufrichtiger Geschichtsforschung die zeitgeschichtlichen Rahmenbedingungen zu berücksichtigen. Die Briefteilnehmer waren in einer zeit- und kirchengeschichtlichen Tradition sozialisiert worden, die von hierarchischen und von autoritären Strukturen in Kirche und Gesellschaft in allen ihren Gliederungen geprägt war.

Sie sahen sich in der Verantwortung des an der Bekennenden Kirche orientierten christlichen Glaubens, zu dem in jedem Fall auch der Glaube an eine von Gott eingesetzte Obrigkeit nach Römer 13 gehörte. Sie haben gehandelt in der Verantwortung vor Gott und vor ihren Gemeinden im Vaterland. Dabei sind sie Risiken eingegangen und bildeten zugleich eine gegenseitige seelsorgerliche Beistandsgemeinschaft in dem festen Glauben, alle miteinander in der Hand Gottes geborgen zu sein.

Doch es bleiben natürlich Fragen. In meinen Studien über die Geschichte des Dritten Reiches, zu der neben Geschichtsbüchern vor allem auch Gespräche mit der Generation der Briefteilnehmer gehörten, hat z. B. bis heute die Grundfrage nicht an Intensität verloren, warum so viele kluge Männer der Kirche Ende der 30er Jahre nicht erkannt haben, was die Nationalsozialisten in Wirklichkeit vor hatten – trotz der bei vielen vorhandenen Kenntnis von Schriften wie „Mein Kampf“ von A. Hitler und „Der Mythos des 20. Jahrhunderts“ von Rosenberg.

Von der Erkenntnis des Diabolischen in der Ideologie und der praktischen Politik der Nationalsozialisten gegenüber der Bekennenden Kirche und ihren Anhängern wäre der Schritt nicht weit gewesen, auch die menschenverachtende Politik des nationalsozialistischen Regimes hinter allem Pathos von nationaler Ehre und der Ehre des deutschen Vaterlandes deutlicher wahrzunehmen und auszusprechen. Doch selbst nach der Kapitulation, nachdem die Schleier der Geheimhaltung von allen Vernichtungs- und Konzentrationslagern weggezogen waren, haben die Verantwortlichen in Kirche und Mission vielfach weitergemacht wie vor 1945. Die Aufarbeitung der Kirchengeschichte im Dritten Reich begann erst, als die Generation der Briefteilnehmer in den Ruhestand gegangen war. Fragen an die Glaubwürdigkeit und an die politische Verantwortung der kirchlichen Amtsträger der Bekennenden Kirche im Blick auf all die Menschen, die unter die nationalsozialistischen Räuber gefallen waren, blieben unbeantwortet, weil eine glaubwürdige Aufarbeitung nach dem Krieg erst spät begann. Für mich stellt sich seitdem immer wieder die Frage, ob sich kirchliche Amtsträger dessen bewusst sind, welch große Verantwortung sie für die Glaubwürdigkeit der Kirche und der biblischen Botschaft unter den Menschen heute haben.

Doch diese Fragen ändern nichts an der Faszination, die von einer genaueren Wahrnehmung der seelsorgerlichen Beistandsgemeinschaft ausgeht, wie sie sich in den Breklumer Feldpostrundbriefen im Zweiten Weltkrieg widerspiegelt.

Die Breklumer Feldpostrundbriefgemeinschaft zählte 231 Mitglieder. Dreißig Mitglieder haben im Zweiten Weltkrieg den Kriegstod erlitten. Eine große Anzahl der Briefteilnehmer standen in der Nachkriegszeit als Pastoren, Pröpste, Bischöfe in Verantwortung für die Kirchengemeinden, für Mission und Diakonie der Landeskirchen Nordelbiens.

Die Breklumer Feldpostrundbriefe werden im Eine-Welt-Museum in Breklum, in den Räumen, in denen seinerzeit die Redaktionsarbeit für ihre Versendung stattgefunden hat, ausgestellt und jedem zugänglich gemacht werden. Der Autor stellt Interessierten, besonders auch den Nachfahren der Briefteilnehmer, die Briefe gerne zur Verfügung.

Quellennachweis:

Breklumer Feldpostrundbriefe Nr. 1–72 im Breklumer Archiv des NMZ und im Nachlass von H. Dunker 1939–1944; Prehn: „Zeit, den schmalen Weg zu gehen“ Luth. Verlagsgesellschaft Kiel, 1985. H. Dunker: „Die Breklumer Rundbriefe im Zweiten Weltkrieg“ unveröffentl. Manuskript 1964. Mit den Teilnehmern Ketels, Altona und W. Stäcker Flensburg wurden Interviews geführt. Google: Feldpostbriefe und Zensur im 2. Weltkrieg.

DER BEITRAG VON MISSIONSDIREKTOR MARTIN PÖRKSEN
ZUM WEG DER BREKLUMER MISSION 1934-1956¹

JENS-HINRICH PÖRKSEN

TEIL I 1934-1945 TEIL II 1945-1956

VORWORT

In Gesprächen mit Oberkirchenrat i. R. Jens-Herrmann Hörcher (gebürtiger Breklumer Jg. 37 – Kurzzeitmissionar in Indien – langjähriger Personaldezernent der Nordelbischen Kirche – Mitglied der Breklumer Geschichtswerkstatt) tauchte die Idee auf, dass ich einmal aus meinem Erleben die Vergangenheit Breklums in der Zeit von 1934 bis 1956 darstelle, in der mein Vater Dr. D. Martin Pörksen in Breklum war und die Arbeit Breklums mit geprägt hat, davon fast 20 Jahre als Missionsdirektor. Ich war 1 Jahr alt, als wir nach Breklum kamen und 23 Jahre alt, als wir Breklum wieder verließen. Unserer Interesse konzentriert sich auf die Schwerpunkte der Breklumer Arbeit in diesen 22 Jahren, auf die Bedeutung Breklums für die äußere und innere Mission unserer Kirche, auf die Bedeutung Breklums für die Bekennende Kirche in Schleswig-Holstein und für den Neuanfang von Mission und Kirche nach dem Krieg.

Als Quellen haben mir gedient: Schriften der Breklumer Mission und Schriften Vaters, vor allem: sämtliche Jahresberichte der Breklumer Mission aus den Jahren 1936–1956, Schleswig-Holsteinische Kirchengeschichte Bd. 6/1 1998 Wachholtz Verlag Neumünster; Kurt Jürgensen: „Die Stunde der Kirche“, Wachholtz Verlag 1976, Gustav Frenssen: „Der Glaube der Nordmark“ Gutbrod Stuttgart 1936 und die Entgegnung: „Die Nordmark im Glaubenskampf. Eine Antwort der Kirche an Gustav Frenssen“ hrsg. von Pastor Lorenzen Kiel durch die Missionsbuchhandlung Breklum 1936/37, „Zeit den schmalen Weg zu gehen“, hrsg. von Wolfgang Prehn 1985 Luth. Verlagsgesellschaft Kiel „Unter dem Sendungsauftrag Jesu Christi“ hrsg. von Wilhelm Andersen, 1963, Christian Jensen Verlag Breklum; folgende Schriften von Martin Pörksen: Aufzeichnungen in der Chronik der Geltinger Kirchengemeinde (Archiv in Kappeln); „Die Weite eines engen Pietisten“, Christian Jensen Verlag Breklum 1956, „Junge Kirche im Freien Indien“, Christian Jen-

¹ Vorgetragen unter dem Titel „Breklums Beitrag zur Mission, zur Bekennenden Kirche und zum Neuanfang nach dem Krieg“ in der Vortragsreihe der Breklumer Geschichtswerkstatt im Jahre 2007.

sen Verlag Breklum 1951, der Briefwechsel zwischen Martin Pörksen und Heinrich Meyer von 1950/1951 (im Archiv Breklum); Martin Pörksen: „Geduld“, 12. Aufl. 1979, Breklumer Verlag, insgesamt 14 Auflagen, Martin Pörksen: „Vier Jahrzehnte deutsche evangelische Weltmission 1933–1973, ein persönlicher Rückblick“, Verlag der deutschen ev. Missionshilfe Hamburg, Martin Pörksen und Jens-Hinrich Pörksen: „Verfolgt aber nicht verlassen, Begegnungen mit Christen in der Volksrepublik China“, Breklumer Verlag, 3. Auf. 1984.

Martin Pörksen und Uwe Pörksen: privat veröffentlicht in geringer Zahl: „Kurze Geschichten aus einem langen Leben, den Enkelkindern erzählt von ihrem Großvater Martin Pörksen“ 1980, „Erinnerung an Breklum, Gespräche von Uwe Pörksen mit Martin und Elisabeth Pörksen, unseren Eltern, Großeltern und Urgroßeltern zum Fest der Eisernen Hochzeit auf der Birk am 12 August 1995“, dazu Briefe und viele persönliche Gespräche, die ich mit Vater nach seiner Pensionierung über die Breklumer Zeit geführt habe.

Landespastor i. R. Jens-Hinrich Pörksen
Lübeck August 2007

DIE ENTWICKLUNG DER BREKLUMER MISSION
ZUR ZEIT VON DR. D. MARTIN PÖRKSSEN

TEIL I 1934–1945

3½ JAHRE GEMEINDEPASTOR IN GELTING – EINE ZEIT DES AUFBRUCHS

Martin Pörksen wurde am 14. August 1903 in Kiel geboren. Mit 27 Jahren wurde er zum Pastor ordiniert und am 7. September 1930 durch Propst Clasen in der Kirchengemeinde Gelting mit insgesamt 2456 Gemeindegliedern eingeführt.

Vater war sehr gerne Gemeindepastor. Im Verlauf von zwei Jahren hat er jedes Haus in der Gemeinde besucht. Besondere Freude machte ihm der Kindergottesdienst. Es gelang ihm, nebenbei mit Hilfe meiner Mutter seine Doktorarbeit in der Nationalökonomie mit dem Titel: „Johann Hinrich Wichern und die soziale Frage“ und seine Promotion in Kiel abzuschließen. Die Beschäftigung mit Wirtschaftsfragen und Sozialproblemen ist seiner Arbeit lebenslang zugute gekommen. Neben der normalen Gemeindearbeit bemühte sich Vater besonders um die vielen Arbeitslosen. „Alle Erwerbslosen wurden mit ihren Frauen und Kindern am 27. Februar 1931 eingeladen, ins Pastorat und Gemeindehaus zu kommen. (Zitiert aus Vaters Eintragungen in die Geltinger Chronik). „Im nächsten Monat folgte eine Freizeit für jugendliche Erwerbslose von 15–25 Jahren. Teilnehmer waren Kieler Arbeitslose. Leiter waren Pastor Wester und der Ortspastor... Die Gemeinde hat alles, was für die Freizeit gebraucht wurde, freiwillig gestiftet.“ (ebd.) „Im Frühjahr 1932 wurde wieder eine Arbeitslosenfreizeit abgehalten... Leiter waren Pastor Wester Kiel, Dr. Krause Berlin vom christlich sozialen Bund und der Ortspastor. Erfreulich war die rege Beteiligung der 40 Jugendlichen an der Bibelarbeit, die jeden Morgen eine Stunde lang mit wachsendem Interesse betrieben wurde... Fortgesetzt wurde diese Freizeit als freiwilliger Arbeitsdienst im Landhaus der Schülerbibelkreise am Bistensee.“ (ebd.) Auch in der Gemeinde begann etwas Neues. „Die jungen Männer haben sich zu Ausspracheabenden alle 14 Tage in den Wintermonaten im Pastorat getroffen. Die Zahl wuchs, es waren bis zu 50 junge Leute dabei. ...Der Posaunenchor arbeitet treu weiter. Der Jungmädelbund geht durch eine Krise... Es geht mehr und mehr um eine persönliche Entscheidung für Christus... Die Evangelisationswoche vom 9. bis 16. Oktober steht unter dem Thema: ‚Was glaubt die Kirche?‘ Es sprechen: Pastor Gloyer, Propst Langlo, Pastor Lorenzen, Pastor Johannsen, Pastor Pörksen, Pastor Meyer, Neumünster und Pastor von Dorrien.“ Zum Missionsfest im Pastoratsgarten war Herr Missionar Paulsen aus China gekommen. Er sprach als Sohn des früheren

Geltinger Pastors so fesselnd zu seiner Heimatgemeinde, dass er noch dreimal im Laufe seiner Urlaubszeit hier in Gelting öffentlich sprach.“ (ebd.) Und nun – Vater ist jetzt $2\frac{1}{4}$ Jahr in Gelting – beginnt das Jahr 1933. Vater schreibt „Am 30 Januar 1933 – am Tag der Machtübernahme Hitlers –, standen Lichter in allen Fenstern Geltings, nur das Pastorat und das Ärztehaus (Dr. Thomsen, überzeugter Christ, der 1932 nach Gelting kam, später Missionsarzt auf der Insel Nias war) blieben dunkel.“ In der Chronik lesen wir: „Es ist das Jahr der nationalen Revolution. Im Mittelpunkt des ersten halben Jahres steht der Feiertag der nationalen Arbeit als der stärkste Eindruck, den ein gemeinsamer Gottesdienst hier in Gelting hinterließ. Manche mussten umkehren. Die Kirche fasste die Menschen nicht. Die Predigt „wo der Herr nicht das Haus baut“ ...hatte die Teile: 1. Jeder Arbeiter ist gleich vor Gott als Geschöpf und als Sünder, 2. Jeder soll arbeiten 3. Wer ohne Arbeit ist muss Arbeit erhalten, 4. Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen 5. Jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert. 6. Jeder Mit-Arbeiter braucht Vergebung... Möchte Gott im Aufbruch des Volkes uns zum Durchbruch zu Gott und zur klaren Heilserkenntnis helfen.“ (ebd.) Wieder fand im Oktober eine Evangelisationswoche statt und ein Monat vorher „hatten sich in der Gemeinde 50 Theologiestudenten eingefunden zu einer Theologenfreizeit. Die Privatdozenten Dr. Engelland und Lic. Hertrich sprachen, dazu auch der Ortspastor.“ „Auf mehrfaches Bitten hin sprach der Ortspastor in verschiedenen Parteiversammlungen und vor der SA über das Thema: neue Kirche im neuen Staat.“ Es ging nicht nur harmonisch zu zwischen Kirche und Partei. Über Vaters Rede vor der SA durfte auf Befehl des Kreisleiters nicht diskutiert werden. Aber „die SA kam einmal im Monat geschlossen zur Kirche.“ Besonders groß war die Gemeinde am Erntedankfest (1200), und Vater hob am Erntedankfest 1933 bei der Parade vor der Kirche im Talar die Hand zum deutschen Gruß.

„Der Winter 1933/1934 stand ganz im Zeichen des Abschieds. Der Ortspastor war als Missionsinspektor nach Breklum berufen, blieb aber noch den Winter über in Gelting. Zum ersten Mal wurden in jeder der acht politischen Gemeinden Dorfabende abgehalten unter den Themen: Deutschlands Heimkehr zu Gott, Christus, der Herr unserer Zeit, der Ruf des Führers... Teilweise war das Dorf vollzählig erschienen und ein klares, biblisches Wort konnte zur Entscheidung für Christus bei manchen den Weg bahnen. Hier liegen große Möglichkeiten.“ Am 1. April 1934 hält Pastor Pörksen seine Abschieds predigt über das Wort, welches auf dem Deckel der Kanzel in lateinischer Sprache steht: „verbum domini manet in aeternum. Des Herren Wort aber bleibt in Ewigkeit.“ An anderer Stelle berichtet Vater: „Ich hatte sogar einen Aufnahmeantrag in die Partei gestellt, beschämt schreibe ich es nieder, ich glaubte damals, nationale und soziale Fragen könnten im Natio-

nalsozialismus mit seinem positiven Christentum eine Lösung finden. Doch vor der Partei hat dann Gott mich auf andere Weise bewahrt.“ Und das kam so.

BREKLUMS ANTEIL AN DER ENTSTEHUNG DER BEKENNENDEN KIRCHE IN SCHLESWIG-HOLSTEIN

Vater war im Herbst 1933 als Missionsinspektor von Breklum berufen, nachdem er zunächst abgelehnt, dann sieben weitere Kandidaten abgelehnt und er schlussendlich zugesagt hatte. Er und Mutter verließen die Gemeinde unter Schmerzen und haben sich zeitlebens nach Gelting und nach dem Dienst im Gemeindepfarramt zurückgesehnt.

Schon bevor Vater im April 1934 nach Breklum kam, hatte sich auf dem Breklumer Jahresfest im Juni 1933 folgendes ereignet. „Eine Gegenfront zu den DC (Deutschen Christen) zeichnete sich zuerst Mitte Juni beim Jahresfest der Breklumer Mission ab, in dessen Rahmen auch der Bruderkreis junger Theologen zusammentrat, der damals unter den Spannungen zwischen den Befürwortern und Gegnern der DC zu zerbrechen drohte. Die Gruppe mit etwa 30 in Breklum anwesenden jungen Theologen verfasste und veröffentlichte eine Erklärung, die forderte, dass der Kampf um den Kurs der Kirche nicht mit politischen, sondern allein mit geistlichen Mitteln geführt werden dürfe, das heißt mit dem „Wort Gottes nach den Bekenntnissen der Kirche.“ (Schleswig-Holsteinische Kirchengeschichte Bd. 6/1 S. 166) Im Herbst 1933, genauer vom 18. bis 20. 10. 1933 wurde Vater von der Mission zur Tagung des Deutschen Evangelischen Missionsbundes nach Barmen geschickt. „So fuhr ich als kommender Mitarbeiter der Breklumer Mission nach Barmen – voller Beschämung gestehe ich es – mit der SA Uniform im Koffer. Die Uniform blieb im Koffer. Hier herrschte ein anderer Geist.“ (Vier Jahrzehnte deutsche evangelische Weltmission, S. 7) Zwar gab es auch unter den Leitern und Referenten der Missionsgesellschaften einige, die mit den Deutschen Christen eine Reichskirche und eine Reichsleitung aller Missionen wollten, aber vor allem Pastor von Bodelschwingh von der Bethel Mission, der wenige Monate zuvor sein Amt als Reichsbischof zurückgegeben hatte, brachte alle Kompromissvorschläge zu Fall. Nach leidenschaftlicher Debatte kam es mit überwältigender Mehrheit zu einem Beschluss, der „ein klares „Nein“ zu den Forderungen der Glaubensbewegung Deutsche Christen bedeutete. Die Weichen waren jetzt gestellt (ebd. S. 7 und 8). Weiter heißt es in Vaters Bericht. „Schon 1933 in Barmen wurde die Mission gefragt, wie sie zum Arierparagraphen des Staates stehe. Es war uns damals völlig deutlich: Mit der Judenmission steht und fällt die Mission. Wer die Judenmission preisgibt, der gibt die Mission preis. Wer den Arierparagraphen

für die Mission bejaht, der verleugnet das Heil in Christus für alle Menschen.“ (ebd.)

Über alle Diskussionen und Beschlüsse der deutschen Missionen in Barmen auch über die zum Arierparagraphen, wurde Vertraulichkeit vereinbart, was Vater später sehr bedauert hat. Aber die Entscheidung war gefallen: Die Missionsgesellschaften in Deutschland hatten im Herbst 1933 ihren Kurs gefunden und daran konnten sie auf dem Treffen 1934 im Oktober in Tübingen anknüpfen. Das Ergebnis von Tübingen war die Entschließung: „Wir stehen klar zur Bekennenden Kirche. Wir sehen in ihr ein Zeichen Gottes dafür, dass unserem Volk das Evangelium nicht verloren gehen soll. Wir erklären..., dass wir uns im Glauben mit dieser Bewegung eins wissen und kämpfen Seite an Seite mit ihr um die Erneuerung unserer Kirche.“ (ebd.) Im Mai 1934 hatte die Synode von Barmen unter Federführung von Karl Barth die Theologische Erklärung beschlossen, die für die Bekennende Kirche zur Richtschnur ihres Redens und Handelns wurde.

Der Vikar Wolfgang Miether, gut bekannt mit Vater, wurde sein Nachfolger als Pastor in Gelting. Am 9. November 1934 beschloss der Kirchenvorstand den Anschluss der Gemeinde an die Bekennende Kirche. Die gesamte Kirchenvertretung stimmte zu. Die Gemeindeglieder wurden aufgefordert, der Bekennnisgemeinschaft beizutreten. „Am 8. Dezember sprach in geschlossener, überfüllter Versammlung Pastor Dr. Pörksen über den Aufbruch der Kirche.“

So führte der Aufbruch in der Geltinger Gemeinde nach dem Hin- und Herschwanken im Jahr 1933 Dank Miether im Jahr 1934 endgültig und geschlossen in die Bekennende Kirche.

Noch bevor Vater in Breklum seinen Dienst antrat, hatte die Mission unseren Vater vor der Versuchung bewahrt, als Kirche mit den Nationalsozialisten zusammenzuarbeiten. Vater wird es dann wohl gewesen sein, der Bodelschwingh für den August 1934 zu einer Rüstzeit nach Breklum holte. „Zur Pastorenfreizeit mit Pastor Fritz von Bodelschwingh versammelten sich über 120 Pastoren in Breklum.“ (Kurze Geschichten... S. 30) Vater verstand sich zwar als Pietist, aber er wünschte sich im Missionszentrum Breklum nicht die kleine Gemeinde der wahren Christen, nicht die ecclesiola in ecclesia, sondern er verstand sich auch als Mann der Volkskirche und Breklum als geistliches Zentrum der inneren und äußeren Mission in der Volkskirche und für die Volkskirche. So wollte er möglichst viele aus der Kirche auf dem Weg der Bekennenden Kirche mitnehmen, genauso wie er in Gelting in 2 Jahren jedes Haus der Gemeinde besuchte, um möglichst viele für den Glauben und die Kirche zu gewinnen.

DIE ERSTEN 5 JAHRE IN BREKLUM – MITWIRKUNG BEIM AUFBAU DER BEKENNENDEN KIRCHE IN SCHLESWIG-HOLSTEIN

Im April 1934 nahm Vater seinen Dienst in Breklum auf und wurde beim Jahresfest am 13. Juni in der Breklumer Kirche von dem durch die braune Synode 1933 abgesetzten Bischof Völkel, der aber von der Mission als ihr Vorsitzender bestätigt wurde, eingeführt.

In der Lektüre von Vaters Predigten, Schriften und Beiträgen aus und über seine Breklumer Jahre von 1934 bis 1956 ist mir mehr als früher deutlich geworden wie eng sich Vater an Christian Jensen, den Gründer der Breklumer Mission angelehnt und wie viel er von ihm übernommen hat. Zusammenfassend kann man über Vaters Konzept für Breklum sagen:

- | | |
|-----------------------|---|
| Breklums Auftrag ist: | Die Verkündigung von Jesus Christus als Heilsbotschaft Gottes für alle Menschen – weltweit und in der Heimat |
| Breklums Aufgabe ist: | Evangelistische Verkündigung und Gebet
Gewinnen – Sammeln – Zurüsten von Menschen, die mit Ernst Christen sein wollen. |

Im Jahr seines Abschieds von Breklum 1956 gab Vater einen umfassenden Bericht über 80 Jahre innere Mission von Breklum aus in Schleswig-Holstein, in dem er über Christian Jensen berichtet und über das, was er von ihm übernommen und weitergeführt hat. Der Bericht ist veröffentlicht in dem Heft. „Die Weite eines engen Pietisten“ (von Martin Pörksen.) Christian Jensen liebte seine Kirche sehr, schreibt Vater und fährt fort: „Es ging ihm aber letztlich nicht um die Kirche. Es ging ihm um Jesus allein. Darin war er ein echter Pietist.“ Vater gibt in diesem Bericht Auszüge wieder aus der Predigt, die Christian Jensen drei Monate vor seinem Tod am Beginn des neuen Jahrhunderts, am 1. Januar 1900, in der Breklumer Kirche gehalten hat. Christian Jensen predigt: „Meine Teuren, wir stehen vor einem neuen Jahrhundert! Es mag in demselben viel Kampf geben. Weißt Du, welches der größte Kampf sein wird? Der größte Kampf der Kirche wird um die Bewahrung der anvertrauten Schätze in den Gemeinden sein. Der Feind wird Sturm laufen wider die Kirche und des Feindes Helfershelfer sind gewaltig viele...“ (ebd. S. 33) „...Ich habe noch einen Wunsch! Da stehen unsere Anstalten, die der Herr uns gegeben hat. Wir, die wir daran arbeiten, sind Staub und Asche; über ein Kleines gehen wir nicht mehr durch ihre Türen. Ich habe den Wunsch, dass allezeit dort Männer an der Spitze stehen, die das wissen: Jesus ist gekommen, die Sünder selig zu machen...“ S. 34.

Nun komme ich auf Vaters Einführungs predigt vom 13.Juni 1934 zurück.
Diese Predigt hat 3 Teile:

1. Der Schöpfer hat ein Recht auf seine Schöpfung
2. Dem Erlöser können nur Erlöste dienen
3. Dem König der Ehren Raum, mehr Raum.

Vater nimmt in seiner Predigt direkt Bezug auf die Voraussage von Christian Jensen in seiner Predigt am Neujahrsmorgen des 20. Jahrhunderts, dass die Kirche einen großen Kampf um ihre Botschaft wird kämpfen müssen. Er nennt dies ein prophetisches Wort und sagt: „In dieser Stunde steht die Missionsgemeinde heute.“ „Um uns her wächst das Heidentum. In der Kirche steht mit Macht heidnischer Glaube auf, der eine unheimliche Zerstörungsarbeit leistet, Kämpfer gegen diesen Feind können nur diejenigen sein, die sich dazu bekennen: Dem Erlöser können nur Erlöste dienen, denn einer ist König.“ (Jahresbericht 1933/1934)

Die ersten fünf Jahre Vaters in Breklum 1934–1938 sind davon geprägt, Truppen zu sammeln in ganz Schleswig-Holstein für den geistlich-geistigen Kampf gegen das völkische Heidentum des Nationalsozialismus und diese Truppen auszurüsten mit den geistigen Waffen des Glaubens.

Es beginnt mit Volksmissionsfahrten der Studenten. Christliche Studenten, Theologen und Nichttheologen zogen einige Wochen in ihren Ferien durch die Gemeinden im Land, gingen von Haus zu Haus und luden die Menschen persönlich ein zu Abendveranstaltungen in die Kirche. Pastoren wurden aufgesucht, die sich einsam, verlassen und ohnmächtig fühlten in der Auseinandersetzung mit der neuen deutschen Ideologie. Sie kamen nach Breklum zu Rüstzeiten und wurden aufgebaut in der Gemeinschaft von Gleichgesinnten. Das war schon ein besonderes Anliegen von Christian Jensen gewesen, die vereinzelten Gläubigen im Lande aufzuspüren und sie für die Mitarbeit zu gewinnen. Schließlich waren es immerhin etwa 70 Pastoren, die sich bereiterklärten, neben ihrer Gemeindearbeit bei der Volksmission im Lande mitzuwirken.

Bisher war die Volksmission in Schleswig-Holstein vom Landesverein für Innere Mission in Rickling betrieben worden, engagiert und kompetent vor allem durch Heinrich Rendtorff, der 1921 in die Pfarrstelle für Volksmission in Rickling eingeführt wurde und jährlich mit anderen zusammen ca. 300 Volksmissionsveranstaltungen in den Gemeinden des Landes durchführte, bis er 1925 als Professor für praktische Theologie an die Kieler Universität berufen wurde. Diese 300 Volksmissionsveranstaltungen wurden von Rickling aus fortgeführt auch in den dreißiger Jahren. Rendtorff, inzwischen abgesetzter Bischof und Pastor in Stettin war es auch, der 1935 bundesweit zusammen mit Dr. Reinhold von Thadden-Trieglaff die Durchführung von Evangelischen Wochen initiierte und ab 1937 jährliche Bibelwochen, die in

vielen Gemeinden durchgeführt wurden. Die erste Evangelische Woche in S.-H. fand 1936 im Oktober in Flensburg statt mit Theologen und Pastoren der Bekennenden Kirche. Vater berichtete dort mit Studenten über ihre Volksmissionsfahrten in Schleswig-Holstein. „Unvergesslich (schreibt Pastor Wilhelm Dethlefsen) ist die letzte Evangelische Woche in Hannover im Jahr 1939. Am Schluss dieser Veranstaltung in der überfüllten Niedersachsenhalle proklamierte Reinhold von Thadden-Trieglaff den Deutschen Evangelischen Kirchentag als regelmäßige Einrichtung.“ („Zeit den schmalen Weg zu gehen S. 24“.)

Das war eine der wichtigsten weit in die Nachkriegszeit hineinreichenden Früchte der Bekennenden Kirche, dass sie durch ihre geistliche und theologische Arbeit im Lande unterstützt durch Breklum, durch Rickling, durch Flensburgs Diako, durch Nordschleswig, durch die Gemeinschaft in der Landeskirche viele Gemeindeglieder so gestärkt und befähigt hat, dass viele Laien zusammen mit Gemeindepastoren die Initiative in die Hand nahmen und den Kurs der Kirche entscheidend mitbestimmten, als die Kirchlichen Institutionen, als Bischof, Pröpste und Oberkirchenräte und auch die Landessynode versagten.

Es ist doch bemerkenswert, dass kein Bischof, auch nicht der von der braunen Synode abgesetzte Bischof Völkel, kein Propst, auch keiner der abgesetzten Pröpste, kein Oberkirchenrat, sondern einfache Gemeindepastoren, zunächst 1935 Reinhard Wester aus Sylt dann ab 1937 bis zu seinem Ausscheiden aus dem Dienst im Herbst 1942 Gemeindepastor Johannes Trammsen aus Innien von der Bekenntnissynode gewählt wurden. Wegen ihrer guten verlässlichen Gemeindearbeit in Treue zu Bibel und Bekenntnis wurden sie zu Vorsitzenden des Bruderrates der Bekennenden Kirche (praktisch der illegalen Kirchenleitung) gewählt und Trammsen ab 1937 zum Vorsitzenden der Prüfungskommission für die Theologen und für die illegale Vikarsausbildung, die zunächst unter der Leitung von Pastor Trammsen und meinem Großvater Propst Langlo in Eckernförde durchgeführt wurde, wo die 14 Vikare bei Gemeindegliedern wohnten. Viele junge Pastoren begannen ihren Dienst zunächst in der Bekennenden Kirche mit einem monatlichen Salär von 50,- RM, die von Pastoren der BK gespendet wurden. 6 Hilfsgeistliche wurden 1936 zunächst beim Amt für Volksmission in Breklum eingestellt. Alle hatten keinen Anspruch auf eine Pfarrstelle. Selbst von der Landeskirche geprüfte und angestellte Hilfsgeistliche konnten von den Juristen des Kirchenamtes Probleme bekommen, wenn sie dem braunen Zeitgeist zuwider handelten.

Mein Schwiegervater zum Beispiel, Johannes Hansen, war nach Beendigung seines Hilfsgeistlichenjahres in Petersdorf auf Fehmarn vom Kirchenvorstand einstimmig zum Pastor gewählt, als der Amtsvorsteher von ihm ver-

langte, zur Kirchenwahl einen Aufruf der Deutschen Christen am Sonntag von der Kanzel zu verlesen. Er weigerte sich. Der Amtsvorsteher setzte sich mit dem Propsten in Verbindung. Der braune Propst gab dem jungen Pastor die Anweisung, den Aufruf zu verlesen. Er weigerte sich. Daraufhin setzte der Propst im Landeskirchenamt durch, dass er, obwohl einstimmig gewählt, seinen Dienst in Petersdorf nicht antreten durfte.

Für den geistlich-geistigen Kampf der Bekennenden Kirche gegen den deutsch-völkischen Irrglauben suchte Vater Bundesgenossen und fand sie – wie seinerzeit Christian Jensen in der Auseinandersetzung mit Rationalismus und Aufklärung – in den Mitgliedern und Freundeskreisen der Gemeinschaftsbewegung, die ihren Schwerpunkt hatte in Angeln und an der Westküste. „Mit ihnen (den Brüdern und Schwestern der Gemeinschaft) wusste sich Christian Jensen eins: Wir predigen den gekreuzigten Christus. Als man ihn von führenden Gemeinschaftsleuten trennen wollte ...da ist Christian Jensen dabei geblieben: Wir gehören zusammen.“ (Weite eines engen Pietisten S. 10–12), Zitate von Christian Jensen: „Wir hier in Breklum wollen keinen Kampf gegen gläubige Leute Wir wollen wirkliche Bekehrungen, gründliche Klarheit, bewusstes Christentum, aber wir wollen uns hüten vor Schwärmerei, vor Irrlehren.“ (ebd.) „Brüder, vergesst kleinliche Unterschiede, streitet wider den Unglauben und die Lauheit; aber habt die Brüder lieb!“

„Unsere Zeit ist zu ernst, um über Kleinigkeiten zu nörgeln und zu streiten; Leute die in der Gegenwart leben und für Jesus arbeiten, müssen einen weiten Horizont haben“ (ebd.) In demselben Geist hat Vater von 1934 an bis zu seinem Weggang aus Breklum 1956 den Schulterschluss mit der Gemeinschaft in der Landeskirche praktiziert und in ihr gute treue Bundesgenossen für Breklum, für die Volksmission und für die äußere Mission gefunden.

ORTSGEMEINDE UND MISSIONSGEMEINDE IN BREKLUM

Mit dem Jahr 1935 trat in Breklum die Auseinandersetzung mit den Deutschen Christen in eine entscheidende Phase und dabei spielte die Ortsgemeinde Breklum eine ganz wichtige Rolle. (Der folgende Abschnitt ist zitiert aus dem Heft „Erinnerung an Breklum“ Gespräche mit Martin und Elisabeth Pörksen, Gespräche meines Bruders Prof. Uwe Pörksen mit unseren Eltern, herausgegeben zu ihrer Eisernen Hochzeit am 12. 8. 1995) „Gemeindepastor Clausen war ein ungewöhnlicher Seelsorger. Er war ein Mann der Jugend, der einen ganz großen Jugendkreis in seinem Pastorat versammelt hatte, in seiner großen Stube, und auf diese Weise in viele Häuser unserer Gemeinde hineinkam. Er war zugleich ein Mann klarer Urteile, er hat

manchmal so gepredigt, dass wir gezittert haben, ob das gut gehen würde oder ob er wirklich verhaftet würde. Aber er hatte sehr viele Freunde. (Clausen war als Deutscher Christ von Angeln nach Breklum gekommen und dann erst zur Bekennenden Kirche gewechselt) Und dann kam der kritische Moment 1935, 17. März, Kanzelabkündigung der Bekennenden Kirche als Schutz für 70 verhaftete Pastoren. Da rief er mich (meinen Vater) ganz früh an und sagte: „Ich hab eben Befehl bekommen ich darf nicht predigen, jetzt müssen Sie predigen. Gehen Sie mal hinten herum und kommen dann von Möllgard herauf und gehen da herein in die Kirche“. Als ich kam standen da schon zwei Gendarmen und sagten: „Halt! Sie dürfen auch nicht predigen.“ Ich sagte: Es ist Volkstrauertag. Die ganze Kirche ist brechend voll. Die Fahnen stehen am Altar am Volkstrauertag.“ „Einerlei. Sie dürfen nicht predigen.“ „Ja, warum“ „Die Kanzelabkündigung der Bekennenden Kirche darf nicht verlesen werden.“ „Hab ich gar nicht mit“, sagte ich. „Einerlei“. Ich sagte zu ihm: „Dann rufen Sie doch bitte einen Mann heraus, sehen Sie, dass Sie den Kirchenältesten Mohrdieck kriegen.“ Der kam und Pastor Clausen und ich sagten Herrn Mohrdieck: „Bitte, stellen Sie sich in den Altarraum hin und sagen mit lauter Stimme: der Gottesdienst darf heute auf Anordnung der Polizei nicht stattfinden. Die ganze Gemeinde wird aufgefordert, sich zu erheben von den Plätzen und die Kirche still zu verlassen und nach Hause zu gehen.“ Sie gingen nach draußen, blieben aber draußen stehen. Und Tante Lene stimmte an: Ein feste Burg ist unser Gott. Alle fielen ein. Und Pastor Clausen sagte leise zu mir: „Sie werden jetzt einen Psalm zitieren, 90. Psalm, und ich werde die Gemeinde segnen.“ Das haben wir getan. Und dann schrieb er in das Gemeindeblatt:

„Ab nächsten Sonntag geht aus jedem Haus einer in den nächsten drei Sonntagen zur Kirche, dass wir jedes Mal hören, was los ist.“ Und dann hat er drei gewaltige Predigten gehalten – Da waren dreimal tausend Leute in der Kirche – Es war ein bewegendes Ereignis. Der Schluss war der, dass er sagte: „Und nun fordere ich die Gemeinde auf, in den Häusern Bescheid zu sagen: am soundsovielten ist im Missionssaal eine Versammlung der Bekennenden Kirche. Und bereitet das in den Häusern, wer von euch jetzt als Mitglied der Bekennenden Kirche beitreten soll, denn wir brauchen aus jedem Haus ein Mitglied.“ Und es gab 800 Mitgliedskarten in Breklum. Es war also bewegend zu sehen. Sie standen im Flur, sie standen hinten den Gang entlang bis in das Missionshaus hinein. Und Pastor Clausen sprach, einer von der Bekennenden Kirche sprach und es wurden die Mitgliedskarten dann verteilt... das hat es nie wieder gegeben 800 Mitglieder aus einer Gemeinde – aber man sieht, deswegen haben sie uns auch nicht so viel anrühren können – 800 Mitglieder der Bekennenden Kirche. Und so war die Gemeinde von da an ganz geschlossen (ebd. S. 54f).“

Gemeindepastor und Missionspastor gemeinsam – das war ein deutliches Zeichen. Die Bekennende Kirche brachte in Breklum die beiden Flügel zusammen: die normale Ortsgemeinde und die besondere Missionsgemeinde, die weltoffene unverbindlichere übliche volkskirchliche Gemeinde und in ihr die besondere Gemeinschaft der überzeugten, bewusst fromm lebenden Christen als aktive Träger der äußeren und inneren Mission. (De Schwatten) Vor der Zeit der Bekennenden Kirche und auch nach ihr, in der Nachkriegszeit gab und gibt es in Breklum verständliche deutliche Unterschiede aber auch unnötige Streitigkeiten zwischen der volkskirchlichen Gemeinde und dem Kreis der Pietisten in ihr. In der Krise der Kirche standen beide zusammen. Der Gemeindepastor Clausen arbeitete mit im engeren Vorstand der Mission und der Missionspastor Pörksen übernahm Gottesdienste und Amtshandlungen in den Ortsgemeinden Breklum und Umgebung. Als in den letzten Monaten des Krieges alle Männer in Breklum zum Ausheben von Panzergräben in der Marsch verpflichtet wurden, weil man eine Landung der Engländer an der Nordseeküste befürchtete, da arbeiteten dann Vater und Pastor Thedens zusammen mit den Bauern und Landarbeitern. „Wir hatten eine ungewöhnlich herzliche Gemeinschaft in dieser Zeit ...und das trug dazu bei, dass wir fest in Breklum zusammenstanden (Erinnerungen S. 135f).“

Es war für die Ortsgemeinde Breklum nicht schädlich, sondern es erwies sich im Gegenteil für die Ortsgemeinde Breklum als ein großer Segen, dass es in der Zeit des aufkommenden Nationalsozialismus, in der Zeit des zweiten Weltkrieges und in der Nachkriegszeit in der Breklumer Mission ein geistliches Zentrum gab, durch den Gemeindepastor Christian Jensen entstanden, in dem man festhielt an der Botschaft der Bibel und sich dem Zeitgeist widersetzte, wo man es riskierte, der Volkskirche im ganzen Land den biblischen Kurs anzuseigen, wo man Kraft schöpfen, Trost und Hoffnung finden konnte in Zeiten der Verunsicherung und Not und Wegweisung für die Zukunft.

BREKLUMS KONZENTRATION AUF DIE VOLKSMISSIONARISCHE AUSEINANDERSETZUNG MIT DER IDEOLOGIE DES NATIONALSOZIALISMUS

Im Juli 1935 versammelt sich in Kiel die Synode der Bekennenden Kirche und wählt Martin Pörksen zu einem der 7 Mitglieder des Landesbruderrates der BK, des Vorstandes der Bekennenden Kirche in Schleswig Holstein. Die Bekenntnissynode beschloss die Gründung eines Amtes für Volksmission und beauftragte Breklum mit der Wahrnehmung dieser Aufgabe. Vorsitzender der Volksmission wurde der Kieler Pastor und spätere Kieler Propst Johannes Lorentzen. Propst Prehn schreibt über ihn: „Seine Liebe galt der

Volksmission, der er zusammen mit Heinrich Rendtorff bedeutende Impulse gab. Er war ein Evangelist von Gottes Gnaden, dessen Verkündigung in vielen Gemeinden, auch außerhalb Schleswig-Holsteins, mit Dankbarkeit gehört wurde (...Zeit, den schmalen Weg... S. 205).“ Zusammen mit Pastor Lorentzen ging Vater sofort ans Werk. Sie nahmen sich vor, die Pastoren und die engagierten Gemeindeglieder im Land mit guten Argumenten zu versorgen und sie zu unterstützen bei der Bekämpfung der massiven ideologische Propaganda der Nationalsozialisten gegen wesentliche Grundaussagen der biblischen Botschaft. Wie Christian Jensen seinerzeit versuchte mit einer Art Schriftenmission, zum Beispiel mit der Gründung des Breklumer Sonntagsblattes, mit der Verteilung christlicher Traktate und dem Verkauf von geistlichen Schriften die Menschen im Land zu erreichen, so wurde in kurzem Abstand jetzt ein Heft nach dem anderen verfasst, verkauft und verteilt: Heft 1: Pastor Lorentzen: Das christliche Bekenntnis und die Deutsche Glaubensbewegung, Heft 2: Pastor Treplin: Weder Hauer noch die Deutschkirche, Heft 3: Pastor H. Adolphsen: Ein christliches Wort zum Mythos des Blutes, Heft 4: Pastor Treplin: Ein Wort an den deutschen Soldaten, Heft 5: Pastor E. Juhl: Aberglaube und Zauberei – Wahn oder Wirklichkeit, Heft 6: Pastor Johannsen: Der verborgene Schatz im Taufsakrament, Heft 7: Pastor W. Prehn: Halt uns im festen Glauben, Heft 8: Pastor Treplin: Um Kreuz und Altar. Ein Flugblatt von Pastor Dunker: Blut und Boden – das gibt Blutvergiftung.

Die Hefte wurden in der Breklumer Missionsdruckerei hergestellt und für 10 Pfennig verkauft oder wurden verteilt. Das Vertreiben der Schriften wurde verboten. Vater schreibt: „Im Wettern mit der Gestapo verteilten wir die Schriften, es war ein großes Verlangen nach Gottes Wort. Eine Verwarnung der Kirchenleitung mit Androhung der Entziehung der Rechte des geistlichen Standes hatte ich schon, dazu zwei politische Verwarnungen. Die dritte weigerte ich mich anzusehen und zu unterschreiben, sie bedeutete KZ. Durch Einsatz Bischof Völkels bei Dr. Kinder und Dr. Kinders bei Gauleiter Lohse blieb ich verschont. Die Arbeit ging weiter (Kurze Geschichten... S. 29).“ Dabei machte Vater die Erfahrung und wuchs in der Mission die Erkenntnis, dass in Krisenzeiten der Kirche die Organisation der Kirche zweitrangig ist, ja dass eine gute Organisation sogar von Nachteil sein kann.“ Eines war in dieser Lage für die Mission besonders hilfreich: Die Missionskreise, die Freundeskreise, Trägerkreise waren weithin nicht organisiert. Es gab da keine Vereine, keine Satzungen, keine Vorstände, keine Mitgliedschaft, keine Mitgliedsbeiträge. Es gab Menschen, die glaubten an Gott, die trauten Jesus Christus...

Dass wir nicht organisiert waren, wurde weithin unsere Rettung. „Diese amorphe Masse war nicht zu fassen (vier Jahrzehnte... S. 27).“

EINE AUSEINANDERSETZUNG MIT DEM VÖLKISCHEN GLAUBEN IN DEM WERK GUSTAV FRENSSENS

1936 erschien von Gustav Frenssen, dem ehemaligen Dithmarscher Pastor und bekannten Schriftsteller, das Buch: „Der Glaube der Nordmark“, das sich schnell und weit im Lande verbreitete. Die 40. Auflage bestand aus den Exemplaren 256.000 bis 260.000. Insgesamt wurden 46 Auflagen veröffentlicht. Gustav Frenssen, 1863 in Dithmarschen geboren, war dort 10 Jahre Pastor und Schriftsteller. Um die Jahrhundertwende hat er „zunächst in drei Einzelbänden, schließlich als Gesamtausgabe die „Dorfpredigten“ herausgebracht, die in den folgenden drei Jahrzehnten zur meistgelesenen Predigtssammlung im deutschen Sprachraum wurden. (Gregor Brand Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon Bd. XXII 2003 Spalten 350–375). 1903 erhielt er den Theologischen Ehrendoktor der Universität Heidelberg. 1902 hatte er sein Amt als Pastor niedergelegt, um Zeit zu haben für seine Arbeit als Schriftsteller. Ein Jahr zuvor war sein dritter Roman „Jörn Uhl“ erschienen. Innerhalb von einem Jahr wurden von dem Werk fast 150.000 Exemplare verkauft.“ (ebd.) „Mit der Erzählung „Peter Moors Fahrt nach Südwest“ wurde Frenssen neben Hans Grimm zum bekanntesten und bedeutendsten Vertreter der deutschen Kolonialliteratur. Von dem zum Volksbuch gewordenen Kolonialroman wurden – bis zum Zweiten Weltkrieg 500.000 Exemplare verkauft – Frenssen schilderte in diesem Kriegsroman die Teilnahme des Handwerkersohnes Peter Moor an den Kämpfen gegen die Hereros in Südwestafrika. In der Erzählung präsentiert sich eine radikal rassenorientierte Perspektive, die entschieden von der biologischen und kulturellen Höherwertigkeit der Weißen gegenüber der einheimischen farbigen Bevölkerung überzeugt ist... Mit den erwähnten Büchern (z. B. auch noch Hilligenlei 1905) war Frenssen im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhundert auch international zu einem der bekanntesten deutschen Schriftsteller geworden, dessen Werke in 16 Sprachen übersetzt wurden (ebd.).

„Kritik gegenüber dem NS-Staat äußerte Frenssen meist nur dann, wenn dieser seiner Meinung nach nicht radikal genug gegen „Volksschädlinge“ vorging“. Zum Beispiel forderte er die konsequente Tötung der verkrüppelten Neugeborenen und der unheilbar Irren.

„Frenssen erfuhr nach 1933 verstärkt Ehrungen und Anerkennungen von zahlreichen Repräsentanten des literarischen und politischen Lebens, was ihn in der Öffentlichkeit zu einer wichtigen Person des nationalsozialistischen Kulturlebens werden ließ. So wurde er unter anderem Ehrensenator des Verbandes Deutscher Schriftsteller und erhielt 1936 den Wilhelm Raabe Preis sowie 1938 die Goethe-Medaille für Kunst und Wissenschaft.“ (ebd.) Wo waren in dieser Situation die geistigen Eliten unseres Volkes, die im Na-

men von Aufklärung und Vernunft als Wissenschaftler, als Schriftsteller, als Vertreter der Intelligenz in den deutschen Universitäten und Bildungsinstitutionen usw. gegen diese verhängnisvollen ideologischen Veröffentlichungen eines Gustav Frenssen und gegen die Ideologie der Nationalsozialisten ihre Stimme erhoben?

Bei Gustav Frenssen hatte man es also nicht mit einem Außenseiter, sondern mit einem weithin bekannten Repräsentanten des nationalsozialistischen Kulturlebens zu tun. Um eine öffentliche Auseinandersetzung mit ihm zu bestehen, versicherten sich Pastor Lorentzen und Vater der Unterstützung des Berliner Generalsuperintendenten und späteren Bischofs Otto Dibelius und gewannen ihn dafür, den Grundsatzartikel zu einem Buch zu schreiben, in dem 10 Pastoren, eine Pastorenfrau und ein Lehrer – alle Mitglieder der Bekennenden Kirche – zu den Ausführungen Frenssens Stellung nahmen. z. B. Pastor Lorentzen: Gustav Frenssens Christusbild, Pastor Dr. Dunker: Die Verschwommenheit des heidnischen Glaubens – die Klarheit des christlichen Glaubens, Pastor Dr. Pörksen: Nur noch sterbende christliche Gemeinden in der Nordmark?“ usw. Die Artikel sind zusammengefasst in dem Buch. „Die Nordmark im Glaubenskampf. Eine Antwort an Gustav Frenssen“ 78 S. Missionsbuchhandlung, Breklum. Jahreszahl und Auflagenhöhe sind vorsichtshalber nicht genannt. Das Buch ist 1936 erschienen und hatte 2 Auflagen mit insgesamt 10.000 Exemplaren.

Dibelius schreibt in seinem Leitartikel: „Den Abschied vom Christentum begründet Frenssen damit, dass die deutsche Nordmark schon seit langem nicht mehr christlich sei. Sie stoße jetzt ab, was ihrer Natur entgegen sei und kehre zurück zu ihrem eigensten Wesen“

Dibelius schreibt „Warum ist es mit dem Christentum zu Ende? Frenssens Thesen: 1. „weil ... das speziell Christliche für die Masse keine Rolle mehr spielt“; 2. „weil die Wissenschaft bewiesen hat, dass die Bibel ein unglaublich würtiges Buch ist“, 3. „weil das Christentum ... die Menschen nicht besser gemacht hat (ebd. S. 6f).“ Auf den Stamm seiner aufgeklärten Weltbetrachtung wird nun – so Dibelius – ein romantisches, pantheistischer Idealismus aufgepfropft. „Das Blut tut es – es scheidet den Fremdkörper des Christlichen aus (S. 9).“ In seinem Beitrag spricht Dibelius die Unkirchlichkeit in Schleswig-Holstein offen an: „Hier soll nur bemerkt werden, dass Schleswig-Holstein, nächst Hamburg, Bremen und Berlin, seit langem die geringste Kirchlichkeit hat (S. 6).“ Sein Fazit, mit dem der Artikel schließt, aber lautet: „Wenn die Kirchen leer werden und die Gebete in den Häusern verstummen, dann ist nicht die Christus-Botschaft in Gefahr, sondern das Volk. Aber dass Christus der Weg ist und die Wahrheit und das Leben für die Menschen der Nordmark ebenso wie für alle anderen, das wissen wir. Und dass bei diesem Christus der Sieg ist, das wissen wir auch (ebd. S. 10).“

Besonders beeindruckt hat mich Frau Pastor Tonnesen mit ihrem Artikel, den sie in der Form eines Briefes als Mutter von drei Söhnen an Frenssen schreibt. Frau Tonnesen bedrückt die Vorahnung eines neuen Weltkrieges (1936!). Sie schreibt: „Wenn so stark zum Frieden gepredigt wird unter den Völkern Europas, dann kann der Krieg nicht fern sein! Wer hätte das Schreckgespenst des Krieges in letzter Zeit nicht um Deutschland lauern sehen?“ Sie fragt woran ihre drei ca. 20 Jahre alten Jungen sich halten sollen, wenn sie heraus müssen an die Front und sich mit der grausamen Wirklichkeit des Todes auseinandersetzen müssen. „Sollen sie sich etwa an seinen Glauben der Nordmark“ halten? „Oder wo wäre sonst ihr Halt? An dem Christus, den man in deutschen Landen dem Pöbel preisgegeben hat? Den man vom Kruzifix herabgerissen hat in den Kot der Gasse? Den man zum Feigling gestempelt hat? Oder an dem Glauben der Väter, den die Jugend vom zehnten Jahre an aufwärts so gut zu kritisieren gelehrt wird...? Ja, was will man ihnen geben an innerem Halt? Wo ist in all den neuen von Propheten der Zeit gemachten Religionen das, was durchs Sterben hilft...? (S. 48).“

Pastor Treplin aus Hademarschen wird sehr deutlich und erinnert in seinem Artikel an den Propheten Elias, der das Volk Gottes zur Entscheidung aufruft – entweder für den Gott Israels oder für den Götzen Baal. „Mit Frenssens Buch sind wir Nordmärker vor ganz Deutschland gefragt“, wie das Volk Israels zu den Zeiten des Elias: „Haben sich bei Euch in Schleswig-Holstein wirklich aller Knie mit dem vom Glauben abgefallenen Pastor vor dem Baal des deutschen Glaubens gebeugt und hat aller Mund ihn geküsst?“ Ja, Baal ist das Stichwort. Wer wollte denn heute noch die Lage verarmlossen?! Gott, der Herr oder Baal! „Es ist wie damals (S. 38f).“

Pastor Dunker antwortet Frenssen kurz so: „Ihr sagt, Christus sei weder nordisch noch deutsch? Die Sonne am Himmel ist auch weder nordisch noch deutsch (S. 36).“

Mein Vater (Pastor Pörksen) erinnert in seinem Artikel an die vielen großen Männer und Frauen, die in den vergangenen Jahrzehnten in der Nordmark auch gegen viele starke Widerstände die biblische Botschaft durch Worte und Taten bezeugt, verteidigt und ausgebreitet haben: z. B. Matthias Claudius, Claus Harms, Johann Hinrich Wichern, Wacker mit seinen Diakonissen in Flensburg, erweckte Gemeinden in Nordschleswig, die Gemeinschaftsbewegung mit vielen Stillen im Lande, nicht zuletzt Pastor Christian Jensen mit seinem Lebenswerk der äußeren und inneren Mission.

Auch jetzt in der Gegenwart sehe man nicht nur sterbende Gemeinden. „Es ist im Wirbelwind der letzten Jahre vieles wach geworden (S. 66).“ Vater erwähnt eine Tagung der Bekennenden Kirche in einer der großen Städte des Landes: „die große Marktkirche wegen Überfüllung gesperrt und auch noch

eine andere Kirche mit gefüllt... Und das im unkirchlichen Schleswig-Holstein (S. 62). „Wir wollen beides sehen. Licht und Schatten... Echtes Leben lässt sich nie durch Prozentzahlen ausdrücken und nach Prozenten messen. Am wenigsten echtes Glaubensleben... Die Verheißung hat nach Gottes Wort die kleine Herde... (S. 66f).“

Diese Erwiderung zu Gustav Frenssen gab den Pastoren im Lande gute Argumente an die Hand und den Gemeindegliedern Anregungen und Hilfen für ihre Auseinandersetzungen mit den Deutschen Christen und den Mitgliedern der Partei.

**DAS ERSTE GRUNDLEGENDE JAHR ALS DIREKTOR
DER BREKLUMER MISSION 1937/1938**
**DIE SAMMLUNG VON 6.000 ÜBERZEUGTEN CHRISTEN, LAIEN
UND GEMEINDEPASTOREN, ALS TRÄGER DER INNEREN
UND ÄUSSEREN MISSION IN SCHLESWIG-HOLSTEIN**

1937/1938 – Missionsdirektor Piening geht wegen Krankheit in den Ruhestand. Vater wird zum neuen Missionsdirektor berufen – sehr jung, kaum 34 Jahre alt. Pastor Dr. Dunker kommt aus der Gemeinde als neuer Missionsinspektor nach Breklum. Er hält die Festpredigt auf dem Jahresfest im Juni 1938. Ich zitiere daraus: „Wir freuen uns gerade über die neuen Gäste. Ich kann mir denken, dass gerade von ihnen mancher einmal erfahren möchte, warum es eigentlich Mission und Missionare gibt. Liebe Freunde von nah und fern, wir möchten nicht nur erreichen, dass ihr versteht, warum es Mission und Missionare gibt, sondern dass ihr selber Missionare würdet, Zeugen Jesu Christi. Das kann, ja das muß man nämlich auch hier in der Heimat sein, an dem Platz, wo Gott einen hingestellt hat (Jahresbericht 1937/1938 S. 1f).“ Dunker übernahm u. a. die Volksmissionsfahrten der Studenten. Er hatte besonderen Zugang zu den Kreisen der Gemeinschaft, was z. B. dem Sonntagsblatt sehr zugute kam.

In seinem erstem Jahresbericht als Direktor spricht Vater offen darüber, dass die Mission sich mehr und mehr verschulden musste. Die Zahl der Kirchenmitglieder wurde kleiner. Die Spenden gingen zurück. Wegen der Devisenbewirtschaftung wurde es schwieriger und teurer, Geld nach Übersee in die Missionsgebiete zu transferieren. Alle Ausgaben, nicht nur auf den Missionsgebieten in Übersee, auch für die Heimatarbeit der Mission – einschließlich der Gehälter – mussten aus Spenden und Eigenkapital finanziert werden. Lediglich 50% der Gehälter für den Direktor und den Inspektor trug die Landeskirche.

Vater hatte neben Theologie auch Volkswirtschaft studiert und sah, dass er das Problem der Verschuldung schnell lösen musste. Im Bericht über sein

erstes Jahr in der Leitung lesen wir. „Als eine schwere Heimsuchung haben wir es wohl immer wieder empfunden, wenn im Laufe der letzten Jahre die Bankschulden ständig wuchsen. Vor einem Jahr mussten wir es uns sagen lassen: 47.000 Mark Bankschulden... und doch wurde das Defizit, wie Bodelschwingh sagte, „ein liebes Defizit“. Was ein Problem war, begriff Vater als Chance, als Chance, die bewussten Christen im ganzen Land als Freunde für die äußere Mission zu gewinnen und sie zugleich mitzunehmen auf den inhaltlichen Weg der Bekennenden Kirche. „Allen Freunden mussten wir von den Aufgaben unserer Arbeit und von den Nöten unserer Arbeit ohne Umschweife sagen. Wir mussten es der ganzen Missionsgemeinde überall im Land bezeugen, was für große Aufgaben Gott gerade jetzt unter den Heiden und in der Heimat Breklum gegeben hat und noch gibt... Das war die Aufgabe der Außerordentlichen Missionstage im letzten Jahr. In fast 400 Gemeinden sind sie gehalten worden.“ (Von nur 3 Leuten: Vater, Dunker und Feldhusen in Altona und sehr wichtig mit Hilfe von den Missionaren und Missionarinnen, die auf Urlaub in Deutschland waren.)

„Über 6000 Freunde haben sich in die Liste der Freundeskreise eingetragen und damit zum Ausdruck gebracht... dass sie Breklums Sache unterstützen wollen mit Gebet und alle vier Monate einen Brief über die Arbeit empfangen wollen (Keine Mitgliedschaft, kein Mitgliedsbeitrag, keine Organisation – eine Adressenliste).“...Und das finanzielle Ergebnis dieser Aktion war: „Vor einem Jahr 47.000 Mark Bankschulden – heute 16.000 Mark Bankschulden (ebd. S. 17).“ Was für eine Aktion – ohne längere Planung – nur im Vertrauen auf Gottes Verheissungen und auf die Glaubenszeugen im Lande und was für ein Erfolg. Der Schulterschluss Breklums mit den Missionsfreunden im Lande war erfolgt und gelungen. Die Mehrzahl der 6000 Träger der Missionsarbeit waren Laien: Bauern, Handwerker, Kaufleute, Bürgermeister, Angestellte usw., einzelne überzeugte engagierte Christen. Die Arbeit der Mission in Breklum selbst wurde entscheidend mitgeprägt von Laien: z. B. von den Ärzten Dr. Mahler, Kike Jensen und Frau und von Schwestern im Sanatorium, von Verantwortlichen der Buchhandlung Voß und Schmidt, von Johann Nahnse und Kaufmann Clausen, von Bauern in Högel und Vollstedt, von dem Amtsvorsteher i. R. Jensen in Struckum usw. Man müsste hier noch manche Namen nennen. Außerdem gab es eine ganze Reihe von Gemeindepastoren im Lande, die die Breklumer Mission über die Arbeit in der eigenen Gemeinde hinaus aktiv unterstützten. „Siebzehn Pastoren haben sich für den Dienst der Heimat als ehrenamtliche Mitarbeiter bereiterklärt, auf Missionsfesten „soviel es ihnen möglich ist, Gottes Wort zu bezeugen und aus der Mission zu berichten (19).“ Das war eine gute Hilfe in den kommenden Jahren, in denen viele Gemeindepastoren

als Soldaten eingezogen wurden. Breklum baute auf vom Evangelium überzeugte Laien und Gemeindepastoren.

DER THEOLOGISCHE BEITRAG DER ÄUSSEREN MISSION ZUR BEKÄMPFUNG EINES VÖLKISCHEN DEUTSCHEN CHRISTENTUMS

Warum Mission? Die Festpredigt zum sechzigsten Breklumer Jahresfest am 10. Juni 1936 hielt Pastor Hansen von der Kieler Lutherkirche, der Heimatgemeinde unseres Vaters. Er predigte über Johannes 15,16: „Ihr habt mich nicht erwählt; sondern ich habe euch erwählt und gesetzt, dass ihr hingehet und Frucht bringt und eure Frucht bleibe.“ Er predigte. „Er hat uns erwählt. Darum müssen wir Mission treiben. Er umschließt doch mit seiner Barmherzigkeit nicht nur dich und mich, auch nicht nur unser deutsches Volk, sondern diese ganze, weite Welt. Es gibt keinen Menschen, auch kein Volk auf dieser Erde, für das unser Herr nicht gestorben und auferstanden wäre... Das ist auch der Grund, auf dem unsere Missionare stehen. Wie sollten sie, die dort draußen an der Front stehen in soviel Einsamkeit, Not und Gefahr – wie sollten sie ihren Dienst tun, wenn sie ihn nicht tun könnten in der Gewissheit: Es ist nicht unsere Sache, es ist Seine Sache“. In dieser Zeit der Bekennenden Kirche wächst die geistliche Erkenntnis und Grundlage für die Missionstheologie, die im ersten Jahrzehnt der Nachkriegszeit mit Recht eine so große Rolle spielte mit ihrem Leitsatz: „Es ist nicht unsere Mission, es ist Gottes Mission.“ Äußere Mission hatte in den dreißiger Jahren große Bedeutung für den Kampf der Bekennenden Kirche gegen ein völkisches Deutsch – Christentum, gegen eine Ideologie von dem reinrassigen arischen Menschen und dem deutschen Wesen, an dem die Welt genesen soll. Äußere Mission, das heißt: Das Evangelium Jesu Christi von der Liebe und Erlösung Gottes ist ein Heilsangebot für alle Menschen und geradezu das Gegenstück zu einem nationalistischen Christentum.

In seiner Festpredigt auf dem 61. Breklumer Jahresfest 1937 kommt Oberkonsistorialrat Halfmann, der später langjährige Bischof von Holstein und Vorsitzende der Kirchenleitung Schleswig-Holstein auf die Bedeutung Breklums für die Landeskirche zu sprechen. Er predigt über das Wallfahrtslied, den Psalm 121: „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hilfe kommt. Meine Hilfe kommt von dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat.“ „Auch Breklum“, sagt Halfmann, „ist ein Wallfahrtsort für die glaubende, arbeitende, betende Gemeinde hin und her im Lande... (Bericht 1937 S. 1).“ (Damals kamen durchschnittlich ca. 2000 Menschen zum Jahresfest nach Breklum.) „Ist es nicht etwas unaussprechlich Großes, was uns aus Sorge und Kleinglauben herausreißen und unsere Brust mit heiliger Ehrfurcht und Freude füllen müsste, dass wir dem Herrn dienen dürfen, der Himmel

und Erde gemacht hat. Er hat die Welt gemacht und alles, was darinnen ist; Er hat die weißen und die farbigen Völker gemacht, die Deutschen und die Inder und die Chinesen... Gottes ist der Orient, Gottes ist der Okzident, nord und südliches Gelände ruht im Frieden seiner Hände... Dass ein Herr ist, ein Gott und Vater für alle Menschen, das ist die Offenbarung, die uns in seinem Wort geschenkt ist und die dazu da ist, dass sie bekannt werde in aller Welt und alle Menschen es erfahren, dass Ein Herr und Gott ist, der aller Vater sein will. Ich weiß nicht – fährt Halfmann fort – ob es euch auch so geht wie mir, wenn ihr diese Worte hört; mir scheint diese Worte haben heute ein besonderes Gewicht und einen ganz neuen Klang (ebd. S. 2).“

„Darin zeigt sich der Segen, dass uns heute die klare Erkenntnis geschenkt worden ist: Kirche und Mission gehören zusammen! Sie bilden eine Einheitsfront durch die ganze Welt, eine Heerschar Christi im weltweiten Kampf gegen den Feind, der Sein Reich zerstören will. Und aus dieser Erkenntnis ist schon ein Erwachen in unsere Gemeinden hineingekommen, ein Erwachen, das nicht zum wenigsten zu verdanken ist dem Wort, das gerade von hier aus, von der Mission her, in unser Land ergangen ist (ebd. S. 5).“

Starke Texte, die belegen, was zur Zeit der Bekennenden Kirche die äußere Mission zur theologischen und geistigen Bekämpfung eines völkischen deutschen Christentums beigetragen hat mit der Betonung der biblischen Heilsbotschaft an alle Völker.

BREKLUMS MISSIONARE – KEINE HANDLANGER VON KOLONIALISTEN

Wie war es mit der Nähe der Mission zum Kolonialismus? Generell gibt es da Vieles in der europäischen und auch deutschen Geschichte hart und offen zu kritisieren. Aber lässt uns zunächst einmal konkret und begrenzt fragen, wie das Verhältnis der Breklumer Mission und speziell der Breklumer Missionare zum Kolonialismus gewesen ist. Ich beschränke mich auf Vaters Jahre in Breklum 1934 bis 1956.

Vater schreibt über den ersten Abschnitt des Jahresberichtes 1940: „Vor 25 Jahren – und heute.“ Er sagte u. a.: „Das erste Kriegsmissionsfest erlebte die Breklumer Mission vor 25 Jahren. Und heute stehen wir wieder mitten im Kriege. Und doch ist heute die Lage so völlig anders. Ganz anders in der Kirche. Keine überfüllten Gotteshäuser und Kriegsgebetstunden haben wir erlebt, viel Zerrissenheit in der Kirche und geistliche Ohnmacht ist offenbar geworden. Aber ist nicht die Botschaft des gekreuzigten und auferstandenen Heilandes klarer und deutlicher verkündigt worden?“

„Ganz anders auch die Lage in der Mission. Wir kommen nicht her von großer Kulturseligkeit wie 1914. Damals bedeutete Mission etwas. Im Reichs-

tag prägt der damalige Staatssekretär Solf des Schlagwort: „Kolonisieren heißt missionieren.“

Im Sitzungssaal des Preußischen Herrenhauses in Berlin fand die glänzende Gründungsfeier der Deutschen Evangelischen Missionshilfe statt. Aus der Nationalspende des deutschen Volkes flossen große Mittel dieser neuen Missionshilfe zu – „Von dem allen haben die letzten 25 Jahre uns gründlich geheilt. Wir wissen – und dafür können wir Gott nicht genug danken – um den einen Auftrag: Predigt das Evangelium, Christi Blut und Gerechtigkeit, sonst nichts, den gekreuzigten Christus und keine andere Botschaft.“ Jahresbericht 1940 S. 8–10).

Mission – das wird auch an anderen Stellen in den Berichten deutlich – ist nicht Kolonisation, ist nicht Export abendländischer Kultur, sondern die an die einzelnen Menschen in aller Welt gerichtete Heilsbotschaft von der Erlösung der Menschheit durch Jesus Christus, an der alle teilhaben können – die Botschaft von der Würde jedes Menschen als Geschöpf Gottes – ganz gleich ob er zu den Bramahnen oder zu den Kastenlosen, zu den Europäern oder Asiaten gehört, von der Liebe Gottes zu allen Menschen, nicht nur zu den Reichen, sondern gerade auch zu den Armen. Was diese an die einzelnen Menschen z.B. in Indien oder China gerichtete Heilsbotschaft für die indische oder chinesische Kultur insgesamt bedeuten kann, wurde sicher nicht genügend reflektiert. Neben der Predigt war das Heilen von Kranken ein Teil der biblischen Heilspredigt. Und die Unterrichtung der Jugendlichen in Schulen wurde von der Mission intensiv betrieben, um ihnen das Lesen der Bibel zu ermöglichen und ihnen zugleich durch Bildung zur beruflichen Ausbildung und beruflichen Existenz zu verhelfen – beides mehr ein allgemeines Menschenrecht als eine Spezialität abendländischer Kultur. Die Missionare waren keine Handlanger von Kolonialisten. Sie kamen nicht, um etwas aus Indien oder China herauszuholen, sondern um etwas nach Indien und China zu bringen.

BREKLUMS ÄUSSERE MISSION IN DEN DREISSIGER JAHREN ÄUF EINEM GUTEN WEG

Die Missionsarbeit in Indien und China kam voran. Die Zahl der Christen, in Indien auch die Zahl der Kirchengemeinden, wuchs langsam aber stetig. Breklum hatte gute Missionare und Missionarinnen in Indien wie in China, deren Mitarbeit auch zuhause in der Kirche Schleswig-Holsteins sehr willkommen gewesen wäre. Zwei der Indienmissionare hatten später herausragende kirchliche Ämter inne. Friedrich Hübner war viele Jahre Bischof von Holstein und Vorsitzender der Kirchenleitung Schleswig Holstein. Bischof Meyer wurde Bischof in Lübeck und Professor für Missionswissenschaft in Hamburg und Kiel.

Die Missionare in Indien konzentrierten sich darauf, die einheimischen Pastoren, Lehrer, Katecheten und Evangelisten auszubilden und fortzubilden, um die Inder dafür zu qualifizieren, in absehbarer Zeit die Verantwortung in einer selbständigen indischen Kirche zu übernehmen. Dass darüber die Heidenpredigt zu kurz kam, haben die Missionare sehr bedauert. Auf seiner letzten Reise nach Indien konnte Missionsdirektor Pieming dabei sein, als die indische Synode eine neue Kirchenordnung verabschiedete. Dazu schreibt Missionsvorsteher Heinrich Meyer im Jahresbericht 1936/1937: „Man kann den Sinn dieser Kirchenordnung kurz in den folgenden drei Sätzen zusammenfassen: Die Inder sollen die Verantwortung übernehmen. Die Missionare sollen ihren Einfluss wesentlich beratend und Fehlentwicklungen verhindernd ausüben. Die Kirchenordnung soll so sein, dass sie ohne Änderung auch dann gelten kann, wenn Inder die Funktion der Missionare übernehmen können oder müssen (im Bericht 36/37 S. 20).“

Im Rahmen des lutherischen Kirchenbundes tagten im Dezember 1936 die Vertreter von 8 lutherischen Kirchen in Indien und von 10 Missionsgesellschaften in Kotapad in der Jeypurkirche. Ökumenische internationale Verbindungen entstanden, die in den kommenden Jahren das Überleben der Jeypurkirche absicherten.

In seinen Kurzen Geschichten (S. 29) erzählt Vater: „Als wir wenige Monate in Breklum waren, kam ein Telegramm aus Indien. Die Missionsarbeit abgeben an USA oder Skandinavien, kein Geld mehr. Die Devisenverknappung wirkte sich aus. Pastor Pieming war auf Urlaub. Mutter Lisa, Tante Lene und ich fuhren nach Nordschleswig. Die vier Deutschen Gemeinden halfen jede mit 10.000 Kronen, die telegraphisch nach Indien gingen. Breklum gab die Arbeit in Indien nicht auf.“ Die deutschen Gemeinden in Nordschleswig, die volkskirchlichen wie die freikirchlichen Gemeinden, waren nicht nur in dieser Situation, sondern durchgehend ein wertvoller Rückhalt der Breklumer Mission. Auf sie war Verlass.

Im Jahresbericht 1937/1938 lesen wir: „Die Devisenschrumpfung brachte es mit sich, dass im letzten Sommer eine Lage entstand wie 1934. Unsere Geschwister saßen ohne Mittel da...“

Die Not traf arme Missionare, verarmte indische Pastoren, Prediger und Lehrer. Sollten die Missionare nach Hause müssen... Sollten die Pastoren, Prediger und Lehrer ihr Amt aufgeben und versuchen, wieder in einen Beruf zurückzukehren“ z. B. Landwirtschaft betreiben. (S. 11)?

7 Missionsgeschwister aus Indien waren auf Heimaturlaub und standen 1938 zur Wiederausreise bereit. „Dürfen wir es wagen? (Fragt sich der Vorstand)... Nach ernster Prüfung der ganzen Lage, sowohl in Indien wie besonders in China hat der Missionsvorstand um der drängenden Aufgaben willen die Wiederaussendung der Urlauber beschlossen (S. 18).“ Die Besoldung des in-

dischen Mitarbeiterstabes ist immer wieder gefährdet, die Missionare leben zeitweise von Tagegeldern. Und dann beginnt am 1. Sept. 1939 der zweite Weltkrieg. Am 4. September werden die Missionare verhaftet und am 8. September abtransportiert und in einem Lager interniert.

SCHWIERIGKEITEN UND GLAUBENSERFAHRUNGEN IM KRIEG ZWISCHEN CHINA UND JAPAN UND IM ZWEITEN WELTKRIEG

China – Als Ende 1938 Frau Minna Nielsen chinesischen Boden betritt, schütteln die Zollbeamten den Kopf. Was will die weiße Frau in China mitten im Krieg? Gleich am zweiten Tag nach ihrer Ankunft erlebt sie den Luftangriff auf Pakhoi mit vielen Verwundeten und Toten. Sie eilt als ausgebildete Hebamme ins Hospital um zu helfen.

Seit Mai 1937 ist Krieg zwischen China und Japan. Paulsens Station in Limchow ist durch Bomben völlig zerstört. Ein richtiges Gemeindeleben ist nicht mehr möglich. Die Gemeinde wird zur Hausgemeinde. Dann doch wieder Versammlungen, Gottesdienste, Gebetsstunden, Unterricht und biblische Geschichte für Kinder. Viele Chinesen sind auf der Flucht. Paulsen baut zwei Baracken, in denen er 400 bis 500 Flüchtlinge aufnehmen kann. Das Geld wird knapp. „Wir leben ganz chinesisch“ schreibt Paulsen, „das macht uns mager, aber es reicht. Solange wir nur gesund bleiben, geht es ja. Wir sind noch immer so einigermaßen satt geworden. Im letzten Monat haben meine Frau und ich auf diese Weise nur 20,- RM verbraucht. Frau Nielsen richtete in Namhong eine Entbindungsstation ein, zusammen mit der christlichen Hebamme Igu, um so ihr tägliches Brot zu verdienen (Bericht 1939/1940 S. 29).“ „Mitunter denkt man auch, dass es schöner sei fortzugehen. Manche Europäer tun es... wir können nicht. Unsere Chinesen leiden entsetzlich. Warum sollen wir nicht mit ihnen leiden können? Sie brauchen Weisung und Stärkung, besonders geistliche Stärkung, warum sollen wir ihnen die nicht geben? Die Not ist eine gute Bereiterin des Reiches Gottes, warum sollen wir sie fliehen? Und es ist so viel Gelegenheit, Christen und Nichtchristen zu helfen. Warum sollen wir nicht helfen wollen. So bleiben wir (Bericht 1938/1939 S. 21).“ Ohne das Sterben Jesu am Kreuz für alle Menschen, ohne das Opfer der Liebe zu den Chinesen gibt es für Paulsen keine Mission. Wer Paulsen gekannt hat, Frau Wendt und Frau Nielsen, weiß, dass das ihre Grundhaltung war, Und wer bisher Missionare durchweg als Handlanger der Kolonialisten bezeichnet hat, dem bleiben spätestens hier solche Worte im Halse stecken.

Im Jahresbericht 1943/1944 lesen wir über die Arbeit in China: „1900 ging Fräulein Wendt zum ersten Mal nach China, 1923 Missionar Paulsen, 1930 Fräulein Nielsen... seit über 3 Jahren wissen wir so gut wie gar nichts von

ihnen, weder persönlich noch von ihrer Arbeit. Missionar Paulsen schrieb uns den letzten Brief am 15. Januar 1941, Fräulein Nielsen am 5. Mai 1941, Fräulein Wendt am 13. Mai 1941. Außer den 25 Worten von Fräulein Nielsen vom September 1942... haben wir nichts, aber auch gar nichts von ihnen persönlich gehört (ebd. S. 9). Aber sie sind nicht mehr auf dem Missionsfeld. Ein Radiogramm, das am 28. Januar 1944 in Berlin bei der Mutter einer Missionarin der Berliner Mission eintraf, brachte uns die Gewissheit, dass unsere Geschwister wohl schon Ende 1943 aus unserem Missionsgebiet abtransportiert und nach Loktschong verwiesen wurden. Diese kleine Stadt in China liegt etwa 550 km nordöstlich von Limchow. Dadurch ist die Not für die chinesischen Christen in Pakhoi und Umgebung sehr groß geworden. Sie haben keinen Missionar mehr, haben auch noch keinen eingeborenen Pastor, haben keine Unterstützung von anderen Missionen. „Lasst uns glauben, wenn wir beten und uns felsenfest darauf verlassen, dass Christus hier an der kleinen Schar von 500 Christen im Süden der Kwangtung-provinz seine Verheißenungen wahr machen wird. Er wird es tun (S. 10).“ In Breklum lautete das Motto des ersten Jahresberichtes nach Beginn des zweiten Weltkrieges: „Betet ohne Unterlass!“. Dass es schwierig werden würde, während eines Krieges die Verbindung zu den Missionaren in China und in Indien aufrecht zu erhalten, war schon in den 5 Jahren vor Beginn des Krieges deutlich erkennbar. Wer jemals in den Jahren an einer Aussendung von Missionaren teilgenommen hat, wird den Liedvers nicht vergessen, den wir in Breklum bei der Aussendung gesungen haben: „Zieht in Frieden eure Pfade. Mit euch des großen Gottes Gnade und seiner heiligen Engel Wacht. Wenn Euch Jesu Hände schirmen, geht's unter Sonnenschein und Stürmen, getrost und froh bei Tag und Nacht. Lebt, wohl, lebt wohl im Herrn: Er sei euch nimmer fern, spät und frühe. Vergesst uns nicht in seinem Licht, und wenn ihr sucht sein Angesicht“ (Lied Nr. 258 im Gesangbuch).

Mit dem hohen Stellenwert des Gebets knüpfte die Breklumer Mission an ihren Gründer Christian Jensen an. Die Gemeindeglieder im Lande, die sich in die Liste der Missionsfreunde eintragen ließen, verpflichteten sich schriftlich nicht zu einem Mitgliedsbeitrag für die Mission, wohl aber zum regelmäßigen Gebet für die Missionare und die Missionsarbeit. Das Gebet hatte einen höheren Stellenwert als das Geld. Im Gebet wurde die Verbindung zu den Missionaren und zu den Christen in China und Indien aufrechterhalten – speziell im Krieg. Wir hatten in Breklum einen besonderen intensiven Ort des gemeinsamen Betens: den Betsaal. An jedem Mittwoch war Gebetsstunde – ein im Krieg besonders wichtiger Termin. Unvergessen sind mir zum Beispiel die innigen Gebete von Onkel Nahnse, wie wir Kinder sagten, im Betsaal – aber auch, dass er sich selbst dazu verpflichtet hatte, in

Breklum in viele Häuser zu gehen und an Sterbebetten für die Kranken und ihre Angehörigen zu beten.

Mit der Selbstverpflichtung zum persönlichen Glaubenszeugnis von Jesu Heilsbotschaft Gottes für alle Menschen in allen Völkern und gegen ein deutsches, völkisches, nationalsozialistisches Christentum – mit der Selbstverpflichtung zum persönlichen Gebet und zum freiwilligen Opfer – wurden in Schleswig-Holstein die Träger der Breklumer Mission – Laien wie Theologen – das geistliche Zentrum der Bekennenden Kirche in den dreißiger Jahren und im 2. Weltkrieg.

**DIE ÄUSSERE MISSION ALS WEGBEREITERIN
EINER WELTWEITEN ÖKUMENISCHEN ZUSAMMENARBEIT
CHRISTLICHER KIRCHEN**

In Indien waren die Missionare und ihre Familien zu Beginn des zweiten Weltkrieges eine zeitlang interniert, danach konnten sie für eine begrenzte Zeit eingeschränkt wieder auf ihren Missionsstationen in der Jeypurkirche arbeiten, durften aber nicht umherreisen, bis schließlich im August 1943 alle Missionsfamilien das Missionsgebiet endgültig verlassen mussten und in zwei Lagern in der Nähe von Bombay für die letzte Zeit des Krieges gefangen gehalten wurden. Es ging ihnen leidlich und sie konnten in der Zeit der Internierung allein und auch gemeinsam literarisch arbeiten z.B. wie Missionvorsteher Meyer an der Übersetzung der Bibel in die Odyia-Sprache, wie Tauscher an einem Wörterbuch für Griechisch – Odyia und zusammen mit Hübner und den anderen Missionaren an literarischen Plänen und Hilfsmitteln für die Ausbildung von indischen Pastoren, Lehrern, Katecheten und Evangelisten, um die Inder vorzubereiten auf das Selbständig werden, auf die Leitung und Verwaltung einer selbständigen, einheimischen indischen Kirche.

Während der Zeit des Krieges und damit verbunden der Trennung der Missionare und der Breklumer Mission von ihrem Missionsgebiet, hat die Federation der lutherischen Kirchen und Missionen in Indien, haben insbesondere die Amerikaner mit ihrer Mission die Jeypurkirche durch massive finanzielle Unterstützung am Leben erhalten und die Dänische Mission mit ihrem Missionar Andersen die Aufsicht und Beratung übernommen. Meyer schreibt im Bericht 1943/1944: „Wohl hat die Jeypurkirche in Missionar Andersen von der D.M.S. einen erfahrenen Berater und Breklum den besten Treuhänder. Seit Januar 1944 wohnt Missionar Andersen ganz auf unserem Missionsgebiet ...in Koraput... Aber die verantwortliche Leitung der Jeypurkirche, der Dienst unter Heiden und Christen liegt jetzt in den Händen der

eingeborenen Pastoren, Katecheten, Lehrern und Ältesten (1943/1944 S. 4).“ In der Zeit des zweiten Weltkrieges haben die Missionare in Indien und hat die Breklumer Mission zwei wunderbare Erfahrungen gemacht:

Erstens die Erfahrung, dass nach dem Abzug aller Missionare die einheimische Kirche nicht zusammenbrach, sondern dass die einheimischen Pastoren und Ältesten, Katecheten und Lehrer begannen, die Verantwortung für ihre Kirche zu übernehmen.

Zweitens die Erfahrung, dass die Missionsarbeit den Weg bahnte zu einer ökumenischen internationalen Glaubensgemeinschaft, Solidarität und Zusammenarbeit und diese entstand mitten im Krieg, durch das Handeln von Lutheranern aus dem mit Deutschland sich im Krieg befindenden Amerika und durch einen dänischen Missionar aus dem von den Nationalsozialisten besetzten Dänemark. Die äußere Mission hat mit ihrer Arbeit noch im Krieg den Weg bereitet für die nach dem Krieg beginnende weltweite ökumenische Zusammenarbeit der Kirchen.

Trotz dieser positiven Erfahrungen – am Ende des zweiten Weltkrieges stand die Missionsarbeit Breklums vor dem endgültigen Aus. Im Bericht 1943/1944 sagt Vater: „Das 5. Kriegsjahr ist für die Breklumer Mission das schwerste Jahr in den letzten 25 Jahren unserer Missionsgeschichte gewesen. Breklum hat keinen Missionar, keine Missionarin mehr auf den Missionsfeldern... Das bedeutet das Ende der heidenmissionarischen Tätigkeit unserer Geschwister im Jeypurland und im Süden der Kwangtung-Provinz. Schwer liegt Gottes Hand auf uns (S. 1).“

HEIMATARBEIT IM 2. WELTKRIEG – DAS EVANGELIUM UND DER ZEITGEIST

Vom Zeitgeist bestimmt sein heißt: nichts Eigenes, nichts Besonderes sagen und tun, sondern sich ebenso verhalten wie alle anderen auch. Die Christen in unserem Land, die in Breklum und anderswo in den Gemeinden in der Bekennenden Kirche die zentralen Inhalte der Christusbotschaft vom Heil Gottes für alle Menschen verteidigten und die totalitäre Ideologie des nationalsozialistischen Staates mit ihren rassistischen, völkischen Ideen und ihrer Vergötzung des Deutschtums bekämpften, haben an diesem zentralen Punkt der herrschenden Ideologie des Nationalsozialismus und dem Zeitgeist widersprochen. In der Erklärung vom Mai 1934, die die Grundlage der Bekennenden Kirche wurde, heißt die erste These: „Jesus Christus wie er

uns in der Heiligen Schrift bezeugt wird, ist das eine Wort Gottes, das wir zu hören, dem wir im Leben und im Sterben zu vertrauen und zu gehorchen haben“. Daraus folgert die Erklärung: „Wir verwerfen die falsche Lehre, als solle und könne der Staat über seinen besonderen Auftrag hinaus die einzige und totale Ordnung des menschlichen Lebens werden...“ Wo war damals der Widerspruch der geistigen Elite unseres Volkes gegen die totalitäre Ideologie der Nationalsozialisten, der Widerspruch der Professoren und der Universitäten, der Juristen und der Ärzte, der Lehrer, der Bildungsinstitutionen, der Schriftsteller? Wo blieb das Eintreten von Aufklärung und Vernunft, von Bildung und Wissenschaft für die christlichen Grundlagen unserer abendländischen Kultur?

Auch die Christen in der Bekennenden Kirche waren natürlich weithin vom Zeitgeist bestimmt. Sie sagten, was alle sagten und verschwiegen öffentlich, was alle verschwiegen. Alle in unserem Volk waren begeistert, als von 1939 bis 1941 die deutschen Soldaten von Sieg zu Sieg eilten, Vater auch: „Voller Stolz sehen wir auf unsere Truppen. Was haben sie geleistet!... Voll Bewunderung schauen wir auf das Werk unseres Führers. Versailles ist zerbrochen. Voll Dank stehen wir auch heute vor den einzigartigen Opfern und Leistungen. Das soll unser Dank als Missionsgemeinde sein: Wir wollen für unser Volk, für unseren Führer und alle Obrigkeit, für unsere Soldaten besonders inständig beten“ (Bericht 1939/1940 S. 31). Pastor Juhl hält 1940 eine große Festpredigt „Missionsgemeinde, wahre dein Erbe: Allen Menschen Heil! Christus bewirkt es“ dann aber auch folgende Sätze: „Unsere Herzen sind erfüllt von Dank für das Große, sind bewegt von Schmerz um das Schwere, nicht weniger als die Herzen unseres übrigen ganzen deutschen Volkes. Auch von unseren Häusern wehen die Siegesfahnen. Gerade von unseren Türmen frohlocken die Dankesglocken (ebd. S. 1).“ Vater und Juhl nahmen hier auf, was 1940 alle dachten und sagten. Und Vater verschwieg 1940 und in den folgenden Jahren das, was alle verschwiegen, obwohl die meisten es wussten: Kein Bedauern über das schwere Leid, das unsere Soldaten dem polnischen Volk zugefügt haben, kein öffentliches Erwähnen der Pogrome gegen die Juden, der Misshandlungen in den Konzentrationslagern und ihren Außenstellen, der Tötung geistig und körperlich schwer behinderter Menschen. Darüber haben alle damals geschwiegen, die ganze geistige Elite und Intelligenz unseres Volkes und die Kirche und die Mission auch. Nur Einzelne aus allen Lagern: von den Linken und von den Rechten, von den Gewerkschaftlern und den Offizieren, von den Religionslosen ebenso wie von den Christen haben den persönlichen Mut gehabt, an dieser Stelle dem herrschenden Zeitgeist zu widersprechen und dafür die persönlichen Konsequenzen zu übernehmen. Ein belastetes Ge-

wissen hatten viele, Vater auch. Dass Hitler für seine Siege nicht Gott in Anspruch nehmen konnte, das wusste man in der Mission wohl. Vater erzählt in seinem Rückblick auf vier Jahrzehnte Weltmission. „Was sollte werden, wenn der Zusammenbruch kam? Lange schon sahen ihn viele voraus. Als 1940 der Frankreich-Feldzug beendet war und über den Rundfunk das Lied erklang: „Nun danket alle Gott“, sagte Pastor Dr. Dunker zu uns: „Jetzt ist der Krieg verloren“ und dann fügte er die Frage hinzu: „Was machen wir dann?“ (S. 27).

Ich bin nicht mehr bereit, der Kirche speziell vorzuwerfen, dass sie damals das gesagt hat, was alle – einschließlich der gesamten geistigen Elite unseres Volkes – leider gesagt und verschwiegen haben. Wer die Kirche gerecht und fair beurteilen will, muss sie messen an dem Denken, Reden und Tun aller anderen gesellschaftlich relevanten Gruppen in der damaligen Zeit. Auf den letzten beiden Seiten lesen wir im „Glauben der Nordmark“ bei Gustav Frenssen: „Dieser Glaube ist ja mit deutschem, mit germanischen Wesen eins und dasselbe. Dieser Glaube ist das Volk und das Volk ist dieser Glaube... Und eines Tages wird es ein Ende haben... mit Kirchenglauben und seinen Verkündern. Weil Glaube und Deutsch, Glaube und Leben eins und dasselbe sein wird... Handelt und redet nicht der deutsche Lehrer, der deutsche Richter, der deutsche Verwaltungsbeamte, der deutsche Staatsmann, der deutsche Arbeiter und Bauer, von sich aus fromm? Kann er sein Tagewerk anders führen als aus der Tiefe seiner deutschen Seele?“ („Der Glaube der Nordmark“ 2. Aufl. S. 144f) das war die herrschende Meinung der Lehrer, der Schulen, der Wissenschaftler und der Universitäten, der Ärzte, der Juristen, der Wirtschaft usw. Blickt man von heute aus zurück auf die dreißiger Jahre, dann war es ein Hoffnungszeichen für eine nach dem Krieg aufzubauende demokratische Gesellschaft, dass damals in der Bekennenden Kirche und in der Mission viele von 1934 bis 1945 dem Zeitgeist der Verherrlichung des Deutschtums und dem totalitären Herrschaftsanspruch des Staates über alles Glauben, Denken und Reden durchgehend vehement widersprochen haben. Ich bin auch nicht mehr bereit, die Bekennende Kirche speziell anzuprangern wegen ihrer in der Tat vorhandenen Defizite, weil ich jetzt mit 74 Jahren aus eigener Erfahrung weiß, was wir selbst bei unseren Bemühungen um die Erneuerung der Kirche in den sechziger bis achtziger Jahren an biblischen Inhalten und kulturellen Werten der Ideologie unseres Zeitgeistes preisgegeben haben, obwohl wir unter keinerlei totalitärem Druck standen.

**DAS ENDE DER HEIDENMISSION, DEN NIEDERGANG DER KIRCHE
UND DAS ENDE DER NATION VOR AUGEN
ABER DENNOCH IM VERTRAUEN AUF GOTTES VERHEISSUNGEN UND TREUE**

In seiner Festpredigt auf dem Missionsfest 1942 vergleicht Pastor Hansen aus Kiel die Kirche mit der Stadt Lübeck, die Palmarum 1942 von Bombern in Schutt und Asche gelegt wurde.

„Und unsere Kirche? Vor meinen Augen steht das Bild der Stadt mit den grünen Türmen, die schönste Stadt unserer Nordmark, Lübeck, die jetzt so schwer heimgesucht ist. Der schöne Dom, die stolze Marienkirche, die Petrikirche, die alle mit ihren schlanken Türmen hoch gen Himmel ragten, – alle ein Raub der Flammen und rings um sie her ein Trümmerfeld.“

Ist das nicht auch ein Bild unserer Kirche? Ist sie nicht auch unter dem Druck feindlicher Gewalten, die sie bedrohen, zu einem Trümmerfeld geworden? Die Jugend entfremdet, die Gemeinde weithin verwaist (ca. die Hälfte aller Gemeindepastoren waren zu den Soldaten eingezogen), und versunken in Gleichgültigkeit... Wie klein ist doch die Schar derer, die sich in den Kirchen sammeln, um Gott die Ehre zu geben (Bericht 41/42 S. 2).“ Pastor Dunker schreibt in seinem Rückblick über das Missionsfest 1942: „Viele konnten nicht kommen. Die Eisenbahn, die noch vor drei Jahren in einem Sonderzug allein aus Flensburg und Angeln an tausend Menschen heranführte, durfte nicht für das Fest benutzt werden... Gottes Haus zum Jahresfest der Breklumer Mission nicht bis zum letzten Platz gefüllt – das ist noch nicht dagewesen (Rückblick 1942 S. 2).“

Schriften durften von der Mission nicht mehr gedruckt und veröffentlicht werden. Das Breklumer Sonntagsblatt wurde eingestellt. Auch die Jahresberichte 1942; 1943, 1944 wurden nicht mehr gedruckt. Sie liegen vor mit Schreibmaschine geschrieben und wurden von Missionskreis zu Missionskreis weitergegeben. Das Christentum zog sich aus der Öffentlichkeit mehr und mehr ins Private zurück, aus der Gemeinde in die Familie und in die Seelsorge. Das persönliche Gespräch und die Seelsorge gehörten zu Vaters Stärken. Als Gastredner kam er in viele Gemeinden. Wo die Männer Soldaten waren, hatten die Pastorenfreuen besonders schwere Belastungen auszuhalten. In was für Schwierigkeiten haben die Nazis damals einzelne Familien gebracht. Vater hat mir viele Jahre später so manches ihn belastende Beispiel erzählt.

Je länger der Krieg dauerte, desto schwieriger wurde auch die Missionsarbeit in der Heimat. Pastor Dunker und Pastor Schmidt waren eingezogen. Die Hauptarbeit lastete auf zwei Hauptamtlichen: Vater in Breklum und Feldhusen in Altona. Die Rahmenbedingungen wurden immer schwieriger. Im Missionshaus wurden zunehmend Flüchtlinge untergebracht, im Missi-

onssaal und Betsaal deutsche Soldaten, im Martineum ein Kinderheim der Kieler Stadtmission, das wegen der Bombennächte nach Breklum ausquartrierte war.

Die Gottesdienste in der Breklumer Kirche wurden in den letzten Kriegsjahren mehr und mehr zu sehr traurigen Feierstunden, fast wie Beerdigungen, die ich in sehr düsterer Erinnerung habe. Denn in ganz vielen Gottesdiensten wurde der Name eines Mannes verlesen, von dem die Familie die Nachricht erhalten hatte, dass er als Soldat gefallen war. Und die Familie saß da und weinte.

Zu Beginn des Krieges 1939/1940 hatte Vater für den Jahresbericht das Motto gewählt: „Betet ohne Unterlass“ und als Festprediger für das Jahresfest 1940/1941 hatte er sich zur Unterstützung den späteren Landesbischof von Hannover Dr. Hanns Lilje aus Berlin geholt. Lilje hatte das Gespür dafür, dass jetzt die Missionsarbeit grundsätzlich in Frage gestellt werden würde – auch innerhalb der Kirche selbst. Er hielt eine eindrucksvolle Predigt zu dem Wort Jesu (Mt. 24, 35): Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Wort vergehen nicht Bei vielen in der Mission herrschte Endzeitstimmung. Lilje predigte. „Hat das wirklich alles einen Sinn? Gewiss, noch gibt es das Wort von Jesus Christus, aber kann man wirklich von Erfolgen reden? Da sind die riesigen Völkermassen des fernen Ostens, Hunderte von Millionen Menschen, und nur hier und da, eingesprengt in diese riesige Zahl eine Handvoll Christen. Kann man wirklich sagen, das alles hat einen Sinn gehabt?“ ... (Lilje antwortet selbst mit einer kurzen Geschichte): „In einer der ersten schweren Verfolgungswellen, die über die russische Christenheit dahinging, fragte eines Tages ein sowjetrussischer Funktionär einen der russischen Bischöfe höhnisch: „Wer wird nun siegen – euer Christus oder wir? Der Bischof antwortete: „Ihr werdet siegen; aber nach all euren Siegen wird Christus siegen. Daran wollen wir uns halten (1940/41 S. 5f).

Als der zweite Weltkrieg in seine letzte Phase tritt, ist die Stimmung gedrückt. Im Jahresbericht 1943/1944 schreibt Vater im vorletzten Absatz „Wir sind am Ende mit aller unserer Weisheit. Wir sind am Ende mit all unserem Denken. Wir sind am Ende mit all unseren Kräften. Nun lasst Gott anfangen. Er hat tausend Möglichkeiten (ebd. S. 13).“

DIE ENTWICKLUNG DER BREKLUMER MISSION
ZUR ZEIT VON DR. D. MARTIN PÖRKSEN

TEIL II 1945–1956

DER NEUANFANG DER BREKLUMER MISSION 1945
NACH DEM VERLORENEN KRIEG

Einen Monat nach Ende des Krieges, am 10. Juni 1945, feiert Breklum sein Missionsfest. Missionsvorsteher Heinrich Meyer schreibt in einem Brief aus Indien an die Festgemeinde: „Wir haben teil an Eurem Erleben und Erleiden... Es ist Evangeliumszeit, weil die Menschen immer ärmer, immer ratloser, immer sündiger werden“ (Jahresbericht 1944/1945 S. 11).

Das ganze Fest muss in der Kirche stattfinden. Missionshaus und Festwiese sind vom britischen Militär beschlagnahmt, belegt und eingezäunt. Pastor Hansen von der Kieler Lutherkirche hält die Festpredigt über Hosea 13,9: „Israel, du bringst dich ins Unglück; denn dein Heil steht allein bei mir.“ Vater erzählt seinem Bruder Uwe: „Ich erinnere mich: er bezog das Wort auf die Deutschen und nach seiner Predigt wurde viel darüber diskutiert, ob er das hätte tun dürfen“ (Erinnerung an Breklum S. 69). Was hatte Pastor Hansen gesagt? Er predigte: „Vor einigen Wochen stand ich nach einem schweren Bombenangriff auf Kiel vor einem völlig zerstörten Teil unserer Luthergemeinde, vor einem Haus, unter dessen Trümmern wohl zwanzig Menschen begraben lagen. Verzweifelt mühten sich die Angehörigen, die letzten Reste zu bergen. Tieferschüttert standen wir vor der Unglückstätte. Da sagte ein Mann: ,Und da reden Sie noch von einem Herrgott!‘ Liebe Freunde, als ob Gott das gewollt hätte... Gott hat das nicht gewollt; das haben wir selbst vollbracht. Israel, du bringst dich ins Unglück“ (Bericht S. 3). „An ihm liegt es nicht, wenn wir versinken in unserer Not, es liegt an uns. Er hat uns nicht ins Unglück gebracht, das haben wir selbst getan. Das ist es, was die Not unserer Zeit so groß und so bitter macht, dass hinter unserem Unglück die Schuld steht, die uns und unser Volk vor Gott verklagt (ebd. S. 5).“

„Wir sind schuldig geworden vor Gott. Und wenn wir denken an das ungeheuerliche Unrecht das in deutschen Landen geschehen und jetzt ans Licht gekommen ist, dann müssen wir unser Haupt verhüllen in tiefer Scham. Es hilft uns auch nicht zu sagen: Das haben wir nicht gewusst und gewollt. Wir sind schuldig geworden vor Gott mit unserem Volk. Oder sind wir unversehens und ungewarnt in unser Unglück geraten? Hat Gott es uns nicht gesagt: Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben?... Gott hat es uns klar und deutlich gesagt! Aber wir haben nicht

gehört auf Sein Wort. Jetzt müssen wir die Folgen tragen (ebd. S. 4). „Es gibt nur eine Rettung, nur einen Weg, der uns einer neuen Zukunft entgegenführen kann. Das ist der, dass wir der Wahrheit die Ehre geben, uns beugen vor dem allmächtigen Gott, an dem wir schuldig geworden sind, und uns auf Gnade und Ungnade in seine Hände geben! Kommt, wir wollen wieder zum Herrn! „Die Güte des Herrn ist es, dass wir nicht gar aus sind. Seine Barmherzigkeit hat noch kein Ende, sondern sie ist jeden Morgen neu und Deine Treue ist groß (ebd. S. 5).“

Es bedurfte nicht erst einer Stuttgarter Erklärung der EKD, um die Bekennernde Kirche und die Mission in Schleswig – Holstein auf die Notwendigkeit eines Schuldbekenntnisses hinzuweisen. Schon 4 Monate vor dem Stuttgarter Bekenntnis im Oktober 1945 hatte die Mission es unmittelbar nach Kriegsende als ihre erste und wichtigste Aufgabe angesehen, vor Gott ihre Schuld zu bekennen für das Unrecht, das wir alle, das unser Volk und unsere Kirche im Dritten Reich begangen hatte. Jetzt galt es, Kirche wie Mission neu ganz auf Jesus Christus und auf Gott hin auszurichten. Inhaltlich hat Pastor Hansen bereits im Juni auf dem Jahresfest das gepredigt, was dann im Stuttgarter Schuldbekenntnis für die gesamte Evangelische Kirche überzeugend und einprägsam formuliert wurde.

DIE PREDIGT ZUR ERÖFFNUNG DER ERSTEN LANDESSYNODE NACH DEM KRIEG

Zwei Monate später, am 14. August 1945, an seinem 42. Geburtstag, hielt Vater in Rendsburg die Predigt zur Eröffnung der ersten vorläufigen Gesamtsynode der Landeskirche Schleswig-Holstein nach dem Ende des Krieges.

Auch diese Predigt über 1. Samuel 12, 20–25 beginnt im ersten Teil mit einem Schuldbekenntnis: „Gott steht vor uns. „Ich bin der Herr dein Gott... keine anderen Götter neben mir... Denn darum ging es während des letzten Jahrzehnts: um das 1. Gebot. Neben Gott traten die Götter. Die Götzen der Zeit wollten den Herrn der Herrlichkeit entthronen. Wer ist Schuld, dass es so kam?... Vielen in unserem Volk ist es immer noch nicht klar... Ist es uns klar? Wir sind die Schuldigen. Wir haben das 1. Gebot übertreten...“

Gott fragt uns, die Kirche, noch einmal die uralte Frage: Wo ist dein Bruder? Und wir antworten: Wir sollten unseres Bruders Hüter sein? Aber in der Kirche war keine Wacht. Die Kirche übte das Wächteramt nicht aus. Umgekehrt! Die letzte Synode hier in Rendsburg rechtfertigte das Führerprinzip in der Kirche und den Einbruch der politischen Mächte in den Raum der Kirche. Das ist unsere Schuld, die wir heute vor Gott bekennen.“

Im letzten Teil der Predigt geht es um den Wiederaufbau der Kirche in der Nachkriegszeit. Für den Wiederaufbau sind entscheidend der priesterliche Dienst: Fürbitte und Wegweisung.

„Wir sind nicht Kirche, aber wir dürfen es wieder werden. Indem wir wieder den priesterlichen Dienst aufnehmen und beten, werden wir Kirche. Hier gilt es zu beginnen: Die Kirche kann nur von innen nach außen und nicht von außen nach innen gebaut werden. Wir müssen im Zentrum beginnen.“ „...Dass doch in Schleswig-Holstein, ja über unsere Grenzen hinaus, ja bis in den Himmel hinein eine Kirche entstünde, die in priesterlichem Dienst unablässig darum bittet, dass Gott durch seinen heiligen Geist unsere Kirche erneuert, reinigt, heiligt und unserer Heimat neues geistliches Leben schenkt. Wir brauchen keine von falscher Betriebsamkeit wiederhallende Kirche, aber Gemeinden, in denen gebetet wird.“ ...

„Aus der Enge in die Weite, aus dem Heiligtum auf die Straße, das ist der andere priesterliche Dienst unserer Kirche. Ratlos, heimatlos, brotlos stehen viele am Wege. Jetzt gilt es, aus der Kraft der Fürbitte heraus den Dienst der Wegweisung zu tun... Nicht die sofortige Inangriffnahme aller Aufgaben und die schnelle Lösung aller Probleme ist das Wesentliche, sondern dass von Gottes Wort her der rechte und gute Weg in den entscheidenden Fragen... gewiesen wird.“ (Die Predigt ist z. B. veröffentlicht in den „Kurzen Geschichten aus einem langen Leben.“)

„Für die Beratungen der Synode waren die Predigtworte wegweisend“, schreibt der Kieler Historiker Prof. Kurt Jürgensen (in „Die Stunde der Kirche, Die Ev.-Luth. Landeskirche Schleswig-Holsteins in den ersten Jahren nach dem zweiten Weltkrieg“ Wachholtz Verlag 1976), S. 55, ein Werk aus dem ich im folgenden viel zitieren werde.)

DIE ENTSCHEIDENDEN WEICHEN FÜR DEN NEUANFANG DER ARBEIT NACH DER ZEIT DES NATIONALSOZIALISMUS WURDEN IN BREKLUM IN DEN ERSTEN BEIDEN NACHKRIEGSJAHREN GESTELLT 1945–1946

Die Bedeutung der Heimatvertriebenen für die Kirchengemeinden und für die Mission. Nach einer Volkszählung von 1946 lebten 1945 2,6 Millionen Menschen in Schleswig-Holstein, das waren 1 Million Menschen mehr als vor dem Krieg. Die in der Zeit des Nationalsozialismus gelichteten Reihen der Gottesdienstbesucher füllten sich nach dem Krieg wieder auf nicht nur mit den Einheimischen, die wieder den Weg in die Kirche fanden, sondern mehr noch mit den zahlreichen frommen Heimatvertriebenen aus Hinterpommern und Ostpreußen. „Die ganze Schleswig-holsteinische Kirchengeschichte kennt keine Zeit, in der die Gottesdienste, Andachten, Abend-

mahlsfeiern so stark besucht waren wie in den Jahren unmittelbar nach dem Zusammenbruch im Mai 1945“ (schreibt Prof. Jürgensen, S. 32) Die Heimatvertriebenen haben nicht nur sich selbst eine neue Existenz aufgebaut, viele von ihnen unterstützten den Neuanfang in unseren Gemeinden und in der Breklumer Mission.

BREKLUMS BEITRAG ZUM AUFBRUCH CHRISTLICHER KINDER- UND JUGENDARBEIT IN UNSEREM LAND

- a) die Gründung eines katechetischen Seminars für Gemeindehelferinnen
- b) die Planung eines christlichen Gymnasiums mit Internat in Breklum

Das Neue nach 1945 geschieht im Breklum in der Inneren Mission. Es ist die Konzentration der Breklumer Mission auf den Neubeginn einer evangelischen Kinder und Jugendarbeit nach 12 Jahren Indoktrination der Jugend durch die völkische Ideologie des Nationalsozialismus, vermittelt durch Jungvolk und Hitlerjugend, durch Elternhaus und Schule. Jetzt galt es, die Jugend neu zu gewinnen für die universale Heilsbotschaft Jesu von Gott und für den Aufbau einer neuen an christlichen Werten orientierten Gesellschaft.

Im Laufe nur eines Jahres wurde ein inhaltliches Konzept entwickelt, die Zustimmung der Landessynode und finanzielle Absicherung für die nächsten Jahre erreicht, die räumlichen Voraussetzungen geschaffen und mit der Umsetzung noch im Herbst begonnen.

Dass dieses gelang, verdankt Breklum einer besonderen Fügung Gottes. Ich zitiere aus Uwes Gesprächen mit den Eltern: „Erinnerung an Breklum.“ „Das katechetische Seminar entstand in einer Nachtstunde bei dem Besuch von Gertrud Friedrich. Sie kam aus Breslau, wo sie die Leitung der weiblichen Jugendarbeit in Schlesien gehabt hatte vom Burkhardhaus aus, beauftragt mit dem letzten Transport der Alten nach Berlin. Sie fragte damals den leitenden Geistlichen des Burkhardhauses, Pastor Hertrich: „Haben Sie eine Aufgabe für mich?“ Und er sagte: „Melden Sie sich in Breklum, Pastor Pörksen sucht dringend eine Mitarbeiterin.“ Sie kam, mit Rucksack, allem ihren Gepäck. Und wir begannen am Abend ein Gespräch – Mutter ging schon längst zur Ruhe – über die zukünftige Arbeit. Unter anderem waren wir uns einig: Wir wollten ein katechetisches Seminar begründen (ebd. S. 138f).“ Gertrud Friedrich war eine fromme weltoffene Frau mit großer Ausstrahlung, ein Glücksfall für Breklum in den schweren Monaten, als der Krieg zu Ende ging. Wenige Wochen nach Kriegsende lud Vater mit ihr zusammen ein zu einem Seminar mit dem Thema: „Der christliche Glaube“. Es meldeten sich siebzig Leute an. Wo sollte man die unterbringen? Das Missionshaus war von englischen Soldaten belegt, das Martineum vom Kinderheim, von unserer großen

Familie usw. Uwe hat es aufgeschrieben. „Die Stuben von dem Schneider Ketselsen und dem Bruder, dem Sattler, diese Ladenstuben wurden belegt, im Sanatorium wurde die grün angestrichene Gartenbude belegt. Bei Bade wurde die Knechtekammer neben dem Viehstall voll belegt.“

Meine Brüder Niels und Uwe, unser Vetter Rolf Prehn und ich – die sogenannten großen Jungs, 10–12 Jahre alt, mussten ihre Betten für Seminarteilnehmer räumen und, weil weder Busse noch Bahn fuhren, zu Fuß zu den Großeltern Langlo nach Bistensee wandern – ein unvergessenes Erlebnis. Gertrud Friedrich war nahezu verzweifelt wegen der vielen Anmeldungen. „Unter diesen Teilnehmern war Prof. Jülfes, ein Professor für Atomphysik, darunter war ein Oberstaatsanwalt, darunter waren eine ganze Reihe früherer BDM-Mädchen ...oder auch 6 Soldaten und so fort... Sie mussten, weil die Straße ja gesperrt war, hinten über die Wiesen aus dem Martineum, um die Ecke herum zur Kirche. Da fanden alle Vorträge, alle Bibelarbeiten, alle Zusammenkünfte statt, gegessen wurde entweder bei Regenwetter im Flur des Martineums, bei Sonnenschein draußen vor dem Martineum auf dem Rasen. Es war eine unglaublich bewegte und ertragreiche Zeit ...Und dieser Kurs beschloss, jetzt wollen wir ein richtiges katechetisches Seminar haben (139).“ Es waren einfach viele Menschen da, die nach den Erfahrungen mit dem Nationalsozialismus, mit dem Krieg und dem Zusammenbruch Deutschlands mithelfen wollten, der jungen Generation mit dem Glauben eine neue Zukunftsperspektive zu geben. Noch im Herbst 1945 wurde mit dem ersten Kurs begonnen und nach 7 Monaten konnten im Frühjahr 1946 die ersten 15 Gemeindehelferinnen und Gemeindehelfer zum Aufbau von Kinder- und Jugendarbeit in die Kirchengemeinden entsandt werden. Ab Herbst 1946 wurde die Ausbildung zur Gemeindehelferin auf 2 Jahre verlängert und zwischen dem ersten und dem zweiten Jahr musste ein Gemeindepraktikum absolviert werden. Für die Leitung der Ausbildung konnte neben der Oberin Gertrud Friedrich 1946 Vaters Schwager Pastor Dr. Andersen aus Tetenbüll (später Direktor des Predigerseminars in Preetz, danach Rektor der Kirchlichen Hochschule Neuendettelsau) als Leiter gewonnen werden. In den folgenden Jahren kamen so immer mehr für Kinder und Jugendarbeit ausgebildete Gemeindehelferinnen in die Kirchengemeinden. Dadurch bekamen viele Kirchengemeinden eine persönliche Beziehung zu Breklum und zur Mission. Wie im Dritten Reich durch die Sammlung der Missionsfreunde so entwickelte sich jetzt nach dem Krieg durch die Kinder und Jugendarbeit eine wechselseitige Beziehung zwischen Breklum und den Gemeinden.

Viele in der Landeskirche gaben 1945 der Kinder und Jugendarbeit höchste Priorität. Bereits am 16. Juni 1945, nur einen Monat nach Kriegsende, wurde Otto von Stockhausen zum hauptamtlichen Landesjugendpastor mit Dienstsitz am Bramsee ernannt. Ende 1945 gründete die Landeskirche eine Ju-

gendkammer, in der Otto von Stockhausen mit unserm Onkel Pastor Prehn aus Flensburg (später Propst in Husum, danach Leiter des Rauhen Hauses in Hamburg) und Pastor von Stockhausen zusammen mit einer Landesjugendwartin und einem Landesjugendwart die Verantwortung für den Neuaufbau der Jugendarbeit in Schleswig-Holstein übernahmen (Jürgensen S. 144). Viele Diakone und auch viele Ehrenamtliche wurden in den kommenden Jahren die tragenden Säulen dieser Jugendarbeit. „Im engen Einvernehmen mit... vielen Gemeindepastoren konnten 1946 erstmals wieder 2000 Jugendliche in 65 Lagern und Freizeiten an den Küsten und Seen des Landes zusammenkommen. Und 1947 wurde diese Zahl etwa verdoppelt (ebd.).“ Teil der Jugendarbeit war die Gründung von Posaunenchören in vielen Gemeinden und die Posaunenmission war wiederum auch eng verbunden mit der Breklumer Mission. Jens-Hermann Hörcher und ich sind dafür der lebende Beweis.

Otto von Stockhausen und Vater waren geistesverwandt: Beide predigten evangelistisch und volksmissionarisch in vielen Gemeinden des Landes. Beide waren gefragte Seelsorger. Beide interessierten sich wenig für institutionelle kirchliche Regelungen. Viele von uns haben Otto von Stockhausen in guter, lebendiger dankbarer Erinnerung. Er war ein auf die jugendlichen zugehender, zuhörender, zum Gauen ermutigender Pastor. In der geistlichen Grundhaltung waren Breklum und der Koppelsberg nach dem Krieg nahe beieinander.

PLANUNG EINES CHRISTLICHEN GYMNASIUMS IN BREKLUM

Nicht nur im Grundsätzlichen, sondern auch im Praktischen holten sich Vater und Dr. Dunker Anregungen aus der Arbeit Christian Jensens. Christian Jensen plante, in Breklum ein christliches Gymnasium mit Internat zu gründen. Er begründete das wie folgt: „Die Unwissenheit und die Gleichgültigkeit in Sachen des Wortes Gottes und des Christentums ist unter unseren Gebildeten geradezu unheimlich, steht durchweg unter dem Stande einfacher Dorfleute (Die Weite eines engen Pietisten, S. 55).“ Wenn Christian Jensen etwas plante, machte er sich umgehend daran es zu verwirklichen. Er baute in Breklum ein großes neues Gebäude, das Martineum. „Am 31. Oktober 1883, Luthers 400. Geburtstag, wurde das neue Haus eingeweiht und 99 Schüler zogen ein (ebd. S. 57). Bis 1887 war von dem tüchtigen Direktor von der Sexta bis zur Sekunda alles aufgebaut. Aber dann versagte die Provincialbehörde der Schule endgültig die Anerkennung als Gymnasium. Wer Abitur machen wollte, musste an eine andere Schule wechseln. Das Gymnasium musste geschlossen werden. Christian Jensen war tief enttäuscht.

Einzelne Schüler sind aber in diesen Jahren in Breklum für ihr Leben geprägt worden, so z. B. der spätere Landessuperintendent von Lauenburg, D. Lange aus Ratzeburg, der im Dritten Reich so manchen jungen Theologen der bekennenden Kirche ordinierte, der nicht bereit war, sich durch den von den Nazis eingesetzten Bischof ordinieren zu lassen, der z. B. auch meinem Schwiegervater, als er von dem braunen Propsten widerrechtlich aus seiner Pfarrstelle auf Fehmarn entfernt wurde, zu einer Pfarrstelle in Mustin verhalf.

1945 griffen Vater und Dunker den Plan eines christlichen Gymnasiums wieder auf. Die Planung war kompliziert und langwierig. In einem Gutachten der EKD dazu heißt es u.a. „Der vorliegende Plan verdient sowohl in theologischer wie auch in pädagogischer Hinsicht ernsthafte Beachtung. ... Es ist ein unabdingbares Anliegen, das biblische Menschenbild und die biblische Verkündigung zum wirklichen Mittelpunkt der gesamten Erziehung und allen Unterrichts zu machen.“ Die Landessynode stimmte dem Plan ebenfalls zu. Einen guten Direktor hatte man auch schon gefunden. Professor Bohne hatte schriftlich zugesagt, die Leitung des christlichen Gymnasiums zu übernehmen, wenn er gefragt würde. Bohne wurde dann als Professor nach Kiel berufen und die Frage eines Direktors stellte sich bald nicht mehr, weil die Landesregierung es ablehnte, ein christliches Gymnasium in Breklum anzuerkennen. Dafür gäbe es keinen Bedarf.

Dieser Plan zeigte noch einmal, wie sehr sich Breklum beim Neuanfang nach 1945 darauf konzentrierte, vor allem die junge Generation in unserem Land neu für den christlichen Glauben zu gewinnen. Eine gute Glaubensgrundlage für die Kirche war für Breklum nach dem Krieg wie schon in den dreißiger Jahren das Allerwichtigste.

DIE ANTWORT DER BIBEL UND DER KIRCHE AUF DIE NOT DER NACHKRIEGSJAHRE

In fast allen Kirchengemeinden entstanden in den ersten Nachkriegsjahren Kreise der evangelischen Frauenhilfe, die die Nächstenliebe der Gemeinde organisierten und durchführten. Sie wurden die tragenden Gruppen der Gemeindearbeit. Von Ostern 1945 an wurden zweimal im Jahr, zu Ostern und im Advent, später auch zum Erntedankfest in allen Kirchengemeinden von Haus zu Haus Spendensammlungen durchgeführt. Die Hälfte der Spenden blieb in den Gemeinden und Propsteien zur Linderung der Not vor Ort. 1948 wurde zusätzlich der Diakoniegroschen eingeführt – ein Groschen pro konfirmiertem Gemeindeglied im Monat.

Aufgabe der Mission war es jetzt, darauf hinzuwirken, dass über den Problemen und Notlagen in der eigenen Gemeinde und im eigenen Land der ferne Nächste, z.B. in Asien und Afrika, in seiner Armut und Not nicht vergessen wird. Damit dies nicht geschieht, gründete unsere Kirche die Aktio-
nen Brot für die Welt und Dienste in Übersee, nutzte sie durch Diakonie und Mission die Möglichkeiten der ev. Zentralstelle für Entwicklungshilfe bei der Bundesregierung und dann fasste unsere Kirche später den Beschluss, jährlich Prozente des Kirchensteueraufkommens über den Kirchlichen Entwicklungsdiest zur Bekämpfung von Not und Armut in der Dritten Welt zur Verfügung zu stellen. Hunderte von Millionen Mark wurden in den kommenden Jahrzehnten aus Deutschland für die Kirchen und die in Armut lebenden Menschen in der Dritten Welt zur Verfügung gestellt. Es war uns allen im Hören auf Gottes Wort für den Neuaufbau unserer Kirche wichtig, dass auch die fernen Nächsten, dass Notleidende weltweit teilhaben an unserem wachsenden Wohlstand, unserem wirtschaftlichen und technischen Fortschritt.

BREKLUMS ANTEIL AM INSTITUTIONELLEN NEUAUFBAU DER KIRCHE

Unser Vater gehörte zu dem kleinen Kreis derer, die in den Wochen nach Kriegsende die Bildung der ersten vorläufigen Gesamtsynode vorbereitete, die dann Mitte August in Rendsburg zusammenkam. Unter den Beteiligten gab es eine schweigende Übereinkunft darüber, dass die neuen Gremien der Kirche von unten nach oben gewählt und gebildet werden und dass vorwiegend Mitglieder der Bekennenden Kirche die Leitung übernehmen sollten. Vor der Neubesetzung der Leitungämter musste jedoch ein Problem gelöst werden:

DIE ENTNAZIFIZIERUNG DER GEISTLICHEN

Mitte September 1945 versandte die Militärregierung an die Kirche Fragebögen, die von allen Pastoren innerhalb von 4 Wochen auszufüllen waren, dazu die Personallisten A und B und C.

Liste A sollte die Namen enthalten. Clergy approved – Geistliche bestätigt, Liste B die weiter zu untersuchenden Schwebefälle – Pending Inquiry, Liste C: die zur Entlassung vorgeschlagenen Geistlichen – Proposed to be dismissed. Entlassung bedeutete: ohne Ansprüche auf Versorgungsbezüge. Die Vorprüfung nahm ein Entnazifizierungsausschuss vor, dem Propst Adolphsen Kappeln, Propst Bielfeld Itzehoe und Pastor Prehn Flensburg angehörten (S. 175). Bis zum März 1946 wurden 281 Geistliche im Amt bestätigt, von den 134 Geistlichen der Liste B wurden bis dahin 92 bestätigt, zur Ent-

lassung vorgesehen waren 21 Geistliche. Der von der braunen Synode eingesetzte Landesbischof Paulsen war bereits im Juli 1945 zurückgetreten und wurde wieder tätig als Gemeindepastor. Von den Pröpsten wurden 2 von allen Rechten und Pflichten eines Geistlichen entbunden, 5 verloren ihr Propstenamt und wurden wieder als Gemeindepastoren tätig.

Wie wurde verfahren, wenn Geistliche von sich aus ihre Schuld öffentlich bekannten? Dazu ein herausragendes Beispiel: Propst Hasselmann, der 1933 als Propst in Flensburg eingesetzt wurde, hat noch vor Kriegsende „in einer bewegenden Stunde vor seinen Amtsbrüdern seinen politischen Irrtum reumütig bekannt (S. 398)“. Er wurde von der ersten Vorläufigen Gesamtsynode sogar als Stellvertreter von Hans Asmussen in die Vorläufige Kirchenleitung gewählt und rückte ganz in die Kirchenleitung auf, als Asmussen bald darauf zum Präsidenten der EKD Kanzlei gewählt wurde. Landessuperintendent Matthiessen – Ratzeburg, der nach dem Verfahren in seinem Amt bestätigt wurde, schrieb an Asmussen: „Die Zeit der Not ist von tiefem Segen gewesen. Ich hatte mit meinem Ausscheiden aus dem Amt fest gerechnet. Und ich hätte den Abbau, wenn er gekommen wäre, als ein gerechtes Urteil Gottes hingenommen (S. 398).“ Professor Jürgensen fragt in diesem Zusammenhang zu Recht: „Wo denn sonst – wenn nicht im kirchlichen Raum – musste eingestandene Gesinnungsschuld, wie sie mehrfach von völkisch-nationalen oder auch regelrecht national – sozialistisch eingestellt gewesenen Pastoren bekannt wurde, Vergebung finden?“ (S. 179).

Auf der anderen Seite stand die Besorgnis, dass mit vielen nationalsozialistisch eingestellten Pastoren ein Neuanfang in der Kirche nicht möglich sei. Ich habe Vater gefragt: „Warum habt ihr damals so viele von den alten Nazis im Amt gelassen?“ Vater antwortete mir: „Das war schwer zu entscheiden. Ich selber habe mich nach Martin Niemöller gerichtet, der selber Jahre im KZ unter den Nazis gelitten hatte und der nun im Blick auf die Entnazifizierung sagte: „Jetzt ist die Zeit der Vergebung und der Versöhnung.“

Die Frage nach dem Verhalten im Dritten Reich verschärfte sich noch einmal, wenn jemand in ein leitendes geistliches Amt gewählt oder berufen werden sollte. Die Hälfte der Propstenämter musste 1945/1946 neu besetzt werden. In einem Bericht vom 3. 9. 1946 schrieb Präses Halfmann dazu: „Unter den neu ernannten Pröpsten befinden sich drei (Sontag, Waßner, Hansen-Petersen), die der Bekennenden Kirche nicht angehören... Unser Anliegen ist, (nicht nur Mitglieder der Bekennenden Kirche, sondern insgesamt) angesehene und tüchtige Geistliche in die Propstenämter zu bringen (S. 397 Anm. 15).“

**EIN KURZES ZWISCHENSPIEL:
DIE BERUFUNG VATERS IN DEN ERSTEN SCHLESWIG-HOLSTEINISCHEN
LANDTAG IM FEBRUAR 1946**

Die Militärregierung legte Wert darauf, dass in dem ersten von ihr berufenen Provinziallandtag möglichst alle Bevölkerungsschichten und Berufstände angemessen vertreten waren. Aus dem Bereich der evangelischen Kirche wurden drei Geistliche berufen:

Pastor Paul Husfeldt aus Kiel, Pastor Johannes Iversen aus Rendsburg und Vater. Ich habe später Vater mal gefragt, warum er nicht zumindest die ersten Monate im Landtag geblieben ist, um zu helfen, die Weichen für die Kirche gut zu stellen. Er sagte mir: „An der ersten Sitzung des Landtages habe ich teilgenommen und bin da gleich in 7 Landtagsausschüsse gewählt worden. Das konnte ich nicht nebenbei schaffen und die Arbeit in Breklum hatte für mich Vorrang. Da bin ich sofort nach der Landtagsitzung ins Landeskirchenamt gefahren und habe vorgeschlagen, dass an meiner Stelle jemand anders in den Landtag kommt. So wurde als Vaters Vertreter Pastor Dr. Muus in den Landtag berufen (ebd. S. 69 u. S. 158f).

**VIER BREKLUMER WURDEN NACH 1945 INS BISCHOFSAMT GEWÄHLT
DR. MARTIN PÖRSEN 1946 UND REINHARD WESTER 1947 ZUM BISCHOF
FÜR SCHLESWIG, PROF. H. MEYER 1956 ZUM BISCHOF FÜR LÜBECK,
DR. FR. HÜBNER 1964 ZUM BISCHOF FÜR HOLSTEIN**

Die Bischofswahl Vaters hatte eine Vorgeschichte. Ich zitiere im folgenden ausführlich den Landesgeschichtler Prof. Jürgensen und halte mich mit meinem eigenen Urteil zurück.

In den Wochen vor der Wahlsynode war Vater von vielen Synoden der Bekennenden Kirche und insbesondere von dem 1933 durch die braune Synode abgesetzten Bischof für Schleswig D. Völkel zur Kandidatur gedrängt worden. „Pörksen, der mit Leib und Seele Missionsdirektor in Breklum war, war umso weniger bereit, diese Stellung aufzugeben, weil er – wie er meinte – die Fähigkeiten, die einen Bischof auszuzeichnen hätten, in seiner eigenen Beurteilung nicht hatte (ebd. S. 73).“ 5 Wochen vor der Wahlsynode, am 29. Juli 1946 schrieb er an Bischof i. R. D. Völkel: „Ich kann das Amt für Schleswig nicht übernehmen. Ich weiß, hochverehrter lieber Herr Bischof, wie sehr ich Sie damit enttäusche. Sie waren nicht nur in den vergangenen 1½ Jahrzehnten der verantwortliche Förderer unserer Breklumer Arbeit als unser Bischof. Sie waren auch mein persönlicher Seelsorger und sind mit unendlicher väterlicher Güte mir immer wieder entgegengekommen. Ge-

rade deshalb ist es mir doppelt schmerzlich, jetzt nicht Ihrer Bitte folgen zu können. Ich bitte Gott, dass es nicht Trotz oder Eigensinn ist, sondern wirklicher Gehorsam und Erfüllung seines Willens. Meine Entscheidung ist endgültig (73).“

Trotzdem ließ das Drängen zur Kandidatur nicht nach. Vater muss innerlich unsicher gewirkt haben. Die vorläufige Kirchenleitung schlug jedenfalls zwei Kandidaten für das Schleswiger Bischofsamt vor: Hauptpastor Lic. Herntrich von Hamburg und Missionsdirektor Dr. Martin Pörksen aus Breklum, obwohl „Pörksen auch auf der Synode zu verstehen gab, dass ihm nichts daran läge, gewählt zu werden (S. 79).“ Für Holstein wurden Präses Halfmann und Prof. Rendtorff als Kandidaten benannt. Am Donnerstag Nachmittag, den 5. Sept. 1946 in Rendsburg, begann die Wahlhandlung. „Der Mitteilung der Namen der Kandidaten (Präses Halfmann und Prof. Rendtorff für Holstein und Hauptpastor Licensiat Herntrich und Missionsdirektor Pastor Dr. Pörksen für Schleswig) folgte ein kurzer Zwischenfall. Pörksen bat darum, von seiner Wahl abzusehen, die Synodalen Ehlers und Völkel widersprachen. Propst Siemonsen leitete die geheime Wahl und teilte das Auszählungsergebnis für den Sprengel Holstein mit: Von 87 abgegebenen Stimmen entfielen 59 auf Präses Halfmann und 28 auf Professor Rendtorff. Bei der nachfolgenden Wahl des Bischofs für Schleswig entfielen 51 Stimmen auf Pastor Dr. Pörksen, 32 Stimmen auf Hauptpastor Lic. Herntrich; 3 Stimmzettel waren ungültig. In einem weiteren Wahlgang wurde Halfmann als neugewählter Bischof für Holstein fast einmütig (mit 78 zu 7 Stimmen) zum Vorsitzenden der Kirchenleitung gewählt (S. 80).“ „Alle Gewählten nahmen ihr neues Amt an. Auch Dr. Pörksen mit einem klaren Jawort. Für ihn war das große Vertrauen, das die Synode ihm erwiesen hatte, ein ‚Ruf Gottes‘, dem er schweren Herzens zu folgen bereit war (ebd. S. 80).“

Ich erinnere Folgendes. Als Vater von der Wahl zum Bischof nach Hause kam, holte er uns Kinder in sein Studierzimmer. Als zweitältestes der Kinder war ich damals 13 Jahre alt. Vater verbreitete eine ernste Stimmung und schärfe uns ein: „Bildet euch nicht ein, dass ihr etwas Besseres seid als andere Kinder, nur weil euer Vater zum Bischof gewählt worden ist.“ Ich wollte mich eigentlich freuen und war stolz auf meinen Vater. „Nach vier Wochen schwerer innerer Kämpfe und einem langen seelsorgerlichen Gespräch mit ... Bischof i. R. Völkel, war es ihm klar geworden, er hätte am 5. September 1946 „nein sagen müssen“. Die Synode hatte seines Erachtens mit seiner Wahl eine „falsche Entscheidung“ getroffen, und „auf einer falschen Sache ruht kein Segen“. Dr. Pörksen legte deshalb in einem an Bischof Halfmann gerichteten Schreiben vom 2. Oktober ... sein Bischofsamt nieder, bevor noch die für den Herbst desselben Jahres vorgesehene kirchliche Einführung im Dom zu Schleswig erfolgt war (S. 81).“ In der Nov.-Ausgabe des

Gemeindeblatts „Am Sehrohr der Zeit“ schrieb Vater: „In Wochen schwerer innerer Kämpfe hat Gott mir aber gezeigt, das ich nicht Bischof sein kann und es dann auch nicht sein darf (S. 352 Anm. 49).“ Ich habe später mehrfach allein mit Vater über seine Rückgabe des Bischofsamtes gesprochen und ziehe aus diesen Gesprächen folgenden Schluss: Vater hat diese Entscheidung letztlich allein im Gespräch mit Gott ausgemacht und da wollte er sie auch belassen. Mir persönlich ist am Aufarbeiten dieser Geschichte deutlich geworden, wie schwer es ist, in wichtigen Entscheidungen unseres Lebens zu erkennen, was mein persönlicher Wunsch und was Gottes Wille ist.

Anstelle von Vater wurde dann 1947 der in Breklum aufgewachsene Pastor Reinhard Wester, der erste gewählte Vorsitzende des Landesbruderrates der Bekennende Kirche in Schleswig-Holstein, zum Bischof für Schleswig gewählt. Sein Nachfolger wurde Bischof Alfred Petersen. 1956 wurde der ehemalige Breklumer Missionar und Missionsvorsteher Prof. Heinrich Meyer zum Bischof für Lübeck gewählt und 1964 wurde der Breklumer Indienmissionar Dr. Friedrich Hübner als Nachfolger von Halfmann Bischof für Holstein.

Von sechs in den ersten 25 Jahren der Nachkriegszeit in der Landeskirche Schleswig-Holstein gewählten Bischöfen waren vier Breklumer. Das zeigt, welch große Bedeutung bis in die siebziger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts die Breklumer Mission für die Landeskirche Schleswig-Holstein gehabt hat.

DAS JAHR 1947

– DIE BRITISCHE KOLONIALHERRSCHAFT IST BEENDED – INDIEN IST FREI WELCHE KONSEQUENZEN HAT DAS FÜR DIE MISSION IN INDIEN?

„Das ist das große Ereignis des vergangenen Jahres. Am 15. August 1947 stieg überall in den Städten und in den Dörfern stolz die neue grün-weiß-rote Fahne des indischen Volkes empor. Der Kampf ist beendet. Indien ist frei (Jahresbericht 47/48 S. 4).“ „Ihr könnt Euch wahrscheinlich keine Vorstellung davon machen, wie die Lage sich hier verändert hat“ schreibt Heinrich Meyer in einem Brief (Jahresbericht 1947 S. 2).

Kann die christliche Missionsarbeit in Indien überhaupt fortgesetzt werden? Müssen nun alle Missionare Indien verlassen?

Vier Missionsfamilien dürfen aus dem Internierungslager in ihre Arbeit ins Jeypurland zurückkehren: die Familien Meyer, Tauscher, Jungjohann und Helms. „Leidenschaftlich haben sich die indischen Christen dafür eingesetzt (Jahresbericht 46/47 S. 2).“ „Eins ist im Krieg völlig deutlich geworden“ schreibt Meyer, „Unsere indischen Pastoren können die Gemeinden noch

nicht selbst führen... Die geistliche Kraft unserer Gemeinden und Mitarbeiter ist nicht stark genug (ebd. S. 3).“

Mutters Schwester Lene Langlo und fünf Missionarsfamilien müssen aus dem indischen Internierungslager nach Deutschland zurückkehren: die Familien Ahrens, Bräsen, Hübner, Lohse und Speck. Ich erinnere gut den Tag, an dem die Indienmissionare in großer Zahl zurückkehrten. Es herrschte eine gedrückte Stimmung. Viele empfanden in diesem Augenblick Ungewissheit über die Zukunft von Missionaren in Indien.

Über die neue Lage in Indien und die Zukunftsperspektiven der indischen Christen sollten alle Gemeinden in Schleswig-Holstein nun aus erster Hand informiert werden. Darum wird 1947 beschlossen, unter Mitwirkung der zurückgekehrten Missionare „in jeder Gemeinde unserer Heimat einen außerordentlichen Missionstag durchzuführen (ebd. S. 11).“

Um den Besuchsdienst in den Gemeinden zu intensivieren, wird Pastor Ernst Henschen aus Medelby 1947 als Missionsinspektor nach Breklum berufen. Hier zeigt sich erneut, wie viel Breklum die Information und Unterstützung der Gemeinden bedeutet.

WELCHES IST DER RECHTE WEG IN DIE SELBSTÄNDIGKEIT DER INDISCHEN KIRCHE?

Über diese wichtigste Frage der Mission in jenen Jahren gibt es im Archiv aus den Jahren 1948–1950 einen bewegenden Briefwechsel zwischen Heinrich Meyer und unserem Vater, in den mich dankenswerter Weise Jens Hermann Hörcher eingeführt hat. Der Briefwechsel gewährt uns einen Blick in die harte offene Auseinandersetzung zwischen dem amtierenden Präsidenten der Jeypurkirche Heinrich Meyer in Indien und dem Missionsdirektor Martin Pörksen in Breklum, in die geistliche Tiefe ihrer Meinungsbildung, ihres Gebets, ihrer Argumentation, in der immer gefragt wird nach dem Willen Gottes und dem Gehorsam gegenüber dem Ruf Christi in der aktuellen Situation. Der Briefwechsel gibt uns auch einen Einblick in die tiefe Freundschaft zwischen Heinrich Meyer und unserem Vater, die sie vom Schülerbibelkreis an bis zum Lebensende verband.

Am 6. August 1948 schrieb Heinrich Meyer an Vater u. a.: „Auf das Ganze gesehen, glaube ich, braucht die indische Kirche (nicht nur unsere) eine Periode ohne jede Hilfe europäischer Missionare und europäischen Geldes. Die Atmosphäre ist durch das elende Geld und die Tatsache, dass die Weißen diejenigen sind, die es geben und eben doch weithin kontrollieren, derartig vergiftet, dass fast alle führenden indischen Kirchenleute seelisch verkrümmt sind... Sehe ich auf der anderen Seite auf die Dorfgemeinden und die Möglichkeit unter den Heiden zur Verkündigung ... dann sage ich:

Wir brauchen viel mehr Missionare... Ich sehe unseren Weg auch noch nicht klar.“ Der Brief schließt: „Ja, Martin, wenn wir jetzt miteinander reden könnten, nachdem Du diesen Brief gelesen hast! Danach sehne ich mich. In treuer Verbundenheit. Dein Vetter Heini“

Einen Monat später, in einem Brief vom 7. Sept. 1948 teilt Heinrich Meyer Vater mit, dass er nun aus seinen Einsichten die Konsequenzen ziehen wird. „Der – berechtigte! – Ruf nach Selbständigkeit der indischen Kirchen macht es nötig, diese Einsichten jetzt in die Tat umzusetzen. Ich erwarte, dass meine Anträge einen Sturm entfesseln werden.“ Meyers Plan: „Die Jeypurkirche soll in einem Zeitraum von vier Jahren beginnend mit dem Jahr 1949 den finanziellen Zuschuss aus dem Westen auf Null reduzieren.“ Für die Gehälter und Reisebudgets der Missionare soll die Mission weiter aufkommen. Meyer weiß natürlich um die Brisanz seiner Vorschläge. Er sieht voraus: „Unsere Jeypurkirche wird durch ein Erdbeben schwerster Art hindurchgehen, wenn wir mit unserem Geld verschwinden. Aber sie wird zahlenmäßig viel kleiner und um ihre „gebildeten“ indischen Führer beraubt, bestehen bleiben, Der kleine Kreis der wirklich Christusgläubigen – vielleicht ist er auch gar nicht mal so klein – wird sich selbst eine neue, wirklich von den Indern allein getragene Organisation und Form schaffen. Eine Aufgabe, bei der wir als Europäer ihnen doch nicht helfen können.“ Der Brief mit seinem brisanten Inhalt schließt: „Ich weiß, dass Ihr für uns betet. Dafür danke ich Euch. Gott führe uns den rechten Weg durch die Berge und Täler – und in die Heimat. In treuer Verbundenheit grüße ich Dich von ganzem Herzen. Dein Vetter Heini.“

Vater muss prompt reagiert und nach der Meinung der anderen Missionare gefragt haben. Meyer antwortet in einem Brief vom 30. Sept. 1948, dass seine Missionarskollegen das Ziel der Selbständigkeit der indischen Kirche befürworten, aber seinen Weg für zu rigoros und nicht für durchführbar halten. Meyer fragt im Brief: „Welche Alternative habt Ihr vorzuschlagen? Du denkst ähnlich wie meine Kollegen, deswegen darf ich vielleicht Ihr sagen! „Schritt für Schritt! Langsam!“ Dem kann ich nur erwidern, was ich Bruder Tauscher schon schrieb: Gott wird uns nicht einmal vier Jahre mehr schenken.“ Und weiter: „Was der Erfolg der Anträge sein wird, vermag ich nicht zu sagen. Aber sollen wir danach fragen? Wir wollen gehen, wenn Gott uns abruft, nicht eine Minute eher. Ja. Die quälende Frage bleibt: Wann ruft Gott uns ab? Woran sehen wir es, spüren wir es, dass er es tut?“ Meyer unterdrückt auch nicht eigene Zweifel an seinem Plan: „Es mag sein, dass in meinem ganzen Ansatz ein Fehler steckt, das viele menschliche Gedanken bestimmend und verkrümmend in das Gewebe der Gedanken hineinreichen. Ich weiß aber auch, dass ich brennend dieses Eine wünsche: Dass im Jey-

purlande durch Gottes Geist eine lebendige Kirche wächst und nicht ein Verein zur sozialen Hebung der Dombos oder etwas Ähnliches.“

Der Brief schießt: „Ich danke Euch, dass Eure Gebete uns auf den Händen tragen. Wir brauchen es, lieber Freund. Es müssen Eure Hände sehr stark sein, wenn sie die Arbeit schaffen wollen, die Euch mit uns auferlegt ist.“

Meyer schrieb am 30. Sep. 1948, Vater am 1. Okt. 1948. Die Briefe müssen sich gekreuzt haben Vater berichtet Heinrich Meyer von dem Ergebnis seines ausführlichen Gespräches mit Professor Freytag: „Ist Dein Vorschlag nicht zu sehr am Geldproblem orientiert? ... Ist der Vorschlag praktisch durchführbar? Bruder Freytag fürchtet, es ist unmöglich, ihn durchzuführen... Brauchen die jungen Kirchen nicht für dieses Übergangsstadium Eure Hilfe und auch die Hilfe der Lutherischen Brüder? ... Ach, lieber Freund, ich komme mir gewiß stümperhaft vor und weiß um die Kümmerlichkeit meines eigenen Urteils. Ich bitte nur täglich um dies eine, dass Gottes heiliger Geist Euch und uns in allem leiten möchte, Seinen Willen bei all diesen Entscheidungen zu erkennen und zu tun. Die andere Bitte, ja lieber Vetter Heini die herzliche Bitte, ist die, dass in dieser schwierigen Stunde Gott uns durch seinen heiligen Geist so fest zusammenbindet, so dass nichts zwischen uns tritt. Du hast unser ganzes Vertrauen, wir bitten Dich herzlich zu bleiben und weiterhin die Verantwortung zu behalten um der Jeypurkirche willen und um Breklums willen. Gott stärke Dich und rüste Dich täglich aus mit Vollmacht. In fester Verbundenheit, brüderlicher Treue grüßt Dich und Deine Lieben von uns allen hier – immer Dein treuer Martin.“

Es wird höchste Zeit, dass Vater endlich die Gelegenheit bekommt, die Jeypurkirche vor Ort in Indien persönlich kennenzulernen. Mit finanzieller Unterstützung des Internationalen Missionsrates reist Vater zum ersten Mal von Oktober 1949 bis Juni 1950 neun Monate nach Indien. Über seine Erfahrungen während dieser Reise berichtet Martin Pörksen in der Schrift: „Junge Kirche im freien Indien“, herausgegeben in Breklum 1951. Am Ende dieses kleinen Buches nennt Vater drei Ziele für die Breklumer Missionsarbeit in Indien in den nächsten Jahren:

1. Freie Bahn für die Selbständigkeit (der indischen Kirche), je eher, desto besser, je mehr, desto besser.
2. Bauen wir ab, was nicht auf eigenen Füßen stehen kann, was ohne Geld aus dem Westen und ohne Anwesenheit weißer Missionare zusammenbricht.
3. Bauen wir auf, was eigenständig ist! Es gibt viel gesundes, organisches Wachstum heute in den jungen Kirchen. Das gilt es zu fördern (ebd. S. 101f).“

Nachdem Vater aus Indien zurückgekehrt ist, berät er mit dem Vorstand und mit Dr. Schiotz vom Lutherischen Weltbund über die Fortsetzung der Indienarbeit. Dazu muss man wissen, dass der Lutherische Weltbund während der gesamten 6 Jahre des zweiten Weltkrieges und in den ersten 5 Jahren nach dem Krieg die jährlichen Zuschüsse für die Jeypurkirche gezahlt hat, die vorher Breklum geleistet hatte. Nun fragte der Lutherische Weltbund offiziell an, ob Breklum bereit und in der Lage sei, 1951 wieder mit 25 % in die Bezuschussung des Etats für Indien einzusteigen. Der Lutherische Weltbund erklärte sich bereit, weiterhin 75 % zu übernehmen. In einem Brief vom 3. November 1950 berichtet Vater Heinrich Meyer über die Beratungen und Entscheidungen des Vorstandes zur Fortsetzung der Indienarbeit und zur Übernahme von 25 % der Finanzmittel unter der Bedingung, dass die Jeypurkirche in den kommenden Jahren ihre Arbeit so umstellt, wie es in den Beratungen in Indien vereinbart wurde. Der Vorstand dankt Heinrich Meyer für alles, was er getan hat, um den Weg zu bahnen in eine institutionell selbständige freie Jeypurkirche.

Heinrich Meyer hatte inzwischen mitgeteilt, dass er selbst für sich persönlich definitiv entschieden hat, von Indien nach Deutschland zurückzukehren. Dazu schreibt ihm Vater offen und bewegt folgende Zeilen: „Ich sage es Dir, weil Du mein Freund und Bruder bist.“ „Ich will nicht mehr in Indien bleiben“...so schreibst Du. Ist das nicht eine falsche Entscheidung? Müssen wir nicht nach dem fragen, was Gott will? Du bist von der Breklumer Mission ausgesandt, 20 Jahre hat eine betende Gemeinde hinter Dir gestanden. Ich könnte es gut verstehen, wenn Du sagst: „Meine Zeit in Indien ist beendet, ich bitte euch, nehmt den Auftrag mir ab und sendet mich nicht wieder aus.“ Das würde ich im Vorstand vertreten und auch verantworten. Ich weiß auch, dass der Vorstand dieser Bitte entsprechen wird, dessen darfst Du ganz sicher sein, lieber Freund. Aber ich meine, Du darfst nicht Deinen eigenen Willen durchsetzen und Deinen Willen anderen aufzwingen wollen... Das ist es, worum ich Dich bitten wollte, gib Deinen Willen ganz unter den Gehorsam Christi. Indem ich das schreibe, möchte ich es am liebsten wieder ausstreichen, denn ich muss es mir ja genau so sagen, aber das tue ich auch und bitte Dich, dass Du mir hilfst, wenn Gott uns jetzt in Breklum eine gemeinsame Zeit schenkt... In alter treuer Verbundenheit grüßt Dich herzlich immer Dein Martin.“

Wie vom Geist Christi geprägt, wie kritisch und offen haben sich unsere Väter den aktuellen Problemen ihrer Zeit gestellt. Bis heute – mehr als 50 Jahre später – ist die indische Jeypurkirche noch immer nicht finanziell selbstständig.

WIE WAR DIE TATSÄCHLICHE LAGE DER INDIENARBEIT ZU ANFANG DER FÜNFZIGER JAHRE?

Die Gesamtlage der Jeypurkirche wird im Jahresbericht 1953/1954 wie folgt dargestellt: „Aufs Ganze gesehen ist die Arbeit trotz aller Hindernisse vorwärtsgegangen. Manche Hoffnungen und Erwartungen haben sich erfüllt, neue Möglichkeiten bahnen sich an und an vielen Orten öffnen sich Türen... Auch im vergangenen Jahr ist die Jeypurkirche zahlenmäßig gewachsen. Sie zählt jetzt 33.187 Mitglieder gegenüber 32.542 im Jahre 1952 und 31.711 im Jahre 1951 (Bericht S. 7f).“ Zu erhoffen und zu erwarten ist eine Steigerung der Zunahme durch Erwachsene, denn der Bericht meldet, dass sich 1718 im Taufunterricht befinden. Die Christen wohnen in 800 Dörfern zerstreut und in 94 Gemeinden zusammengefasst. 23 Pastoren unter der Leitung von 4 Pröpsten bedienen die Gemeinden.“ Dazu kommen viele Ehrenamtliche, z. B. 400 Abendandachthalter.

1947 war in Breklum das Missionsseminar für die Ausbildung von Missionaren wieder eröffnet worden mit 4 Brüdern: Joachim Morgenroth, Eberhard Schendel, Otto Waack, Harald von Schrader. Breklum verfolgte damit das Ziel, mit Hilfe von einzelnen Missionaren in der Ausbildung und Fortbildung von einheimischen Pastoren und Mitarbeitern das Selbständig werden der Jungen Kirchen zu unterstützen.

Der neue Weg zur Selbständigkeit sollte nun deutlich werden am Beispiel der Erweiterung der Missionsarbeit durch den Aufbau eines missionsärztlichen Dienstes in der Jeypurkirche. Darüber wurde im Jahresbericht 1950/1951 berichtet (S. 19f). Das neue Krankenhaus, das in Nowrangapur jetzt gebaut wird, wird zur Hälfte finanziert durch die Missionsfreunde in Nord-schleswig und die anderen Hälften – „das zeigt die neue Lage“ – wollen die indischen Gemeinden selbst finanzieren. Der Missionsarzt Dr. Martin Scheel ist mit seiner Familie im Januar 1951 nach Indien ausgesandt worden. Ihm folgt bald die im Breklumer Seminar ausgebildete Gemeindehelferin, danach in der Diakonissenanstalt Flensburg ausgebildete Krankenschwester und in der Tropenmedizin in Tübingen zur Hebammme weitergebildete Frau Magdalene Keding – eine Tochter der beliebten Flüchtlingsfamilie Keding, die bei uns im Breklumer Missionshaus eine neue Heimat gefunden hatte.

1952 konnte dann Frau Barbara Jahnke neu als Missionarin nach Indien zur Leitung der Heime für Schülerinnen ausgesendet werden. In der Jeypurkirche waren damals 65 Lehrer und 67 Lehrerinnen angestellt und 1655 Schülerinnen und Schüler – unter ihnen 472 Nichtchristen – wurden in ihren kirchlichen Heimen betreut.

ZUNEHMENDE ÖFFENTLICHE KRITIK AN DER CHRISTLICHEN MISSION IN INDIEN

„Seit dem Beginn unseres Berichtsjahres (1953/1954 S. 5ff) steht die Arbeit der Kirche und der Mission im Brennpunkt des öffentlichen Interesses... Der indische Innenminister Dr. Katju hat in einem Zeitungsinterview, das im ganzen Blätterwald Indiens ein lebhaftes Echo ausgelöst hat, sich darüber geäußert, wie er als Inder die Mission beurteilt. Darin stellt er fest: Wir begrüßen die Arbeit der Mission, sofern sie auf medizinischem, erzieherischem und sozialen Gebiet unserem Land Hilfe erweist. Aber wir lehnen sie ab, wenn die Missionare Proselyten machen wollen, d. h. wenn sie Inder zu ihrem Glauben zu bekehren versuchen.“

Bis in die entlegenen Dörfer werden unsere Missionare von Regierungsbeamten angesprochen, z. B. Missionar Jungjohann, zu dem ein Regierungsbeamter sagt: „Wenn Sie in Zukunft jemanden aus dem Hinduismus in die christliche Religion führen, werden Sie keine Aufenthaltsgenehmigung mehr erhalten (ebd. S. 6).“ Wie reagiert darauf die Leitung der Jeypurkirche? Präsident Tauscher sagt dazu: „Wir haben keinen Grund, uns über diese Entwicklung der Dinge zu wundern, sie kann uns vielmehr ein Zeichen sein, dass die Kirche, dass die Mission auf dem rechten Wege ist. So wie Christus selbst seiner Sendung an die Welt gewiss war trotz Widerstände, Ablehnung oder Missverständnisse und so wie Paulus darin geradezu eine Bestätigung des rechten Weges sah, so darf die junge Kirche in Indien ihres Dienstes, so dürfen auch wir unseres Dienstes dort gerade dadurch gewiss werden. Gott ist hier am Werk. Das müssen auch seine Gegner bestätigen. Gegen ihren Willen haben sie mitgeholfen, die eigentlich zentrale Aufgabe, den missionarischen Auftrag der Kirche öffentlich bekannt zu machen (1954. S. 6).“

Ich frage mich und uns alle, ob die Leitung der Jeypurkirche heute und unsere Missionsleitung heute so Position beziehen würde, ob sie nicht so Position beziehen müsste?

Eine aufstrebende erfolgreiche wirtschaftliche Weltmacht Indien wird künftig anderen Ländern Entwicklungshilfe geben. Sie hat damit jetzt in Afrika begonnen und wird künftig selbst kaum mehr auf Entwicklungshilfe angewiesen sein. Wenn die indische christliche Kirche nicht mehr zu bieten hat als Hilfsprojekte im Gesundheitswesen, im Erziehungswesen und im Sozialwesen für die unteren Bevölkerungsschichten, wird eine christliche Kirche auf Dauer in Indien wenig Existenzberechtigung haben.

VON MISSIONSBEZIEHUNGEN ZU PARTNERSCHAFTSBEZIEHUNGEN

In der Missionsarbeit sind Partnerschaftsbeziehungen von den Missionaren und ihren Familien zu indischen Christen entstanden, die für alle Beteiligten zu den schönsten und wichtigsten Erfahrungen in ihrer Arbeit und ihrem Leben gehörten. Es war der Jeypurkirche wichtig, dass beim Selbständigen werden der indischen Kirche die Partnerschaftsbeziehungen zur Breklumer Mission nicht verloren gehen, sondern gepflegt, ausgebaut und wenn möglich auf Dauer institutionalisiert werden.

In Vaters letztem Jahresbericht 1955/1956 lesen wir: „Es gehört seit dem 75. Jahresfest der Breklumer Mission zu dem besonderen Reichtum der Breklumer Missionsarbeit, dass die Verbindung zwischen der Jeypurkirche und unserer Heimat viel enger geworden ist. Von Indien sind der Jugendpastor Premochondro das Benya, der Propst Dung Dung (der bereits mit 39 Jahren starb), der chinesische Bruder Leung, der heutige Kirchenpräsident Pastor Kondpan und der Sekretär und spätere Bischof der Jeypurkirche Pastor Anton Asha für längere Zeit zu uns nach Schleswig-Holstein gekommen. Dieses zukunftsweisende Partnerschaftsprojekt, von dem man sich viel versprach an geistlicher Hilfe indischer Christen für uns Christen in einer immer säkularer werdenden Wohlstandsgesellschaft, dieses Projekt war mit zu hohen Erwartungen befrachtet. Jede Kirche muss offenbar ihre eigenen geistlichen Defizite und Glaubenskrisen, ihre personellen und auch finanziellen Probleme in erster Linie selbst in ihrem Kontext und mit ihren eigenen Möglichkeiten lösen. Einfach übertragbar sind Glaubenserfahrungen und geistliches Leben offenbar nicht.“

Partnerschaften mit Christen und Kirchen aus Indien und anderen überseischen Ländern haben sich dennoch immer als Bereicherung für das Leben der einzelnen Christen und der Gemeinden erwiesen. Es ist unwahrscheinlich beglückend, welche Nähe und Vertrautheit durch das Zusammenleben im Glauben mit Menschen aus anderen Kontinenten und Kulturen entstehen kann. Das wird z. B. deutlich an den Partnerschaften, die Einzelne z. B. Reimer Speck und seine Familie, Hans Georg Starke und Jens-Hermann Hörcher, Pastor Spiesswinkel, Annemarie Gieselbusch und andere praktiziert haben, indem sie Wochen und Monate in Indien zusammen mit den indischen Christen gelebt und gearbeitet haben. Vater und Mutter selbst haben bis ins hohe Alter hinein wunderbare Partnerschaft mit dem indischen Bischof Asha und mit dem Chinesen Pastor Leung bei ihren Besuchen in Deutschland erfahren.

Die Missionsfreunde im Lande und die Gemeindeglieder, die regelmäßig persönlich und in Missionskreisen für die indischen Christen beteten und spendeten, erlebten und feierten die Partnerschaft mit der indischen Kirche

und die Gemeinschaft mit der weltweiten Christenheit insbesondere auf den Jahresfesten der Breklumer Mission.

DIE GROSSEN BREKLUMER JAHRESFESTE ENDE DER VIERZIGER UND ANFANG DER FÜNFZIGER JAHRE

Das 75. Jahresfest der Breklumer Mission vom 12. bis 14. Juni 1951 war wahrscheinlich das größte Jahresfest überhaupt. Pastor Dr. Heinrich Meyer, der ehemalige Missionsvorsteher und erste Präsident der Jeypurkirche beginnt seinen Bericht über dieses Fest in der 1. Juliausgabe der „Kirche der Heimat“ so: „In einem Nachbarort Breklums soll dieser Tage unter Schulkindern – mit einem gewissen Neid – die Frage erörtert worden sein, warum die Breklumer Schüler „frei“ hätten. Die Antwort lautete: „In Breklum hebbt de Preesters ehr Ringriden.“ Wenn 8000–9000 Menschen aus allen Teilen Schleswig-Holsteins, aus Nordschleswig, Eutin, Hamburg und Lübeck zu diesem Ringreiterfest kamen, dann muss doch schon etwas Besonderes sie angezogen haben. Man kann doch wohl sagen: Dann ist es wohl doch nicht nur eine Sache der „Preester“ gewesen. Im Gegenteil, es ist ein Beweis, dass die Breklumer Mission vielleicht mehr als alle anderen kirchlichen Werke das Herz aller lebendigen Christen gewonnen hat.“

Das Fest begann damals immer am Freitagabend mit einer großen Bibelarbeit im Festsaal. Darüber schreibt Meyer: „Wer die starke Beteiligung der Laien an den Bibelarbeiten am Vorabend des Hauptfesttages miterlebt hat, der weiß, dass es kein Zufall ist, wenn auch in den jungen Kirchen die Laien in der kirchlichen Arbeit – als Älteste, Prediger, ja als Missionare, d.h. als Heidenprediger – kräftigen Anteil haben (ebd.).“

Der Sonnabend, der Haupttag des Festes – begann mit einem Gottesdienst in der Breklumer Kirche, da dort der Platz nicht reichte zusätzlich in der Bredstedter Kirche und auf Plattdeutsch in der Drelsborfer Kirche. Als dann der Platz immer noch nicht reichte, wurde zusätzlich ein Gottesdienst auf der Festwiese angeboten, auf der am Nachmittag von 14.00 bis 17.00 Uhr die Festversammlung stattfand. Dunker berichtet (im Buch: Unter dem Sendungsauftrag Jesu Christi, Breklum 1953, in seinem Beitrag „Das Dritte Vierteljahrhundert der Breklumer Mission 1926–1951 S. 10ff). „Es wuchsen die Jahresfeste an Beteiligung aus dem ganzen Land von Jahr zu Jahr – 7000–8000 wurden geschätzt... am Nachmittag wurde auch schon die Festwiese fast zu klein, so dass nur noch durch Lautsprecheranlage das Wort die Höerer erreichte (ebd. S. 64).“ Selbst der große aus vielen Chören des Landes sich zusammensetzende Posaunenchor hatte Mühe, sich durchzusetzen. Auch die Beteiligung am Jugendmissionsfest zu Himmelfahrt und am Kindermissionsfest nahm „kräftig“ zu.

Vater lag mit seiner Schätzung wohl zu niedrig. Er erzählt über das 75. Jahresfest: „Es waren ja Tausende da. Das einzige Mal, wo in Breklum wohl ungefähr 5000 Menschen waren und auch von Mutter Lisa bekocht wurden mit Hilfe aller Kessel, von Haus zu Haus in der Straße“ (Erinnerungen an Breklum S. 69). Da war unsere Mutter in ihrem Element. Sie trug die Verantwortung für die Beköstigung aller Teilnehmerinnen und Teilnehmer mit der landesweit bekannten Graupen-Weinsuppe. Mutter erzählt: „Das war eben so, dass man so mit allen zusammenarbeiten konnte, auch mit dem ganzen Dorf. Auch wie Fräulein Grünke die Waschkessel auskundschaftete... da hatte sie bei vielen Leuten gefragt, auch bei Müllers, ob sie auch Graupensuppe kochen wollten im Waschkessel. Und dann ließ sie das von allen Seiten wieder herholen zum Essen, das war ja sehr vernünftig von ihr. Damals brachte sie ihnen zugeteilt: Graupen und Backobst und Rosinen und Rhabarbersaft und Zitronen und Wein und alles, was dazugehörte, Gewürze (ebd. S. 78).“ Das Mittagessen mit Pause dauerte 2 Stunden und gehörte mit zu den Höhepunkten des Jahresfestes. Es war ein Gemeinschaftsessen im Festsaal und verstreut im Missionsgarten und auf der Festwiese, ein Festessen mit vielen Begegnungen und Gesprächen. Für die Ehrengäste und die Redner hatte Mutter in unserer grünen Stube im Missionshaus den Tisch gedeckt. Alles hat bei ihr bestens geklappt.

Am 75. Jahresfest konnten die Missionsfreunde besonders zahlreichen Besuchern aus der weltweiten Christenheit und vielen zurückgekehrten und ausreisenden Missionaren und Missionarinnen persönlich begegnen und ihnen zuhören. Der indische Pastor Benya, der ein Jahr in der Jugendarbeit mitgearbeitet hatte, verabschiedete sich von der Missionsgemeinde.

Es berichtete die „Heimkehrerin aus China, Fräulein Wendt... mit ihren 77 Jahren aus ihrer 50-jährigen Arbeit an vielen Orten“, es grüßten die Heimaturlauber aus Indien die Missionare Tauscher und Jungjohann, der heimgekehrte Missionar Heinrich Meyer und die nach Indien Ausreisenden: Dr. Martin Scheel, Schwester Magdalena Keding, Missionarin Barbara Janke. Und dann gab es auf diesem Fest noch ganz besondere ausländische Besucher: die gesamte Kommission für Weltmission des Lutherischen Weltbundes unter dem Vorsitzenden, dem Amerikaner Dr. Frederic Schiottz, begleitet von dem Generalsekretär des Lutherischen Weltbundes Dr. Michelfelder mit 45 Mitgliedern und Beratern der Kommission aus Amerika, Dänemark, Deutschland, Finnland, Holland, Indien, Indonesien, Norwegen, Schweden und Südafrika. (Dunker und Meyer). Ihnen hatte die Jeypurkirche und Breklum es vor allem zu verdanken, dass im 2. Weltkrieg und nach dem Krieg die indische Kirche die notwendige finanzielle Unterstützung erhielt, die die Fortsetzung der Arbeit überhaupt erst ermöglicht hatte. Dr. F.

Schiotz hielt auf der Festwiese eine Ansprache auf Deutsch und verlieh am Ende Heinrich Meyer einen theologischen Ehrendoktor.

Pünktlich um 17.00 Uhr wurde die Festversammlung von Vater beendet – das konnte er, pünktlich sein. Ich fragte ihn mal: „Wie schaffst Du das bei den vielen Rednern pünktlich zu schließen?“ Er antwortete mir. „Ich setze mich immer mit einer halben Stunde Redezeit als letzter Redner auf die Liste. Und wenn sie mir dann nur noch 5 Minuten bis 17.00 Uhr übrig gelassen haben, dann rede ich eben 5 Minuten.“ Die Busse sollten auf jeden Fall rechtzeitig nach Hause aufbrechen.

Wir Breklumer standen an der Straße und winkten. Das immer größer gewordene Missionsfest hatte auch immer mehr Dorfbewohner, die sich sonst nicht zum engeren Kreis der Missionsfreunde zählten, auf die Festwiese gezogen. Und im übrigen waren wir da, die zahlreichen Kinder der großen Missionsfamilien: Pörksen 14 Kinder, Andersen 10 Kinder, Henschen 9 Kinder und Dunker 4 Kinder. Wir standen alle da und winkten.

Was war die inhaltliche Botschaft des 75. Jahresfestes? Das biblische Leitwort war der Missionsbefehl Jesu: „Gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium aller Kreatur.“

Dunker hebt hervor: „Der erste, der missioniert werden muss, bin ich selbst, hieß es auf dem 75. Jahresfest (ebd. S. 65).“ Heinrich Meyer schreibt: „Das 75. Jahresfest der Breklumer Mission zeigte mit einer erfrischenden Klarheit die Quelle dieser Kraft. Fast in jeder Predigt und Ansprache, selbst in den Missionsberichten, wurde das Wort Gottes als eine ganz persönliche Anrede des barmherzigen Gottes an den Einzelnen, an den Sünder verkündigt. Jesus Christus, der Gekreuzigte und Auferstandene, wurde bezeugt, nicht als ein Führer der Massen, sondern als der Heiland, der den einzelnen Sünder ganz ernst nimmt und ihm, wenn er sich bekehrt, eine ganz persönliche Verantwortung zuweist. Es waren Tausende nach Breklum gekommen und sie wurden doch nicht eine „Masse“, denn Gott wollte mit jedem Einzelnen reden. So wurden nicht „die Kirche“, „die Gemeinde“, „die Pastoren“ für die Mission verantwortlich, sondern der einzelne Christ, der von Herzen glaubt, was Gott ihm in seinem Sohn Jesus Christus schenkt (ebd.).“

Das war meines Erachtens das Besondere am Jahresfest der damaligen Zeit: In Breklum traf sich nicht eine bestimmte Richtung und Gruppierung in der Kirche, sondern zusammengesetzt aus verschiedenen Richtungen das, was Vater am liebsten nannte: die freie Glaubensinitiative, d.h. viele einzelne überzeugte Christen, Beterinnen und Beter, Spenderinnen und Spender, keine Experten für Übersee und für Mission, Glaubenszeugen, viele Einzelne, die gemeinsam eintreten für ein universales missionarisches Glaubenszeugnis von der durch Jesus Christus, durch Gottes Liebe erlösten Welt

und die nach Breklum fuhren, um dort gleichgesinnten Glaubenszeugen aus der weltweiten Christenheit und aus der Heimat zu begegnen.

Vater erinnert sich. „Dr. Schiotz, Vorsitzender der Kommission für Weltmission des Lutherischen Weltbundes, war begeistert von Breklum. ‚I like the spirit here‘, sagte er immer wieder (Erinnerungen S. 69).“

OHNMACHTSERFAHRUNGEN UND GEDULD DURCH GLAUBEN

13. JANUAR 1953 BIS 1. OKTOBER 1954

AUSZEIT DURCH FAST ZWEI JAHRE SCHWERER KRANKHEIT

Auf dem Weg zu einer Pastorentagung in Neumünster brach Vater am 13. Januar 1953 auf dem Rendsburger Bahnhof zusammen und wurde mit einem Herzinfarkt ins Rendsburger Krankenhaus gefahren. Die ersten vier Wochen wachte unsere Mutter Tag und Nacht bei Vater im Krankenhaus. Unsere älteste Schwester Gönke unterbrach auf unbestimmte Zeit ihre Ausbildung zur Krankenschwester in Bremen und übernahm mit 21 Jahren die Haushaltsführung für ihre 13 Geschwister. In den ersten Monaten ging es um Leben oder Tod. Ein zweiter Herzinfarkt und Thrombosen kamen hinzu. Vater lag Wochen unter einem Sauerstoffzelt. Nach einem Monat kehrte Mutter zu uns nach Breklum zurück und Gönke übernahm die Tag und Nachtwache bei Vater.

Eines Tages, ich erinnere den Tag als sei er gestern gewesen, läutete im Missionshaus das Telefon. Eine Schwester aus Rendsburg rief an, Mutter möge bitte sofort kommen, mit Vater gehe es zu Ende. Ich erschrak. Wenn Vater stirbt, was dann? Mutter allein – 14 Kinder im Alter von 21 bis fast 2 Jahren. Die Krankenkasse hatte Vater schon nach 6 Wochen Krankenhaus ausgesteuert. Mutter musste Kredite aufnehmen, um die Krankenhausrechnung zu bezahlen. Gott sei Dank blieb Vater am Leben. Monate gingen ins Land. Prof. Mahnke in Rendsburg erwies sich als ein hervorragender Arzt und Berater. Am 14. August 1953 feierte Vater im Krankenhaus seinen 50. Geburtstag. Im September wurde Vater in ein Sanatorium in St. Peter verlegt, um dort in der frischen Nordseeluft wieder zu Kräften zu kommen.

Vater war zu schwach, um regelmäßig Besuch zu empfangen. In seinem Zimmer standen Körbe voll mit Briefen und Karten. „Die meisten“, so Gönke, „konnte ich gar nicht vorlesen. Er fing immer sofort an zu weinen“ In diesen Wochen musste Vater durch tiefste Ohnmachtserfahrungen hindurch. Eine, die ihn durch ihren Besuch aufheitern, ja glücklich machen konnte, das war seine alte Mutter aus Kiel, unsere liebe Oma. Nur sehr sehr langsam ging es gesundheitlich bergauf. „So bat ich“ – schreibt Vater – „eines Tages eines unserer Kinder, aus der Bibel alle Worte, die etwas über Geduld sagen, aufzuschreiben. Morgens und besonders nachts nahm ich im-

mer wieder die Worte zur Hand, dachte nach und faltete darüber die Hände. Da fing ich an, Geduld zu lernen.“ 31 Bibelworte wählte er aus, für jeden Tag des Monats ein Wort über Geduld, legte es mit wenigen Sätzen aus, nahm es auf in einem Gebet und für die linke Seite wurde ein Bild zum Bibelwort und ein passender Vers aus dem Gesangbuch ausgewählt. Das letzte Bibelwort ist: „Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an am Gebet“. Im Gebet nach der kurzen Auslegung heißt der letzte Satz des Buches: „Ich danke dir für alle Hilfe und allen Segen dieser Krankheit. Amen“. So entstand in der Krankenstube in St. Peter das kleine Seelsorgebuch „Geduld“, das im Verlag Siegel in der Missionsbuchhandlung veröffentlicht wurde und 14 Auflagen erlebte. Mein Bruder Christian hat es dankenswerterweise jetzt noch einmal nachdrucken lassen. Seelsorge war schon immer ein Schwerpunkt in Vaters Arbeit als Pastor gewesen. Nun war er durch Gottes Hilfe in der langen Zeit der schweren Krankheit noch mehr zum Seelsorger gereift.

SEELSORGER DES HERZOGS UND DER HERZOGIN VON SCHLESWIG-HOLSTEIN

Ende der zwanziger Jahre verdiente sich Vater sein Geld für die Zeit der Promotion als Hauslehrer der beiden Enkel des Herzogs von Schleswig-Holstein auf Schloss Louisenlund. Der Enkel Hans, der im Krieg fiel, war 9 Jahre alt, Peter war 5 Jahre alt. Vater schreibt in seinen Erinnerungen: „Über die Hauslehrerzeit blieb die Verbindung zur Familie bestehen:

Konfirmation, Gedächtnisfeier für Prinz Hans, Trauung von Prinz Peter mit Marie Alix, Prinzessin zu Schauenburg Lippe, Taufen der Kinder und manche Konfirmation, ja, selbst Trauung der ältesten Tochter und – völlig überraschend und sehr schwer – der Trauergottesdienst für den (im Alter von 50 Jahren) plötzlich verstorbenen Herzog Peter im Schleswiger Dom. Das Beste und Wertvollste in den Beziehungen kann ich Euch, Ihr lieben Enkelkinder, nicht erzählen. Das waren die Stunden der Seelsorge. Was da auf Schloss Grünholz, auf Schloss Louisenlund, in Bienebek, dem Wohnsitz der Familie Herzog Peters und anderer bei Begegnungen gesagt wurde, das muss im Verborgenen bleiben. Ich kann Euch nur etwas sagen: Reich beschenkt wurde ich, der Seelsorger, an dessen Seele Gott durch dies alles arbeitete (Erinnerungen S. 23).“

ABSCHIED VON BREKLUM

Das erste Arbeitsjahr nach der Krankheit – Ende 1954 bis Ende 1955 – zeigte uns, den älteren Kindern, dass für Vater und für Mutter die Belastungen in Breklum zu hoch geworden waren und sie nicht so weitermachen konnten wie bisher. In den Weihnachtsferien 1955 baten wir älteren Geschwister un-

sere Eltern um ein Gespräch. Wir baten sie darum, ernsthaft zu prüfen, ob es jetzt nicht notwendig sei, Breklum zu verlassen und in eine Gemeinde zu gehen.

Wechselstimmung lag in der Luft. Pastor Dr. Dunker, Vaters engster Vertrauter in den schwierigen dreißiger Jahren, hatte Ende 1954 die Breklumer Mission verlassen und war nach Drelsdorf in die Gemeinde gegangen. Der Arzt hatte zu diesem Wechsel geraten. Dunker hatte nach Vaters Erkrankung die Leitungsaufgaben der Mission zusätzlich übernehmen müssen und war durch diese Belastung selber herzkrank geworden. Pastor Dr. Andersen, der wichtigste Mann für den theologischen Neuanfang nach dem Krieg, wurde nach Preetz zum neuen Direktor des Predigerseminars berufen.

Heinrich Meyer kandidierte für das Bischofsamt in Lübeck und versuchte, Vater dafür zu gewinnen, sein Nachfolger als Hanseatischer Missionsdirektor zu werden, wenn er in Lübeck gewählt werden würde. Vater sträubte sich. Er wollte in Breklum bleiben. Onkel Heini Meyer war mein Patenonkel. Er lud mich nach Hamburg ein zu einem ausführlichen Gespräch, um mit meiner Hilfe Vater umzustimmen. Meyer war nicht der Einzige, der Vater nach Hamburg holen wollte. „Du kommst an die Universität, wirst Professor wie Heinrich Meyer und Walter Freytag, sagte Herntrich, ist alles schon eingeleitet (Erinnerungen S. 14).“ An die Universität aber zog Vater nichts. Der Mann, der ihn als Missionswissenschaftler und in seiner klugen leisen freundlichen Art als Person besonders beeindruckte und mit dem er in Hamburg gerne zusammenarbeiten würde, war Professor Walter Freytag. Als er nach Breklum kam und Vater bat, mit ihm zusammen in Hamburg die Missionsakademie für die theologischen Nachwuchskräfte und angehenden Kirchenführer aus Kirchen der Dritten Welt aufzubauen, damit sie in Hamburg europäische Theologie studieren und promovieren könnten, und als der Mitstreiter aus der Bekennenden Kirche Bischof Herntrich ihn noch einmal persönlich bat, nach Hamburg zu kommen, da gab Vater dem Drängen nach. Er schreibt: „Stellte Gott wieder die Weichen wie vor 25 Jahren nach Gelting und dann nach Breklum, ohne dass wir etwas dazutaten (Erinnerungen S. 34)?“ Vater fragte Prof. Freytag, was er denn konkret alles tun solle, er sei noch nicht sehr belastbar, da sagte Freytag – und Vater hat das häufig und gerne erzählt: „Kleiner, das erste Jahr machst Du erst mal gar nichts, dann machst du jedenfalls nichts verkehrt.“

DIE LAGE DER BREKLUMER MISSION IM JAHR DES ABSCHIEDS 1956

In seinem letzten Jahresbericht 1955/1956 zum 80. Jahresfest im Juni 1956 blickt Vater auf 250 Jahre christlicher Mission in Indien (Ziegenbalg 1706)

zurück. Zur Zeit wurde es jedoch immer schwieriger, Missionare und Missionarinnen nach Indien auszusenden. Steht die äußere Mission Breklums vor dem Aus? Verlässt Vater ein sinkendes Schiff? Im Gegenteil: Der Lutetische Weltbund bittet die deutsche Mission darum, sich personell und finanziell an der Heidenmission in Papua Neuguinea zu beteiligen. Ist das eine Aufgabe für Breklum?

„Daneben sind wir auch nach der Konferenz in Marangu gefragt worden, ob wir uns nicht auch in Ost-Afrika eine Mitarbeit denken könnten (Jahresbericht S. 23).“ Mit Walter Ahrens steht ein erfahrener Indienmissionar bereit, das Amt des Missionsdirektors zu übernehmen. „Breklum steht nicht am Ende der heidenmissionarischen Arbeit, nein, umgekehrt. Breklum steht vor großen heidenmissionarischen Aufgaben (ebd.).“

Und wie steht es mit der Inneren Mission Breklums, die gerade instituionell mit der äußeren Mission vereinigt wurde? Im Oktober 1955 feierte das „Seminar für missionarischen und kirchlichen Dienst“ das 10-jährige Bestehen. „Hunderte von Menschen sind in dieser Zeit durch das Seminar gegangen. 160 haben Examen gemacht, heute sind 19 im Oberkurs, 13 im Unterkurs, also insgesamt 32 Seminaristinnen bei uns. Dabei sind schon jetzt für Ostern 1957 mehr Anfragen nach einer Gemeindehelferin da, als Gemeindehelferinnen bei uns Examen machen werden (ebd. S. 29).“ Mit Pastor Tebbe aus Hannover wurde ein guter neuer Leiter des Seminars gewonnen. Und vor allem: „Der Staat beauftragte Breklum, in 5 Jahren 150 Lehrkräfte, also wenigstens 15 im halben Jahr, für die Erteilung des Religionsgespräches an den Berufsschulen auszubilden (ebd.).“

Pastor Henschen bleibt der Verbindungsman Breklums zu den Missionsfreunden und zu den Gemeinden. Pastor Egon von Kietzell (1952 nach Breklum gekommen) und Pastor Arndt Halver (seit 1954) finden mit ihren volksmissionarischen Angeboten auch bei der jüngeren Generation der Pastoren, der hauptamtlichen und ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter erfreuliche Resonanz. Die Jahresfeste in Breklum sind gut besucht. Auf dem Jahresfest 1956 verabschiedet sich Vater von einer großen Missionsgemeinde mit den Worten: „Ich gehe, weil Gott mich wegnimmt. Es ist meiner Frau und mir völlig klar, dass für diese Aufgaben, die jetzt in Breklum zu erfüllen sind, unsere Kräfte nicht mehr reichen (ebd. S. 32).“ Vater schreibt mir ins Theologiestudium nach Tübingen in einem traurigen Brief: „Gott stellt mich auf das Abstellgleis.“ So sehr hatte er in der Breklumer Mission seine Lebensaufgabe gesehen. Vater und Mutter trennen sich von Breklum in tiefer Dankbarkeit und mit Schmerzen.

THEOLOGISCHER EHRENDOKTOR AUS KIEL ZUM ABSCHIED VON BREKLUM

Zur Verabschiedung von Vater aus Breklum fand eine besondere Feierstunde im Martineum statt. Vater freute sich besonders darüber, dass es der Kieler Alttestamentler Professor Hans Wilhelm Hertzberg war, ein Freund und Förderer der Mission, der als Dekan der Theologischen Fakultät in dieser Feier für ihn eine Laudatio hielt. Die Theologische Fakultät in Kiel hatte Vater zum Abschied von Breklum den Ehrendoktor der Theologie verliehen.

VATER: „MEIN GRÖSSTER FEHLER“ DIE VERLAGERUNG DES ZENTRUMS DER MISSIONSARBEIT VON BREKLUM NACH HAMBURG.

Je älter Vater wurde, desto mehr hielt er es für seinen größten Fehler, dazu beigetragen zu haben, dass das Zentrum der Missionsarbeit unserer Kirche von Breklum nach Hamburg verlagert wurde. Die Mission verlor ihren Rückhalt in vielen Gemeinden, und die inhaltliche, geistliche Hauptträgerin der Mission: die freie Glaubensinitiative, die Beterinnen und Spender und Besucher des Jahresfestes aus vielen Gemeinden und Gruppen und viele Einzelne, sie verloren mit der Verlagerung nach Hamburg mehr und mehr das Gehör und die Unterstützung der Referenten und des Vorstandes der Mission. Sie verloren mit Breklum den Ort ihrer Gründung, an dem ihr Herz hing, den Ort ihrer Geschichte, ihre geistliche Heimat.

Viele Jahre war der kleine Ort Breklum ein Leuchtturm der Kirche, von dem die Leuchtfeuer des Evangeliums weit hineinstrahlten in unser Land und über seine Grenzen hinaus nach Indien und nach China.

WAS IST VON DER MISSIONSARBEIT GEBLIEBEN, ZUM BEISPIEL IN CHINA?

Wir blättern im Geschichtsbuch 30 Jahre weiter bis zum Jahr 1983. Vaters ständige Rede in den dreißiger und vierziger Jahren war: „Vergesst die Chinesen nicht! Betet für sie! Eines Tages werden sich die Türen Chinas wieder öffnen.“ 1983 war es für ihn soweit. Es war sein innigster Wunsch, selber zu sehen, was von der kleinen Breklumer Missionsarbeit in China geblieben war. Meine Mutter hatte ihm zum 80. Geburtstag eine Reise nach China geschenkt und ich durfte unseren Vater begleiten. So fuhren wir vom 2. bis 29. Oktober 1983 privat über Hongkong nach China – ohne Reisebüro, auf eigene Faust, weil wir eine Sondererlaubnis der staatlichen Polizei Chinas brauchten, um Beihai (früher Pakhoi) und Umgebung zu besuchen, das 1983 für Touristen noch nicht geöffnet war. Der chinesische Pastor Leung aus Hongkong, der seit 40 Jahren nicht mehr in seiner Heimat Pakhoi ge-

wesen war, begleitete uns. Wir bekamen in Hongkong das Visum für eine 3-wöchige Chinareise und in Guangzhou (früher Kanton) die Sondergenehmigung der Staatspolizei für einen 1-wöchigen Besuch in Beihai in dem noch nicht offenen Gebiet. Wir mieteten uns für den nächsten Tag einen Kleinbus mit Chauffeur und waren noch am Abend – als erste Besucher nach dem Krieg- im ehemaligen Breklumer Missionsgebiet, ein unvorstellbares Erlebnis für Pastor Sing Sang Leung.

Nach dem Ende des japanisch-chinesischen Krieges waren es nur 4 Jahre, bis 1949 das Kommunistische China unter Mao Tse-tung etabliert wurde und Mao bis 1953 mit eisernem Besen die Besetzung und Säuberung ganz Chinas durchführte. Über 10 Millionen Chinesen (so der Brockhaus) sollen in diesen Jahren umgekommen sein. Alle Missionare, alle Europäer mussten China verlassen.

Die Christen in Beihai haben mit uns nur ungern und wenig über die Zeit der Verfolgung gesprochen, am liebsten gar nicht. Der Leiter der Gemeinde, Prediger Dscheung, von Beruf Textilarbeiter, der, weil er sich als Christ bekannte, damals seinen Arbeitsplatz verloren hatte, sagte: „Wir sind aus großer Trübsal gekommen und aus einem schweren Sturm.“ Er erinnerte uns damit an die Verse aus der Offenbarung Kap. 7 über die Märtyrer: „Diese sind's, die gekommen sind aus schwerer Trübsal und haben ihre Kleider gewaschen ...im Blut des Lammes. Darum sind sie vor dem Thron Gottes und dienen ihm Tag und Nacht... Und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen.“ ...Von anderen Christen erfuhren wir nach und nach, was damals geschah: Missionar Paulsen war 1950 zusammen mit Pastor Lee Paulo, dessen Sohn und 5 weiteren Gemeindegliedern verhaftet worden und ins Gefängnis gebracht. Sie sollten gestehen, was sie nicht getan hatten. Sie wurden gequält, gefoltert, erhielten in der heißen Zeit kein Wasser. Am 9. Mai 1951 sollte Missionar Paulsen erschossen werden, aber es kam nicht dazu. Er wurde weiter gefoltert. Das Blut floss ihm aus Nase und Ohren. Auf einem Auge konnte er gar nicht mehr sehen. Durch Drogen und Schläge erzwangen sie von ihm das schriftliche Geständnis, er habe Chinesinnen vergewaltigt, Missionsgelder veruntreut und Spionage betrieben. Zur Umerziehung kam er in ein Lager nach Nanjing. Dort musste er alle Untaten der Missionen und der Europäer in einem Bericht niederschreiben. Im Herbst 1952 wurde Paulsen aus der Haft entlassen und aus China ausgewiesen. Die chinesischen Gemeindeglieder und Pastor Lee Paulo wurden auch aus dem Gefängnis entlassen.

Kirche und Missionshaus wurden beschlagnahmt. Vater und ich sahen die Kirche, die jetzt Polizeistation war, nur von ferne. Es kamen die schweren Jahre der Kulturrevolution. An ihrem Beginn wurde der Prediger Shan verhaftet und dabei so geschlagen, dass er noch auf dem Transport ins Ge-

fängnis starb. Sie erzählten uns: „Danach waren unsere Christen so eingeschüchtert, dass sie sich auf der Straße nicht begrüßt haben.“ Sie trafen sich abends in den Häusern zum Tee, lasen die Bibel, tauschten sich aus und beteten. Die Hausgemeinden wurden das Kennzeichen der chinesischen Kirche im Untergrund.

Alle nicht-katholischen Christen gründeten mit der Zeit für ganz China, für alle protestantischen Kirchen, von den Lutheranern und Anglikanern bis hin zu den Adventisten und Pfingstlern, eine neue selbständige chinesische Kirche – die Drei-Selbst-Bewegung. Diese Kirche hat 3 Prinzipien: 1. Self-propagation, das heißt: Verkündigung des Evangeliums nur durch Chinesen ohne ausländische Missionare; 2. Self-support, das heißt, eine Kirche, die sich nur aus eigenen Einnahmen finanziert und ausländische Finanzhilfen strikt ablehnt; 3. Self-government, das heißt, eine Kirche, die sich selbst regiert und sich von ausländischen Kirchen und Organisationen nicht bevormunden und nicht beeinflussen lässt. Deshalb – so sagte uns der Vorsitzende der selbständigen christlichen Kirche für ganz China, Bischof Ding, in einem mehrstündigen Gespräch in Nanking, als Vater ihn fragte, warum denn die neue chinesische Kirche nicht Mitglied im Weltrat der Kirchen sei, deshalb, wegen dieser drei Prinzipien sind wir auch nicht Mitglied im Weltrat der Kirchen. 1983 gab es wieder in China gedruckte chinesische Bibeln, eine neuen chinesischen Gesangbuch und den gerade 1982/1983 fertiggestellten neuen, für alle chinesischen protestantischen Christen, von den Anglikanern bis zu den Pfingstlern gemeinsam gültigen neuen Katechismus. Als wir 1983 nach China kamen, war die Zeit der durchgängig harten Verfolgung von Christen in China vorbei. Im ehemaligen Missionsgebiet Breklums, in Beihai, hatten sich die Christen erstmals Ostern 1980 wieder öffentlich gezeigt. Sie versammelten sich wie früher am Ostermorgen um 7.00 Uhr auf dem Friedhof und sangen Auferstehungslieder.

Was ist von der Missionsarbeit in China geblieben? Die chinesischen Christen haben die schwere Verfolgungszeit überlebt, sie haben in der Nachfolge Jesu Christi das Kreuz getragen und sind im Glauben durch Gottes Kraft auferstanden zu neuem Leben in einer selbständigen chinesischen Kirche. Ihre Bereitschaft, für ihren Glauben zu leiden und zu sterben, ihr mutiges Zeugnis christlichen Glaubens und christlichen Lebens hat viele Chinesen, auch viele Nichtchristen beeindruckt. Die Zahl der Christen in China wächst.

Die Missionsarbeit in China war nicht vergeblich. Missionar Felix Paulsen ist aber immer bewusst geblieben, dass wir Europäer den Chinesen zum Beispiel im Opiumkrieg und während des Boxeraufstandes viel Unrecht und Leid zugefügt haben. Nach seiner Entlassung aus der Haft schrieb Paulsen,

der Jahrzehnte mit und für die Chinesen gelebt und gearbeitet hatte: „Ich wusste und habe es oft gesagt: wir werden noch für alle die alten Sünden der Mission und aller anderen Europäer einmal bitter büßen müssen. Ich habe jetzt dafür zwei Jahre schwer gebüßt – und wie ich mir immer vorhielt, mit Recht (Verfolgt aber nicht verlassen, Martin und Jens Hinrich Pörksen, S. 6).“

Ich bin überzeugt, dass wir von den chinesischen Christen viel lernen können, wenn wir sie danach fragen: wodurch und wie sie als Christen die Verfolgung überlebt haben, wie sie es geschafft haben, eine abhängige Missionskirche in eine selbständige alle Protestant umfassende chinesische Kirche umzubauen, wie man als Kirche in einem Entwicklungsland arbeiten muss, wenn man ohne Hilfe vom Ausland existieren will und welches die besonderen Kennzeichen einer umfassenden protestantischen Kirche in China heute sind?

Meinen kurzen Rückblick auf die Arbeit der Breklumer Mission in Indien und China in den Breklumer Jahren meines Vaters 1934–1956 möchte ich beschließen, indem ich die Verheißung des Apostels Paulus aus 1. Korinther 15 für diese Arbeit in Anspruch nehme: „Ihr wisst, dass eure Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn.“

NACHWORT

DIE ZUNEHMEND GESCHLOSSENE GESELLSCHAFT DES FROMMEN BREKLUM

Das vom Geist Christian Jensens über Jahrzehnte geprägte fromme Breklum verweigerte in der Nachkriegszeit zunehmend seine Zustimmung zum Fortschritt der Wissenschaft und zur Modernisierung der Gesellschaft. Diese Verweigerungshaltung erschien den meisten von uns Jüngeren als konservativ, eng, unfrei rückständig, altmodisch, weltfremd.

Wir Jüngeren gaben uns nicht mehr damit zufrieden, wenn uns gesagt wurde, dass man vieles in der Bibel nicht mit der Vernunft erklären und verstehen kann, sondern vieles einfach so hinnehmen und glauben muss. Einige von uns, die von dem Geist der evangelischen Jugendarbeit inspiriert waren und aktiv in ihr mitarbeiteten, studierten dann begeistert Theologie. Wir erlebten in der Nachkriegszeit in Tübingen, in Heidelberg, in Göttingen, in Basel, in Marburg usw. Theologieprofessoren, die hervorragende Wissenschaftler waren und uns als solche vertraut machten mit der historisch-kritischen wissenschaftlich fundierten Auslegung der Bibel und die zugleich beeindruckende Glaubenszeugen waren und die Bibel nicht nur als historisches Dokument lasen, sondern als Wort Gottes, als Zeugnisse des Glaubens und Texte zur Verkündigung. Wir wollten so predigen, dass die Menschen unserer modernen Zeit die christliche Botschaft nicht blind glauben müssen, sondern sie zugleich verstehen und glauben können.

Uns leuchtete auch nicht ein, dass alte Lebensgewohnheiten, dass traditionelle Lebensformen z. B. Volkslieder, kurze Haare, Röcke bei Mädchen... usw. der christlichen Botschaft näher und gemäßer sind als Jazz-Musik, als lange Haare und Jeans für Jungen und Mädchen. Warum sollte eine Modernisierung der Gesellschaft dem Evangelium auf jeden Fall widersprechen? Gehört es nicht zur Freiheit eines Christenmenschen, dass er im Glauben allein Gott und Christus unterworfen ist und in dieser Bindung sein Leben frei, verantwortlich gestalten kann ohne Bevormundung durch die Gesellschaft oder die Kirche?

Man muss das alte fromme Breklum, zum Beispiel wegen seiner Verweigerungshaltung, kritisieren dürfen, aber man sollte es nicht karikieren, als wäre es den Frommen egoistisch um ihr privates Seelenheil gegangen. Christian Jensen hat in der Sorge um das Seelenheil der Menschen z. B. ein christliches Gymnasium geplant und begonnen und er hat in Breklum ein kleines christliches Krankenhaus gegründet. Es waren oft Pietisten, die in der Sorge um das Seelenheil aller Menschen im diakonisch-sozialen wie im pädagogischen Bereich zum Wohl der Gesellschaft innovativ waren und zukunfts-

weisende Entwicklungen eingeleitet haben. Auch an diesem Punkt können die Frommen bis heute von Christian Jensen lernen, die Frommen und die anderen auch.

DAS EVANGELIUM UND DER ZEITGEIST IN UNSERER GENERATION DER SECHZIGER BIS ACHTZIGER JAHRE

Die sechziger Jahre begannen mit radikaler Kritik an restaurativen Tendenzen in Politik, Wirtschaft, Kirche und Gesellschaft. Wir kritisierten unsere Kirche auf der Grundlage von zentralen Aussagen des Evangeliums. Wir kritisierten z. B. die Wiederbelebung des Bündnisses von Thron und Altar, die Verklärung des Soldatentodes, die Vernachlässigung des Friedensauftrags der Kirche, die Ordnung der Kirche nach traditionellem Muster z. B. durch das damalige neue Gesangbuch (O du fröhliche^o = für den Gemeindegesang nicht geeignet) und durch eine formalistische Ordnung kirchlichen Lebens, wo es doch um viel mehr ging: um Weckung neuen Glaubens und neuen christlichen Lebens. Unsere damalige Kritik am Neuaufbau der Kirche halte ich auch heute im Wesentlichen für berechtigt.

Der Hauptfehler war, dass wir unsere Verkündigung zu sehr dem damaligen Zeitgeist anpassten, der in den sechziger und siebziger Jahren dominiert war von Vernunft, Wissenschaft und wachsendem Wohlstand. Der Glaube an Gott als Schöpfer der Welt und Herr der Geschichte und der Glaube an Jesus als Sohn Gottes und Erlöser war nach allgemeiner Auffassung mit der Vernunft angeblich nicht vereinbar. Dem Zeitgeist folgend betrieben wir Pastoren in der Mehrheit von nun an und tun es bis heute eine Ethisierung der biblischen Verkündigung und die Säkularisierung der Kirche.

Unsere Verkündigung konzentrierte sich auf die biblische Botschaft zu Versöhnung und Frieden, die im Dritten Reich so vernachlässigt worden war, auf den Ruf Jesu zur Nächstenliebe angesichts der Nöte in der eigenen Gesellschaft und der wachsenden Armut in der Dritten Welt, auf das Gebot Gottes zur Bewahrung der Schöpfung angesichts der aktuellen Erfahrungen mit der Zerstörung der Umwelt. Diese Verkündigung wurde gehört und über den Kreis der Kirchenmitglieder hinaus von vielen Menschen akzeptiert. Und niemand kann bestreiten, dass es bei diesen Themen um wichtige Inhalte der biblischen Botschaft geht.

Wer in den achtziger Jahren die Pastoren in den Gemeinden und die Theologen an den Universitäten fragte: Wofür tritt die Kirche ein?, der erhielt fast unisono die Antwort: „Die Kirche tritt ein für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung. Nicht gesagt wurde: Die Kirche tritt ein für den Glauben an Gott und Jesus Christus und auf dieser Grundlage für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung.“

Wir setzten so das Zweitbeste der biblischen Botschaft – das Eintreten für Frieden, für Gerechtigkeit, für Bewahrung der Schöpfung – an die erste Stelle unserer Verkündigung. Und wer das Zweitbeste an die erste Stelle setzt, erlebt, dass er für das Beste und Grundlegende der biblischen Botschaft keinen rechten Platz mehr hat. Er verliert das Beste aus den Augen: nämlich den Glauben selbst, die Person Jesus, die Beziehung des Menschen zu Gott. Davon war immer weniger die Rede.

Diese Verschiebung des Koordinatensystems hatte und hat für die Kirche und die Mission enorme Bedeutung. Als nach Jahrzehnten zu Beginn dieses Jahrhunderts für die Mission noch einmal ein Kairos, eine große Stunde kam, als der Islamismus, der Islam insgesamt mit dem Koran und der islamischen Weltkultur unserer westlichen aufgeklärten Zivilisation den Kampf ansagte und das Christentum herausforderte, da hatte die Kirche keine eigene christliche Botschaft – für die Gemeinden nicht und für die Gesellschaft nicht. Da wurde zu Recht von allen Seiten, auch von der Mission, gegenüber dem Islam Toleranz und Dialogbereitschaft eingefordert. Die Bedeutung der universalen Heilsbotschaft Jesu von der Liebe Gottes für alle Menschen wurde aber von der Mission schamhaft verschwiegen.

Die letzte Generation der Breklumer Mission hatte gegenüber der völkischen Ideologie des Nationalsozialismus die universal gültige Botschaft von der Liebe Gottes zu allen Menschen hervorgehoben und deshalb den Nationalsozialismus abgelehnt. Sie hat beim Neuaufbau unserer Kirche und Gesellschaft in der Nachkriegszeit die christliche Erziehung der Kinder und Jugendlichen mit Erfolg betrieben und damit zu einer neuen christlichen Grundorientierung unserer Gesellschaft ihren Beitrag geleistet.

Die Frage ist, wie wir in der gegenwärtigen Situation einer von der Mehrheit behaupteten Gleich-Gültigkeit aller Religionen und einer umfassend säkularisierten Gesellschaft wieder anknüpfen können an christliche Glaubensaussagen und Glaubenserfahrungen, die sich in der letzten Breklumer Generation – z. B. in der Mission, in der Nazizeit, im Krieg und beim Neuaufbau nach dem Krieg – bewährt haben?

ENDE DER BREKLUMER MISSION IN INDIEN || RÜCKBLICK AUF DIE JAHRE SEIT DEM 2. WELTKRIEG

JOACHIM WIETZKE

Der Titel dieses Beitrags klingt provozierend. Er entspricht nicht der veröffentlichten Meinung und nicht unserem geschichtlichen Bewusstsein. Dennoch ist er – wie sich zeigen wird – sachlich richtig.

Wir wollen hier in groben Zügen die Entwicklungen in der Evangelisch-Lutherischen Jeyporekirche (JELC) in dem Zeitraum von 1939 bis 1951 nachzeichnen. Das Schwergewicht liegt auf den Jahren der Nachkriegszeit¹. Als wichtigste, bisher unausgewertete Quellen dienen uns die Protokolle der Sitzungen des Kirchenrates (KR) der JELC, der Missionarskonferenz (MK), des Engeren und Weiteren Vorstands (EV und WV) der Breklumer Mission sowie die Korrespondenz zwischen der „Heimaleitung“ und dem „Missionfeld“².

IM INTERNIERUNGSLAGER

Schon drei Tage nach Ausbruch des Weltkrieges werden die Missionare der Breklumer Mission verhaftet. Am 8. September 1939 müssen sie alle mit Ausnahme des erkrankten W. Bräsen ihre Stationen verlassen. Nach einigen Wochen im Sammellager Fort William in Calcutta kommen sie ins Internierungslager in Ahmadnagar. Die offizielle Aufsicht der verwaisten deutschen Missionsgebiete wird dem Nationalen Kirchenrat (NCCI) unterstellt, der seinerseits die Verantwortung für die JELC der Föderation lutherischer Kirchen in Indien (FELC) überträgt. Das dort zuständige Gremium ist das War Emergency Committee (WEC).

Zu ihrer eigenen Überraschung dürfen die Missionare im Januar 1940 wieder zurück auf ihre Stationen, offensichtlich auf Initiative der britischen Dis-

¹ Für die Zeit des Krieges liegt eine detaillierte Monografie vor: von Tucker, Paul H., Nationalism: Case and Crisis in Missions, German Missions in British India 1939–1946, 1980, Selbstverlag Paul H. von Tucher.

² Das umfangreichste Material findet sich im Archiv des Nordelbischen Missionszentrums (NMZ) in Breklum. Andere wichtige Schriftstücke sind auf Mikrofilm im Hamburger Archiv des Evangelischen Missionswerks in Deutschland (EMW) zugänglich. Von besonderem Wert ist auch das handschriftliche Protokollbuch der Missionarskonferenz Band II (1940–1961), das ich bei Recherchen in Jeypore gefunden habe. Einzelne Dokumente zur Jugendbewegung der JELC wurden mir freundlicherweise von Ch. P. H. Prokash zur Verfügung gestellt. Für Übersetzungen aus dem Oriya danke ich Dinesh Chand.

triktsbeamten, die den Breklumer Missionaren freundlich gesinnt sind. Aber schon im Juni desselben Jahres werden die jüngeren Missionare erneut interniert. Lediglich H. Meyer, R. Tauscher, T. Jungjohann und N. Helms können unter der Aufsicht der FELC ihre Arbeit bis zum Herbst 1943 fortsetzen. Während dieser Jahre gibt es keinen direkten Kontakt zu Breklum³. Die Missionare weisen in diesen Jahren immer wieder darauf hin, dass die neue Kirchenordnung von 1936 „zu dem Zweck eingeführt worden sei, dass die Christen und ihre verantwortlichen Führer selber, anstelle der Missionare, die Arbeit gewissenhaft ausführen könnten“⁴. Die Bereitschaft, eine solche Verantwortung zu übernehmen, ist jedoch auf Seiten der einheimischen Pastoren und kirchlichen Mitarbeiter gering. So ist es im Sinne aller Beteiligten der JELC, der FELC und auch der internierten Breklumer, dass der dänische Missionar A. Andersen und der amerikanische Missionar E. Neudörffer ab Oktober 1943 die wichtigsten Leitungsaufgaben in der JELC übernehmen, soweit es ihre anderen Verpflichtungen erlauben. H. Meyer kommentiert diese Personalentscheidung mit den knappen Worten: „...die besten, die wir bekommen konnten“⁵.

Im Internierungslager nutzen die Missionare die Zeit zu intensiven theologischen Studien und zu einer gründlichen Schulausbildung ihrer Kinder. Es bleibt aber die bange Frage nach der Zukunft. Gibt es eine reale Chance zur Rückkehr auf das „Missionsfeld“? Sollen sie Anträge auf „Repatriierung“ stellen? Wer soll bleiben, wer soll gehen? Die Einschätzung der Situation, der bedenkliche Gesundheitszustand einiger Missionarsfrauen und auch die persönlichen Wünsche der Missionare führen zu durchaus unterschiedlichen Antworten auf die quälenden Fragen.

Obwohl Missionsvorsteher Meyer sich dessen bewusst ist, dass die Entscheidungen über ihre Zukunft und die künftige Arbeit in der Jeyporekirche nicht mehr in Breklum fallen, bittet er Direktor Pörksen um „Weisung“⁶. Nach eingehenden Beratungen beschließt der Engere Vorstand in seiner Sitzung am 15. 9. 1944 einstimmig, „jedem einzelnen unserer Missionare in Indien folgendes mitzuteilen: Die Missionsgemeinde weiß sich für die Gemeinden der Jeyporekirche vor Gott verantwortlich. Besteht die Hoffnung, daß unsere indischen Gemeinden wieder unter den bestimmenden geistlichen Einfluß der Breklumer Missionare kommen können, bittet die

³ Erst aus dem Internierungslager in Satara bestätigt H. Meyer am 1. 10. 1943 den Empfang eines Briefes von Direktor M. Pörksen, „den ersten seit 1940“.

⁴ Tauscher, Rudolf, Aus den Anfängen der Jeyporekirche, unveröffentlichtes Typescript ohne Datum (ca. 1949), S. 66.

⁵ H. Meyer an M. Pörksen vom 1. 10. 1943.

⁶ H. Meyer an M. Pörksen vom 7. 7. 1944.

Missionsleitung einige Missionare, etwa Missionsvorsteher Liz. Meyer zusammen mit den Missionaren Helms, Ahrens und Hübner, draußen zu bleiben. Die Missionsgemeinde hält unter allen Umständen an Breklums Auftrag: Heidenmission, fest. Indien ist der ‚Ort, den Gott bereitet hat‘. Erst wenn Gott das Band zerschnitten hat, können wir nach anderen Plätzen zur Erfüllung unseres missionarischen Auftrages Umschau halten.“

Der Vorstand spricht bewusst eine Bitte, nicht eine bindende Weisung aus. „Die Lage dort ist für uns hier zu undurchsichtig. Nach Hause kommen sollten aus familiären Gründen und Gesundheitsrücksichten auf jeden Fall, sobald wie möglich, die Geschwister Lene Langlo, Jungjohann, Tauscher, Lohse und Speck mit ihren Familien, und Bruder Bräsen, sowie die großen Kinder.“⁷

Die Missionarsfamilien nehmen dankbar den klaren und zugleich einfühl-samen „Beschluß“ des Vorstands zur Kenntnis und stimmen ihm auch inhaltlich weitgehend zu. Besonders dankbar sind sie für die Zusicherung im Begleitschreiben des Direktors, dass „jeder einzelne Bruder selbstverständlich frei ist in seiner letzten, persönlichen Entscheidung“.⁸

Der Krieg neigt sich seinem Ende zu. Die Ungewissheit und die Sorgen um die Zukunft werden immer größer. Am 2. 2. 1945 schreibt M. Pörksen an seinen Freund H. Meyer einen bewegenden Brief, der gleichsam ein Vermächtnis ist: „Ob nun Du oder ein anderer die Verantwortung hier übertragen bekommt, sorge bitte mit, daß von hier aus immer der weite Blick über Marsch und Geest hoch hinauf in den Norden und tief hinunter in den Süden gewagt bleibt und die Menschen, die in der Verantwortung hier durch die enge Pforte gegangen sein müssen, doch den weiten Blick für alle anderen, die der Herr Christus auch seiner Herde zuführen will, behalten... Du weißt, wie ich mich freuen würde, wenn Du hier in den kommenden Tagen die Verantwortung anvertraut bekämetst für den Fall, daß Du nicht wieder an Deinen alten Arbeitsplatz zurückkehren kannst.“

Es ist nicht ersichtlich, ob dieser Brief seinen Adressaten erreicht hat. Briefe zwischen den Internierten und Breklum werden wieder spärlicher. In Indien scheint man aber nicht mit einer schnellen Rückkehr zu rechnen. In Satara treffen sich die dort Internierten am 1. 10. 1945 erstmals wieder zu einer ordentlichen Missionarskonferenz. Im Protokoll heißt es: „Auf Grund des Beschlusses des E.V. vom 20. September 44 (sic!) erklären sich die Brüder Meyer und Helms bereit, auf das Missionsfeld zurückzukehren. Die Brüder Jungjohann und Tauscher haben sich ebenfalls entschieden (sc. auf dem Missionsfeld zu bleiben), bitten jedoch unter Bezugnahme auf den Be-

⁷ Protokollbuch des E.V. vom 14. 5. 1941 bis 12. 10. 56, S. 23f.

⁸ M. Pörksen an alle Missionare vom 20. 9. 1944.

schluss des E. V. bei einer Ausreisegelegenheit zuerst berücksichtigt zu werden. Von den Brüdern Hübner und Speck in Purandhar liegt gleichfalls eine Bereitwilligkeitserklärung vor. Die Brüder Ahrens, Lohse und Bräsen haben sich noch nicht geäußert. Frl. Langlo fühlt sich zur Rückkehr verpflichtet. Der Beschuß des E. V. betr. Heimsendung der größeren Kinder ist auf Grund der veränderten Lage und der zur Zt. unklaren Rückreisegelegenheit undurchführbar... Es wird beschlossen, die Kinder nach Kodaikanal zu senden..."⁹.

Mitte Dezember 1945 stattet der Präsident der FELC, Prof. J. D. Asirvadam, den Internierten in Satara einen Besuch ab. In seinem Beisein formuliert die Missionarskonferenz grundsätzliche Empfehlungen an die FELC und das WEC über die weitere Mitarbeit der Breklumer Missionare in der JELC oder in anderen indischen Kirchen. Sie werden ausdrücklich als „vertraulich“ bezeichnet, „da uns nicht gestattet ist, Informationen auszusenden, die nicht durch die Zensur gegangen sind“¹⁰. Die Tatsache, dass diese Empfehlungen in Englisch protokolliert sind, was einmalig im ganzen Protokollbuch ist, lässt aber darauf schließen, dass Asirvadam diese „Erklärung von Satara“¹¹ auf Wunsch der Missionare den Leitungsgremien der FELC im Wortlaut übergeben sollte.

In der „Erklärung“ heißt es: „Die Breklumer Missionare fühlen sich an die Resolution gebunden, die der Vorstand der Schleswig-Holsteinischen Ev.-Luth. Mission im August 1944 (sic!) beschlossen hat. Hierin wird die feste Entschlossenheit der Heimatkirche bekundet, die Arbeit auf dem Jeypore-Feld mit eigenen Missionaren fortzusetzen, sobald es die Umstände erlauben. Im Blick auf diese Entscheidung sollte jede Neuordnung oder Veränderung hinsichtlich von Kirche und Mission und ihrer gegenseitigen Beziehung solange zurückgestellt werden, bis die Heimatkirche im umfassenden Sinn die Möglichkeit gehabt hat, sich mit der veränderten Situation und den Problemen, die inzwischen entstanden sind, vertraut zu machen.“

Im folgenden Absatz wird für eine Zusammenarbeit von Kirche und Mission „as one united body“ plädiert und daraus gefolgert, dass die Mitarbeit der Missionare in folgenden drei Bereichen besonders benötigt wird: in der evangelistischen Aufgabe der Kirche, in der theologischen Ausbildung von Pastoren und anderen kirchlichen Mitarbeitenden sowie in der Schularbeit „zur Förderung des allgemeinen Bildungstandes in den christlichen Gemeinden.“ Diesem Abschnitt wird jedoch sofort folgende „Erläuterung“ hinzugefügt: „Das bedeutet nicht, daß die Missionare diese Arbeitsbereiche für

⁹ Protokollbuch der M. K., S. 58f.

¹⁰ M.K. with Mr. Asirvadam, 15. 12. 1945 Satara, Protokollbuch der M. K., S. 60.

¹¹ So nennt R. Tauscher später diese Empfehlungen, a.a.O., S. 71.

sich reservieren oder sich nicht auch an anderen kirchlichen Aktivitäten beteiligen wollen.“¹²

Die Missionarskonferenz hält die Rückkehr von vier Missionaren in die JELC für angemessen und schlägt der FELC vor, einen entsprechenden Antrag bei den Regierungsbehörden einzureichen. Sollte die Regierung bereit sein, mehr Breklumer Missionare zu entlassen, sollte deren Mitarbeit der amerikanischen und dänischen Mission (ULCM und DMS), der Andhra Evangelical Church und der Schule in Kodaikanal (High-Clerc) angeboten werden. Abschließend werden von der FELC die Gehälter für die Missionare, die Schulgebühren für die Kinder und die Aufenthaltskosten in Kodaikanal für einige der erkrankten Missionarsfrauen erbeten.

Die Bedeutung dieser „Erklärung von Satara“ ist kaum zu überschätzen. Die Missionare sind die ersten, die konkrete Vorschläge für die Nachkriegszeit unterbreiten. Bevor die FELC oder andere über das Schicksal der Internierten entscheiden, „zwingen“ sie die Machthabenden zu einer Reaktion auf ihre Empfehlungen. Trotz ihrer faktischen Ohnmacht gewinnen die Missionare die Initiative. In wohl überlegten Worten präsentieren sie verschiedene Optionen, die für sie akzeptabel sind. Obwohl sie genau wissen, dass die Breklumer Vorstände keinerlei Entscheidungskompetenz über die Zukunft der JELC haben, unterstellen sie sich den Beschlüssen der „Heimleitung“ und entwinden sie sich damit dem alleinigen Einfluss der „Treuhänder“. Die „Erklärung von Satara“ ist zweifellos eine taktische Meisterleistung. Sie kann aber die innere Zerrissenheit der Missionare nicht überdecken. Nur drei Wochen später heißt es:

„Br. Meyer teilt der M. K. mit, daß er mit Rücksicht auf den Gesundheitszustand seiner Familie und anderen persönlichen Gründen (s. Schreiben) jetzt nicht auf das Missionsfeld zurückkehren kann“¹³. Im nächsten Monat revidiert er seine Entscheidung¹⁴. Mitte April 1946 kehren H. Meyer und R. Tauscher zurück in die JELC. Sie werden zum Osterfest freudig in Jeypore begrüßt.

RÜCKKEHR IN DIE JEYPOREKIRCHE

Es ist im einzelnen nicht erkennbar, was in den ersten Monaten des Jahres geschieht. Mehrere Briefe von H. Meyer sind verloren gegangen. Der erste Brief von ihm, der in Breklum eintrifft, stammt vom 25. 9. 1946. Nur ein Brief seiner Frau an ihre Schwester lässt erahnen, wie schwer ihnen die Entscheidung, in Indien zu bleiben, gefallen ist: „Was hat es für innere Kämpfe

¹² Alle Zitate aus Protokollbuch der M. K., S. 60f. (eigene Übersetzung).

¹³ Missionarskonferenz von Satara am 12. 1. 1946, a.a.O., S. 62.

¹⁴ Missionarskonferenz von Satara am 27. 2. 1946, a.a.O., S. 63.

gekostet, bis Heini wusste: Ich muß dem alten Ruf gehorsam bleiben, so ungeheuer stark es mich auch in mein armes Vaterland, zu meinen leidenden Brüdern zieht. Ich muß gestehen, daß ich ihn eigentlich dazu überredet habe, gerade weil Indien uns persönlich viel gekostet hat: 3 Kinderlein, viel Krankheit¹⁵.

Es ist auch nicht klar, wer sich letztlich entscheidend für die Rückkehr der Breklumer Missionare einsetzt. Sind es die Kollegen nichtdeutscher Missionen in Indien oder sind es die Inder selbst, die in der FELC oder im NCCI den Ton angeben? Nur so viel scheint deutlich zu sein, dass die klare Mehrheit der Mitglieder im Kirchenrat und in den Gemeinden der Jeyporekirche die Rückkehr der ehemaligen Missionare wünscht. Die Angebote der FELC, qualifizierte indische Leitungspersonen aus anderen Kirchen in die JELC zu entsenden, werden vom Kirchenrat entschieden abgelehnt. Es scheint für ihn eine klare Prioritätenliste zu geben: zunächst die Breklumer Missionare, und wenn das nicht möglich ist, amerikanische oder andere nichtdeutsche Missionare, aber keine Inder aus anderen Kirchen.

Offensichtlich legt auch der Kirchenrat der JELC die Reihenfolge der erwünschten Breklumer Missionare namentlich fest. Das ist insofern bedeutsam, da eben diese Reihenfolge zu erheblichen Spannungen unter den internierten Missionarsfamilien führt. Einzelne, die ihre Bereitschaft zum Bleiben in Indien erklären, können nur schwer verstehen, nicht gerufen zu werden. Dagegen werden andere aufgefordert, die lieber nach Deutschland gehen würden. Auf jeden Fall fällt auf, dass es die altgedienten Missionare sind, die in die Jeyporekirche zurückkehren dürfen. Ob dies der Wunsch der Kirche oder eine Anweisung der Regierungsbehörden ist, bleibt im Dunkeln. Wahrscheinlich haben die staatlichen Instanzen in der unmittelbaren Nachkriegszeit nur wenig Interesse daran, jüngere Missionare, die erst in den späteren Jahren des nationalsozialistischen Regimes ausgereist waren, im Lande zu behalten. Wären diese politischen Gesichtspunkte den Internierten deutlicher bewusst gewesen, hätten sie sich wohl manche „Bitterkeit“¹⁶ erspart.

Ein Jahr nach der „Erklärung von Satara“ sind tatsächlich vier Breklumer Missionare wieder in der Jeyporekirche. Sie übernehmen sogleich ihre alten Funktionen: H. Meyer als Kirchenpräsident, R. Tauscher als Seminardirektor, T. Jungjohann als Schatzmeister, N. Helms als Stationsvorsteher in Jeypore. Dennoch hat sich im Vergleich zu den Vorkriegsjahren viel verändert. R. Tauscher fasst das in dem Satz zusammen: „Waren auch die Missionare der Breklumer Mission aufs Missionsfeld zurückgekehrt, so doch nicht

¹⁵ Sophie Meyer am 17. 8. 1946 aus Kodaikanal.

¹⁶ M. Pörksen an F. Hübner vom 13. 11. 1946.

die Breklumer Mission¹⁷. Er sieht hierin einen entscheidenden Unterschied zu der Situation nach dem 1. Weltkrieg. Damals hatte die amerikanische ULCM die Treuhänderschaft über das Breklumer Arbeitsgebiet übernommen und es selbstverständlich an die Breklumer Mission zurück gegeben, sobald es die politischen Umstände erlaubten. Jetzt liegt die Treuhänderschaft in den Händen eines indischen Kirchenbundes, der zwar die befristete Mitarbeit einiger Breklumer Missionare weiterhin für nötig hält, aber keinerlei Interesse an Kontakten zu Breklum hat. Das erklärte Ziel der FELC sind selbstständige und unabhängige Kirchen, die frei von jeglichem Einfluss ausländischer Missionsgesellschaften sind.

Die Jeyporekirche war Ende der zwanziger Jahre als gleichberechtigtes Mitglied dem lutherischen Kirchenbund beigetreten und hat von ihm manche Hilfe erfahren, jetzt aber ist sie abhängig von seinen Entscheidungen und dem Geld, das er im Auftrag des Internationalen Missionsrates (IMR) und seiner Mitglieder verwaltet. Das zuständige Gremium der FELC ist jetzt das Committee on Subsidized Churches. Das Exekutiv Komitee der FELC billigt oder korrigiert die Beschlüsse des Kirchenrates und bewilligt den Haushalt der JELC. Es beruft die Missionare und besoldet sie. Die Missionare sind gegenüber der FELC berichtspflichtig. Sie können persönliche Kontakte zu ihrer „Heimatleitung“ unterhalten, dürfen von ihr aber keine Weisung in Bezug auf ihre Arbeit in der JELC entgegennehmen. Alle Rechte und Pflichten, die früher die Breklumer Mission wahrgenommen hatte, sind jetzt auf die FELC übergegangen.

Die Missionare müssen die neuen Rahmenbedingungen ihrer Arbeit akzeptieren, aber besonders H. Meyer gelingt es in bewundernswerter Weise, die vorhandenen Spielräume zu nutzen. Aus voller Überzeugung teilt er mit der FELC das Ziel, die Jeyporekirche so schnell wie möglich selbstständig zu machen, aber das bedeutet für ihn auch Unabhängigkeit von der FELC. Damit ist der Konflikt mit den „fortschrittlichen“ Sündern, die in der FELC die Leitungspositionen innehaben, vorprogrammiert. Indem er sich aber an die Spitze der Bewegung zur Selbstständigkeit der JELC stellt, kommt er gegenüber der FELC schnell aus der Rolle des „Bittstellers“ heraus und kann somit umso nachhaltiger für die Unabhängigkeit der Jeyporekirche eintreten.

Die Breklumer Missionare sind immer überzeugte „Breklumer“ geblieben. An ihrer Loyalität gegenüber den Verantwortlichen „in der Heimat“ gibt es keinen Zweifel, obwohl es oftmals schwierig war, ihnen die neuen Verhältnisse in Indien zu vermitteln. Über manche Entscheidungen der Breklumer Vorstände haben die Missionare nur gestaunt und energisch dagegen pro-

¹⁷ R. Tauscher, a.a.O., S. 69.

testiert. Aber die Breklumer, besonders Missionsdirektor Pörksen, bleiben ihre Vertrauten. Es ist bewegend, den seit 1947 wieder möglich gewordenen regen Briefwechsel zu verfolgen. Natürlich beschränkt er sich nicht, wie von der FELC erwartet, auf Persönliches. Im Gegenteil, die Missionare schildern die Entwicklungen in der JELC und ihre Arbeitssituationen bis ins Detail. Ihre Briefe sind Quellentexte von hoher Authentizität.

Schon der erste Brief der Nachkriegszeit von H. Meyer vermittelt einen guten Einblick in die Situation. Der Grundton ist positiv und optimistisch. Mit dem zu erwartenden N. Helms und möglicherweise einer weiteren Missionarin von der Goßner Mission, die für die „Mädchenreisungsarbeit in Kotapad“ vorgesehen ist, sind wir „die am besten gestellte deutsche Mission in Indien“, schreibt er und fügt hinzu: „Die Federation hat gerade unserer Arbeit gegenüber besondere Liebe und Verständnis bewiesen und beweist es auch jetzt. Was Mittel angeht, sind wir so gut gestellt, wie kaum je vorher. Das gilt für die Arbeit sowohl wie für uns selbst.“ Aber auch der nahende Konflikt klingt schon an, wenn er von „einigen nationalistischen Indern“ in der FELC spricht: „Die genannten Herren hätten es nur allzu gern gesehen, wenn sie eine autonome Kirche im Jeyporeland hätten aufrichten können, wie sie es nach dem letzten Kriege auf dem Goßnerschen Felde machten. Aber dann hätten sie uns nicht rufen dürfen. Wenn wir unsere Kirche selbstständig machen wollen – und das ist doch unser Ziel –, dann wollen *wir* das tun und uns nicht von anderen Leuten außerhalb unserer Kirche dazu drängen lassen. Und wir wollen es schon gar nicht aus irgendwelchen politischen Motiven tun!“¹⁸.

Die Aufgaben, die auf die Missionare warten, sind immens. Unter dem aufopferungsvollen Einsatz des dänischen Missionars A. Andersen konnte zwar die Verwaltung der Jeyporekirche während der vergangenen drei Jahre aufrechterhalten werden, aber – so das Urteil der Missionare – die indischen Pastoren und kirchlichen Mitarbeiter haben weitgehend versagt. Manche haben sich als „autokratische Herrscher“ aufgeführt, andere haben ihre Gemeinde- oder Schularbeit sträflich vernachlässigt. Alte Spannungen zwischen Kasten und Familien sind erneut aufgebrochen, schwerwiegende Kirchenzuchtfälle blieben unbearbeitet und Veruntreuung von Geldern wurde nicht geahndet. Die heidenmissionarische Arbeit liegt ganz darnieder.

Im Gegenteil dazu – auch das stellen die Missionare einstimmig fest – haben die Gemeinden, besonders die Landgemeinden, die Zeit der Dürre „überraschend gut“ überstanden.

T. Jungjohann berichtet von über 100 Taufen an einem Ort. In manchen entlegenen Dörfern haben die jungen Leute die Initiative ergriffen, die Ka-

¹⁸ H. Meyer an M. Pörksen vom 25. 9. 1946.

pellen renoviert, den Schulunterricht erteilt, und für regelmäßige Abendandachten und Sonntagsgottesdienste gesorgt. Allerdings spricht T. Jungjohann auch erstmalig von jungen Leuten, die in Nowrangapur für Unruhe sorgen und „allerlei eigenartige Ideen von Freiheit und Selbständigkeit mit sich schleppen“¹⁹.

Das wichtigste Anliegen des Kirchenrats, der schon wenige Tage nach Ankunft der Missionare zusammentritt, ist die Wiedereröffnung des Seminars in Kotapad. Sofort beginnt R. Tauscher mit größter Energie die nötigen Reparaturarbeiten an den Gebäuden. Die Mittel dafür werden großzügig von der FELC zur Verfügung gestellt. Aber, so resümiert R. Tauscher, „es fehlte an allem, und vor allem, manches war gar nicht zu bekommen, rechte Arbeiter, Baumaterial...“²⁰. Dennoch kann das Seminar schon Mitte Juni eröffnet werden. 14 Kandidaten für einen Pastorenkurs und 20 für einen Lehrerkurs ziehen, meist mit Familien, in Kotapad ein. Zusammen mit den Frauen nehmen täglich 65 Studierende am Unterricht teil. Außerdem werden auf dem Mission Compound noch zwei Kosthäuser für Jungen und Mädchen eingerichtet, die auf die Schulen in Kotapad gehen. Nach kurzer Zeit kommen mehr als 100 Kinder aus den entfernten Dörfern der ganzen Jeyporekirche.

H. Meyer bietet Rüstzeiten und refresher Kurse für Pastoren und Katecheten an. „Diese Kurse sind wie Regen auf durstigem Land“, konstatiert er und fügt hinzu: „Mir ist klar geworden, daß alle Ausbildung – und davon hat es in unserer Kirche viel gegeben – eine sehr unsichere Garantie bietet. Ich habe nichts gegen unsere Programme einer noch intensiveren Ausbildung – ich unterschreibe das zu 100 % – aber was wir vor allem brauchen, ist die evangelistische Arbeit unter unseren Mitarbeitern. Oder um es noch einfacher und noch deutlicher zu sagen: Wir brauchen den Geist Gottes, der allein die Herzen verändern und das angeeignete Wissen zu einem nützlichen Instrument in Seinem Dienst machen kann“²¹.

INTEGRATION VON KIRCHE UND MISSION

Von größter Bedeutung sind auch die grundsätzlich theologischen und daraus folgenden strukturellen Überlegungen, die sich im Zusammenhang mit der Haushaltsplanung ergeben. Schon im Oktober 1946 heißt es im Protokoll der Missionarskonferenz: „Die evangelistische, erzieherische und theologische Arbeit, die bisher von der Mission getrieben und geleitet wurde, ist Aufgabe

¹⁹ T. Jungjohann an M. Pörksen vom 29. 12. 1946.

²⁰ R. Tauscher, Halbjahrsbericht der Station Kotapad 16. 4.–16. 10. 1946, S. 3.

²¹ H. Meyer Second half-yearly report, ohne Datum (ca. 1946/47), S. 2f (eigene Übersetzung).

der Gesamtkirche. Diese muß dieselbe als solche auch sehen und ausführen. Die M.K., die stets dieses Ziel verfolgt und zuletzt im ‚Statement von Satara‘ klar zum Ausdruck gebracht hat, ist der Meinung, dass jetzt die Zeit gekommen ist, daß die bisherige Trennung zwischen Mission- und Kirchenarbeit aufgehoben wird“²². Folgerichtig wird dann vorgeschlagen, nur noch ein Kirchenbudget zu haben und die bisherigen Aufgaben der Missionarskonferenz auf den Kirchenrat der JELC zu übertragen.

Dieser Beschluss der Missionarskonferenz ist eine entscheidende Weichenstellung. Er bedeutet nichts weniger als eine Selbstentmachtung der Missionare. Er wird nicht unter dem Druck der FELC, sondern freiwillig und aus eigener Überzeugung gefasst. Er macht ernst mit der Entscheidung, alle Arbeitsbereiche den demokratisch gewählten Leitungsgremien der Jeyporekirche zu unterstellen. Die Missionarskonferenz hört damit auf, in ihrer bisherigen Funktion und praktischen Machtfülle zu existieren. Sie ist nur noch für die Verwaltung der Grundstücke auf den Hauptstationen sowie für die persönlichen Angelegenheiten der Missionare zuständig. Konsequenterweise benennt sie sich um in „Sitzung der Missionare“, später „Missionarskollegium“.

Soweit ersichtlich haben sich die Missionare Meyer, Tauscher und Jungjohann – Helms ist noch nicht in die JELC zurückgekehrt – diese weitreichende Entscheidung nicht von den Vorständen in Breklum genehmigen lassen. Stattdessen unterbreiten sie diese Vorschläge dem Kirchenrat zur Beratung und einer für den 23. bis 24. Februar 1947 einberufenen Synode der JELC zur Beschlussfassung. Erst nach der Synode informiert H. Meyer in einem Schreiben vom 14. März Missionsdirektor Pörksen und erläutert die gefassten Beschlüsse: „...es entwickelte sich der für die Kirche gefährliche Gedanke: Evangeliumspredigt unter den Heiden ist nicht unsere Aufgabe, ein Gedanke, der bei der historischen Entwicklung unserer Mission und Kirche (und unendlich vieler anderer Missionen ebenso!) ohnehin nur allzu nahe lag ...Wir dürfen der Tendenz, Verantwortlichkeiten der Mission allein zuschreiben, keinen Vorschub mehr leisten... In absehbarer Zeit hätten wir die Umorganisation doch vornehmen müssen, aber dann gezwungenermaßen, während wir es jetzt selbst tun, damit dem Vorgang seine Bitterkeit nehmen und die Form in freier Verhandlung bestimmen können“²³.

Die Tatsache, dass die Breklumer in dieser Sache nicht konsultiert werden, sollte nicht als Missachtung der „Heimatleitung“ interpretiert werden. Zum einen gibt es im juristischen Sinn für die Missionare in Indien keine „Hei-

²² Protokollbuch der M. K., S. 76.

²³ H. Meyer an M. Pörksen vom 14. 3. 1947.

matleitung“ mehr, und zum anderen wäre den Vorständen in Breklum bei dem vorhandenen Informationsstand eine derartige Entscheidung nicht zu zumenten. Vielmehr zeigt eine andere Protokollnotiz aus der Missionarskonferenz vom 11. 10. 1946, wie loyal die Missionare gegenüber ihrer Missionsgesellschaft sind. Im Blick auf die Finanzierung der umfassenden Aufgaben der Jeyporekirche heißt es: „Wir sind uns klar, dass die J.E.L.K. die erforderliche Summe für die oben genannten Posten zur Zeit nicht aufbringen kann. Der Kirchenrat ist daher gebeten, die benötigte Summe bei der F.E.L.C. und später falls durch dieselbe die Gelder nicht mehr kommen, bei der S.H.E.L.M. oder deren Stellvertreter zu beantragen“²⁴. Der eigentliche Adressat dieser Empfehlung ist sicherlich die FELC. Hier wird geschickt erneut die SHELM, das heißt die Breklumer Mission, ins Spiel gebracht. Allerdings deutet der Zusatz „oder deren Stellvertreter“ darauf hin, dass sich die Missionare nicht sicher sind, ob die Breklumer Mission je wieder imstande sein wird, größere Finanzmittel für die JELC aufzubringen.

Die Februarsynode nimmt „nach langen Beratungen“, wie es heißt, die Vorschläge der Missionarskonferenz an und bestätigt die weitere Gültigkeit der Verfassung von 1936. Demnach bleibt der Missionsvorsteher weiterhin der Präsident der JELC, und die Missionare bleiben die geistlichen Leiter der Bezirke Jeypore, Koraput, Kotapad und Nowrangapur. Damit behalten die Missionare erhebliche Rechte und Pflichten. Überraschend ist aber, dass die Position der Missionare durch die freie Wahl der Synode noch erheblich gestärkt wird. Verständlich ist, dass der Vorsitz der drei wichtigsten Komitees ex-officio an die entsprechenden Leitungsfunktionen gebunden werden. So wird T. Jungjohann als Schatzmeister der Vorsitzende des Finance-Committee, R. Tauscher als Seminardirektor der Vorsitzende des Committee on Theological Education und H. Meyer als Präsident der Vorsitzende des Committee on Evangelism and Workers. Aber ungeplant und überraschend ist die Wahl von H. Meyer auch für den Vorsitz des Committee on Education und des Committee on Literature and Press.

Da auch die Mitgliederzahl der fünf Komitees entweder mehrheitlich oder in gleicher Größe mit Missionaren besetzt wird und bei Stimmengleichheit der Vorsitzende entscheidet, liegt damit faktisch wieder eine große Entscheidungsmacht in den Händen der Missionare. Es lässt sich belegen, dass die Missionare das in diesem Umfang nicht gewollt haben. In der letzten ordentlichen Missionarskonferenz unmittelbar vor der Synode wird vorgeschlagen, dass der Vorsitzende des Educational Committee von den Mitgliedern des Komitees selbst ernannt und der Pressemanager der ex-officio

²⁴ Protokollbuch der M. K., S. 77.

Vorsitzende des Committee on Literature and Press werden soll²⁵. Warum die Synode sich mehrheitlich anders entscheidet, ist nicht zu ermitteln. Ist es Furcht, eigene Verantwortung zu übernehmen? Fehlt das Vertrauen zu den eigenen Leuten oder ist der Einfluss der Missionare immer noch ungebrochen? Es sollte sich aber bald zeigen, dass die jüngere Generation nicht länger bereit ist, die Dominanz der Missionare unhinterfragt zu akzeptieren.

PROTEST DER JÜNGEREN GENERATION

Der erste Widerstand kommt von fünf Pastorenkandidaten. Sie waren zur Zeit des Krieges von den Amerikanern zur Ausbildung nach Rajamundry geschickt worden. Große Hoffnungen und Erwartungen der Kirche und auch der Missionare begleiten sie. Als sie Anfang 1947 zurückkehren, beschließen die Missionarskonferenz und der Kirchenrat, sie für ein halbes Jahr einer Art Vikarsausbildung ans Seminar nach Kotapad zu senden. Sie weigern sich zu gehen. Der Unterricht in Kotapad sei unnötig, da ihre Ausbildung an einem angesehenen Seminar abgeschlossen sei, argumentieren sie. R. Tauscher vermutet, dass sie nicht unter „dem weißen Mann“ lernen wollen. Es beginnt ein längeres Tauziehen. Der Kirchenrat verweigert die Anstellung und die Ordination. Die Kandidaten stiften erhebliche Unruhe in der Kirche. Der Konflikt kann erst nach mehreren Wochen beigelegt werden. Die Vikare beugen sich widerwillig dem Beschluss des Kirchenrates.

Die deutlichste Kritik an der einflussreichen Stellung der Missionare wird von der Svecha Sevak Sangh²⁶ geübt. Diese christliche Jugendbewegung wird bis in die 60-iger Jahre hinein zu einer ernsthaften Herausforderung für die JELC und verdiente eine ausführliche Darstellung und genaue Analyse, die hier nicht möglich sind.

Die CSSS wird nach eigenen Angaben²⁷ am 4. April 1944, also schon zwei Jahre vor Rückkehr der Missionare, in Nowrangapur gegründet. Die Initiatoren sind junge Gemeindeglieder, ein Lehrer, ein Katechet, zwei Regierungsangestellte, zwei Studenten. Sie wollen der träge gewordenen Ge-

²⁵ Ebd., S. 85f.

²⁶ Es gibt verschiedene Transskriptionen des Oriya-Namens: Swecha Sebok Sangho, Swechha Seba Sangh u. a.; der offizielle Briefkopf mit staatlicher Registrierungsnummer lautet: Christyo Swecha Sevak Sangha. Dementsprechend verwenden wir die Abkürzung CSSS.

²⁷ Es liegen uns Sitzungsprotokolle, Programme von Veranstaltungen, Zeitungsausschnitte und Korrespondenz der CSSS in Englisch und Oriya aus dem Nachlass des langjährigen Sekretärs der CSSS Koraput, Julius Lochman, vor. (Vgl. Anm. 2).

meinde neuen Schwung geben. Sie treffen sich zu intensivem Bibelstudium, sie halten Gemeindeglieder zum regelmäßigen Gottesdienstbesuch an und gehen in die umliegenden Dörfer, um Schulunterricht zu geben, Sozialarbeit zu leisten und Andachten zu halten.

Sie finden schnell Zulauf oder Unterstützung, besonders von den besser ausgebildeten Mitgliedern der Kirche. Vor allem ist es die kleine Gruppe von Hochschulabsolventen, die hier ein Betätigungsfeld findet. Während der Kriegsjahre haben der Maharajah von Jeypore, die Regierung und auch der lutherische Kirchenbund Stipendien vergeben, die einzelnen Christen der JELC ein Studium an dem College von Berhampur oder Guntur ermöglichen. Sie kehren nun hochgeachtet mit einem Degree und sicherlich auch vom politischen Freiheitsgedanken sensibilisiert in das Gebiet der Jeyporekirche zurück. Einer von ihnen ist D. P. P. Ponda, B. A., D. Ed., der Sohn eines Brahmanen-Konvertiten aus Kalahandi. Er wird für viele Jahre der Präsident des CSSS. Als Sekretär wird B. K. Mohanty gewählt. Beiden gelingt es, den Einfluss der CSSS erheblich auszuweiten. Anfang 1946 gibt es in allen Hauptstationen der JELC Zweigstellen des CSSS. Der Hauptsitz bleibt weiterhin in Nowrangapur.

Es gibt keinen Zweifel, dass sich die CSSS als eine Vereinigung innerhalb der Jeyporekirche versteht. Es geht ihnen zunächst um Kirchenreform und nicht um politische Ziele. Man kann sie in den Anfangsjahren durchaus eine innerkirchliche Erneuerungsbewegung nennen. Selbst scharfe Kritiker bescheinigen ihr, dass ihre Motive anfangs „purely religious“ sind²⁸. Auch T. Jungjohann äußert sich positiv: „Einige der jungen Leute haben Geld gestiftet und auch gesammelt und gehen auf eigene Faust zur Heidenpredigt. Da es meistens gut gegründete Christen sind, ehemalige Schüler aus unserem Boarding, die z. T. in Regierungsdiensten stehen, wollen wir froh sein“²⁹. H. Meyer fühlt sich sogar „an unsere B. K.s nach dem ersten Weltkrieg erinnert (radikale Kritik auf Grund von Bibelstudium)“ und betont, dass die CSSS „darum meine volle Sympathie hat“³⁰.

²⁸ Hier ist vor allem auf ein etwa 60-seitiges handschriftliches Manuskript unter dem Titel „The Youth Movement of Jeypor (sic) Church, 1948“ hinzuweisen. Der Verfasser ist unbekannt. Aus dem Text geht hervor, dass er eine College Ausbildung in Berhampur absolviert hat und längere Zeit in Guntur war. Er versteht sich als loyales Mitglied der JELC. Das Dokument ist von besonderer Bedeutung, da es zweifellos eines der ersten umfangreichen, englischsprachigen Schriftstücke eines Jeypore-Christen ist. (Archiv Breklum, Akte 211).

²⁹ T. Jungjohann an M. Pörksen vom 29. 12. 1946.

³⁰ H. Meyer an M. Pörksen vom 12. 6. 1947.

Dennoch kommt es zum Bruch, und die Missionare geraten zunehmend ins Visier der Kritik seitens der CSSS. Der Anlass ist lächerlich. T. Jungjohann untersagt – vielleicht wenig sensibel – der CSSS die Nutzung eines Kirchenraums im Nowrangapur Mission Compound, der ihnen vom Gemeindepastor Sila zur Verfügung gestellt war. Die CSSS antwortet mit einer Anzeige gegen T. Jungjohann. Die Situation in Nowrangapur eskaliert und greift auf die anderen Stationen über. Es gibt erste Rufe, die bewusst den Slogan der politischen Freiheitsbewegung aufnehmen: „Missionaries, Quit India!“

H. Meyer versucht als Kirchenpräsident zu vermitteln. Er gerät zwischen die Fronten. „In Koraput und Kotapad ist es uns gelungen, die Gruppen in ein gutes und festes Verhältnis zur Gemeinde zu bringen. In Jeypore wird es hoffentlich auch gelingen. In Nowrangapur wird es vielleicht zu einer Scheidung zwischen den gemeindetreuen und den radikalen Mitgliedern kommen müssen... Ich habe unseren bestehenden Kirchenvorständen gegenüber mit aller Macht kämpfen müssen, um ein Verbot des ganzen Vereins zu verhindern! Was zur Folge hat, daß man mich mit Misstrauen und Verständnislosigkeit beobachtet! So etwa ‚der Missionar auf Seiten der Rebellen?!‘ Aber mit Verboten wird nichts erreicht. Verantwortliche Beteiligung an der Arbeit und den Beratungen der Gemeinde ist der einzige richtige Weg. Solange der Verein den Punkt 1 seines Programms (tägliche Bibellese unter dem lutherischen Prinzip ‚Scriptura sua ipsius interpres!‘) festhält, werde ich für seinen Platz in der Kirche kämpfen. Das ist mir wertvoller sogar als viele Angestellte, die die Kirche nur als Milchkuh betrachten“³¹.

In der Mitte des Jahres wird die Situation immer explosiver. N. Helms spricht in seinem zweiten Quartalsbericht 1947 von einem „Tornado“, der die Gemeinde in Jeypore heimgesucht hat. Selbst der Ortspastor sei in Opposition zum Kirchenpräsidenten gegangen. T. Jungjohann berichtet von weiteren Verleumdungen und „Schmähbriefen“ gegen die Mission und die Missionare, und R. Tauscher beschreibt die Situation mit den knappen Worten: „...es liegt Streik in der Luft, und man meint, so alles erreichen zu können. Das ist die neue Zeit“³².

Am deutlichsten formuliert wieder H. Meyer, der von „brennenden Problemen“ spricht, „die in sich genug Sprengstoff bergen, um die ganze Organisation hier draußen in die Luft zu sprengen.“ Dabei sind es nicht die Querschüsse einzelner CSSS Agitatoren, die ihm die größte Sorge bereiten, sondern die Lethargie und Disziplinlosigkeit der kirchlichen Mitarbeiter, die immer mehr um sich greifen. Es ist der spürbare Autoritätsverlust des Kirchenrates und der Missionare, der ihn umtreibt. Pastoren weigern sich, die

31 Ebd.

32 R. Tauscher an M. Pörksen vom 8. 7. 1947.

beschlossenen Versetzungen zu akzeptieren. Lehrer erteilen nur sporadisch den Unterricht, Kollekten werden nur unregelmäßig abgeführt. „Was sollen wir tun?“ fragt H. Meyer. „Offen gesagt, ich weiß es nicht“, antwortet er selbst. „...es hilft weder Liebe noch Strafe..., es ist eine Krankheit, die an den Lebensnerv der Arbeit greift. Es fehlt der Heilige Geist des Zeugnamtes und der Treue“³³.

PLÄNE FÜR EINE VEREINIGTE LUTHERISCHE KIRCHE IN INDIEN

Die nächste Sitzung des FELC Executive Council ist für den 11.–20. August 1947 geplant, und H. Meyer ist froh, etwas Abstand von Problemen der Jeyporekirche zu finden. In Kodaikanal führt er vorbereitende Gespräche mit Kollegen anderer lutherischer Missionen, und er kommt immer mehr zu der Überzeugung, dass aus dem lutherischen Kirchenbund eine „Vereinigte Lutherische Kirche in Indien“ werden muss. „Das ist die einzige Möglichkeit“, schreibt er an M. Pörksen, „wie unser Breklum noch weiterhin an der Missionsarbeit in Indien beteiligt bleiben kann. Als eine unter andern ‚co-operating‘ oder ‚supporting‘ Missionen. Gleichzeitig haben wir in der United Lutheran Church in India eine Instanz, die in wesentlichen Entscheidungen unsere noch so unreife Jeyporekirche entscheidend leiten und beraten kann“³⁴.

Mit dieser Perspektive und wieder gewonnenem Elan stürzt sich H. Meyer in die neue Aufgabe. Sein Plädoyer für eine Vereinigung der lutherischen Kirchen ist offensichtlich so überzeugend, dass die FELC Exekutive ihn bittet, „Reisesekretär der Federation“ zu werden, um die zögernden Kirchenleitungen für diesen Plan zu gewinnen. Das ist angesichts der verschiedenen „Zusammenstöße mit Dr. Manikam und anderen nationalistischen Indern“, von denen H. Meyer immer wieder berichtet, ein beachtlicher Vertrauensbeweis. Außerdem wird er gebeten, den Vorsitz in einem Ausschuss zu übernehmen, der einen Verfassungsentwurf für die zu bildende Kirche erarbeiten soll.

H. Meyer lehnt das Angebot des Reisesekretärs ab und schlägt einen Inder für diese Aufgabe vor. Er wird aber weiterhin bedrängt und überlegt ernsthaft, wie die beiden Ämter des Kirchenpräsidenten und des Reisesekretärs miteinander zu verbinden sind. Bezeichnenderweise befürchtet er eine Ablehnung seitens des Kirchenrats der JELC. Daran, eine Genehmigung in Breklum einzuholen, denkt er nicht. Bei allem Ärger über die Zustände in der Jeyporekirche, respektiert er deren Zuständigkeit!

³³ H. Meyer an M. Pörksen vom 27. 6. 1947.

³⁴ H. Meyer an M. Pörksen vom 5. 8. 1947.

In Breklum aber schlagen die Alarmglocken. Im Protokoll der Sitzung des E.V. vom 5. 11. 1947 heißt es: „Der Vorstand bittet Missionsvorsteher Meyer,

1. im Dienst der Jeyporekirche zu bleiben
2. Breklumer Missionar zu bleiben
3. eine eventuelle Übernahme des Amtes den beiden ersten Gesichtspunkten unterzuordnen“³⁵.

Wie wichtig den Verantwortlichen in Breklum diese Entscheidung ist, zeigt die Tatsache, dass Prof. W. Freytag in die Beratungen einbezogen und der Beschluss des Vorstandes per Telegramm mitgeteilt wird.

Vom 12. bis 16. November besucht eine hochrangige Delegation der FELC die Jeyporekirche: die drei Amtsträger des Kirchenbundes Prof. Asirvadam (Präsident) und die Missionare Mayer (Sekretär) und Dr. Wood (Schatzmeister), Pastor Prakasam (Präsident der Andhra-Kirche) und Bischof Sandegren (Präsident der Tamulen-Kirche). Sie erhalten die Gelegenheit, alles zu sehen und mit allen zu sprechen, was immer sie wünschen. Auch die Vertreter der CSSS können ihre Beschwerden gegen die Missionare und die Kirchenleitung ausführlich darlegen. Das Ergebnis der Beratungen ist für die CSSS aber wenig erfreulich. Die Delegation ergreift nicht, wie von ihnen erwartet, für sie Partei, sondern ermahnt sie zur Zusammenarbeit mit den kirchlichen Amtsträgern. Sollten sie dazu nicht bereit sein, empfiehlt die Kommission dem Kirchenrat, eine eigene Jugendarbeit aufzubauen. Zufrieden konstatiert N. Helms: „Jene antikirchliche und antimissionarische Bewegung, welche uns viel zu schaffen machte und glaubte, sich auf die Federation stützen zu können, ist zusammengebrochen“³⁶.

Auch in einer anderen Hinsicht wirkt die Delegation ernüchternd. Der Schatzmeister der FELC kündigt auf Weisung der amerikanischen Missionen eine Reduzierung des Haushaltzzuschusses für die JELC um ein Drittel an. Das wird von allen, auch von den Missionaren, als harter Schlag empfunden. Er ist aber insofern heilsam, dass die Hoffnungen auf die unbegrenzten Mittel der Amerikaner einen deutlichen Dämpfer erhalten und erneut die Notwendigkeit sichtbar wird, größere Eigenverantwortung auch in finanzieller Hinsicht zu übernehmen.

Nicht weniger überraschend ist die befürwortende Haltung von Prof. Asirvadam zur Entsendung weiterer Missionare aus Breklum. Noch in seinem Beisein beschließt der Kirchenrat, F. Hübner und W. Ahrens zur Mitarbeit in der JELC zu berufen. „Wie völlig anders klang das Lied vor ein paar Jahren“, merkt T. Jungjohann an³⁷. Angesichts der nun wieder notwendigen Einspa-

³⁵ Protokollbuch des E.V., S. 51.

³⁶ N. Helms an M. Pörksen vom 22. 11. 1947.

³⁷ T. Jungjohann an M. Pörksen vom 1. 12. 1947.

rungen ist dieser Beschluss auch wenig verständlich. Offensichtlich glaubten die Inder selbst nicht an eine schnelle Realisierung dieser Pläne. Dennoch schließt das stürmische Jahr 1947 versöhnlicher, als es manche erwartet haben. Übereinstimmend berichten die Missionare davon, dass sich die Lage nach dem Besuch der FELC Delegation beruhigt und wieder konstruktives Arbeiten möglich ist. Auch H. Meyer kehrt zufrieden von der „bedeutsamen Triennial Conference der Federation in Ranchi“ kurz vor Weihnachten zurück. Hier seien zwar die „vielen Hindernisse“ deutlich geworden, die noch auf dem Weg zu einer Vereinigten Lutherischen Kirche zu überwinden seien, schreibt er, aber es wird „mit mehr als Vierfünftel-Mehrheit“ beschlossen, „den Verfassungsentwurf den einzelnen Kirchen zur Meinungsäußerung“ zu überweisen. Damit hat sich auch die Frage des Reisesekretärs erledigt. H. Meyer bleibt in Koraput. Zusammen mit mehreren „ehemaligen Mitgliedern des Sveccha Sevak Sangh“³⁸ läutet er das neue Jahr ein.

IM FREIEN INDIEN

Auf der großen politischen Bühne hat sich inzwischen Dramatisches ereignet. Die Welt blickt nach Indien. Seit dem 15. August 1947 ist Indien frei, aber der Preis ist hoch: die Spaltung des Subkontinents in zwei Staaten, Pakistan und Indien. Große Flüchtlingsströme ziehen durchs Land. Die neue Regierung unter J. Nehru hat alle Mühe, für Ruhe und Ordnung zu sorgen. Am 30. 1. 1948 wird Mahatma Gandhi ermordet. An vielen Orten kommt es zu gewaltsamem Aufständen und Streiks.

Die Missionare begegnen der indischen Regierung mit verhaltenem Optimismus. Sie nehmen dankbar zur Kenntnis, dass im neuen Indien allen Religionsfreiheit gewährt werden soll. Der „Speaker“ in der „Legislative Assembly“ von Orissa ist ein engagierter Christ, ein früherer freier Evangelist. T. Jungjohann berichtet von den offiziellen Trauerfeierlichkeiten für Mahatma Gandhi, wo er neben Hindus und Moslems sprechen darf. Die christliche Religion ist in Indien nicht mehr „foreign“, folgert er, und sieht neue Verkündigungschancen für Kirche und Mission. Es gibt aber auch warnende Stimmen. Hier und da zeigen sich bei einzelnen Regierungsbeamten „christentumsfeindliche Tendenzen“, besonders im Schulbereich. Die Angst vor radikalen Hindus und vor Kommunisten wächst. Die Hoffnung der Missionare richtet sich auf eine starke Kongresspartei. Die politischen und wirtschaftlichen Umwälzungen – davon sind die Missionare überzeugt – werden auch bald das entlegene Jeyporegebiet erreichen.

³⁸ H. Meyer, Bericht über das vierte Vierteljahr 1947, S. 4f.

In der Jeyporekirche ist die Phase relativer Ruhe nur von kurzer Dauer. Der Kirchenrat nimmt die Empfehlung der FELC Delegation auf und beginnt unter der Leitung von Pastor P. Benya eine eigenständige Jugendarbeit. Am Himmelfahrtstag kommt es zum Eklat. Die radikalierte Restgruppe der CSSS ruft zu einer Gegenveranstaltung zu einem großen Jugendgottesdienst und zum Boykott von Kirchensteuern auf. Der Bruch ist perfekt. Der Kirchenrat verbietet den Pastoren und Mitarbeitern die weitere Beteiligung an Veranstaltungen der CSSS. Die Vermittlungsbemühungen von Kirchenpräsident Meyer sind gescheitert. Traurig stellt er fest: „Ich hätte gern die Energie und den Eifer der besseren Mitglieder des Sangh in unserer Kirche betätigt gesehen... auch wenn es sich nur um eine kleine, von radikalen und geistig nicht ganz unbedeutenden Führern geleitete Gruppe von etwa 100 jungen Leuten handelt, so ist die Spaltung für unsere Jeyporekirche doch eine dauernde Anfechtung und Versuchung... die Sezession wird noch lange ein Dorn in unserem Fleische sein“³⁹. In der Tat kann sich in den nächsten Monaten mit Hilfe eines pensionierten Pastors eine eigene Kirche unter dem Namen „Jeypore Protestant Church“ etablieren, die zwar zahlenmäßig klein bleibt, aber über Jahre hinaus in den Gemeinden von Jeypore und Sontoshpur erhebliche Unruhe stiftet.

Zugleich haben die Missionare viel Erfreuliches von ihren Distriktreisen zu berichten. Helms spricht von einem „Wendepunkt“ und einer „Neubesinnung“ in den Dorfgemeinden. Jungjohann berichtet von einem Neuanfang im „Panabedaland“. Tauscher freut sich darüber, dass die Jugend „nicht mehr mit dem status quo zufrieden ist“, und Meyer hat den Eindruck, dass „schier über Nacht die Führung in der Gemeinde an die jungen Leute übergegangen ist, die mit ganz anderem Ernst begriffen haben, ...daß man nicht alles dem fremden Missionar und dem fremden Geld überlassen muß“⁴⁰. Es sind die Laien, die schllichten Gemeindeglieder in den Dörfern, die ihnen Hoffnung machen.

Um so härter fällt das Urteil über die Hauptamtlichen der Kirche aus. Sie sind „Söldner und nicht Zeugen“, formuliert H. Meyer scharf. Aber er sieht die Schuld dafür nicht nur bei den Indern, sondern auch bei der Mission. „Martin, wenn mir eins klar ist, dann dies, daß wir eine Generation sind, die die verheerenden Früchte einer verkehrten Missionsarbeit mit Geld ernten“, schreibt er an den Direktor in Breklum. „Wir haben gegen das Social Gospel protestiert, aber wir haben mit unserer Gehaltspolitik und ‚free education‘ genau dasselbe getan. Wir haben zahlenmäßig mehr oder weniger große Kirchen, aber sie sind alle innerlich windschief, weil sie nicht in sich

³⁹ H. Meyer über das erste Halbjahr 1948, S. 3.

⁴⁰ Alle Zitate aus den Monaten Juni/Juli 1948.

selbst gewachsen sind, sondern wie eine Urwaldiane sich an den westlichen Kirchen emporranken.“ Und die Schlussfolgerung, die er – 25 Jahre vor der Weltmissionskonferenz in Bangkok! – daraus zieht, lautet: „Je eher wir verschwinden und das ausländische Geld mit uns, umso eher wird die augenblickliche ungesunde Entwicklung (...) beendet. Auf das Ganze gesehen, glaube ich, braucht die indische Kirche (nicht nur unsere) eine Periode ohne jede Hilfe europäischer Missionare und europäischen Geldes“⁴¹.

Diese Einsichten, zu denen H. Meyer in der Stille der Kodi-Berge gelangt, sind so wichtig und für die Zukunft bestimmend, dass jetzt andere berichtenswerte Ereignisse und Entwicklungen der nächsten Monate und Jahre zurücktreten müssen.

SITZUNG DES KIRCHENRATS IM NOVEMBER 1948

Am 3. September ist H. Meyer zurück in Koraput, und er macht sich so gleich daran, verschiedene Anträge an den Kirchenrat zu formulieren, der in der Woche nach dem 7. November tagen soll. Er erwartet, dass sie einen „Sturm entfesseln werden“, aber es sind für ihn die jetzt notwendigen „Konsequenzen aus den Einsichten, die uns ja schon seit 1934 langsam aufgingen, die durchzuführen wir aber nicht stark genug und die Gemeinden nicht reif genug waren.“

Es sind folgende Anträge, die er formuliert:

1. „Die Jeypore-Kirche soll in einem Zeitraum von vier Jahren beginnend mit dem Jahre 1949 den finanziellen Zuschuß aus dem Westen auf Null reduzieren.
2. Die Kirchensteuern sollen vom 1. 1. 1949 ab auf das Doppelte erhöht werden.
3. Jede Dorfgemeinde, die ihre Kirchensteuer nicht bis Ende Mai jedes Jahres restlos bezahlt hat, erhält keinen Prediger, Lehrer oder Abendandachthalter mehr.
4. Da im freien Indien die Regierung für die Erziehung ihrer Untertanen sorgt und da außerdem unsere Gemeindeschulen kaum mehr christliche Schulen genannt werden können, sollen vom 1. 4. 1949 ab alle Dorfschulen geschlossen werden. Es soll nur versucht werden, die folgenden Schulen und die damit verbundenen Kosthäuser zu halten: Mittelschule in Nowrangapur, Mädchenmittelschule in Kotapad, Elementarschule in Koraput und Jeypore.
5. Jeder Prediger soll täglich 1–2 Stunden den Kindern in seinem Dorfe Unterricht in Religion, Lesen, Schreiben und Anfangsgründen des Rechnens geben.

6. Mitarbeiter und Bauern, die ihre Kinder in die Boardings schicken wollen, sollen monatlich wenigstens Rs 5 Fees zahlen.
7. Vom 1. 1. 1949 ab sollen Pastoren mit der Leitung der vier Stationen beauftragt werden.
8. Den Missionaren sollen besondere Aufgaben wie z. B. der Unterricht am Seminar, die Leitung der Boardings, die Presse, das Amt des Kirchenpräsidenten und des Hauptkassierers verbleiben.“

H. Meyer glaubt selbst nicht daran, dass der Kirchenrat seine Vorschläge annehmen wird, aber er meint damit auf „der von Breklum festgelegten Linie“ zu sein: „Die Kirche sorgt für die Arbeit, Breklum für die Missionare.“ Aber er fügt sofort hinzu, dass die Missionare nur in und unter der lokalen Kirche arbeiten können. Kategorisch lehnt er es ab, „im Neuendettelsauer Stil zu arbeiten neben einer – von uns gegründeten – Kirche.“ Die Zeit, unabhängig von der gewachsenen Kirche „auf unserem alten Felde Missionsarbeit zu treiben“, sei endgültig vorbei, denn erstens habe die indische Regierung kein Interesse daran, „uns hier zu behalten, wenn wir klar und umwunden sagen, daß wir einzig und allein arbeiten, um die Heiden für Christus zu gewinnen“ und zweitens – was ihm wichtiger ist – sei „die Missionsarbeit unter den Heiden gerade jetzt und hier Aufgabe der indischen Christen“.

Wie ernst es H. Meyer mit seinen Anträgen meint, zeigen auch die folgenden Sätze: „Wenn Breklum je wieder zwei Missionsfelder wird unterhalten können, ist mein Rat: Haltet China, wenn die Verhältnisse da besser sind als bei uns in Indien; gebt Indien auf und fangt eine neue Arbeit an, wo wir die Fehler vermeiden können, die die westlichen Missionen zwei Jahrhunderte hindurch fast überall gemacht haben. Das heißt, wo wir eine Kirche gründen können, die von Anfang an keinen Pfennig Zuschuß von der Mission bekommt, sondern von Anfang an auf ihren eigenen eingeborenen Füßen steht.“

H. Meyer schließt diesen aufrüttelnden Brief mit dem Hinweis, dass man ihn lieber aus seinem Amt abberufen sollte, wenn der Kirchenrat seine Anträge nicht annimmt. Er ist sich auch dessen bewusst, was für ein Erschrecken seine Vorschläge in Breklum auslösen werden. Abschließend fügt er hinzu: „Wilhelm Bräsen und Walter Ahrens werden Dir vielleicht am besten einen Kommentar zu meinem Briefe geben können – aus ihren eigenen Erfahrungen heraus“⁴².

⁴² Alle Zitate aus H. Meyer an M. Pörksen vom 7. 9. 1948.

M. Pörksen antwortet in einem einfühlsamen Brief. Er nimmt die Argumentation seines Freundes ernst und bestätigt ihm, dass W. Ahrens die Meinung von H. Meyer teilt. „Im Ziel sind wir eins: es geht um die selbständige Jeyporekirche, alles, was diesem Ziel dient, müssen wir tun“, schreibt Pörksen, fügt aber die Frage an: „Dient Dein Antrag an den Kirchenrat für die Sitzung vom 7. November diesem Ziel? Löst er eine geistliche Reaktion aus oder hat er eine Revolution zur Folge?“⁴³

Seit Mitte 1948 ist die Kommunikation per Luftpostbrief wieder möglich, und so kann H. Meyer schon nach wenigen Tagen reagieren. „Eines weiß ich jetzt, und das macht mich froh“, stellt er dankbar fest. „Ihr seid daheim jetzt wieder mitten drin in den Fragen, die uns bewegen und umtreiben... Das Gefühl der großen Ferne, das unmittelbar nach dem Kriege so groß war und in uns oft das Gefühl weckte, daß wir Euch und Ihr unsere Lage nur unvollkommen verstanden, ist ganz und gar verschwunden.“ In der Sache aber bleibt er hart: „Geistliches Erwachen oder Revolution. Ja, steht das in unserer Hand zu entscheiden, was die Folge unserer Predigt sein wird? Jede Predigt – meine Anträge sind auch Predigt! – kann geistliches Erwachen oder Revolte des alten Menschen zur Folge haben... Welche Alternative habt Ihr vorzuschlagen? Du denkst ähnlich wie meine Kollegen, deswegen darf ich vielleicht Ihr sagen! ‚Schritt für Schritt! Langsam!‘ Dem kann ich nur erwidern, was ich Br. Tauscher schon schrieb: Gott wird uns nicht einmal vier Jahre mehr schenken... Wir wollen gehen, wenn Gott uns abruft, nicht eine Minute eher. Ja. Die quälende Frage bleibt: Wann ruft Gott uns ab? Hat er es nicht vielleicht schon getan, und wir haben es überhört?! Das Amt des Missionars in seiner Parallelität zu dem des Apostels existiert in unserer Jeyporekirche (und fast allen andern indischen Kirchen!) nicht mehr. Was sind wir dann? Das hängt zu einem großen Teil von der Jeyporekirche ab... Sie hat uns wieder gerufen. Als Brüder? Oder als Garanten und Zahlstelle des westlichen Geldes? Ich meine, daß Gott uns abruft, wenn wir nicht als Brüder in der Jeyporekirche unseren Platz finden“⁴⁴.

Der Kirchenrat der JELC nimmt die Vorschläge ihres Präsidenten überraschend positiv auf. Die wichtigste Entscheidung ist, dass die drei Hauptstationen Koraput, Jeypore, Kotapad sogenannten Parichalakas unterstellt werden. Sie haben eine Funktion, die mit der unserer Pröpste zu vergleichen ist. Damit geht eine weitere Verantwortung, die verfassungsmäßig den Missionaren vorbehalten war, in die Hände der einheimischen Christen über. Nur der Bezirk Nowrangapur kann sich diesem Schritt noch nicht anschließen. Auch die anderen Anträge werden mit geringen Veränderungen vom

⁴³ M. Pörksen an H. Meyer vom 20. 9. 1948.

⁴⁴ H. Meyer an M. Pörksen vom 30. 9. 1948.

Kirchenrat beschlossen. Vor allem die Hauptgemeinden geben Selbstverpflichtungen für deutlich erhöhte finanzielle Eigenleistungen ab. Die Missionare sind erstaunt und können nicht so recht glauben, dass die Inder mit Leib und Seele hinter diesen Beschlüssen stehen. So sehr sie sich über die Bereitwilligkeit der indischen Verantwortungsträger freuen, so sehr fürchten sie ihre passive Resistenz, „die in Indien bis zur Vollendung ausgebildet ist“.

Der Kirchenrat fasst in seiner Novembersitzung noch einen weiteren wichtigen Beschluss. Er wünscht, dass auch in Zukunft mindestens vier Breklumer Missionare in der JELC arbeiten, und angesichts des bevorstehenden Heimurlaubs von R. Tauscher beschließt er erneut die Berufung von F. Hübner als Leiter des Seminars in Kotapad.

SPANNUNG MIT DER FELC

Dieser Beschluss führt jedoch zu einem erheblichen Konflikt mit der FELC und darüber hinaus zu einer wichtigen neuen Weichenstellung. „Die Federation hat es – auf Betreiben Dr. Manikam's – abgelehnt, die Aussendung F. Hübner's zu befürworten und zu beantragen“, schreibt H. Meyer zum Ende des Jahres nach Breklum. Ebenso weigert sich die FELC Exekutive, eine Befürwortung für die seit langem geplante Besuchsreise des Breklumer Missionsdirektors auszusprechen. „Angesichts dieser Lage werdet Ihr Euch in Breklum ernsthaft mit dem Gedanken befassen müssen, ob es nicht möglich ist, der sogenannten Trusteeship der Federation schnell ein Ende zu bereiten dadurch, daß wir mit einer andern außerdeutschen Missionsgesellschaft das Feld in Gemeinschaftsarbeit bearbeiten... Die Gesellschaft, die da zuallererst in Frage kommt, ist D.M.S., die schon in Ost-Jeypore sitzt und die ein Feld sucht, weil sie ihre Arbeit in der Mandschurei verloren hat“⁴⁵. H. Meyer weist aber mit Nachdruck darauf hin, dass dieses mit äußerster Diskretion behandelt werden muss. Die FELC dürfe davon auf keinen Fall etwas erfahren.

M. Pörksen liegt erneut mit seinem alten Rückenleiden im Krankenbett, aber dennoch antwortet er sofort. In für ihn ungewöhnlicher Schärfe lehnt er eine engere Zusammenarbeit mit den Dänen ab. Er betont zwar das persönlich gute Verhältnis zu Pastor D. Rendtorff in Kopenhagen, aber sein Urteil über die dänische Kirche ist vernichtend. „Die dänische Kirche ist tot-krank (sic!). Wir haben hier die D. C. als dänische Christen in neuer Form.“, schreibt er. „Ihre theologische Basis ist der Grundvigialismus, aber auch die Indremission geht ganz mit... Die gesamte Arbeit der dänischen Kirche in

⁴⁵ H. Meyer an M. Pörksen vom 30. 12. 1948.

Südschleswig geschieht unter politischen Vorzeichen, auch die der Missionare und Jugendsekretäre... Der nationale Chauvinismus hat die dänische Kirche erobert... Deshalb ist für uns in der augenblicklichen Lage der Gedanke undiskutabel, mit der D.M.S. in Gemeinschaftsarbeit ein Feld zu bearbeiten... Wir kommen damit nach meiner Meinung aus einer falschen Abhängigkeit gegenüber der Federation in eine noch unglücklichere Abhängigkeit hinein“⁴⁶.

Nahezu zeitgleich wendet sich H. Meyer in einem offiziellen Schreiben an die Vorstände in Breklum und in einem persönlichen Begleitschreiben an M. Pörksen, in denen er ausführlich begründet, warum er eine Zusammenarbeit oder eine „Übergabe unseres Feldes an die D.M.S.“ für geboten hält. Nachdem er die sachlichen Gründe dargelegt hat, schließt er mit folgendem Absatz: „Laß mich ganz kurz noch den Punkt berühren, der Euch wahrscheinlich sehr große, wenn nicht die größten Schwierigkeiten machen wird. Die nationale Frage daheim. Wir haben hier draußen während des Krieges eines gelernt: Daß die Kirche Jesu über den Nationen steht und stehen muß. Darum unser Kampf gegen den Nationalismus in der indischen Kirche. Wir haben es erfahren, daß mitten im Kriege die Gemeinschaft in Christo nicht zerbrach zwischen uns und unseren „Feinden“. Das gilt ganz besonders von unseren beiden dänischen Brüdern im Ostjeyporeland. Ob es nicht die Aufgabe Breklums und der D.M.S. sein könnte, das auch im ‚Grenzkampf‘ zu zeigen, daß es in der Kirche keinen ‚Grenzkampf‘ gibt?“⁴⁷

Die Briefe aus Breklum und Indien kreuzen sich. Sie argumentieren gleichsam aneinander vorbei. Die vergangenen zehn Jahre zeigen ihre Wirkung. Die Meinungsverschiedenheit zwischen der Missionsleitung in Breklum und den Missionaren in Indien ist groß.

Im Protokoll der Sitzung des Engeren Vorstands vom 2. 2. 1949 heißt es knapp: „Der Vorstand kann sich zur Abgabe unseres indischen Missionsfeldes an die DMS nicht bereit erklären, aber bittet P. Meyer zunächst um ein Gutachten der 4 Brüder in Indien über diese Frage. An eine Verhandlung mit der Dänischen Mission soll nicht herangetreten werden“⁴⁸. H. Meyer sendet das Gutachten der Missionare, das seine Position weitgehend bestätigt, ohne den Beschluss des Vorstands zu kommentieren. Stattdessen berichtet er sehr zufrieden von einem Treffen verschiedener FELC Vertreter, die unter seinem Vorsitz an einer Erklärung zur Bedeutung des lutherischen Bekennnisses in Indien arbeiten.

⁴⁶ M. Pörksen an H. Meyer vom 10. 1. 1948 (Schreibfehler: der Brief stammt eindeutig aus dem Jahr 1949).

⁴⁷ H. Meyer an M. Pörksen vom 12. 1. 1949.

⁴⁸ Protokollbuch des E.V., S. 73.

Zu seiner „ganz ungeheuren Überraschung“ erhält H. Meyer eine offizielle Einladung des Lutherischen Weltbundes, an der Sitzung des Exekutiv Komitees vom 15. bis 20. Juli 1949 in Oxford teilzunehmen. Laut Liste „bin ich der einzige Vertreter von irgend einem der Missionsfelder und neben Lic. Elfers der einzige Deutsche“, schreibt er im Mai nach Breklum. „Ehrlich gestanden ist mir sehr bange vor der Verantwortung... Mir ist auch klar, daß ich mich mit meiner Zusage fester als je an die Mission binde. Ich war seit langer Zeit fest entschlossen, das Gegenteil zu tun! Aber nein zu sagen, wäre Ungehorsam gewesen, denn die Gelegenheit, die mir, nein ich muß sagen, uns damit geboten wird, haben wir schon lange als eine Notwendigkeit erkannt und darum ersehnt“⁴⁹.

AUF DEM WEG ZU EINER AUTONOMEN JELC

Ende Juli trifft H. Meyer in Breklum ein. Einen Monat später kommt R. Tauscher mit seiner Familie zum Heimathurlaub. Für die „heimatliche Missionsgemeinde“ ist das ein großes Ereignis. Am 3. August hält H. Meyer in der überfüllten Aula des Martineums einen Vortrag über „Das neue Indien“. Am 10. August tagen der Engere und am 2. September der Weitere Vorstand sowie die Generalversammlung. Sie begrüßen einmütig die Entwicklung zu einer Ev.-Luth. Kirche in Indien und befürworten die Eingliederung der JELC in diese Kirche. Missionsvorsteher Meyer wird bevollmächtigt, das Breklumer Missionseigentum in Indien der Jeyporekirche zu übertragen oder der Verwaltung des Lutherischen Weltbundes zu unterstellen.

Nach vielen Verhandlungen ist es inzwischen gelungen, ein Einreisevisum nach Indien für Missionsdirektor Pörksen zu erhalten, und so treten am 10. Oktober H. Meyer und M. Pörksen gemeinsam die Reise nach Bombay an. Vor der Abreise findet am 26. September in Breklum noch ein Gespräch mit Vertretern der DMS statt. Auf dänischer Seite sind an diesem Gespräch Pastor D. Rendtorff und Sognepræst S. H. Sørensen und auf deutscher Seite Bischof R. Wester. Prof. W. Freytag, Missionsdirektor M. Pörksen und Missionsvorsteher H. Meyer beteiligt. Offensichtlich wird über diese Beratungen Stillschweigen vereinbart. Ein Protokoll über das Gespräch ist nicht auffindbar.

M. Pörksen absolviert in Indien ein umfangreiches Besuchsprogramm, nicht nur im Jeyporegebiet, sondern auch im Süden und Norden des Landes⁵⁰. Seine Berichte werden in der norddeutschen Tagespresse aufmerksam ver-

⁴⁹: H. Meyer an M. Pörksen vom 18. 5. 1949.

⁵⁰: Vgl. die ausführlichen Berichte im „Breklumer Sonntagsblatt fürs Haus“ (SBl.), das ab 1949 wieder erscheint.

folgt. Er ist fasziniert von den „großen Missionsmöglichkeiten“, die Indien bietet, sieht aber auch zunehmend die Schwächen der indischen Kirchen. Mit H. Meyer stimmt er überein, dass die Jeyporekirche so schnell wie möglich selbstständig werden muss, der Dissens wird aber an der Frage der Aussendung weiterer Missionare deutlich. „Martin kommt ja mit einem ‚Ausbau-Programm‘ zurück“, schreibt H. Meyer an H. Dunker. „Ich bezweifle aber, ob Breklum in seiner augenblicklichen Lage gerufen ist, auszubauen. Man könnte doch auch mit Recht fragen, ob Gott uns nicht klar und deutlich den Wink gibt, ‚kleiner‘ zu werden, d.h. mit einer möglichst kleinen Zahl von Mitarbeitern auf eine solide vollständige Selbständigkeit der Jeyporekirche hinzuarbeiten“⁵¹.

M. Pörksen lässt sich aber nicht beirren. Seine eigene Indienerfahrung gibt ihm die Sicherheit, das Heft des Handelns in die Hand zu nehmen. Er weiß, dass Breklumer Missionare weiterhin in der JELC willkommen sind. Das will er nutzen. Ohne Angst vor den finanziellen Konsequenzen verhandelt er mit mehreren ausreisewilligen Missionaren (W. Ahrens, R. Speck, B. Speck), Ärzten (F. Hansen, M. Thomsen, M. Scheel), Krankenschwestern (M. Keding, Flensburger Diakonissen) und einer Mitarbeiterin für die Frauenarbeit (I. Sibbers). Am 11. 11. 1950 reist R. Speck mit Frau und fünf Kindern erneut nach Indien aus.

DIE NEUE VERFASSUNG

H. Meyer konzentriert sich inzwischen auf die Vorbereitung der Synode, bei der eine neue Verfassung verabschiedet werden soll, die der Jeyporekirche die volle Autonomie garantiert. Am 23. November schreibt er nach Breklum: „Heute mittag kam ich aus Nowrangapur von der Sitzung der Synode und des Kirchenrats zurück – als ein freier Mann. Die neue Verfassung ist durchberaten und endgültig angenommen. Die Sonderrechte der Mission, wenn man sie so bezeichnen will, sind alle geschwunden...“

Rudolf Tauscher ist zum Kirchenpräsidenten gewählt worden. Johann Dungdung, der von den Indern einstimmig als der einzige mögliche Gegenkandidat genannt wurde, erhielt nur 10 von den abgegebenen 80 Stimmen... Mit Ausnahme der Präsidentenwahl bin ich über den Ausgang der Synode glücklich. Ich bin dankbar, dass am Ende meiner Arbeit eine wirklich selbständige Jeyporekirche steht.“

H. Meyer ist zweifellos der Architekt dieser Kirche, aber in einer für ihn typischen Formulierung sagt er: „Nicht dass ich sie gemacht hätte, ich bin nur

⁵¹ H. Meyer an H. Dunker vom 12. 6. 1950.

hinter Gott hergelaufen und habe zu tun versucht, was er uns zeigte, und auch das oft noch mit langsamem und unwilligem Verstand“⁵².

Mit der neuen Verfassung der Jeyporekirche, die am 1. März 1951 in Kraft tritt, findet die Breklumer Mission als eigenständige Institution in Indien ihr Ende. Ihr Missionsfeld und Missionseigentum in Indien geht endgültig in die Hände der JELC über. Es ist das Ende einer 75-jährigen Missionsgeschichte.

Die Jeyporekirche ist jetzt als unabhängige Kirche nicht nur frei von der Vormundschaft der FELC, sie ist auch frei, die Beziehungen zur Breklumer Mission nach eigenem Willen zu gestalten. Die zukünftige Beziehung kann – bei aller einseitigen personellen und materiellen Abhängigkeit – nur ein Verhältnis zwischen zwei juristisch gleichberechtigten Partnern sein. Sie wird folgerichtig in einem „Vertrag“ zwischen beiden Partnern geregelt. Es bleibt aber die große Aufgabe der Zukunft, diese Beziehung im wechselseitigen Geben und Empfangen mit dem Geist einer vertrauensvollen Partnerschaft zu füllen.

NACHGEDANKEN

Heinrich Meyer, der viel zitierte Akteur in der vorangegangenen Darstellung, nennt „die Jahre 1940–1949 eines der bewegtesten Jahrzehnte in unserer Missions- und Kirchengeschichte“⁵³. Das ist sicherlich richtig. Es zeigt sich aber zugleich, wie stark Missions- und Kirchengeschichte von den politischen Rahmenbedingungen bestimmt sind. Das mag eine Binsenweisheit sein. Dennoch ist es gut, sich daran zu erinnern, dass in den dargestellten Entwicklungen nicht die unmittelbar Betroffenen – die Jeyporekirche, die Breklumer Mission, die Missionare –, sondern externe Kräfte die entscheidenden „player“ sind: Politiker, Lagerkommandanten, britische und indische Beamte, kirchliche Entscheidungsträger aus anderen Gebieten Indiens oder aus internationalen Organisationen. Regionalgeschichte kann ohne Berücksichtigung der „großen“ Geschichte oder der „anderen“ Geschichten nicht sachgemäß nachgezeichnet werden. Das signalisiert ein erstes Desiderat der obigen Darstellung.

Nicht weniger deutlich ist, wie stark Entscheidungen, die den geschichtlichen Verlauf bestimmen, von politischen Haltungen und auch von einseitigen Beurteilungen und persönlichen Vorbehalten geprägt sind. Hier ist zum Beispiel an die Haltung „Breklums“ gegenüber „den Dänen“ in der Nach-

⁵² H. Meyer an M. Pörksen vom 23. 11. 1950.

⁵³ H. Meyer, Vom Werden und Wachsen der Jeypur-Kirche, Vortrag auf dem 75. Jahresfest der Breklumer Mission 1951, SBl. 1951/23, S. 10.

kriegszeit, an die gängige Einschätzung der „zu frühen Verselbständigung“ der Goßner-Kirche in Indien oder auch an die harschen Urteile H. Meyers über die FELC Kirchenführer und seine Geheimdiplomatie hinter ihrem Rücken zu denken.

Manche Fragen drängen sich auf: Welche Bedeutung haben eigentlich die Erfahrungen von selbstloser Hilfe durch christliche Geschwister „feindlicher Nationen“ in der Nazi- und Kriegszeit? Welchen Wert haben gemeinsame Erklärungen wie die der Missionskonferenzen in Tambaram 1938 oder Whitby 1947? Warum gibt es so wenig gegenseitiges Vertrauen zwischen Christen der „alten“ und „jungen“ Kirchen, obwohl sie – wie H. Meyer – zu radikaler Kritik der eigenen Geschichte fähig sind und erkannt haben, dass „nicht mehr die einzelne Kirche, sondern nur noch die Ökumene... Trägerin der Botschaft“⁵⁴ sein kann?

Diese Fragen verdienen eine weitere Erörterung. Es sind weitgehend Beziehungsfragen. Sie können – wenn überhaupt – nur eine Antwort finden, wenn beide Seiten zu Wort kommen⁵⁵. Unser Beitrag bedarf dringend einer Gegenüberstellung aus der Sicht der Inder.

⁵⁴ Freytag, Walter, Die Lage der Weltmission, Verordnungs- und Nachrichtenblatt Juni 1946.

⁵⁵ Eine wichtige Quelle ist die Monatszeitschrift der FELC „The Gospel Witness“ (seit 1905), die u. W. in Deutschland nicht vorhanden ist.

ZUR GESCHICHTE DER VOLKSMISSIONARISCHEN ERNEUERUNG
IN SCHLESWIG-HOLSTEIN IN DER NACHKRIEGSZEIT
UND DER BESONDEREN ROLLE BREKLUMS

ILSE DUMMER

~~IMPULSE AUS DER ÖKUMENE~~

Ein wichtiger Impuls für die Volksmission im Bereich der Ökumene kam von der *Weltmissionskonferenz in Edinburgh (1910)*, der nach dem Zweiten Weltkrieg von der *Weltmissionskonferenz in Evanston (1954)* wieder aufgegriffen wurde. Der entscheidende Satz lautet: „*Der Laie ist der Missionar des 20. Jahrhunderts.*“

Den Kirchen wurde damit verbindlich nahe gelegt, Laien für den missionarischen Dienst in ihren Gemeinden zuzurüsten, d. h. für Gespräche im Alltag. Dahinter stand die Beobachtung, dass für die Menschen in den Massengesellschaften die Amtsträger der Kirche oft fremd und unzugänglich geworden waren, dass aber der Arbeitskollege, der Nachbar und die Menschen im Freundeskreis um so wichtigere Gesprächspartner geworden waren. Ihnen vertraute man sich in Glaubensfragen an, wenn man den Eindruck hatte, sie könnten Hilfen geben. Die Amtsträger begegneten natürlich auch solchen Menschen, aber weitgehend nur, soweit sie bei Kasualien in Anspruch genommen wurden. Im sozialen Umfeld aber war die Kirche für viele Menschen nur soweit gegenwärtig, als der einzelne Christ als Kollege, Nachbar oder Freund Gesprächspartner war in tieferen Fragen. Der Laie sah sich dadurch vor eine Aufgabe gestellt, auf die er nicht vorbereitet war.

Bei einer Werbeveranstaltung für die Mitarbeit in einer Kirchlichen Woche sagte ein Handwerksmeister: „Als ich in meinen neuen Betrieb kam, wurde ich gehänselt, weil ich mich als Christ zu erkennen gab. Ich lernte das auszuhalten. Aber dann starb einem Kollegen die Frau und er fragte mich, wie das denn sei mit der Auferstehung und dem ewigen Leben. Diese Frage aber war mir eine Nummer zu groß. Dafür hätte ich eine Anleitung gebraucht. Darum finde ich es gut, bei einer Kirchlichen Woche mitzuarbeiten und dabei zu lernen.“

Aus dieser neuen Situation ergab sich, dass die bisherigen Großveranstaltungen, in der ein begnadeter Prediger „frontal“ verkündigte, *ergänzt* werden mussten durch Veranstaltungsformen, die Menschen miteinander *ins Gespräch* brachten. Dafür aber mussten Mitarbeiter gewonnen, in ihrem Glauben vertieft, im Gesprächsverhalten geschult und zum Reden über Glaubens- und Lebensfragen ermutigt werden. Es ging und geht heute auch darum, „dass die Heiligen zugerüstet werden zum Dienst“.

Von Breklum aus war dieser Gedanke schon im 2. Weltkrieg durch Volksmissionsfahrten von Studenten aufgegriffen worden. Sie wurden in der Form einer Dienstgemeinschaft auf Zeit durchgeführt, zu der auch Pastoren aus den jeweiligen Gemeinden oder aus der Region gehörten. Dazu wurde in Breklum eine „Arbeitsgemeinschaft für Volksmission“ gebildet. Das Schema eines Volksmissionsabends oder einer Gemeindewecke war folgendes: Erkundung des Ortes, Erstellung eines Programms, Absprache mit dem Pastor des Ortes. Die Teilnehmer wurden im Ort in Privatquartieren untergebracht – das führte schon zu Kontakten und intensiven Gesprächen. Dann fanden Besuche von Haus zu Haus statt, bei denen die Besuchenden unterschiedliche Gesprächserfahrungen machten. An den Abenden wurde nach einem Lied ein zeugnishafter Beitrag eines der Studenten gegeben, dem eine Ansprache zum Thema folgte. Nach einem abschließenden Gebet gab es die Möglichkeit zu Einzelgesprächen. Die Ansprachen wurden von Laien vorbereitet, vor dem Einsatz diskutiert und dann auch von Laien gehalten. Es ging bei dieser Form darum, die Glaubenthemen durch Laien ins Gespräch zu bringen. Für die Gespräche war es von Vorteil, dass die Mitarbeiter von außen kamen. Es war noch nicht im Blick, am Ort Laien auf solche Veranstaltungen vorzubereiten und gesprächsfähig zu machen.

BREKLUMER VOLKSMISSION

In der Notsituation des Dritten Reiches hatte die Bekennende Kirche in Schleswig-Holstein eine erste landeskirchliche Pfarrstelle für Volksmission errichtet und sie an die Breklumer Mission gebunden. Die Breklumer selbst verstanden schon immer die Arbeit der Weltmission als die andere Seite der Volksmission. In den Jahren vor dem zweiten Weltkrieg und bis in den Krieg hinein gab Breklum seinen Missionsinspektoren den Auftrag zur Volksmission.

Die *landeskirchliche Pfarrstelle für Volksmission* in Breklum wurde mit Pastor Johannes Lorentzen in Kiel besetzt. Er nahm die volksmissionarischen Aufgaben von Kiel aus wahr. Nach dem Krieg mußte Pastor Lorenzen von diesem Amt entlastet werden, weil er in der stark zerstörten Stadt Kiel mit ihren großen sozialen Problemen sehr gebraucht wurde. So entfiel zunächst die landeskirchliche Pfarrstelle für Volksmission. Die Aufgaben wurden nun in Breklum wieder von Missionsinspektoren wahrgenommen, zunächst durch Pastor Johannes Schmidt. Ab 1947 wurde die volksmissionarische Arbeit durch Pastor Wilhelm Schröder fortgesetzt. Nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft begann Pastor Dr. Dunker 1950 wieder mit der Durchführung von *Volksmissionsfahrten*. (Ein Teilnehmer an den frühen Volksmissionsfahrten war übrigens auch der spätere Professor Schlink, Heidelberg).

Ab 1953 arbeitete Pastor von Kietzell als Breklumer Bauftragter für Volksmission mit. Es gab die Volksmissionsfahrten von Pastoren und Studenten, aber auch die von Laien, Landwirten und Handwerkern, die sich für eine Woche im Jahr zu einer Dienstgemeinschaft auf Zeit zusammenfanden. Pastor Dr. Dunker führte solche Volksmissionsfahrten auch noch durch, als er schon Gemeindepastor in Drelsdorf war. Vom Landesjugendpfarramt am Koppelsberg aus arbeitete auch Pastor von Stockhausen mit.

In der Nachkriegszeit wurde die Volksmission zur Sache Breklums, weil in Rickling in der Not der Nachkriegszeit keine Gelder für die Wiedereinrichtung einer Pastorenstelle aufgebracht werden konnten. Alle Spenden mussten in die diakonischen Aufgaben investiert werden, für die Arbeit an Flüchtlingen, Ausgebombten, heimkehrenden Verschleppten, rückkehrenden Kriegsgefangen, sowie an Kriegsbeschädigten. Auch solche Aufgaben waren seit Wichern immer schon eine Seite der Volksmission. Nun bekamen sie aus der Not der Zeit heraus ein Übergewicht.

Auch in Breklum blieben die Gelder knapp, weil die Kosten für die Weltmission weiterhin ausschließlich durch Spenden aufgebracht werden mussten. Wenn Breklum die Volksmission auch als die eigene Sache ansah, konnte sie doch nur die Hälfte der Kosten tragen. Die andere Hälfte musste durch Spenden an die für die Volksmissionsfahrten eigens gegründete „Arbeitsgemeinschaft für Volksmission“ eingeworben werden, in der alle miteinander verbunden waren, die die diese Aufgabe mittrugen.

Mit dieser Arbeit konnte Breklum nach 1945 an die Tradition der Volksmissionsfahrten von Laien und Studenten anknüpfen. Neben den Landwirten und Handwerkern aus den Dörfern und den Studenten kamen nun auch die Ricklinger Diakonenschüler und die Breklumer Seminaristen und Seminaristinnen als Mitarbeiter der Breklumer Volksmissionsfahrten hinzu, später auch die Vikare des Predigerseminars in Preetz. Pastor Otto von Stockhausen lud schon vom Landesjugendpfarramt aus zusammen mit Rickling und Breklum zur Mitarbeit ein. Als er die Landvolk-Hochschule am Koppelsberg ins Lebengerufen hatte, kamen auch von dort Teilnehmer, junge Leute, die dort reden gelernt hatten.

So hat z. B. bei einem der ersten Mitarbeitertreffen der Volksmission in Breklum Frau Hedi Hansen aus Mirebüll beim Abschlussgottesdienst die Predigt gehalten. Sie gehörte zu den Absolventen der Fortbildungskurse an der Landvolk-Hochschule am Koppelsberg.

Diese Volksmissionsfahrten von Studenten, Pastoren, Gemeindehelfern und Laien wurden zum volksmissionarischen Modell, an das die Arbeit der landeskirchlichen Volksmission anknüpfen konnte

DIE LANDESKIRCHLICHE PFARRSTELLE FÜR VOLKSMISSION

Erst 1957 errichtete die Landeskirche wieder eine *landeskirchliche Pfarrstelle für Volksmission*, weil man den Mann hatte, dem diese Arbeit auf den Nägeln brannte: Pastor von Stockhausen. Diese landeskirchliche Stelle wurde nicht wieder organisatorisch mit Breklum verbunden. Die Größe der Aufgabe der Volksmission nach dem zweiten Weltkrieg überstieg die Möglichkeiten Breklums. Trotzdem wurde in Breklum die bisherige volksmissionarische Arbeit weitergeführt.

Die Kirchenleitung beschloss 1957 die Einrichtung einer *Pfarrstelle für Volksmission* und berief Pastor *Otto von Stockhausen* nach Beendigung seines Dienstes als Landesjugendpastor in diese Stelle. Er nahm seinen Wohnsitz in Hamburg-Groß-Flottbek. Im Stellenplan der Landeskirche war zunächst nur eine Pastorenstelle vorgesehen. Mit der Einrichtung dieser Landeskirchlichen Pfarrstelle wurde Breklum finanziell entlastet, hielt aber in der eigenen Arbeit an der volksmissionarischen Ausrichtung fest.

Mit der Einführung der Pastorenstelle für Volksmission erschöpfte sich zunächst das landeskirchliche Engagement. Alle Sachkosten und die neu entstehenden Personalkosten der sich ausweitenden Arbeit mussten über einen neu gegründeten Verein für Volksmission aufgebracht werden.

Am 3. 1. 1958 fand in Kiel eine Versammlung zur Gründung der *Ev.-Luth. Volksmission in Schleswig-Holstein e.V.* statt, auf der die Anwesenden die Vereinsgründung mit Sitz in Kiel beschlossen. Die in Breklum bestehende „Arbeitsgemeinschaft für Volksmission“ sagte zu, die anfallenden Kosten vorläufig zu übernehmen. Durch diese vorläufige Kostenübernahme ermöglichte sie dem Verein den sofortigen Beginn der Arbeit. Der Beitritt vieler Propsteien und der damaligen Landeskirchen als korporative Mitglieder des Vereins war ein Hoffnungszeichen im Blick auf die Übernahme der Mitverantwortung kirchlicher Gremien. Aber schon in den 60er Jahren, als die Volksmission in ihren verschiedenen Arbeitsbereichen blühte, kamen die ersten hemmenden Einflüsse von der Landeskirche.

Der in Kiel gegründete Verein wurde Anstellungsträger für alle weiteren Mitarbeiter der Volksmission und stand auch für die Sachkosten der Arbeit ein. Die notwendigen Gelder für die Arbeit mußten vom Verein aufgebracht und eingeworben werden.

Die erste Mitgliederversammlung, der „*Ev.-Luth. Volksmission Schleswig-Holstein e. V.*“ fand am 17. 2. 1958 in Blankenese statt. Zunächst hatte der Verein nur korporative Mitglieder, auch Breklum gehörte dazu. Dann aber wurden zunehmend auch Einzelpersonen aufgenommen.

Pastor von Stockhausen kooperierte weiter eng mit Pastor von Kietzell und Pastor Dunker in Breklum, den dortigen Beauftragten für Volksmission. Das

betraf besonders die weiteren Volksmissionsfahrten und zunehmend die Einsätze im Freizeitbereich. Seit der Einrichtung des Katechetischen Seminars in Breklum war es möglich, Praktikanten an volksmissionarischen Einsätzen zu beteiligen.

Pastor von Stockhausen lud auch von Hamburg aus zu *Kirchlichen Wochen* auf dem Lande und in Neubaugebieten der großen Städte ein, immer in Zusammenarbeit mit den jeweiligen Pastoren und Kirchenvorständen vor Ort. Zunehmend bezog er Laienmitarbeiter ein, Männer und Frauen. Dazu gehörten auch die Absolventen der Landvolk-Hochschule am Koppelsberg. Dort lernten die jungen Bauernsöhne und -töchter u. a. das freie Reden über Glaubensfragen. Die Früchte zeigten sich bei den von der Volksmission durchgeführten Dorfwochen.

Ein wesentlicher Teil der Volksmission geschah zunehmend durch die Schulung von Laien-Mitarbeitern für verschiedene Einsätze. Neben den bewährten Volksmissionsfahrten wurden nun in der Vorbereitung von kirchlichen Wochen in Stadt- und Dorfgemeinden Mitarbeiter gesucht, gesammelt und auf Gespräche mit Gästen vorbereitet.

Zunächst ging es um die Themenfindung für den jeweiligen Ort, an der die Mitarbeiter beteiligt wurden. Hinzu kam die Schulung der eigenen Gesprächsfähigkeit in Glaubensfragen. Es wurde Mut gemacht, mit eigenen Worten vom Glauben zu reden und Erfahrungen auszutauschen – und das nicht in der „Sprache Kanaans“. Ein dritter Aspekt war die Anleitung zu behutsamer Gesprächslenkung. Dazu wurden Gefahrenquellen besprochen und mögliche Reaktionen bei Gesprächsschwierigkeiten durchgespielt. Solche Übungen wurden mit Bibeltexten verbunden, um die eigenen Glaubensgrundlagen zu klären.

Der Ablauf der Abende wurde nun so verändert, dass der Einführungsvortrag zu *Gesprächen in kleinen Gruppen* an kleinen Tischen überleitete, in denen das Thema weiter besprochen wurde. An jedem Tisch saßen ein oder zwei geschulte „Geschprächsbegleiter“, die bei Missverständnissen oder Einseitigkeiten das Gespräch behutsam steuern konnten. In der Schulung wurde auch entdeckt, dass Verständigungsschwierigkeiten meistens auf Missverständnisse zurückgehen und dass man nach ihrer Klärung gut weitersprechen kann.

Aus diesen kleinen Gruppen kamen dann Fragen, Einsichten oder Ergebnisse aus dem Gedankenaustausch am Tisch ins Plenum, die der Referent noch einmal aufnahm und dann ein abschließendes Wort sagte. Durch das Gespräch in der kleinen Gruppe ermutigt fanden sich immer Teilnehmer, die dann auch im Plenum etwas sagten. Mit der Zeit wurden die Eingangsreferate auch von Laien gehalten.

VOLKSMISSION ALS REAKTION AUF HERAUSFORDERUNGEN DER GEGENWART

Die zunehmende Entkirchlichung unseres Landes war ein wesentlicher Anlass für die volksmissionarischen Aktivitäten in Schleswig-Holstein und Hamburg in der Nachkriegszeit.

Pastor von Stockhausen erkannte, dass der Gesprächsbedarf nach dem Krieg groß war und dass die Menschen bereit waren, miteinander auf die Suche nach Antworten zu gehen. Nach den furchtbaren Erfahrungen des Dritten Reiches und des Krieges brach die Sinnfrage ganz neu auf. Der Zusammenbruch führte für viele Menschen in ein geistiges Chaos. Es gab aber kaum Möglichkeiten, in einem geschützten Raum Erfahrungen, Verletzungen und innere Verunsicherungen zur Sprache zu bringen. Die kirchlichen Angebote, die zunächst in gut besuchten Gottesdiensten bestanden, bedurften der Ergänzung durch Veranstaltungen, in denen man miteinander reden konnte. Das geschah in den von der Volksmission entwickelten Formen, in denen Verkündigung mit Gesprächsmöglichkeiten verbunden wurden. Viele Kirchengemeinden haben durch die vorausgehenden Schulungen kompetenter Mitarbeiter gewonnen.

Ziemlich bald entstand aber auch die große Herausforderungen der neuen Mobilität in dieser Zeit des beginnenden „Wirtschaftswunders“. Das bedeutete, dass die Menschen, die eigentlich das Gespräch über den Glauben suchten, in ihren Heimatgemeinden gar nicht erreichbar waren. Sie wurden dort auch nicht von den Gottesdiensten erreicht. Im Urlaub und an Wochenenden fuhren sie „ins Grüne“ oder an die See. Pastor von Stockhausen erkannte, dass die Kirche zu ihnen gehen musste, dorthin, wo sie ihre Freizeit verbrachten.

Für diese Begegnung zwischen der Kirche und den Urlaubern wurden Laien gebraucht, die als Mitarbeitergruppen das Leben der Urlauber teilten und dafür ihren eigenen Urlaub einsetzten. Solche Menschen wurden gesucht und – zunächst minimal – vorbereitet. Auf EKD-Ebene entstand die Firmierung „*Kirche für andere*“ für diese volksmissionarischen Einsätze. Aber nicht nur im Freizeitbereich, sondern auch in den großen Satellitenstädten und Neubaugebieten war es notwendig, die Menschen aufzusuchen, weil es dort noch keine Kirchen gab. Pastor von Stockhausen plante darum den Kauf eines Kirchenwagens, wie es ihn in Westfalen und Bayern schon gab. Überhaupt war die Zusammenarbeit der volksmissionarischen Ämter auf EKD-Ebene für die landeskirchlichen Werke sehr wichtig. Hier wurden Erfahrungen ausgetauscht und neue Impulse weitergegeben. Auch für die Einsätze mit einem solchen Kirchenwagen mussten ehrenamtliche Mitarbeiter gewonnen werden, die ihre Urlaubszeit für diesen Dienst opferten. In

der Anfangszeit war viel Improvisation nötig. Die ersten Campinggruppen arbeiteten schon versuchsweise, bevor es den Kirchenwagen gab. Die Gruppen der ehrenamtlichen Mitarbeiter lebten unter den anderen Campern, die damals noch überwiegend in Zelten wohnten. Sie lebten in kleinen Gruppen über den Platz verteilt, kochten jede für sich und trafen sich vormittags zu einer gemeinsamen Bibelarbeit und anschließender Planung der Programme. Es gab Kinder- und Jugendstunden, Vortrags- oder Filmabende mit anschließendem Gespräch, die Gute-Nacht-Geschichte für Kinder und viele andere Dinge mehr, die in unterschiedlicher Weise von den Einsatzgruppen entwickelt wurden. Mit der Zeit gab es auf einzelnen Zeltplätzen kleine Gemeinden, die sich jedes Jahr wieder zur gleichen Zeit einstellten. Es gab immer mehr Bitten um Einsatzgruppen auf Zeltplätzen, die noch nicht bedacht werden konnten. Die Qualität der Zeltplätze wurde inzwischen daran gemessen, ob es dort ein kirchliches Angebot gab.

Eine andere Herausforderung der Nachkriegszeit bildete die Gruppe der alleinstehenden berufstätigen Frauen, die auf den Zeltplätzen eher selten waren. Als *Christa Wulf* 1960 zur Volksmission kam, brachte sie schon Impulse für diese Arbeit von der EKD-Ebene mit. Sie hatte ihre Ausbildung zur Jugendsekretärin im MBK-Seminar absolviert und wurde in der Nachkriegszeit als Mitarbeiterin im Jugendpfarramt am Koppelsberg mit der MBK-Schülerinnenarbeit betraut. Der MBK war und ist ein freies, der Kirche verbundenes Werk, das entsprechend den Schülerbibelkreisen – BK –, ab 1919 Mädchen-Bibelkreise (MBK) in ganz Deutschland begründet und gesammelt hatte. Ein Teil der berufstätigen Frauen kamen aus der Schülerinnen-Arbeit. Damals war Berufstätigkeit noch weitgehend auf unverheiratete Frau beschränkt, die sich selbst ernähren mussten. Ihre Zahl war in der Nachkriegszeit groß, weil viele Männer gefallen waren und die Heiratsmöglichkeiten dadurch beschränkt waren. Ein wichtiges seelsorgerliches Problem war die geistliche Auseinandersetzung mit der ungewollten Ehelosigkeit und dem erzwungenen Verzicht auf Kinder und Familie. An keiner anderen Stelle in der Kirche wurde die Situation der alleinstehenden Berufstätigen so wahrgenommen und begleitet. Hinzu kamen die Verletzungen, die Frauen durch Vergewaltigung am Ende des Krieges erlitten hatten und die öffentlich nicht zur Sprache gebracht werden konnten. Solche seelsorgerliche Begleitung bedurfte großer Kraft.

Die berufstätigen Frauen, die sich in der Volksmission sammelten, waren in ihren Berufen oft überlastet, konnten aber kirchliche Angebote nicht annehmen, weil diese weitgehend nachmittags stattfanden oder, wenn sie abends angeboten wurden, auf Mütter oder Ehepaare beschränkt waren.

Wenn eine solche Berufstätige auch noch die alte Mutter zu pflegen hatte, kam sie genau so an Grenzen, wie die Mütter, die im Müttergenesungswerk aufgefangen wurden. So wurden neben den Angeboten in Kreisen und bei Vortragsabenden die Urlaubsgemeinschaften ein ganz wichtiges Angebot. Sie haben vielen einen bezahlbaren Urlaub ermöglicht, aber auch neben der körperlichen Erholung geistiges und geistliches Auftanken vermittelt. Auch in dieser Arbeit spielten Gesprächs-Veranstaltungen eine wichtige Rolle. Außerdem wurde es durch die Kirchlichen Wochen über die Gesprächsschulungen möglich, alleinstehende in Kirchengemeinden zu integrieren. Viele dieser Frauen gehörten zu den ersten, die in die Kirchenvorstände einzogen.

Die Beheimatung dieser Arbeit in der Volksmission ermöglichte, anders als in vielen Gemeinden, die unbefangene und gleichberechtigte Begegnung von Männern und Frauen, von Alleinstehenden und Ehepaaren in den Angeboten der Volksmission und in den Mitarbeiterkreisen.

Bei all diesen Aktivitäten der Volksmission unter Pastor von Stockhausen blieb die Verbundenheit mit Breklum. Er selbst ist ja ein Enkel des so genannten „zweiten Gründers“ der Breklumer Mission, des Pastors Rudolf Bahnsen. Seine Mutter war dessen Tochter. Sein Vater war der Erbauer des ersten Elbtunnels. Nach dem frühen Tod seines Vaters, in den ersten Tagen des Ersten Weltkrieges, zog seine Mutter mit ihm in das Missionskinderheim in Othmarschen, das sein Großvater Rudolf Bahnsen damals leitete. Aus seiner Kindheit kannte er alle Missionarsfamilien der damaligen Zeit und wuchs mit deren Kindern zusammen auf. Seine Verbindung zur Breklumer Mission blieb immer eng. Schulungswochenenden, überregionale Mitarbeitertreffen, Einkehrtage und Freundestreffen wurden in Breklum veranstaltet. Solange das Kathechetische Seminar bestand, machten die Seminaristen und Seminaristinnen ihre Praktika im Freizeitbereich. Ein Teil der dort Ausgebildeten blieben der Arbeit der Volksmission auch in ihren späteren Gemeinden verbunden.

Ein gewisser Einschnitt kam, als die Zentrale der Breklumer Mission von Breklum nach Hamburg verlegt wurde. Obwohl die Volksmission eine gewisse Zeit lang im Hamburger Missionshaus untergebracht war, bevor die Breklumer nach Hamburg umzogen, waren doch die Aufgaben inzwischen sehr verschieden. Die Nähe zu den Menschen, zu ihren Problemen und die Gewinnung von Mitarbeitern für die verschiedenen volksmissionarischen Aktivitäten füllte die Mitarbeiter der Volksmission sehr aus. Das lag sicher auch an der Nachkriegssituation mit ihrer Entkirchlichung, der die Arbeit zu begegnen versuchte. Die Blickrichtung war die auf die Menschen im Land. Für die äußere Mission waren keine Kräfte frei, obwohl im Freizeitbereich zum Beispiel Peter Nickels als Afrika-Missionar im Heimataurlaub einige Zeit

bei der Camping-Arbeit mithalf. Die Verbundenheit blieb, auch durch den Besuch der Jahresfeste in Breklum.

Die Zielrichtung des NMZ musste die äußere Mission sein. Die von Christian Jensen gewünschte und erhoffte Befruchtung der „Inneren Mission“ durch die Äußere Mission geschah nun nicht mehr im direkten Kontakt, wie er in Breklum in der Begegnung mit Missionaren und Besuchern aus den Partnerkirchen unmittelbar möglich war. Die Verbundenheit blieb aber – mehr durch Personen als durch Veranstaltungen. Breklum aber blieb der Ort der Begegnung, nicht nur bei den Jahresfesten, sondern auch durch Besucher aus Übersee, die man bei Tagungen in Breklum treffen konnte und bis heute treffen kann.

Literatur:

Art. Gemeinschaftsbewegung in: RGG³ 1958.

Art. Gemeinschaftsbewegung in: *Ev. Lexikon für Theologie und Gemeinde*, Bd. 2, S.2, Wuppertal 1993.

Art. Haushalterschaft, in: RGG³ 1958, Bd. 3, Sp. 97.

Art. Innere Mission, in: RGG³ 1958, Bd. III, Sp. 756–763

Art. Rendtorff, Heinrich in: *Ev. Lexikon für Theologie und Gemeinde*, Bd. 3, S. 170, 1, Wuppertal 1994.

Art. Vereinswesen I evangelisch, in: RGG³ 1958 Bd. VI, Sp. 1317.

Art. Volksmission, in: *Ev. Lexikon für Theologie und Gemeinde*, Bd. 3, S. 2112, Wuppertal 1994.

Beyerhaus, Erich: Kirche in Bewegung – Geschichte der Evangelisation und Volksmission, Stuttgart 1968.

- Die Kirche für andere, Ökumenischer Rat der Kirchen, Genf 1967.*
(VI Eine Kirche für die Welt, S. 24/25).
- Dummer, Ilse: *Volksmission als Kirche für andere – Vom Verein zum Kirchlichen Werk, Ein Beitrag zur Geschichte der Volksmission in Schleswig-Holstein*, Hrsg. NEGD Hamburg, 2004.
- Eichler, Martin (Hrsg.): *Gott der Herr ist Sonne und Schild, 60 Jahre Ev. Jugendheim Bistensee*, 1986.
- Ephä, Dr. Oskar: *Der Landesverein für Innere Mission in Schleswig-Holstein in der Zeit der Weimarer Republik und des Dritten Reiches* (S. 25/28).
- Haasler, Bernd: *Evangelische Jugendarbeit in Schleswig-Holstein (von 1921–1988)*, Neumünster, 1990.
- Henschen, Ernst: *Breklumer Chronik – Jesus allein*, 1976.
- Herbst, Michael: *Missionarischer Gemeindeaufbau in der Volkskirche*, Stuttgart, 1987.
- Liebig, Volker: *Integration von Kirche und Mission in Nordelbien aus verwaltungsrechtlicher Sicht*, in: *Schriften des Vereins für Schleswig-Holsteinische Kirchengeschichte Reihe II*, Bd. 43.
- Mehnert, Gottfried: *Die Kirche in Schleswig-Holstein*, Kiel 1960, S. 129–132.
- Moritzen, Niels Peter: *Die äußere Mission – Christian Jensen*, in: *Schriften des Vereins für Schleswig-Holsteinische Kirchengeschichte*, Bd. 5, 1989.
- Nie verlassen, Festschrift zum 125-jährigen Bestehen des Gemeinschaftverbandes in Schleswig-Holstein, 1982.
- Pörksen, Martin: *Von der Weite eines engen Pietisten*, Breklum, 1956.
- Prehn, Wolfgang (Hrsg.): *Zeit, den schmalen Weg zu gehen*, Kiel, 1985.
- Ramm, Hans Joachim: *Anfänge von Innerer Mission und Diakonie*, in Bd. 5 der Schleswig-Holsteinischen Kirchengeschichte "Kirche im Umbruch".
- Rendtorf, Heinrich: *Pflüget ein Neues*, Hamburg, 1924.
- Reumann, Klauspeter (Hrsg.): *Kirche und Nationalsozialismus*, Neumünster, 1988.
- Schmidt, Kurt Dietrich: *Grundriss der Kirchengeschichte*, Göttingen, 1967.
- Schmidt, Pastor Johannes: *90 Jahre Landesverein für Innere Mission in Schleswig-Holstein*, 1965.
- Stockhausen, Otto von: *Bauern auf der Kanzel*, Hrsg. Verein der Freunde der Volksmission, Hamburg, 1991.
- Ulrich, Heinrich-Hermann: *Die Kirche und ihre missionarische Aufgabe*, Berlin, 1955 (im Auftrag des ÖRK).
- Weitling, Günther: *Kirchliche Erweckung und nationaler Gedanke – die Nordschleswigsche Erweckungsbewegung und ihre Nationalisierung*, in: *Heimatkundliche Arbeitsgemeinschaft für Nordschleswig*, Heft 5, Jg. 1986.
- Wichern, Johann Hinrich: *Ausgewählte Schriften*, Hrsg. Karl Janssen, 1979.

KIRCHE UND MISSION IN NORDELBIEN
IM ZEICHEN DES WANDELS IM MISSIONSVERSTÄNDNIS

PAUL-GERHARDT BUTTLER

„Die Reform der Kirche lässt sich nicht institutionalisieren, aber die Institutionen der Kirche haben nur Verheißung, solange sie für neue Formen der Sendung in der Missio Dei durch den gekreuzigten und auferstandenen Herrn offen bleiben. Die Kirche braucht die Mission, weil sie Erweckung aus Buße und Glauben braucht. Die Mission braucht die Kirche, weil alle Sendung auf die Sammlung des Volkes Gottes in aller Welt zielt.“

Diese nachdenkenswerten Sätze schrieb 1973 Dr. Friedrich Hübner als Bischof der Nordelbischen Evang.-Luth. Kirche und Vorsitzender der Generalversammlung des Nordelbischen Zentrums für Weltmission und kirchlichen Weltdienst.¹ Die erstrebte Einheit von Kirche und Mission in Nordelbien lässt sich kaum besser veranschaulichen als an der Person dieses Breklumer Missionarsohns, der selber von 1937–1946 als Missionar der Breklumer Mission in Indien gearbeitet hat und dort während des 2. Weltkrieges interniert war. Noch als Emeritus fuhr er zusammen mit seiner Frau jahrelang regelmäßig nach Indien, um mit jungen Adivasi Christen die kahlen Höhen ihrer Heimat wieder aufzuforsten und gemeinsam mit ihnen das Evangelium zu bedenken. Er war davon durchdrungen, dass diese gute Botschaft sie gemeinsam zu Teilhabern² erklärt und zu gegenseitiger Partnerschaft verpflichtet. An Bischof Hübners, wie ich meine, liebenswert kantiger Persönlichkeit werden Kontinuität und Wandel des Missionsverständnisses sowie deren Auswirkung auf innerkirchliche Strukturen und zwischenkirchliche Beziehungen in Mission anschaulich.

Das eingangs genannte Zitat macht deutlich, dass die Debatte um die so genannte Integration von Kirche und Mission nicht zuletzt eine kirchenreformerische Zielsetzung hatte. Bischof Hübner weist aber darauf hin, dass dieses Ziel nicht auf dem Weg einer Strukturreform zu erreichen ist.³ In die-

¹ F. Hübner, Grußwort in: O. Waack u. a Hrsg., So sende ich euch, FS f. D. Dr. Martin Pörksen z. 70. Geburtstag, Korntal 1973, 16.

² 1 Kor 10,17.

³ Auch Dr. Gerhard Hoffmann, als Exekutivsekretär des Deutschen Evangelischen Missionsrat (DEMR) anregend und maßgeblich beteiligt an der Integrationsdebatte („Regionalisierung“), bezweifelte in seinem Beitrag zu der Festschrift, dass „die Integration von Kirche und Mission, sofern sie inzwischen verwaltungsmäßig stattgefunden hat, einen wirklich verändernden Einfluss auf immobile kirchliche Strukturen gehabt“ hat. G. Hoffmann, Mission heute – Gottes Tat oder theologisches Prinzip, in: So sende ich euch a.a.O. 89.

ser geistlich begründeten Skepsis stimmte er mit einem anderen bedeutenden Breklumer überein, dem Lübecker Bischof D. Dr. Heinrich Meyer D. D.⁴ Bischof Meyer war der Überzeugung, dass die biblisch vorgezeichnete Einheit von Kirche und Mission nur durch eine *Verlebendigung der Gemeinde* zuwege kommen könne. Aus diesem Grund stimmte er bei der Weltmissionskonferenz von Achimota / Ghana 1957/1958 mit einer Minderheit gegen die dort beschlossene Fortsetzung der Verhandlungen zur Integration von Internationalem Missionsrat (IMR) und Ökumenischem Rat der Kirchen.⁵

Die Spannung, die hier deutlich wird, wirkt bis heute in der Diskussion um die Bedeutung der von Missionsdirektor Dr. Pörksen so genannten „freien Glaubensinitiative“ für die Arbeit des Nordelbischen Missionszentrums fort. Im „Konvent der Freundeskreise“ hat sie satzungsmäßig ihren Ort in der Struktur des NMZ gefunden. Aber lässt sich eine Initiative, zumal eine „Glaubensinitiative“ institutionalisieren und kann sie Gewähr für „Erweckung aus Buße und Glauben“ sein?⁶

Ich komme in diesem Zusammenhang noch einmal auf das Eingangszitat zurück. Während im ersten Satz Mission eindeutig als *Missio Dei* und Sendung durch den gekreuzigten und auferstandenen Herrn angesprochen ist, kann „die Mission“ im dritten Satz nur als Missionsunternehmen oder Missionsorganisation verstanden werden; denn die Sendung Jesu Christi *braucht* nicht die Kirche, sondern konstituiert sie und nimmt sie in Dienst. Durch die Unschärfe in der Verwendung des Begriffs Mission bekommt auch der zweite Satz: „Die Kirche braucht die Mission, weil sie Erweckung aus Buße und Glauben braucht“, eine merkwürdig schillernde Doppeldeutigkeit. Soll damit ausgesagt sein, dass verfasste Kirche im nordelbischen Raum auch weiterhin das belebende Element von aus der Breklumer und nordschleswigschen Erweckungsbewegung hervorgegangenen Trägerkreisen „veranstalteter“ Mission gewissermaßen als Widerlager einer verkirch-

⁴ Dr. H. Meyer, 1929–1951 Breklumer Missionar in Indien, war von 1934–1951 Präsident der Jeypore Evang.-Luth. Church. Als Bischof der Ev.-Luth. Kirche in Lübeck (seit 1956) wurde er einer der Protagonisten der Zusammenführung von verfasster Kirche und Missionsorganisationen im norddeutschen Raum (Lübecker Missionsbeirat). Er gehörte zu den Signatären von Satzung und Vertrag zur Bildung des Nordelbischen Zentrums für Weltmission und kirchlichen Weltdienst 1971.

⁵ Dies brachte ihn auf einer Nachsitzung des DEMR im Rahmen des DEMT 1958 in einen erbitterten Gegensatz zu seinem Freund Prof. Dr. Walter Freytag. Vgl. das Grußwort von H.-W. Gensichen in: Ein Bischof als Missionar, Theologe und Prediger, hrsg. von K. Gruhn, R. Hummel, O. Waack, Breklum 1974, 15f.

⁶ Es könnte interessant sein, die Entwürfe und Diskussionen zur NMZ Satzungsänderung 1994/1995 unter diesem Gesichtspunkt zu untersuchen.

lichten Struktur braucht? Es wäre dies durchaus ein Gedanke, der sich an der Entstehungsgeschichte und Satzungsgestaltung des Nordelbischen Missionszentrums nachvollziehen lässt. Denkbar und jedenfalls dauerhafter wäre allerdings das Verständnis, das sicher in dem doppeldeutigen Satz mit-schwingt, nämlich dass sich Kirche, die aus der Sendung Jesu Christi lebt, im Vollzug eben dieser Sendung erneuert.⁷

Ich will das Zitat nicht überstrapazieren, muss aber auf das Problem hinweisen, das ein Historiker oder eine Historikerin im Blick auf die Diskussion der 60er und 70er Jahre keinesfalls übersehen sollte: Wer oder was ist gemeint, wenn in Strukturpapieren und theologischen Grundsatzerklärungen von Mission oder gar „der Mission“ die Rede ist? Ist es die der ganzen Kirche Jesu Christi geltende Sendung des auferstandenen Gekreuzigten, oder eine konkrete, strukturell eigenständige Missionsorganisation?⁸ Genauso wird man/frau allerdings auch fragen müssen, wer oder was ist jeweils mit der Bezeichnung „die Kirche“ gemeint sei: Eine theologische Idealfigur, eine Verfassungsgröße, Amtsstruktur, Propstei oder Parochie? Das jeweilige Verständnis bestimmt notwendigerweise auch Rahmenbedingungen und Bezüge kirchlichen Handelns in Mission.

Dass dies keine abstrakten Spitzfindigkeiten, sondern reale Problemanzei- gen sind, lässt allein ein Blick in das letzte Heft „nm nordelbische mission“ erkennen. Dort schreibt Pastor Dinesh Kumar Chand von der Jeypore Evangelical-Lutheran Church (JELC): „Das NMZ kennen alle in der JELC, aber was NEK bedeutet, wie die Nordelbische Kirche strukturiert ist und wie sie funktioniert, ist dort völlig unbekannt“.⁹

Woran liegt das? Ich habe meinen Dienst als Direktor des NMZ immer als Vertretungsauftrag der Nordelbischen Kirche in – wie es Bischof Hübner wiederholt betont hat – kirchenleitendem Amt verstanden. Die jährlichen Besucher und Besucherinnen aus Partnerkirchen haben wir nicht nur durch die nordelbischen Gemeinden geführt. Wir haben sie mit Pröpsten, Bischöfinnen, Bischöfen ins Gespräch gebracht und haben Besuche im Kie- ler Kirchenamt arrangiert. In gleicher Weise haben nordelbische Bischöfe

⁷ F. Wagner, Über die Legitimität der Mission, TEH 154, München 1968, 35: „Im Vollzug der Mission geht die christliche Gemeinde über den Radius ihres eigenen vorfindlichen Christseins hinaus, aber da die Gemeinde nicht sich selbst verkündigt, sondern den Grund ihres eigenen Bestehens, geht sie im Augenblick des Hinausgehens in ihren eigenen Grund zurück.“ Vgl. P. G. Buttler, Einladung und Aufgabe, in: Zu seinem Dienst gerufen, Breklum 1995, 32ff.

⁸ Zur begrifflichen Definition und Verwendung des Wortes Mission und seiner Deri- vate vgl. P. G. Buttler, ...und sie sollen mein Volk sein, a.a.O. 52–55.

⁹ nm nordelbische mission 5/2006, 17.

und Bischöfinnen Partnerkirchen besucht.¹⁰ Wir haben nordelbische Synodalerklärungen ins Englische übersetzen lassen, um sie den Partnerkirchen zur Kenntnis geben zu können, haben deren Vertreter um Beiträge zu Themenstypen der NEK gebeten. Jahrelang haben Stipendiaten aus Partnerkirchen – auch aus der JELC – unter uns gelebt, Partnerschaftsgruppen sind hin und her gereist. Auf unsere Bitte hin haben Partnerkirchen junge Menschen aus der NEK im Rahmen des Programms „Der andere Blick“ aufgenommen und haben ihnen ökumenische Erfahrungen vermittelt, die für ihr künftiges Leben und für das Leben unserer Kirche von großer Bedeutung sind. Die Nordelbische Kirche hat zu Partnerkirchen-Konsultationen eingeladen – 1995 nach Jerusalem. Der Ort der Begegnung war damals bewusst gewählt, damit nicht wir, nicht Breklum, Hamburg oder Kiel Bezugspunkt unserer Gemeinschaft wären, sondern der Ort, von dem aus die Gute Botschaft „bis an die Enden der Erde“ gedrungen ist und auf den wir uns gemeinsam, gleich und ohne Unterschied beziehen. Und Breklum 2005? Da waren gerade die Vertreterinnen und Vertreter der Partnerkirchen der NEK aus Ost und West und aus dem Süden gebeten, die Nordelbische Kirche, ihre Gemeinden, Ämter, Dienste und Werke zu visitieren – nicht um zu lernen, sondern um die einladende Kirche in ihren derzeit anstehenden Strukturüberlegungen zu beraten. Sie haben das mit Engagement, Selbstbewusstsein und großer Kompetenz getan. Das war doch nicht alles nur „Wind vor die Hoftür“, nicht alles umsonst!

Ich fühle mich um mehr als 30 Jahre zurückversetzt, wenn ich in dem Beitrag von Pastor Dinesh Kumar Chaud weiter lese: „Indische Christinnen und Christen würden Deutsche kaum als ‚Schwestern und Brüder‘ bezeichnen, sondern als Mütter, Väter, Sahib (weißer Boss) oder Mallik (Wohlhabender), d. h. als hoch respektierte, gefürchtete und geehrte Personen, als Besitzende.“ Damals 1975 bei meinem ersten offiziellen Besuch als neu gewählter Direktor des NMZ wurde ich in Koraput, dem alten Breklumer Missionsort, mit den Worten begrüßt: „Unser Vater ist gekommen“. Ich habe darauf gesagt, als (zu der Zeit) 45-jähriger möge ich mich nicht als ihr Vater verstehen. Und wenn das NMZ, die Breklumer Mission, im folgenden Jahr (1976) das 100-jährige Gründungsjubiläum feiern könne und das „Kind“

¹⁰ Das war übrigens nichts Neues. Schon der Schleswig-Holsteinische Bischof Halfmann hatte 1953 die inzwischen selbständige JELC besucht. Sein Besuch wollte bewusst als Zeichen brüderlicher Gemeinschaft und Gleichberechtigung in der Mission Gottes verstanden sein. Vgl. H. Dunker, Die Treue Gottes, Das dritte Vierteljahrhundert der Breklumer Mission 1926–1951, in: W. Andersen, Unter dem Sendungsauftrag Jesu Christi, Beiträge aus Geschichte und Gegenwart der Breklumer Mission, Breklum 1953, 53f.

JELC inzwischen auch auf eine Geschichte von über 90 Jahren zurückblicke, dann sei es doch wohl kaum sinnvoll, die gegenseitige Beziehung länger mit dem Verhältnis von Vater und Sohn oder Tochter zu beschreiben. Heute seien wir Schwestern und Brüder. „Ja“, haben sie entgegnet, „du hast wohl Recht, aber du kannst nicht leugnen, dass ihr in einer so beschriebenen Beziehung dann der *ältere* Bruder seid, und der hat, wenn kein Vater mehr da ist, dessen Rolle und Pflichten zu übernehmen.“

Die duftenden Kränze, die in Indien jedem Besucher als Willkommen und Zeichen der Gastfreundschaft umgehängt werden, habe ich dankbar angenommen. Ich habe aber abgelehnt, mich auf dem bereit stehenden Armstuhl in die Koraputer Kirche tragen zu lassen. Solche „Ehre“ ist mir später auch nie wieder angeboten worden. Offenbar gibt es aber auf der Partnerseite – vor allem in Indien – Verstehensblockaden und Sicht-Verengungen, die nicht unbedingt aus der Missionsgeschichte, sondern mehr wohl aus einer „depressed class mentality“ zu erklären sind. So kann ich auch die Vermutung Dinesh Kumar Chands, wir hätten „bei dem Begriff ‚Partnerschaft‘ das Element Freundschaft völlig ausgelassen“, weder für mich noch für die Referenten und Referentinnen für die Beziehungen zu Partnerkirchen bestätigen, mit denen ich zusammen gearbeitet¹¹ oder die ich in drei Jahrzehnten kennen gelernt habe. Mich jedenfalls hat – um nur ein Beispiel in Bezug auf die Jeypore-Kirche zu nennen – persönlich ein freundschaftliches Vertrauensverhältnis mit Bischof Dr. Nag verbunden. Dabei war ich mir bewusst, dass der Freund auch entschiedene innerkirchliche Gegner hatte, die von mir Sachlichkeit und das Bemühen erwarten konnten, ihre Anliegen und Interessen zu verstehen.

Die überwiegende Zahl der Partnerschaftsgruppen aus Gemeinden und Kirchenkreisen sowie die Stipendiatinnen und Stipendiaten haben nicht nur projektbezogene Verbindungen gepflegt, sondern haben freundschaftliche Beziehungen zu Menschen in Partnerkirchen in Asien, Afrika, Lateinamerika und im pazifischen Raum geknüpft, haben mit ihnen gebetet, gefeiert und von ihnen gelernt. Sie haben zunehmend auch öffentliche Anwaltschaft (Advocacy) für Menschenrechte in und wirtschaftliche Gerechtigkeit gegenüber den Heimatländern der Partnerkirchen als Teil ihrer Verbundenheit verstanden.

D. K. Chand hat aber Recht, wenn er beide Seiten mahnt: „*Wir müssen uns mit unterschiedlichen kulturellen Settings und unterschiedlichen Denkmustern auseinandersetzen. Wenn wir die Schwierigkeiten und Hoffnungen der anderen verstehen, wenn wir ihre tiefen Zukunftswünsche wahrnehmen,*

¹¹ Vgl. Th. Ahrens, „Gold und Silber“ haben wir! Was erwarten unsere Partnerkirchen von der NEK und ihrem Missionswerk?, Nordelbische Stimmen 1979, 129–131.

*dann erst können wir erkennen, ob es auch gemeinsame Ziele gibt, die gemeinsam geplant und verwirklicht werden sollen. Wege, die wir als Partner gemeinsam beschreiten, um das Reich Gottes in unserer Welt zu bezeugen.*¹²

Ich bin, wie Sie bemerkt haben werden, hinüber gegliitten von der Frage nach dem Verständnis von Kirche in ihrer Mission zu der Frage nach der Partnerschaft in Mission von Kirchen weltweit. Dabei bin ich von der Vergangenheit zum Heute gekommen. Beides geschah nicht von ungefähr; denn es war genau die Frage nach einer „echten Partnerschaft“, einer neuen Beziehung zu und Zusammenarbeit mit den auf den „Missionsfeldern“ entstandenen und damals so genannten jüngeren Kirchen, die seit der Weltmissionskonferenz in Jerusalem 1928¹³ und dann verstärkt in Tambaran / Madras 1938 zum Auslöser für die Frage nach einer „Neubestimmung des Verhältnisses von Kirche und Mission“¹⁴ führten.

Die erste Internationale Missionskonferenz nach dem 2. Weltkrieg in Whitby, Kanada (1947) prägte die Formulierung „Partners in Obedience“.¹⁵ Diese wurde allerdings bald als eine Formel empfunden, die lediglich hergeholt Beziehungen zwischen Missionsorganisationen und „jungen Kirchen“ überhöhte.¹⁶ Die Delegierten dieser Kirchen forderten darum bei der folgenden Konferenz des Internationalen Missionsrats in Willingen, Deutschland (1952): „We should cease to speak of missions and churches and avoid this dichotomy not only in our thinking but also in our actions. We should now speak about the mission of the Church.“¹⁷

Mit dieser Grundsatzaussage zur Mission der Kirche war zugleich die Aufgabe der Integration, der *kirchlichen* Einbindung bisher eigenständiger Missionsorganisationen, gestellt. Ihre Brisanz wurde auf Seiten der deutschen Teilnehmer durchaus erspürt. Im deutschen Konferenzbericht von Willingen

¹² Ebenda.

¹³ N.-P. Moritz, Die Weltmissionskonferenz in Jerusalem 1928, Ein Rückblick, ÖR 27, 1978, 504. W. Günther, Von Edinburgh nach Mexico City, die ekklesiologischen Bemühungen der Weltmissions-Konferenzen (1910–1963), Stuttgart 1970, 38f, ist in der Beurteilung zurückhaltender, kommt aber auch zu dem Schluss: „Mission und Kirche waren damit so eng aneinander gekoppelt, dass dieses Verhältnis über kurz oder lang auch theologisch zu Ende gedacht werden musste.“ (41).

¹⁴ W. Günther, a.a.O. 48ff.

¹⁵ Ebenda 71ff.

¹⁶ Einen Nachhall davon hört man noch aus der entschuldigenden Bemerkung von Carl Ihmels, der diese Beziehungsgriffe in dem deutschen Konferenzbericht „gewissermaßen legitime Abkürzungen“ zur Vermeidung „recht umständliche(r) Umbeschreibungen“ nennt. W. Freytag, Hrsg.: Mission zwischen Gestern und Morgen, Stuttgart 1952, 101.

¹⁷ N. Goodall, Hrsg.: Missions under the Cross, London 1953, 234.

schreibt Prof. D. Dr. Carl Ihmels, Direktor der Leipziger Mission: „Mit gespannter Aufmerksamkeit werden wir auch in Deutschland die Auswirkungen dieser Neuordnung verfolgen. Es ist die Frage, ob diese Verkirchlichung eine Stärkung des Missionswillens und damit eine Verlebendigung der Gemeinden mit sich bringen wird, oder eine Bürokratisierung der Mission, die natürlich auch ein Schaden für die heimische Christenheit bedeuten würde.“¹⁸

In Breklum waren Überlegungen in Richtung einer „Eingliederung der Missionsgesellschaft in die Landeskirche“ offenbar nicht völlig neu. Im Zusammenhang der Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse in Schleswig Holstein sind solche Gedanken 1946/1947 zumindest erwogen worden. Hier scheinen aber Zweifel überwogen zu haben, „ob die Ergebnisse des Kirchenkampfes, der eine Art von Kirchenreform von oben, aber leider keine Erweckungsbewegung von unten zeitigen sollte, ein tragfähiges Fundament für die Heidenmission bilden würden“.¹⁹

Bei der dritten Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen in Neu Delhi 1961 konnte die Integration von Internationalem Missionsrat und ÖRK feierlich vollzogen werden. Damit erhielt auch in Deutschland die Strukturdebatte neuen Anschub. Missionsbeiräte und Arbeitsgemeinschaften für Weltmission entstanden und führten auf landeskirchlicher oder regionaler Ebene Vertreter und Vertreterinnen von Missionsgesellschaften und Landeskirchen zusammen. Sie erwiesen sich ebenso wie die 1963 gegründete und von einem Verbindungsausschuss zwischen dem Rat der EKD und dem DEMR geleitete Evangelische Arbeitsgemeinschaft für Weltmission (EAGWM) mit ihrer Geschäftsstelle in Hamburg schon bald als Übergangslösungen.²⁰

¹⁸ Mission zwischen Gestern und Morgen, 111f. Noch deutlicher W. Freytag: „Verkirchlichung der Mission ist sicher nicht der gebotene Weg.“ (ebenda 122). Ihmels fordert allerdings auch: „Die Mission darf die Kirche nicht einfach als einen Fischteich ansehen, aus dem sie möglichst hohe Gaben herausholen möchte, sondern muss sich für das geistliche Leben der Kirche mitverantwortlich fühlen.“ (112).

¹⁹ Vgl. H. Dunker, a.a.O. 60: „Wenn sie (gemeint ist die Eingliederung der Missionsgesellschaft) auch von beiden Seiten anvisiert wurde, so hat sie doch nie ernstlich zur Debatte gestanden. Nur über ein sogenanntes ‚Missionarisches Amt‘ der Landeskirche, in dem alle ‚Werke‘ vertreten sein sollten, wurde eine Zeitlang beraten.“

²⁰ Zur Entwicklung im Gebiet der damaligen vier Kirchen in Hamburg und Schleswig Holstein vgl. den wichtigen Aufsatz von J. Wietzke: Kirche und Mission in Nordelbien, Anmerkungen zu Integration und Partnerschaft und Überlegungen zu einer zukünftigen Gestalt des Nordelbischen Missionszentrums, in: Th. Ahrens u. a. (Hrsg.): Vom Gehorsam des Glaubens, Perspektiven der Weltmission 12, Ammersbek 1991, 205–228. Vgl. auch P. G. Buttler, Regionalisierung der Mission in der Bundesrepublik Deutschland, Ein Rückblick nach 30 Jahren, in: ders., Zu seinem Dienst gerufen, a.a.O. 61–75. Weitere Details bietet J. Wietzke, Einführung, in: 125 Jahre Breklumer Mission – 30 Jahre NMZ, Eine Festschrift, Breklum und Hamburg 2001, 12–37.

Im Rückblick auf jene Zeit fällt auf, dass kaum jemand der damals maßgeblichen Fürsprecher einer Integration bemerkte, dass die Forderung nach einer *kirchlichen* Einbindung auch eine Reihe von Missionsgesellschaften unter Druck bringen könnte, ihr *kirchenkritisches* Profil deutlicher herauszustellen. Dabei handelte es sich insbesondere um Gesellschaften, die sich wie die Allianz- oder Gnadauer Brasilien-Mission, Liebenzeller-, Marburger- und Neukirchner-Mission, Überseeische Missionsgemeinschaft und das Missionshaus Bibelschule Wiedenest nach Herkunft und Selbstverständnis dem Frömmigkeitstil und den Organisationsprinzipien der Gemeinschafts- oder brüderischen Bewegung verpflichtet wussten und auf der Basis der Evangelischen Allianz in Deutschland standen. Viele von ihnen hatten Freunde und Unterstützerinnen in landeskirchlichen Gemeinden, waren aber nicht bereit, sich in landeskirchliche Strukturen einzufügen oder sich ihnen gar unterzuordnen. Gleichzeitig sah sich eine Reihe dieser Missionsgesellschaften in den 60er Jahren in verschiedenen Missionsgebieten Afrikas und Asiens in ihrer Zusammenarbeit mit evangelikalen US-amerikanischen Missionsorganisationen zunehmend vor die Entscheidung gestellt, entweder aus dieser vor Ort wichtigen Kooperation auszuscheiden, oder die Verbindung zu „liberalen“, ökumenisch ausgerichteten Organisationen in der Heimat aufzugeben.

Anfang 1969 kam es zur Gründung der Konferenz Evangelikaler Missionen (heute „Arbeitsgemeinschaft Evangelikaler Missionen – [AEM]). Die Verbindung von Mitgliedern dieser Arbeitsgemeinschaft zum Deutschen Evangelischen Missionstag (DEMT) blieb zunächst noch bestehen. Mit der unter Federführung von Prof. Dr. Peter Beyerhaus (Tübingen) entstandenen und im März 1970 vom „Theologischen Konvent Schrift- und Bekenntnisgebundener Theologen“ einmütig angenommen *Frankfurter Erklärung zur Grundlagenkrise der Mission* verschärften sich aber die Auseinandersetzungen. Im Blick auf das gegenwärtige Missionsverständnis machte sich die AEM die Frankfurter Erklärung vollinhaltlich zueigen, erklärte allerdings, dass ihre Zustimmung keine Festlegung auf eine bestimmte Auffassung von Kirche und Sakrament bedeute. Damit war einmal eine Trennlinie gezogen zwischen „Evangelikalen“ (so ihre offizielle Selbstbezeichnung) und von ihnen in kritischer Abgrenzung so benannten „Ökumenikern“, zugleich war aber auch eine innerkirchliche Kontroverse eröffnet, die bis in die Mitte der 80er Jahre fortduerte. Sie beschränkte sich zwar nicht auf das Missionsverständnis, fand in ihm aber immer wieder einen nicht unwillkommenen Nebenschauplatz für anstehende Auseinandersetzungen über Öffentlichkeitsauftrag, Weltverantwortung, Entwicklungsdienst und politische Verantwortung der Kirche. Die Auseinandersetzungen hatten in verschiedenen Landeskirchen eine starke Polarisierung zur Folge. Für das Kirchenamt und einen konservativen Flügel der Synode der EKD wurde „die Mission“ besonders in der Gestalt des von ihnen

mit konstituierten Evangelischen Missionswerks (Nachfolgeorganisation von EAGWM und DEMT/DEMR) zu einer Art „Buhmann“, der konservative und evangelikale Kritik auf sich zog und so nach innen hin den Zusammenhalt wahren half. Der Mission der Kirche hat das kaum gedient, und manche hätten sowieso die Mission am liebsten wieder auf die traditionelle Rolle einer „Mission unter Palmen“ und auf die Bekehrung von Heiden außerhalb Europas zurückverwiesen.

Dass Nordelbien von einer solchen Zerreißprobe verschont blieb, hatte mehrere Gründe. Pastor D. Dr. Pörksen, der zu den Erstunterzeichnern der Frankfurter Erklärung gehörte, genoss auf beiden Seiten der neuen Trennlinie Ansehen und Vertrauen. Zugleich war er neben Bischof D. Dr. Harms, Oldenburg, einer der führenden Leute, die sich um den Zusammenhalt der bis dahin im DEMT verbundenen Missionsorganisationen mühten, auch wenn sich solches Bemühen am Ende als vergeblich erwies. Mehr noch ist aber wohl die fort dauernde Gemeinschaft in der Mission in Nordelbien der unspektakulären Haltung des Neumünsteraner Propsten und Vorstandsvorsitzenden des NMZ (1975–1992), Dr. Karl Hauschildt, zu verdanken. Er hat – obwohl gleichzeitig Vorsitzender des Theologischen Ausschusses des Konvents bekennender Gemeinschaften – in strittigen Fragen nie „parteiisch“, sondern immer im Sinne kirchlicher Gesamtverantwortung und Einheit beraten und zur Entscheidung geführt.²¹ Er als Vorstandsvorsitzender und ich als Direktor waren durchaus nicht in allen Fragen einer Meinung,²² aber ich denke, wir waren „eines Sinnes“ und konnten einander vertrauen. Dabei war es nicht immer einfach, ein solches Miteinander durchzuhalten, zumal in Vorstand, Konvent der Freundeskreise und Generalversammlung sehr unterschiedliche Traditionen, Meinungen und Interessen vertreten waren: Erweckungsfrömmigkeit, Gemeinschaftschristentum, Bekenntnis – Rigorismus, Gemeindekirchlichkeit, Entwicklungspolitisches Engagement, konservative und progressive Überzeugungen. Die damit verbundenen Spannungen und Konflikte²³ wurden aber vor allem im Vorstand ausgetragen und damit – zwar nicht in der

²¹ Vgl. J. Heubach, Theologische Arbeit aus der Verantwortung für die Kirche, in: *Pflügen ein Neues*, FS f. Karl Hauschildt, hrsg. v. Kirchenkreisvorstand Neumünster, Neumünster 1985, 150: „In manchen Entscheidungen, die zu fällen waren, waren diese nur dadurch kompromißfähig, d.h. von allen annehmbar, weil Hauschildts Votum und seine integre Person für alle Beteiligten dafür gerade stand.“

²² Vgl. K. Hauschildt, Zur Aufgabe der Leitung in Mission und Kirche, in: Vom Gehorsam des Glaubens, a.a.O. 76, Anm. 1.

²³ Vgl. Die Integration von Mission und Entwicklung in der Außendarstellung des Nordelbischen Missionszentrums, Ein Gespräch mit Jens Waubke... in: 125 Jahre Breklumer Mission, a.a.O. 331–334, ebenfalls W. Heymann u. W. Hildebrandt-v. Graefe, Wie es weiterging – von liturgischen Nächten und Sonnenkollektoren, a.a.O. 199–203.

Sache, aber als Anlass zur Polarisierung – im Wesentlichen von der Nordelbischen Kirche und von der Gemeindebasis ferngehalten.

Das kirchenreformerisch ausgerichtete Bemühen, „Volksmission“ und „Weltmission“ in Nordelbien im Sinne einer eben nicht lediglich auf überseeische Aktivitäten begrenzten „Mission in sechs Kontinenten“ (Weltmissionskonferenz von Mexico City 1963) organisatorisch zusammenzuführen, war leider von Anfang an zum Scheitern verurteilt.²⁴ Dabei wären gerade in Schleswig-Holstein die Voraussetzungen für eine Vereinigung beider günstig gewesen. Schließlich war es Pastor Christian Jensen, der Gründer der Breklumer Mission, gewesen, der 1896 zusammen mit Pastor Bahnsen die Gründung eines „Kirchlichen Vereins für die Evangelisation“ betrieben hatte.²⁵ Schon die Errichtung seiner „Brüderanstalt“ in Breklum 1878 hatte die Ausbildung von Evangelisten für Schleswig-Holstein zum Ziel gehabt.²⁶ Wenn auch der Verein nach Jensens Tod eine eigenständige Entwicklung nahm, blieb Breklum doch weiter der Aufgabe verbunden. Unter der Leitung von Pastor Dr. Martin Pörksen entwickelten sich in den Jahren der nationalsozialistischen Herrschaft mit den Volksmissionsfahrten der Studenten und einem viel beachteten Kleinschriffttum erneut wirksame und weitreichende volksmissionarische Aktivitäten. In Breklum wurde das regionale „Amt für Volksmission“ der Bekennenden Kirche eingerichtet. Auch das bereits 1945 gegründete Katechetische Seminar, seit 1948 „Breklumer Seminar für missionarischen und kirchlichen Dienst“, die 1948 wieder aufgenommenen Volksmissionsfahrten von Pastoren, Vikaren und Laien und viele andere Initiativen der Pastoren Ernst Henschen, Dr. Hans Dunker, Ernst Egon v. Kietzell u. anderen zeigen das starke Breklumer Engagement an einem später so bezeichneten missionarischen Gemeindeaufbau in der eigenen Kirche.²⁷ Wahrscheinlich ist es müßig zu fragen, wer wann was versäumt oder verhindert hat, dass eine organisatorische Vereinigung von NMZ und Gemeindedienst der Nordelbischen Kirche zustande kam. Stilfragen, Ansichten zu fachlicher Spezialisierung und Professionalität, wie sie vor allem in den 60er Jahren vorherrschten, aber auch regionalkirchliche Grenzen übergreifende Verbandsstrukturen, die traditionell die „Volksmission“ der „Inneren Mission“, also der Diakonie zuordneten, mögen das ihrige dazu beigetragen haben. Wie auch immer, die Entscheidung war bereits gefallen, als ich 1975 als Direktor des NMZ eingeführt wurde. Alle späteren Gespräche und Verhandlungen haben daran nichts ändern können.

²⁴ Zu den Details vgl. J. Wietzke, Einführung, in: 125 Jahre..., a.a.O. 19–23.

²⁵ Vgl. Martin Pörksen, Die Weite eines engen Pietisten, Breklum 1956, 78ff.

²⁶ Ebd. 39ff.

²⁷ Vgl. Hans Dunker, a.a.O. 36ff u. 66ff.

An Strukturfragen hatte ich mich bis dahin auf der Ebene von EKD – EAGWM – DEMR/DEMT genügend abgearbeitet, um zu begreifen, dass Strukturen in der Kirche so oder so, oder auch ganz anders gestaltet sein können. Ihre Funktion ist, Zeugnis und Dienst der Kirche zu ermöglichen. Allein daran, wieweit das mit ihrer Hilfe gelingt, sind sie zu messen. Insofern gibt es gute und weniger gute Lösungen. Es ist gut, wenn in der Kirche Zusammengehöriges auch beieinander ist. Der kirchliche Auftrag kann aber auch arbeitsteilig sinnvoll wahrgenommen werden. Dabei mag es manchmal sogar eine Bereicherung sein, wenn eine Aufgabe von verschiedenen Seiten her mit unterschiedlichen Schwerpunkten angepackt wird. Wichtig ist, dass es nicht zu unökonomischen Doppelungen kommt; denn das wäre kein sachgemäßer Umgang mit anvertrauten kirchlichen Mitteln. Wichtiger noch ist aber, dass die Mitarbeitenden in verschiedenen Gliederungen, Ämtern, Einrichtungen, Diensten und Werken der Kirche sich gemeinsam als Werkleute am gleichen Bau verstehen, dass sie, wo immer möglich, zusammenarbeiten und sowohl für die Gemeinde, wie nach außen hin, deutlich werden lassen, dass sie ein gemeinsamer Auftrag verbindet. Hier hat es sicher auch zu meiner Zeit trotz einer engen Verbindung zu Pastor von Stockhausen und seinen Nachfolgern in der Leitung des Nordelbischen Gemeindedienstes, trotz häufiger gemeinsamer Beratungen (auch über eine mögliche – zumindest räumliche – Zusammenführung beider kirchlichen Werke auf dem NMZ-Gelände in Othmarschen) und trotz mancher gemeinsamen Projekte²⁸, Defizite gegeben.

Ich bin in diesem Zusammenhang etwas ausführlicher geworden, weil im Grunde Ähnliches auch für den kirchlichen Weltdienst zutrifft. Auch in Bezug auf ihn waren in den Anfangsjahren bereits Entscheidungen gefallen, die keineswegs mit jenen Vorstellungen in Einklang standen, die zur Bildung eines kirchlichen Werkes für Weltmission *und* kirchlichen Weltdienst geführt haben. Es wurde, so J. Wietzke 1991 in seiner kenntnisreichen Studie, „lediglich das Stadium der Kooperation und eben nicht das der Integration erreicht, wie es den Verfassern der NMZ-Satzung und den Unterzeichnern des entsprechenden Vertrags vorschwebte. Wie auf EKD-Ebene wurde auch in Nordelbien die Chance vertan, Zeugnis und Dienst, Mission und Entwicklung in einer Institution zusammenzubinden, obwohl es kaum jemanden gibt, der bestreitet, dass beides theologisch zusammengehört“.²⁹

²⁸ Vgl. P. G. Buttler, ...und das Wort breitete sich aus (1992) in: Zu seinem Dienst gerufen, a.a.O. 82f.

²⁹ J. Wietzke, Kirche und Mission in Nordelbien, a.a.O 220. Vgl. auch: ders., 125 Jahre Breklumer Mission, Einführung, a.a.O. 23ff.

Immerhin ist es in Nordelbien zu einer wirksamen Zusammenarbeit in entwicklungsbezogener Bildungsarbeit zwischen dem NMZ, Dienste in Übersee und den Diakonischen Werken in Hamburg und Schleswig-Holstein gekommen. Es gelang zu verhindern, dass in Nordelbien kirchlicher Entwicklungsdienst (diesen Begriff haben wir immer abgelehnt) wie in der EKD und in anderen Landeskirchen zu einer „dritten Säule“ neben Mission und Diakonie wurde. Den nordelbischen Ausschuss kirchliche Weltdienste (Plural!) bildeten (und beschickten) gemeinsam – entgegen jeder ansonsten geltenden Struktursystematik – die Nordelbische Synode und die zuständigen Gremien der Diakonischen Werke und des NMZ.

Für die Anfangszeit war es vielleicht sogar günstig, dass der Weltdienstbereich ein wenig herausgerückt war aus der alleinigen Zuständigkeit und Verantwortung des NMZ Vorstandes.³⁰ Denn an den in der entwicklungsbezogenen Bildungsarbeit zu verhandelnden Themen wie ausbeuterische Weltmarktsstrukturen, Waffenexporte,³¹ nukleare Aufrüstung und Atomindustrie,³² Rassismus im damaligen Süd-Rhodesien, Südafrika und Südwestafrika / Namibia, Kolonialismus und Befreiung entzündeten sich in der Zeit des „Kalten Krieges“ gerade in konservativen kirchlichen Kreisen immer wieder heftige Auseinandersetzungen. Dies galt auch für eine neue Art von Theologiedialog unter den Stichworten „Theologie der Armen“ und „Theologie der Befreiung“, bei dem wir Christen in der nördlichen Hemisphäre zunächst einmal Lernende waren. Die Frage, ob denn eine nordelbische Frauengruppe ihre Aktion „Kauft keine Früchte der Apartheid“ beim Breklumer Jahresfest am Rande der Festwiese präsentieren dürfe, war nicht nur im NMZ-Vorstand umstritten. Wegen der Beteiligung eines Referenten (des heutigen NMZ-Vorstandsvorsitzenden) an einem Aufruf anlässlich der Friedenswoche 1984³³ wurde der Direktor sogar ins Kieler Kirchenamt zitiert und an seine Aufsichtspflicht gemahnt.

Solide Facharbeit und Sachkompetenz der Weltdienst-Referenten und eine Dienste und Werke übergreifende Zusammenarbeit schufen aber mit der Zeit ein Klima, das ermöglichte, dass sich die Synode der Nordelbischen Kirche auf ihren Tagungen im September 1993 und Februar 1994 intensiv mit dem Thema „Weltwirtschaft und Gerechtigkeit“ befasste. Jahre vor Be-

³⁰ S. oben, Anm. 19.

³¹ Vgl. P. G. Buttler, Friede, Frucht der Gerechtigkeit, in: Mach uns zu Werkzeugen deines Friedens, Arbeitshilfe, hrsg. v. d. Kirchenleitung der NEK, Kiel 1982, 34–40.

³² Ders.: Kirchliche Enthaltsamkeit in Sachen Kernenergie? Antworten in einem Interview, Nordelbische Stimmen 1987, 265f.

³³ Vgl. *Ruf zur geistlichen Mitte*, Eine Dokumentation z. kirchl. Auseinandersetzung in Nordelbien, hrsg. v. d. Bekennenden Gemeinschaft, Itzehoe 1985, 18–23.

ginn der weltweiten Kampagne „Erlassjahr 2000“ wurde hier die Forderung nach einer umfassenden Entschuldung der ärmsten Länder der $\frac{2}{3}$ Welt erhoben. In der Einleitung zu der Synodenerklärung heißt es:

„Die Stimmen aus unseren Partnerkirchen aus der $\frac{2}{3}$ -Welt haben uns ... bewusst gemacht, dass wir der zerstörerischen Ungerechtigkeit in der Weltwirtschaft nur dann begegnen können, wenn wir mit Änderungen bei uns selbst beginnen: in unserem Lebensstil, unserem Wirtschaften, unserem kirchlichen und politischen Handeln. Wir wollen damit nicht Unrecht verschönigen, sondern dazu beitragen, den Weg zur Änderung ungerechter Strukturen offen zu halten. Wir sind als Kirche aus unterschiedlichen Völkern und Kulturen gemeinsam unterwegs. Die Kraft dazu erhalten wir durch die Zusage Gottes, der eine neue Welt verheißt, in der Gerechtigkeit wohnt.“

Diese Aussage macht deutlich, wie sehr kirchlicher Weltdienst als Aufgabe der Nordelbischen Kirche und integraler Teil einer Partnerschaft in der Mission verstanden worden ist, die Kirchen in verschiedenen Ländern und Kontinenten verbindet.

Nur unzureichend entwickelt ist bis heute allerdings das Verständnis, dass solche weltweite kirchliche Partnerschaft in der (Zeugnis und Dienst umfassenden) Mission nicht nur in Nord-Süd Kategorien definiert werden kann, sondern gleichermaßen auch Ost-West Beziehungen einschließen muss. Inhalt und Praxis unserer Partnerschaften blieben defizitär, würden sie sich jeweils nur eindimensional verstehen. Mission wäre dann wieder und weiter ein Geschehen, das vorzugsweise mit dunkelhäutigen Menschen „fern an der Heiden Strande“ zu tun hätte und damit Sache eines (missverstandenen) Missionswerks wäre, während gemeindliche und soziale Aufgaben protestantischer ost- und südosteuropäischer Minderheitskirchen besser von hiesigen Kirchenämtern und Diakonischen Werken gehandhabt würden.

Es ist nicht zu übersehen, dass für eine solche Meinung nicht theologische Grundsatzüberlegungen ausschlaggebend waren, sondern dass hier das von Anfang an beim Diakonischen Werk der EKD angesiedelte ökumenische Notprogramm „Kirchen helfen Kirchen“ strukturbildend fortgewirkt hat. Danach konnte „natürlich“ auch (wieso eigentlich?) die Zusammenarbeit mit den Orthodoxen Kirchen nur vom Diakonischen Werk wahrgenommen werden. Indem man das eigene Missionswerk – sicher ungewollt – damit der Vermutung proselytistischer Tendenzen überließ, die ein Diakonisches Werk mit gutem Grund für sich selbst zurückweist, tat man nicht nur dem Verständnis der Mission der Kirche einen schlechten Dienst, sondern brachte möglicherweise sowohl die Partner als auch unterstützende Kreise hierzu lande um die konkrete Erfahrung der weltweiten Kirche unter dem einen Auftrag.

Immerhin gibt es erfreuliche Ansätze, die es unabhängig von Diskussionen um Zuständigkeiten und Strukturen weiter auszubauen gilt. Noch am Ende meiner Dienstzeit vorbereitet, kam es 1995 unter meinem Nachfolger zu einem ersten ökumenisch – partnerschaftlichen China-Besuch des nordelbischen Bischofs und Vorsitzenden der Kirchenleitung, Dr. Hans Christian Knuth, zusammen mit Dr. Gordon J. Roe, dem Bischof der anglikanischen Partner-Diözese Ely, Gr. Britannien, sowie Direktor Dr. G. Wietzke und dem damaligen Ostasienreferenten des NMZ, Pastor H. Gericke. Der Besuch galt christlichen Gemeinden in der Provinz Guangxi, in der vor 1950 sowohl die Anglikaner als auch die Breklumer Mission gearbeitet hatten. Er schloss ab mit einem Gespräch mit dem Vorsitzenden des Chinesischen Christenrats in Nanjing, Bischof K. H. Ting, und war so zugleich eine Würdigung der chinesischen Bemühungen, als „nach-konfessionelle“ Christenheit mit unterschiedlichen Traditionen zu leben.³⁴

Zehn Jahre später lud die Nordelbische Kirche unter dem Thema: „Die Zukunft der Nordelbischen Kirche und unsere Gemeinschaft als Kirchen“ Vertreterinnen und Vertreter von Partnerkirchen aus Ost- und West-Europa, aus Afrika, Asien, Lateinamerika, den USA, dem Mittleren Osten und dem Pazifischen Raum zu einer Visitation mit anschließender gemeinsamer Konsultation in Breklum ein. Lutheraner, Anglikaner, Presbyterianer, Russisch-Orthodoxe und Christen vereinigter Kirchen aus sechs Erdteilen besuchten im Juni 2005 acht Tage lang Gemeinden und kirchliche Einrichtungen in Hamburg und Schleswig-Holstein und berieten anschließend mit nordelbischen Teilnehmerinnen und Teilnehmern der Konsultation ihre Beobachtungen, kritischen Anfragen und Anregungen zu dem in Nordelbien anstehenden Reformprozess. Am Ende wandten sich die Vertreterinnen und Vertreter der Partnerkirchen in einem gemeinsamen Brief an die nordelbischen Gemeinden und ermutigten deren Glieder, „ihrem christlichen Glauben und ihrer christlichen Identität einen deutlicher profilierten Ausdruck zu verleihen und die Erkennbarkeit von Kirche nach außen zu verstärken.“ Sie ermutigten weiterhin dazu, „dass die Nordelbische Kirche zu einer ausgearbeiteten missionarischen Vision der Zukunft von Kirche (mission statement), einem ökumenisch-missionarischem Leitbild findet, das klarer die missionarischen Grundaufgaben im gegenwärtigen Kontext beschreibt und eine Vision für die Zukunft der Kirche skizziert.“

³⁴ Vgl. M. Gänßbauer, Mission, Solidarität und Dialog – ein Rückblick auf die letzten 25 Jahre Ostasienarbeit im NMZ, in: 125 Jahre Breklumer Mission, 30 Jahre NMZ a.a.O. 123f.

Hier wird deutlich, welches Potenzial und welche Dynamik in dem Leitbild „Gemeinsam Kirche in Mission“ stecken, einem Leitbild, in dem Partnerschaftsdiskussion und Integrationsdebatte zusammenfließen.³⁵

Eine Fortentwicklung oder Präzisierung des Missionsverständnisses muss zum Schluss wenigstens noch erwähnt werden, weil sie auch in der Nordelbischen Kirche von zunehmender Aktualität und Bedeutung ist: Die Neubestimmung des Verhältnisses von christlichem Zeugnis und interreligiösem Dialog.

Im Rahmen einer Satzungsänderung hat die Generalversammlung des Nordelbischen Missionszentrums 1993 den Paragraphen 3 über Zweck und Aufgabe des Missionszentrums erweitert. Danach vollzieht sich der Auftrag, „Zeugnis und Dienst der Sendung auszurichten und hierzu in der Nordelbischen Kirche Aktivitäten zu wecken und zusammenzufassen“ neben der missionarischen und gesellschaftsdiakonischen Zusammenarbeit mit Partnerkirchen in der Ökumene und der Pflege zwischenkirchlicher Beziehungen auch „in Begegnung und Dialog mit Menschen anderer Religionszugehörigkeit und weltanschaulicher Überzeugung, wobei dem christlich-jüdischen Dialog eine besondere Bedeutung zukommt“.³⁶ Damit war ein solides Fundament gelegt für die Weiterentwicklung der Referate für den christlich-jüdischen und für den christlich-islamischen Dialog. Zugleich war Tendenzen gewehrt, interreligiöse Dialoge im Rahmen der Nordelbischen Kirche anderwärts zu verorten und so wiederum einen verengten Missionsbegriff zu perpetuieren. Den Prozess im Einzelnen zu beschreiben, würde den Rahmen eines Vortrags sprengen, darum soll es mit diesem Hinweis genug sein.

³⁵ Vgl. P. G. Buttler, Das Brot des Lebens teilen, Verheißung und Auftrag der weltweiten Kirche, NMZ Jahresbericht 1995, 1–7.

³⁶ Für die dahinter stehenden theologischen Überlegungen verweise ich auf eigene Stellungnahmen, weil ich zu der Zeit Leitungsverantwortung trug. Vgl.: P. G. Buttler, Frieden den Fernen und Frieden den Nahen (1994) in: ders. Zu seinem Dienst gerufen, a.a.O. 96–105; ders.: Christuszeugnis in der Begegnung mit Israel, Vortrag beim Konvent der Freundeskreise des NMZ, März 2000 (als Mskr. vervielfältigt). Weiter wären hier zu nennen: I. Homann, Selbst in den schlimmsten Zeiten gibt es Hoffnung, in: 125 Jahre Breklumer Mission, a.a.O. 139–156, bes. 149ff; H.-C. Goßmann, Geschichte und Aufgaben des Referates für christlich-islamischen Dialog, ebd. 157–169.

ZUM BEITRAG DES BREKLUMER PREDIGER- UND STUDIENSEMINARS
 (1981–1998) FÜR DIE WESTKÜSTE¹

PAUL-GERHARD VON HOERSCHELMANN

Vorbemerkung: Wenn man an die Geschichte Breklums – besonders in neuerer Zeit – denkt, darf das Studien- und Predigerseminar nicht fehlen, das hier in der Zeit von 1981–1998 seine Wirkung entfaltet hat. Der folgende Beitrag ist im Zusammenhang mit der Schließung des Seminars entstanden und spiegelt deshalb die Geschichte und Arbeit des Seminars aus diesem aktuellen Anlass wieder, ist also auch ein Zeitzeugnis. Dennoch ist es gut zu Beginn einige Daten und Fakten zu nennen:

- 1981 beschließt die Nordelbische Synode auf Vorschlag der Kirchenleitung die Einrichtung eines weiteren Predigerseminars in Breklum, um die große Zahl der Bewerberinnen und Bewerber für das Vikariat aufzunehmen zu können. Es ist der Wunsch von Bischof Dr. F. Hübner, dass dies in Breklum geschehen soll.
- Zum 1. 9. 1981 wird Pastor Hans Reimer von der Kirchenleitung zum Dozenten und Leiter des Ausbildungszentrums Breklum berufen. Es beginnt die erste Vikarsgruppe.
- Am 9. 5. 1982 wird die Einweihung nachgeholt.
- Bald darauf verlässt Pastor Reimer das Seminar nach seiner Berufung zum Leiter des Pädagogisch-Theologischen Instituts (PTI) in Kiel.
- Am 1. 3. 1983 tritt Pastor Paul-Gerhard von Hoerschelmann seine Nachfolge als Direktor des Studien- und Predigerseminars der Nordelbischen Kirche (NEK) Breklum – so bald darauf die Bezeichnung – an.
- Am 1. 8. 1984 kommt Pastor Hans-Joachim Haeger als Studienleiter hinzu.
- Am 1. 12. 1990 kommt Pastorin Gesa Kratzmann mit einer halben Stelle als Studienleiterin für die Seelsorgeausbildung ins Seminar, zur anderen Hälfte arbeitet sie als Seelsorgerin im Kreiskrankenhaus Husum.
- Von Anfang an leitet Frau Isolde Brendler das Sekretariat.
- Ab 1. 8. 1986 begleitet Frau Sigrid Paulsen die Bibliothek auf Stundenbasis.
- Am 26. 02. 1995 verlässt P. Hoerschelmann das Seminar und geht nach Estland, um dort das Seminar aufzubauen.
- Am 15. 05. 1995 folgt ihm Pastor Achim Korthals als Direktor in Breklum nach und erfährt bald darauf, dass es zur Schließung des Seminars kommen wird.

¹ Es handelt sich um die gekürzte Fassung eines Vortrages, die vom Autor in Sönnебüll am 12. August 1998 bei der Verabschiedung vom Predigerseminar Breklum vorgetragen wurde.

- Die Versorgung des Seminars geschieht die ganze Zeit auf gute Weise durch das „Aktions- und Besinnungszentrum Breklum“. Das Seminar ist Mieter und Gast des Nordelbischen Missionszentrums und ist untergebracht im Bahnsenhaus und im ehemaligen Arztgebäude.
- In Zusammenarbeit und Absprache mit dem Predigerseminar Preetz und dann auch Hamburg sind dem Breklumer Seminar die Kirchenkreise Flensburg, Südtondern, Husum-Bredstedt, Norder- und Süderdithmarschen, also vorrangig die Westküste, zugewiesen.
- In den Gemeinden dieser Kirchenkreise finden die Vikarinnen und Vikare ihre Vikariatsleiterinnen und -leiter. Am Ende haben auf diese Weise 230 Vikarinnen und Vikare das Seminar durchlaufen, und es sind wesentliche Erneuerungsimpulse für die kirchliche Situation an der Westküste entstanden.

Am 4. Oktober 1998 wird das Seminar auf Beschluss der Kirchenleitung geschlossen.

Nach dieser eher tabellarischen Übersicht über die Geschichte des Predigerseminars nun eine thematische Besinnung anlässlich des Endes des Predigerseminars: Es gibt ja zweierlei Arten, die Geschichte zu betrachten: eine anhand der sogenannten Fakten und Ereignisse, die andere anhand und durch die Menschen, die die Geschichte betreiben, erfahren, deuten und erleben. Die Fakten-Historie bleibt immer blass und irgendwie unwahr, da Geschichte erlebt wird. Man lese Luther und die Bekenntnisschriften, um eine Bestätigung dieser Ansicht zu erhalten. Nicht Zufall und Irrtum beherrschen das Geschehen, wie manche meinen, sondern der geheime Sinn, den Gott dem Leben gibt, indem er auf krummen Linien gerade schreibt.

Ich will das Ende des Breklumer Predigerseminars, mit dessen Leben ich als sein Leiter in 12 Jahren intensiv verbunden war, in der Weise bedenken, dass ich nicht einfach in tiefe Trauer und Klage versinke, sondern den Blick zugleich darauf richte, was dies Predigerseminar für die Kirche – insbesondere die Kirche an der Westküste – geleistet hat und wofür es Anlass gibt zu danken.

Ich habe mein erinnerndes Gedenken zu dieser „Kasualie“ in der Weise geordnet, wie ich es Vikarinnen und Vikaren in Deutschland und Estland immer wieder dringend nahegelegt habe: nämlich im trinitarischen Sinne, vor und mit Gott Vater, Sohn und Heiligem Geist. Warum?

Meine Erfahrung aus eigenen Situationen und vielen anderen Erlebnissen ist es, daß die Flutwelle der jeweiligen menschlichen Aktualität die Erinnerung

an die Realität des Glaubens wegschwemmt. Es bleibt allzu häufig nur das „de mortuis nihil nisi bene – über die Toten nichts als nur das Gute“ übrig – ein wahrer aber christlich und menschlich nicht ausreichender Satz ist. Also wollen wir das erinnernd-reflektierende Gedenken nach den drei Grundartikeln unseres Glaubens ordnen:

1. GOTT VATER – ODER WOFÜR HABE ICH ZU DANKEN?

Der Reichtum der Breklumer Zeit bestand für uns in der Dichte der menschlichen Begegnungen und den vielen neuen geistlichen und geistigen Erfahrungen. Vor mir sehe ich die Gesichter der vielen Vikarinnen und Vikare im Seminar oder bei uns im Hause und die der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Uns verband bei aller menschlichen Verschiedenheit und natürlich auch bei allen menschlichen Problemen eine freundschaftliche inspirierende Zusammenarbeit. Wir hatten uns dazu entschieden, die Woche in der Regel im Mitarbeiterkreis mit einer gemeinsamen Andacht zu beginnen und dann nach unsere Aufgaben zu besprechen – und die Gruppen in jedem Kurs einmal zu uns unter das Dach unseres Pastorates in Sönnebüll einzuladen.

Im September 1981 hatte Pastor Hans Reimer mit der ersten Vikarsgruppe in Breklum den Seminarbetrieb begonnen. Die Einweihung wurde dann am 9. Mai 1982 nachgeholt. Er blieb ein gutes Jahr und ging dann nach Kiel ans PTI. Dort war die Stelle des Leiters freigeworden. Seiner religionspädagogischen Leidenschaft entsprach diese Aufgabe noch mehr als die im Seminar. Er hat in vielem mit großem organisatorischen Geschick den Grund für die Arbeit in Breklum gelegt. Die Enttäuschung der Vikare, daß er so schnell wieder ging, war groß und die Begrüßung des Nachfolgers zu Beginn dementsprechend kühl bis abweisend. Ich begann am 01. 03. 1983 meine Aufgabe. Der kühle Anfang wich einer guten Zusammenarbeit. Ich bin heute den Vikarinnen und Vikaren dankbar für die Hilfe bei diesem auch für mich neuen Schritt.

Am 01. 08. 1984 kam dann Pastor Hans-Joachim Haeger aus Lunden nach Breklum und übernahm schwerpunktmäßig die Religionspädagogik. Das war eine sehr große Hilfe. Hajo Haeger hat von da an mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit und Ausdauer den Breklumer Vikarinnen und Vikaren den Weg in die Schule, das Unterrichten und die themenzentrierte Interaktion (TIZ) von Ruth Cohn geöffnet.

Zur Einrichtung dieser Stelle verhalf mir im wesentlichen Pastor Dr. Jörn Halbe, Freund und Kollege aus Preetz. Unvergänglich sind unsere regelmäßi-

gen Treffen in Brekendorf in den Hüttener Bergen, auf halber Strecke zwischen Breklum und Preetz, wo wir uns gegenseitig inspirierten, miteinander theologisierten und planten.

Mit dem 31. 4. 1998 wurde Hajo Haeger angesichts der kommenden Schließung des Seminars nach langjähriger und bewährter Tätigkeit verabschiedet.

Am 1. 12. 1990 stieß dann durch eine glückliche Fügung – sie suchte eine neue Arbeit, und wir suchten eine Mitarbeiterin – Pastorin Gesa Kratzmann zu uns und übernahm die Seelsorgeausbildung in Verbindung mit der Krankenhausseelsorge in Husum mit jeweils einer halben Stelle. Ich danke Propst Manfred Kamper, dass er sich für diese Lösung mit eingesetzt und sie ermöglicht hat. Das war ein Zeichen für die gute Zusammenarbeit zwischen Kirchenkreis und Seminar. Mit ihrer seelsorgerlichen Kenntnis und Erfahrung übernahm Gesa Kratzmann zugleich den inhaltlichen Teil der mentoralen Begleitung für die Vikarinnen und Vikare, während Hajo Haeger und ich uns, neben Leitung und Unterricht im Seminar, die anderen Aufgaben des Mentorats, d. h. der Begleitung der Vikare mit Studientagen und Hospitationen, teilten. Nach meiner Einschätzung sind wir mit diesem integrierten Modell gut gefahren – auch wenn es der Ausbildungsideologie etwas widersprach, dafür aber der Wirklichkeit in Amt und Dienst der Kirche mehr entsprach.

Mein Abschied am 26. 02. 1995 nach zwölf Jahren und die Nachfolge von Pastor Achim Korthals, der am 15. 05. 1995 eingeführt wurde, geschah noch ganz im Zeichen einer Fortsetzung der Arbeit. Das Seminar war gegründet worden, weil die Zahl der Absolventen des 1. Theologischen Examens Ende der 70er Jahre sprunghaft und erfreulich gestiegen war. Die Ausbildungsstätten in Preetz und Hamburg waren nicht mehr allein in der Lage, die reiche Ernte einzufahren. In Breklum gab es Raum und gute Voraussetzungen. Die Kirchenleitung beschloß die Einrichtung eines weiteren Seminars. Es bestand die einmalige Chance, endlich alle Pfarrstellen zu besetzen und darüber hinaus das weitmaschige Netz des pastoralen Dienstes endlich etwas enger zu knüpfen. Meines Wissens ist die Dichte der Pfarrstellen im Verhältnis zu den Gemeindegliedern in Bayern doppelt so hoch wie in Nordelien. Kein Wunder, daß der Fischzug – man denke an den Auftrag Jesu an seine Jünger, nun Menschenfischer zu werden – nicht gelingen konnte. Leider war aber der Beschuß der Kirchenleitung zur Einrichtung des Breklumer Seminars zunächst nur provisorisch. Wie konnte man aber „provisorisch“ ausbilden? Eine klare Befristung von Anfang an wäre besser gewesen. So kostete es einige Anstrengungen, bis dann auch für Breklum eindeutige Regelungen gefunden wurden.

Ebenso unerwartet nahm dann aber die Zahl der Theologiestudenten seit Mitte der 80er Jahre wieder ab – und vor allem das Geld in der Kirchenkasse, so daß Achim Korthals, kaum eingeführt, vor der Aufgabe stand, das Seminar zu Ende zu führen. Ich hatte mich sehr gefreut, daß er kam, und plagte mich nun mit dem schlechten Gewissen, ihn mit in diese Lage hineingelockt zu haben. Alle Versuche, die theologische Pflanzstätte im Norden als „Nordisches Seminar“ zu erhalten und weiterzuentwickeln – auch in Verbindung zu Skandinavien und dem Baltikum – scheiterten.

Manche mögen in dieser Entwicklung auch eine Widerlegung meiner anfänglichen These von der menschlichen Geschichte sehen. Doch wurden auch diese Beschlüsse von Menschen herbeigeführt. Immerhin hatte die Nordelbische Kirche eine sehr verantwortliche und erfolgreiche Personalentwicklungsplanung begonnen.

Nach meiner Ansicht ist sie zu früh abgebrochen worden. So überläßt man sich den scheinbar einleuchtenden Naturgesetzen von Ebbe und Flut. Hier in Nordfriesland haben allerdings die Menschen nach vielen schmerzlichen Erfahrungen gelernt, mit solchen Ereignissen umzugehen und rechtzeitig Deiche zu bauen.

Es gibt wohl selten eine Möglichkeit einer so intensiven Lebens- und Glaubensgemeinschaft wie im Vikariat und im Predigerseminar. Am meisten danke ich deshalb den fast 200 Vikarinnen und Vikaren, denen wir in Breklum begegnet sind. Wenn ich in manchen Augenblicken auch über die „permanente Konfirmandenfreizeit“ geklagt habe, so möchte ich gerade auch diese Erfahrungen nicht missen. Das Vikariat ist gerade Ort der Entwicklung zur christlichen Persönlichkeit. Der Lehrer ist Spiritual, Prellbock und Trainer zugleich. Wir sind in den meisten Fällen miteinander und aneinander gewachsen. Wir haben gelernt, welche Rolle das geistliche Leben spielt, das Stehen in der Tradition des Gebetes und Gottesdienstes und der Theologie – und welche Bedeutung das Vertrauen hat. Ich habe solches Vertrauen als Wirkung des Heiligen Geistes erlebt. Es war nicht selbst gemacht und selbst verdient – ein wirkliches Wunder! Wo es geschah, öffneten sich die Horizonte. Das Lernen und Hoffen ging voraus. Wo es nicht geschah – und auch dieses gab es und gibt es – blieb der „Brunnen des Heils“ verschlossen und trocken. Ich habe solches in Estland eigentlich noch intensiver erlebt und Bonhoeffers Vorstellung vom „gemeinsamen Leben“ noch besser verstanden. So beginnt der Weg zur „Gemeinschaft der Ordinierten“ oder „ordo ordinorum“. Dieses ist ein hohes geistliches Gut unserer Kirche. Solches begann und geschah in Breklum und wirkt weiter fort. War und ist aber

nicht gerade die kleine Zahl in den kleineren Seminaren die Voraussetzung für ein gemeinsames Leben oder jedenfalls eine Begünstigung?

Ich hatte vor dem Weg ins Breklumer Predigerseminar als Gemeindepastor und als Sozial- und Männerpastor gedient und war noch nicht wie Narziß in mein Spiegelbild verliebt. Gerade das war der Grund, aus dem heraus ich mich für diese Aufgabe meldete. Mich bewegte die Aufgabe, den christlichen Glauben in der Realität der modernen Gesellschaft, der Ökonomie und Wissenschaft wie Technik zu leben. Ich war so ein Außenseiter unter den Lehrenden – oder sie waren oft Außenseiter im Blick auf die Realität. Wir haben bis zum Schluß darum gerungen, welches der richtige Weg sei. Das hält lebendig. Weder die soziologische Sicht allein, wo es um die Macht und das Interesse geht, noch die psychologische Sicht allein, wo es um das Selbst und die Seele geht, noch die pädagogische Sicht allein, die den Menschen durch Einsicht für veränderbar hält, reichen aus, sondern die durch den Glauben an Christus gewonnene Innerlichkeit und Äußerlichkeit, die Veränderbarkeit unseres Lebens. Die Humanwissenschaften helfen zur Vertiefung des christlichen Glaubens, sind aber nicht dessen Ersatz. Ich habe selbst in dieser Zeit sehr viel gelernt. Wer lehrt, lernt. Und wer lernt, lebt – und wenn das aufhört, soll er auch aufhören.

Ich habe in Breklum aufgehört, aber deshalb nicht aufgehört zu lernen. Ich mußte in Pension gehen, um nach Estland gehen zu können und dort die Vikarsausbildung, Fortbildung und kirchliche Ausbildung überhaupt aufzubauen und zu koordinieren. Das war dann die größte Herausforderung meines Lebens. Ein kurzfristiger Besuch unterscheidet sich völlig von einem längeren Aufenthalt, bei dem wir an allen Freuden und Leiden des Lebens in einem anderen Lande teilnehmen. Ich lernte zu verstehen, unter welchen ungleich härteren Erfahrungen und Bedingungen unsere estnischen Schwestern und Brüder gelebt haben und leben. „Hoffnung für Osteuropa“ ist wohl die zutreffendste Bezeichnung für das, was auch in Zukunft nötig ist. Mit dem Geld, das ich zu meinem Abschied in Breklum gesammelt habe, und vielen Spenden habe ich die Vikariatsausbildung beginnen können. Unsere Unterstützung bleibt nach wie vor nötig. Ich freue mich darüber, daß ich Nachfolger gefunden habe, die als Esten die Sache weiterführen.

Rückblickend muß ich sagen, daß ohne Breklum dieser ökumenische Einsatz nicht möglich gewesen wäre. Es war die 7. Breklumer Vikarsgruppe, die 1988 mit Hilfe von Pastor Reimer die erste Reise nach Estland unternahm. Es waren im Wesentlichen ihre Bereitschaft und Begeisterung, die das nachfolgende Partner- und Austauschprogramm zwischen estnischen Pastoren

in der Ausbildung und deutschen Vikaren in Gang setzte. Unsere Nordelbische Kirche und die Kirchenkreise griffen uns unter die Arme. So kam es dann zur Bitte von Jaan Kiivist, dem damaligen lutherischen und estnischen Erzbischof, dass ich nach Estland kommen sollte. Ich habe das als Gottes Führung und Fügung angesehen.

2. JESUS CHRISTUS ODER: WORAN KÖNNEN WIR GLAUBEN?

In Breklum und erst recht in Estland in der postmodernen oder postkomunistischen Situation habe ich gelernt, daß es auf das klare Bekenntnis ankommt. Wir in Westeuropa wissen gar nicht mehr, welchen Schatz wir in der christlichen Tradition haben, d.h. in der Überlieferung des Glaubens von einer Generation zur anderen. Tradition wird völlig zu Unrecht oft als abgestanden angesehen. Der freundliche Bettnachbar mittleren Alters im Tallinner Unfallkrankenhaus hatte noch nie etwas von der Bibel gehört. Er zimmerte sich seine Privatreligion zurecht, während ich auf den Schatz biblischer Bilder und Überlieferungen zurückgreifen konnte und ihm davon erzählte. Uns kann es bald ebenso ergehen, wenn wir nicht das deutliche Bekenntnis wagen und uns als Christen zeigen. Wenn die evangelische Kirche immer mehr an Bedeutung verliert, dann, weil sie keinen Mut hat, den Grund ihres Glaubens zu zeigen, im Verhalten wie in der Kleidung und in den Symbolen. Ich habe in dieser Situation wieder gelernt, das Kreuzeszeichen über Stirn und Brust zu schlagen.

In meinem grundsätzlichen Thesenpapier zur Ausbildung hatte ich formuliert und mit jeder Gruppe besprochen, daß es das vornehmste Ziel des gemeinsamen Lernens und Lebens sei, das „Christusbewusstsein“ zu fördern. Dieses Christusbewusstsein umfasst das Selbstbewusstsein und Weltbewusstsein und bewahrt uns vor Egomanie. So haben wir selbst Teil und werden selbst zum Teil der christlichen Gemeinde – und Tradition. Ich habe den Eindruck, daß die täglichen Andachten der tragende Teil der Ausbildung waren. In Tallinn habe ich dann konsequent die Tagzeitengebete eingeführt und geübt. Ich höre erfreut davon, daß jetzt wieder Liturgie und Meditation hoch im Kurs stehen, nachdem man vor Jahren meinte, darauf verzichten zu können. Warum müssen wir aber immer von einem Extrem in das andere fallen? Frömmigkeit und Verantwortung gehören zusammen. Den Menschen entgegenzugehen, heißt nicht, sich ihnen bis zur Unkenntlichkeit anzupassen. Ich verdanke Christus Ursprung und Ziel meines Lebens. Dies zu zeigen und zu bezeugen habe ich als das wichtigste Ziel im Vikariat angesehen.

Aber was bedeutet das? In der Männerarbeit habe ich gelernt, was Rechtfertigung als Befreiung vom Leistungzwang bedeutet. Es geht nicht um eine theologische Formel, sondern um eine persönliche Erfahrung der Freiheit von Leistungzwang und um die Freude an der Leistung für andere. In der Sozial- und Industriearbeit habe ich gelernt, was heute Religion bedeutet und wie stark sie sich in der Ökonomie äußert. Die Ökonomie ist wohl die stärkste Sinnbindung und Sinnstiftung unserer heutigen Tage. Religion für sich genommen ist aber blind und stumm – und oft ohne Gott, dafür voller Götter. Es muß gefragt werden, welcher Sinn und welche Werte dahinter stehen. Vor allen Dingen darf es keine Religion ohne Theologie und Ethik geben. Hier liegt die große Herausforderung unserer Zeit an die Christen.

Im Predigerseminar habe ich gelernt, was Vergebung und das einmalige Opfer Jesu Christi bedeuten. Ich meine damit nicht nur einzelne Taten, sondern die Ursünde des mangelnden Vertrauens. Wer mit Menschen so dicht zusammenlebt wie ein Predigerseminarsleiter, weiß wie viele Fehler er macht. Das Schwerste aber ist, diese Fehler zuzugeben und um Vergebung zu bitten. Ich habe viele Fehler gemacht – und durch Gottes Gnade erlebt, wie befreiend es sein kann, diese Fehler auch zuzugeben. Menschlich gesehen ist das schwer möglich. Wenn ich aber weiß, daß ich von Gott gehalten bin, daß er mir mein mangelndes Vertrauen vergibt, dann kann ich auch vergeben, ohne mir etwas zu vergeben. Und solche Vergebung macht frei. Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß für mich Vergebung so etwas bedeutet wie Auferstehung. Ich habe das auch persönlich lernen müssen und schließlich dankbar angenommen. In vielen Situationen wäre es nicht möglich gewesen, miteinander weiterzugehen und weiter zu lernen, wenn nicht die befreiende Gnade eines neuen Anfangs bestanden hätte.

Noch mehr Erstaunen erweckt vielleicht mein Hinweis, daß ich auch gelernt habe, das einmalige Opfer Jesu Christi neu zu verstehen. Opfer ist ein unreligiöses, noch gar nicht christliches Verlangen. Das habe ich von René Girard gelernt. Ich empfehle sein Buch: „Das Ende der Gewalt“ (1977) zu lesen. Die Neigung, unsere Konflikte durch ein gewaltsames Opfer zu lösen, taucht überall im Leben auf, z. B. in Kriegen oder dort, wo wir jemanden zum Sündenbock erklären. Jede Gruppe – oder fast jede – sucht sich einen Sündenbock, auf den alles Versagen, alle Aggressionen abgeladen werden können. Die Opferrituale vollziehen sich oft in Gruppensitzungen und statt Blut fließen dann Tränen. Bei allem Geschick der Menschenführung ist es schwierig, solche Konflikte zu lösen. Mir hat dabei geholfen, zu verstehen, daß Jesus Christus mit seinem einmaligen Opfer alle solche menschlichen Opfer- und Sündenbockversuche und jegliche Gewalt überwunden hat.

Jenseits von Luther und Erasmus habe ich auch aktuell erlebt, daß es mit dem freien Willen des Menschen und der Vernunft nicht weit her ist. Menschliches Verhalten wird von Ängsten oder ihrer Spielart, den Interessen, geleitet. Wenn ich auch den Glauben an die Kraft menschlicher Vernunft verloren habe, so habe ich doch viel mehr gewonnen, nämlich die Erfahrung, zu welchem Vertrauen der christliche Glaube befähigt. Ich denke an unsere Gottesdienste, Feiern, Feste. Reisen ...nach Polen, in die damalige DDR, nach Estland – auch nach Rom.

3. HEILIGER GEIST: ODER: WAS KÖNNEN WIR TUN?

Bei der Entstehung des Predigerseminars Breklum spielte ein eigenartiger Begriff eine Rolle. Er ist in den Protokollen nachzulesen. Irgendjemand hatte das Wort vom „Epizentrum“ in Breklum neben dem angestammten Predigerseminar in Preetz aufgebracht. Dieses geheimnisvolle Wort machte hinfört die Runde, ohne daß man nach seiner eigentlichen Bedeutung fragte. Es bezeichnetet als Fachbegriff den Entstehungsort eines Erdbebens. Gemeint war wohl eine Art Nebenzentrum. Gewählt wurde ein Wort, das das Hauptzentrum benennt, dazu noch eine die Erde erschütternde Kraft. Eine dieser berühmten „Fehlleistungen“? Mag sein. Es mag auch dahinter der geheime Wunsch von Bischof Dr. Friedrich Hübner gestanden haben, an die ihm selber vertraute Traditionen der Breklumer Mission anzuknüpfen. Immerhin hatte das Breklumer Missions-Seminar noch bis zum Anfang dieses Jahrhunderts Pastoren für die lutherischen Gemeinden in Amerika ausgebildet. Mission war die große christliche Bewegung des vorigen Jahrhunderts. Auch wenn ihr heute der Rang durch die Diakonie abgelaufen worden ist und das Wort auf manche Abwehr stößt, bleibt die Sache doch wichtig. Ist die Kirche nicht selbst Gottes Mission in dieser Welt? Mag sein, daß dabei auch eine Kritik an der humanwissenschaftlichen Konzeption, die sich sonst in der Ausbildung durchgesetzt hatte, mitschwang. Aber es gab eine gemeinsame Ausbildungsordnung in Nordelbien. Auch kann man nicht nahtlos an frühere Traditionen anknüpfen, selbst wenn Breklum in Zeiten des Kirchenkampfes das „heimliche Jerusalem“ Schleswig-Holsteins und seiner lutherischen Kirche war. So mancher sprach deshalb auch von unserer Gegend als dem „Galiläa Nordelbiens“. Andere fürchteten wieder den Geist der Enge, der überall leicht als Folge von Erweckungsbewegungen auftritt, und die Abgeschiedenheit von der urbanen Aufgeregtheit und Zerstreuung. Wir waren keine Gründung der Breklumer Mission, sondern deren Gäste und nahmen Teil an allen Vorteilen des Hauses und seinen vielfältigen Möglichkeiten – bis dahin – daß wir im Martineum eine eigene praktisch-theologische Bibliothek einrichten konnten.

Wahrscheinlich war es die Gesamtsituation, die Herausforderung und auch die Personen, die das Breklumer Seminar prägten. Wir mußten unseren eigenen Ort finden und unseren eigenen Beitrag zum Zusammenleben und -arbeiten leisten. Die Beschäftigung mit Bibel und Theologie zeigten uns bald, daß man sich nicht auf einen vorhandenen Geist des Ortes verlassen kann, sondern den Geist selber entdecken muß. Wenn Tradition zur geistlichen Enge wird, dann geht es darum, den Geist der Rechtfertigung wieder zu erfahren und zu erleben. Sie ermöglicht ein Miteinander. So suchten wir den Kontakt zu den verschiedenen kirchlichen Einrichtungen am Ort und regten eine gemeinsame monatliche Andacht an. Ich glaube, daß diese Andachten und die nachfolgenden Gesprächsrunden uns viel dazu verholfen haben, immer wieder die Gemeinschaft im Sinne des Geistes Gottes zu suchen. Uns als Predigerseminar kam dabei oft die Rolle des Libero zu.

Ich glaube, daß insgesamt auch die Breklumer Mission von der Existenz des Predigerseminars profitiert hat. Diejenigen Vikarinnen und Vikare, die ihr Vikariat in Breklum und in den umliegenden Gemeinden verbracht haben, wurden zu Boten eines neuen und offenen Verständnisses von Mission. Auch der Kirchenkreis und der Sprengel Schleswig haben viel Gewinn durch das Predigerseminar in Breklum gehabt. Anfangs gab es hier noch manche vakante Stellen. Der Nord-Westen galt als abgelegen. Die Vikare, die manchmal widerstrebend dem „Ruf in die Verbannung“ gefolgt waren, wollten zumeist nicht wieder fort, lange war dieser Teil unserer Kirche vernachlässigt worden – oder stand eben unter jenem negativen Ruf –, bis das „Galiläa Nordelbiens“ wiederentdeckt wurde. Es ist gut, daß eine Ausbildungsgruppe im Sprengel Schleswig unter der Leitung von Direktor Achim Korthals erhalten bleibt. Bleiben wird auch der Geist der Gemeinschaft, der sich unter den Breklumer Vikarinnen und Vikaren in den vergangenen Jahren entwickelt hat. Vielleicht gab es so etwas wie eine „Bekehrung zum Lande“, vor allem aber eine Entdeckung des gesellschaftlichen Umfelds, der ökonomischen, sozialen und religiösen Fragen der heutigen Menschen, verbunden mit dem Konzept des missionarischen Gemeindeaufbaus.

Schon in meiner Zeit habe ich eine Prognose gewagt. Die jetzige große Zahl der Aspiranten auf das Gemeindepfarramt darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß sich die Zeiten rasant ändern. Die Zahl der Theologiestudierenden nimmt rapide ab. Die Wende hat einen besonders für die Kirche spürbaren Klimawechsel gebracht. Es ist abzusehen, daß wir bald wieder zu wenig Pastorinnen und Pastoren haben werden – oder überhaupt zu wenig. Und vermeintlich zu wenig Geld, um die nötigen Pastoren zu bezahlen. Neue Wege müssen gefunden werden – und sind schon mit viel Phantasie

gefunden worden. Die Personalentwicklungsplanung unserer Kirche ist vorbildlich – hat aber zu früh resigniert. Wir werden vermutlich wieder eine eigene Pastorenausbildung aufbauen müssen, wie schon seinerzeit während des Mangels studentischen Nachwuchses. Dazu brauchen wir bald wieder Seminare. Es sollte deshalb auf jeden Fall die Bibliothek in Breklum erhalten und weitergeführt werden. Das Ausbildungs- und Besinnungszentrum der Mission bleibt und ist der natürliche Träger dieser Aufgaben – mit Kurt Riecke an der Spitze als ehemaligem Breklumer Vikar.

Wir brauchen auch neue Anstellungsmodelle mit neuen Ausbildungsformen. Ich nenne sie einmal „Arbeiter-Pastoren“, d.h. solche, die einen Beruf haben, durch den sie – einen Teil – ihres Lebensunterhaltes verdienen und zum anderen Teil in der Gemeinde arbeiten. Das alles ist nicht neu, wird aber mit großer Scheu betrachtet. Dabei hat schon mein Vater als Lehrer sein Geld verdient, weil die Mittel, die von der Gemeinde kamen, zu gering waren.

Vor meinem Fortgang aus Breklum habe ich zusammen mit Kollegen aus den anderen Seminaren Vorschläge für die Zukunft erarbeitet. Es ist nötig, sie wieder aus der Schublade herauszuziehen. Vor allem aber geht es um die Inhalte und Ziele kirchlicher Arbeit in der Zukunft. Die Nordelbische Kirche hat dazu einen gemeinsamen Prozeß der Beratung angeregt. Ich halte die theologischen Fragen für die wichtigsten.

Ich möchte, daß wir der Theologie wieder mehr zutrauen und als Zeugen des christlichen Glaubens uns wieder zeigen. Vielleicht müssen wir dabei manchen protestantischen Hochmut ablegen, uns in die Niederungen der Auseinandersetzung begeben und dem Geiste Gottes vertrauen. In einer gegenüber der Transzendenz nahezu abgedichteten Welt entsteht ein Überdruck in der Sinnfrage. Wir dürfen uns nicht scheuen, in den Wettstreit darüber einzutreten, wer das bessere Angebot hat.

Dazu brauchen wir gut ausgebildete und geistreiche Theologen. Die Predigerseminare spielen dabei eine wichtige Rolle. Sie verbinden Theologie mit Erfahrung und Gegenwart. Das Seminar in Breklum hat so der Westküste einen nicht zu unterschätzenden Dienst geleistet. Gerade hier in der „Abgeschiedenheit“ konnte geistliches Leben reifen. Sehr viele der ehemaligen Vikarinnen und Vikare sind hier in dieser Region der Westküste geblieben oder wieder hierher in das „Nordelbische Galiläa“ zurückgekehrt. So hat das Breklumer Predigerseminar für die Erneuerung der missionarischen und gesellschaftsbezogenen Perspektiven von „Kirche auf dem Lande“ auch gesamt nordelbisch gesehen einen wesentlichen Beitrag geleistet.

**ÖKUMENISCHE DIREKTPARTNERSCHAFTEN ALS BEITRAG
ZUR ERNEUERUNG VON MISSION – EIN PERSÖNLICHER RÜCKBLICK
AUF 25 JAHRE PARTNERSCHAFTSARBEIT IM NMZ¹**

HANS-WERNER MÜSING

Das Referat für Partnerschaftsbeziehungen und Projekte wurde 1987 im Nordelbischen Missionszentrum (NMZ) eingerichtet. Das NMZ trug damit einer Entwicklung Rechnung, die überall in der Bundesrepublik schon seit dem Ende der 70er Jahre stattgefunden hatte und die sich zunächst ohne Beteiligung der Missionswerke, ja, zum Teil in kritischer Auseinandersetzung mit ihnen herausgebildet hatte. Ökumenisch interessierte Menschen wollten unvermittelt und unmittelbar Anteil haben an Kontakten und Austausch mit den Christen und Christinnen des Südens. Diese Bewegung erwies sich als eine der beeindruckendsten und wirkungsvollsten Aufbrüche in der Entwicklung der jüngsten Missions – und Ökumenegeschichte. Motive und Herangehensweise waren vielfältig, und erst nach und nach bildeten sich allgemein anerkannte Regeln in diesem für beide Seiten neuen Erfahrungsaustausch heraus. Die Idee von direkten partnerschaftlichen Beziehungen zwischen Kirchenkreisen und Gemeinden, Schulen und kirchlichen Institutionen aus der Welt des Nordens mit der Welt des Südens setzte sich durch. Heute gehören solche Beziehungen für die meisten Kirchenkreise und Gemeinden zum selbstverständlichen Bestandteil kirchlichen Engagements, und die kirchlichen Missionswerke stehen den Partnerschaftsgruppen beratend und begleitend mit ihren langjährigen ökumenischen Erfahrungen zur Seite.

Von Anfang an gab es, auch von den nordelbischen Partnerkirchen, sehr kritische Stimmen aus den Kirchen des Südens. So war in den Augen von Dr. Rajaratnam von der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Indiens (UELCI) das neue Reden von Partnerschaft „zunächst nichts anderes als die alte kolonialistische Beziehung in einem neuen Gewand.“²

¹ Dieser Aufsatz geht auf einen Vortrag zurück, den ich anlässlich meiner Verabschiebung auf dem Partnerschaftsgruppentreffen am 17. 4. 2004 gehalten habe. Ich habe ihn ergänzt um einige überarbeitete Abschnitte meines Beitrages aus dem Jubiläumsband 100 Jahre Breklumer Mission / 30 Jahre NMZ unter dem Titel „Voneinander lernen – miteinander leben – füreinander eintreten, S. 225ff.

² Ebd. 226.

Ähnlich äußerten sich Bischöfe aus Südafrika und Tansania. Besonders der Begriff „Partnerschaft“ war umstritten. Ein afrikanischer Bischof sagte: „Wir suchen eigentlich keine Partner, sondern Schwestern und Brüder.“³ Partnerschaft im engeren Sinne ist ja auch kein biblischer Begriff. Christen und Christinnen in den Ländern des Südens gebrauchen lieber Bilder der verpflichtenden gottesdienstlichen und der familiären Gemeinschaft. Diesen Gedanken kommen am ehesten englische Begriffe wie „fellowship“ oder „companionship“ nahe. Theologisch wurde der biblische Begriff der Koinonia nach übereinstimmender Meinung im Süden und im Norden als angemessene Beschreibung christlich motivierter Partnerschaft anerkannt.⁴

Auch wenn entwicklungspolitische Motive eine wichtige Rolle spielten, hat die Partnerschaftsbewegung ihre Wurzeln in der Missions- und Ökumene-geschichte des 20. Jahrhunderts.⁵ Sie hat eine große Dynamik entfaltet. Im Bereich der landeskirchlichen Missionswerke gibt es mehr als 1000 solcher langfristig angelegten Direktbeziehungen. Im Bereich der Nordelbischen Ev. Luth. Kirche stehen etwa 100 dieser Beziehungen auf Kirchenkreis – und Gemeindeebene in Verbindung mit dem NMZ. Etwa 70 davon beziehen sich auf die Evangelisch-Lutherische Kirche von Tansania (ELCT). Daneben gibt es zahlreiche Beziehungen zu den Partnerkirchen in Kenia und in der Demokratischen Republik Kongo sowie zu anderen afrikanischen Ländern wie Uganda und Südafrika. Wegen der Fülle afrikanischer Beziehungen lag hier die Hauptaufgabe des Partnerschaftsreferates im NMZ. Die anderen Direktbeziehungen – nach Papua Neu Guinea, Indien oder Brasilien – wurden überwiegend von den jeweiligen Länderreferaten begleitet. Die während meines letzten Dienstjahres entstandene „Eine-Welt-Ausstellung“ des NMZ in Breklum widmet den Partnerschaften immerhin einen der fünf zur Verfügung stehenden Räume! (Vgl. den Beitrag von Rudolf Hinz: „Ohne Erinnerung keine Zukunft“.)

Der Zug der Partnerschaftsbewegung, der in den 80er Jahren zahlreiche Kirchenkreise und Gemeinden erfasste, hat sich sehr verlangsamt. Nur noch relativ selten kommen Anfragen von Kirchenkreisen oder Gemeinden nach

³ Ebd. 226.

⁴ So z. B. W. Günther, Koinonia – Ein Plädoyer für (Kirchenkreis)-Partnerschaften als Teilhabe am Leib Christi, in: Jahrbuch Mission 1991, Hamburg S. 1–14 und Wilson B. Niwagila, Partnership in Participation – A Theological Quest. In: E. Helander / W. B. Niwagila, The Partnership and Power, A Quest for Reconstruction in Mission, Erlangen 1996.

⁵ Siehe hierzu Lothar Bauerochse, Miteinander leben lernen / Zwischenkirchliche Partnerschaften als ökumenische Lerngemeinschaften, Erlangen 1996.

Vermittlung neuer Partnerschaftsbeziehungen zum NMZ. Nur im Schulbereich entdecke ich verstärkt Interesse an überseeischen Schulbeziehungen. In diesem Bereich konnte ich mich im Rahmen meines Auftrages nur sporadisch betätigen. Dennoch konnten auch in diesem Bereich zahlreiche Verbindungen geknüpft werden, und eine Reihe von Schulen arbeitet im Rahmen von Kirchenkreispartnerschaften mit. Hier liegt eine Zukunftsaufgabe, die nicht allein vom NMZ her geleistet werden kann, die aber gerade für ein neues Verständnis von Mission wichtig wäre. Im Bereich kirchlicher Partnerschaftsbeziehungen auf Kirchenkreis – und Gemeindeebene scheint eine gewisse Sättigung eingetreten zu sein, und auch die allgemeine Strukturkrise ist der Entwicklung ökumenischer Beziehungen nicht förderlich. Viele Gemeinden sind damit beschäftigt, zunächst ihre Existenz zu sichern bzw. sich im Rahmen neuer Gemeindefusionen zurechtzufinden.

Dennoch haben sich die im Laufe der letzten 30 Jahre entstandenen Partnerschaftsbeziehungen als sehr stabil erwiesen. Nach meinem Kenntnisstand haben während meiner Tätigkeit als Partnerschaftsreferent (1987–2004) nur zwei Gemeinden ihre Beziehung beendet, mit Austausch offizieller Begründungsschreiben und in einem Falle auch mit Abschiedsgottesdiensten auf beiden Seiten und Dank für die Zusammenarbeit und mit guten Wünschen für die Zukunft. Man kann auch eine Partnerschaftsbeziehung beenden, wenn sie ihre Basis verloren hat. Es hat sich als angemessen erwiesen, dafür einen liturgischen Rahmen zu wählen.

Ökumenische Partnerschaften erleben Höhen und Tiefen wie Partnerschaften im normalen Leben auch, und viele Gruppen könnten hier ihre Erfahrungen nennen.⁶ Dennoch war zu Beginn nicht abzusehen, dass die entstehenden Beziehungen so viel Beständigkeit und Nähe entwickeln würden. Sie haben sich als dauerhaft und verlässlich erwiesen, und soweit ich erkennen kann, werden sie auch für die nächste Generation ihre Bedeutung behalten. Sie sind keine Eintagsfliegen gewesen. Vielleicht wächst sogar angesichts der globalen Entwicklungen und durch die verbesserten Kommunikationsmöglichkeiten wie e-mail und Internet das Zusammenwachsen christlicher Verantwortung und ökumenischer Zusammenarbeit weltweit. Im Blick auf die Zukunft der Partnerschaftsbewegung kann ich nur hoffen und wünschen, dass die zu erwartenden neuen Strukturen der NEK diesen neuen ökumenischen Horizont unserer Kirche nicht einschränken werden.

⁶ Beispielhaft kritisch reflektiert werden kirchliche Partnerschaften im genannten Buch von L. Bauerochse, S. 166–456 Dieses Buch ist darum eine besonders wichtige Quelle für alle, die sich mit kirchlichen Direktpartnerschaften beschäftigen.

Partnerschaften haben das ökumenische Bewusstsein und auch das Verständnis für Mission in unserer Kirche gefördert und sind schon darum unverzichtbar für unser Kirchesein. Partnerschaft ersetzt nicht Mission, aber Partnerschaftsarbeit ist eine Möglichkeit der Beteiligten innerhalb des Kirchenkreises oder der Ortsgemeinde, unvermittelt an der weltweiten Beauftragung Gottes, der missio dei, teilzuhaben und in der Rückwirkung die missionarisch-diakonischen Herausforderungen vor Ort neu zu entdecken. Hier treffen sich Anliegen der Partnerschaftsarbeit mit dem Gedanken der Ökumenischen Gemeindeerneuerung.

Ist die Partnerschaftsarbeit nun im Laufe der letzten 20 Jahre „erwachsen“ geworden? Konnten die gesteckten Ziele wie

- Verringerung des strukturellen Gefälles der beiden ungleichen Partner,
- Finden einer gemeinsamen thematisch-inhaltlichen Orientierung,
- gegenseitiges Aushalten der Fremdheit der Partner,
- Stärkung der ökumenischen und missionarischen Lebendigkeit in unseren Gemeinden,
- Verhinderung paternalistischer Verhaltensweisen,
- Verringerung der Abhängigkeit,
- Widerstand gegen Rassismus und Verständnis für die Fremden und Flüchtlinge unter uns,
- kritisches Engagement bei uns für Entwicklungen in der globalen Wirtschaft, für Gerechtigkeit,
Frieden und Bewahrung der Schöpfung (z. B. Schuldenerlass oder AIDS-Kampagne),

annähernd erreicht werden? Konnten wir voneinander etwas lernen? Hielt sich Geben und Nehmen halbwegs in einer Balance nach Maßgabe „Wer geben will, muss nehmen lernen“?

Sicher hat es großen Erfahrungszuwachs gegeben, manchmal auch verbunden mit schmerzlichen Einsichten über gut gemeinte und doch misslungene Aktionen, die irgend etwas nicht berücksichtigten, was nach den kulturellen Regeln und dem Wertekanon für die eine oder andere Seite wichtig war. Aber auch ein vertiefter Vertrauenszuwachs ist in vielen Partnerschaften zu beobachten. Vielleicht kann man sagen, dass die Mehrheit der Beziehungen nach Besuchen und Austausch hin und her die romantische Phase, die erste Euphorie – die wir alle als so schön und innerlich bewegend erlebt haben – hinter sich hat und eine gewisse Ernüchterung eingetreten ist. Auf beiden Seiten haben wir, je länger die Beziehung andauert, die Unterschiede und Brüche deutlicher erkennen gelernt. Je länger wir uns gegenseitig kennen, je mehr wir uns gegenseitig in die Karten – und das

heißt – in die kulturellen und gesellschaftlichen Zusammenhänge – gucken lassen, um so bewusster können wir auch miteinander umgehen. Wir müssen uns gegenseitig nichts mehr vormachen.

Je besser wir die Stärken und Schwächen der je anderen erkennen und anerkennen, umso besser können wir uns gegenseitig ergänzen und einander behilflich sein. Bei aller Enttäuschung, die wir auch immer wieder erleben, kommt es darauf an, dass wir unser Herz füreinander, unsere Grundsympathie nicht verlieren.

Nach wie vor sind darum gegenseitige Besuche unaufgebbarer Bestandteil partnerschaftlicher Zusammenarbeit. Die Erfahrungen besonders junger Leute bei ihren Besuchen sind ein großer Schatz für die Entwicklung eines eigenen christlichen Selbstverständnisses, für Toleranz und Solidarität und nicht zuletzt für einen kritischen Blick auf gesellschaftliche Entwicklungen bei uns.

Veränderungen bei uns und bei unseren Partnern

Die Situation vor 25 Jahren war eine ganz andere als heute. Damals herrschte eine optimistische Aufbruchstimmung, der Wunsch, ökumenische Beziehungen selbständig und direkt zu gestalten. Nun hat uns die Strukturkrise unserer Kirche, die beim Entstehen der Partnerschaften noch überhaupt nicht absehbar war, im Griff, und sie hat auch Auswirkungen auf die Partnerschaftsarbeit. Die Mittel gehen zurück, bei den Missionswerken ebenso wie in Kirchenkreisen und Gemeinden wie auch beim Entwicklungsetat der Nordelbischen Kirche (NEK), also beim AKWD (Ausschuss für Kirchliche Weltdienste), über den Partnerschaftsgruppen auf Antrag Projektmittel und Reisekostenzuschüsse erhalten. Es wird sich nun erweisen müssen, ob die Partnerschaftsarbeit wesentlich nur läuft, wenn genügend Finanzmittel eingesetzt und entsprechende Projekte durchgeführt werden oder ob die immer wieder beschworene geistig-geistliche Basis unserer Beziehungen stark genug ist, diese Einbußen zu ertragen und dennoch am geschwisterlichen Miteinander festzuhalten. Wird sich die neue Bescheidenheit positiv oder negativ auswirken? Wird sich die Sorge ums Geld in den Vordergrund drängen oder werden wir beim Bearbeiten gemeinsamer inhaltlicher Fragen die Gemeinschaft wachsen lassen? Wird die Strukturdebatte und die Finanzkrise in den Gemeinden und Kirchenkreisen die Partnerschaftsarbeit belasten? Wenn das im Augenblick auf NEK-Ebene angegedachte Regionalisierungskonzept Wirklichkeit werden sollte mit Großkir-

chenkreisen und ihren zentralisierten Verwaltungseinrichtungen, dann wird das Veränderungen mit sich bringen, allein schon bei der künftigen Mittelzuweisung für Kirchenkreis-Projekte. Aber zu vieles ist im Augenblick noch Spekulation, als dass man sich jetzt schon genauere Gedanken machen könnte oder Folgerungen ziehen könnte. Eine Folgerung scheint mir aber jetzt schon absehbar zu sein. In jedem Falle werden die Gruppen genötigt werden, ihre eigenen Ressourcen optimal zu nutzen.

Noch stärker als bisher schon sind die Partnerschaftsgruppen aufgerufen, untereinander ihre Kenntnisse, ihre Kommunikationsmöglichkeiten, ihre Tipps, ihre Besuchstermine und Möglichkeiten des Gütertransports zu nutzen und auszutauschen. Vielleicht hat darum auch das vom Partnerschaftsreferat initiierte jährliche Gruppentreffen in Neumünster so einen wichtigen Stellenwert für die Gruppen erhalten. In meinen Augen wäre es sinnvoll, wenn sich regionale Gruppen selbständig bilden würden, wie es sie heute schon im Blick auf Nordtansania oder für die Beziehungen zur Ev. Luth. Kirche im Kongo gibt, im letzteren Fall sogar über landeskirchliche Grenzen hinweg. Man könnte sich das eine oder andere Mal gegenseitig zu den ohnehin stattfindenden Arbeitssitzungen einladen. Ich weise auf die Notwendigkeit verstärkter interner Vernetzung auch deshalb hin, weil nicht zu erwarten ist, dass die Begleitung, die ich in den letzten fast 20 Jahren leisten konnte, im gleichen Umfang von Seiten des NMZ aufrecht erhalten werden wird.

Der Vorstand des NMZ hat im Zuge der Einsparnotwendigkeiten und Strukturveränderungen entschieden, dass zukünftig (ab Herbst 2004) die Partnerschaftsarbeit für die afrikanischen Beziehungen im Afrikareferat ihren Platz finden soll. Das Partnerschaftsreferat blieb also eine Episode im Rahmen der Arbeitsbereiche des NMZ, hat aber wohl zur Verankerung und Stabilisierung der ökumenischen Direktbeziehungen in unserer Kirche einen wichtigen Beitrag geleistet. Wie Partnerschaftsarbeit im Rahmen des neuen „Kombireferates“ zur Geltung kommen kann, muss die Praxis erweisen und wird nicht ohne Einschränkungen möglich sein.

Die Veränderungen bei den Partnern sind nur teilweise die gleichen. Fast alle Diözesen der ELCT machen strukturell eine ähnliche Finanz- und Strukturkrise durch wie unsere Kirche, natürlich mit ungleich gravierenderen Folgen und Auswirkungen für Mitarbeitende und die kirchliche Arbeit insgesamt. Dabei spielen die Auswirkungen des globalen Marktes, z. B. bei Kaffee, Kakao oder Pyrethrum eine wesentliche Rolle sowie selbst verschuldete Misswirtschaft und unverantwortlicher Umgang mit eigenen Ressourcen.

Die Ausgaben werden nicht mehr durch die gesunkenen Einnahmen gedeckt. Schuldenberge häufen sich an, Gehälter werden oft über Monate nicht gezahlt und die gesetzliche Verpflichtung, für jeden Mitarbeitenden die Sozialversicherungsbeiträge abzuführen, wird nicht überall geleistet. Zu viele Hauptamtliche und Halbtamtliche stehen auf der Gehaltsliste der Diözesen. Einige Diözesen wie z. B. die Süd-Zentral-Diözese haben radikale Einschnitte vorgenommen, um ihre Haushalte wieder halbwegs auszugleichen. Alle nordelbischen Partner haben damals in einer beispielhaften gemeinsamen Anstrengung bei der Entschuldungsaktion zusammengearbeitet. Dennoch befindet sich diese Diözese erneut in großen finanziellen Schwierigkeiten. Die Konde Diözese macht im Augenblick einen ähnlichen Prozess durch. Anderen Diözesen stehen solche Schritte noch bevor – wie der Ulanga Kilombero- oder der Morogoro Diözese.

Während bei uns das soziale Netz wenigstens die schlimmsten Auswirkungen verhindert, bedrohen Entlassungen in der ELCT die Existenz ganzer Familiengruppen. Darum hindert auch Angst vor den Veränderungen die ernsthaften Reformbemühungen. Auf allen Ebenen werden die Mittel aus dem Norden weniger. Die entstehenden Verteilungskämpfe sind nicht hilfreich, um Misswirtschaft und Korruption einzudämmen.

Ziel im Rahmen kirchlicher Direktpartnerschaften kann darum nur sein, mit den Geschwistern verbindliche und klare Abmachungen und Regeln zu vereinbaren, wie und wofür Gelder eingesetzt werden. Transparenz und gegenseitige Rechenschaftspflicht muss eingeklagt werden. Wir sind hier unseren Spendern in den Gemeinden und Kirchenkreisen rechenschaftspflichtig, und das können wir nur, wenn die Partner auf der anderen Seite auch ihrerseits Rechenschaft über die Verwendung geben. Das geschieht ja auch in vielen Fällen vorbildlich, etwa bei den Regelungen zur Hilfe für Familien, die Halb- oder Vollwaisen aufgenommen haben.

Edson Lugemeleza, der tansanische Spezialist für Partnerschaftsfragen hat uns bei einer Tagung in Moshi im Herbst 2003 dringend aufgefordert, auf der Einhaltung und Überprüfbarkeit von verbindlichen Regeln bei der Projektabwicklung zu bestehen und nicht aus falscher Zurückhaltung die Dinge laufen zu lassen und am Ende die Scherben unter den Teppich zu kehren.

Ein anderer Punkt war vor 20 Jahren in seiner grausamen Entwicklung noch nicht absehbar und ist bei uns zu einem Themenschwerpunkt geworden: die HIV-Problematik. Auf der Gemeindeebene zeigt sich, dass sehr viele Partner inzwischen gemeinsame Programme entwickelt haben, um Fami-

lien mit Halb- und Vollwaisen finanziell zu helfen, insbesondere mit Schulkleidung, Schulgeldern und Holz- sowie Nahrungsmittelbeihilfen. Bewährt haben sich Verfügungs-Fonds, die von den verantwortlichen Partnerschaftsausschüssen oder Diakoniebeauftragten der afrikanischen Gemeinden verwaltet werden.

Die Finanzhilfen sollten mithelfen, das löchrige gewordene traditionelle Netz der Familienverantwortlichkeit sowie die bestehende Gemeindediakonie zu stärken. Es kann und darf nicht darum gehen, die Eigenverantwortlichkeit der Gemeinden und der Familien „weg“-zu-finanzieren.

Aber auch zwei positive Entwicklungen konnte ich bei meinem letzten Besuch in Tansania feststellen. Die Kampagne um den Schuldenerlass, an der auch viele Partnerschaftsgruppen, wie auch wir im NMZ Anteil hatten, zeigte Früchte auch auf der regionalen Ebene. Distriktkrankenhäuser erhalten auf Antrag Investitionsbeihilfen in Höhe von 10–15 % ihres Haushaltes, im Falle des Marangu Hospitals in der Norddiözese umfasste das immerhin eine Summe von 45.000 Euro. Das Schulgeld in den Grundschulen wurde abgeschafft. Ein gewaltiger Zuwachs bei den Schulanmeldungen war die Folge. Hier sind Entlastungen bei den Menschen wirklich angekommen.

Im Vergleich zu meinem ersten Besuch 1980 auf dem Höhepunkt der damaligen Wirtschaftskrise in Tansania, als die Regale leer standen und es so gut wie nichts zu kaufen gab und die meisten Menschen auf den schmalen Ertrag ihrer kleinen Gärten angewiesen waren, gibt es nun nahezu alles im Lande zu kaufen. Und der Verkehr, insbesondere das Wesen oder manchmal auch Unwesen der Kleinbusse, hat dramatische Ausmasse angenommen mit allen problematischen Folgen. Busse sind überproportional an fast allen schweren Unfällen beteiligt. 2500 Menschen sterben jährlich durch Verkehrsunfälle mit steigender Tendenz.

Durch den liberalisierten Handel in der Nach – Nyerere-Ära ist unverkennbar, dass im Laufe der letzten Jahre die Schere zwischen Armen und Reichen im Lande selber größer geworden ist. Und mit ihr haben auch die sozialen Spannungen zugenommen. Die Wohlhabenderen schließen sich ein und verbarrikadieren ihre Häuser. Bei meinen Gesprächspartnern beobachtete ich eine wachsende Beunruhigung, ob sich die insgesamt immer noch sehr friedliche Situation in Tansania zum Schlechten verändert. Viele haben Sorge, dass Einflüsse aus den Katastrophenregionen rund um Tansania stärker an Einfluss gewinnen. Es gibt u.a. einen Handel mit Waffen, die aus Krisenregionen in den Nachbarländern stammen.

Auch eine andere Entwicklung beunruhigt unsere Partner: Die in ihren Augen wachsende muslimische Präsenz und deren Einfluss. 1999 zählte ich auf der Fahrt von Mbeya nach Dar-es-Salaam etwa 15 neue Moscheebauten an der Hauptstrasse, im Herbst 2003 habe ich bei 30 aufgehört zu zählen. Das ist aber nur ein sinnfälliger Ausdruck verstärkter Bemühungen muslimischer Organisationen, Präsenz zu zeigen. Die Moscheen standen oft neben kleinen Gesundheitsstationen oder neben Tankstellen. Aus ihrer Sicht warnen unsere Partner vor zuviel Nähe und liberaler Akzeptanz gegenüber Muslimen, ein wichtiges Gesprächsthema auch für die Partnerschaftsgruppen.

Die gesellschaftlichen Veränderungen haben auch die Dörfer erreicht. An einzelnen Symptomen ist mir das von Jahr zu Jahr stärker aufgefallen. Der Kirchenbesuch (hier habe ich den Norden im Blick) selbst bei festlichen Gottesdiensten, bei denen sich früher noch Menschen an den Fenstern und Türen drängten, die keinen Einlass mehr fanden, hat nachgelassen. Die hinteren Bankreihen blieben leer. Es gibt dafür sicher viele Gründe, die folgenden spielen eine Rolle: Die Kirche hat Konkurrenz bekommen durch das Fernsehen, das bei vielen etwas besser gestellten Leuten zur Ausstattung gehört. Auch manche Kneipe zieht mit einem Fernseher Leute an. In meiner Gastfamilie lief der Fernseher vom Nachmittag bis zum späten Abend. Nur zum Tischgebet wurde der Ton abgestellt, danach gleich wieder angestellt.

Für mich ist noch nicht absehbar, welche Wirkung die Werbeblöcke mit Alkoholwerbung (Carlsberg!), aber auch Kondomwerbung (!!), dazu die seichten soap operas aus Amerika mit ihrem Ambiente reicher Familien, neuster Mode, schicke Parties und deren künstliche Probleme haben werden, einer Welt, die astronomisch weit von der tansanischen Dorfwirklichkeit entfernt ist und ja obendrein auch nicht die Lebenswirklichkeit in Europa oder Amerika widerspiegelt. Es scheint mir sinnvoll und vielleicht sogar nötig, dass wir bei Besuchen uns gemeinsam über die Herausforderungen und Wirkungen der Medien austauschen, um den Bildern dieser Pseudowirklichkeit entgegenwirken zu können.

Einen weiteren Grund für den nachlassenden Kirchenbesuch machen einige etwas kritischere Gemeindeglieder hinter vorgehaltener Hand daran fest, dass die Liturgie eintönig, langweilig und langwierig ist, teilweise auch die in der Agende vorgefertigten Liturgietexte in unverständlichem Tempo von den Liturgen heruntergeleiert werden. Die Predigten mit dem ständig erhobenen moralischen Zeigefinger sind ermüdend und bieten nicht allen die Lebenshilfe, die das tatsächliche Leben erfordern würde. Noch reagiert die Kirche eher restriktiv auf vorsichtige Kritik, aber einsichtige Kirchen-

führer und auch unsere Mitarbeitenden geben zu, dass hier ein Vermittlungs- und ein Plausibilitätsproblem auf die tansanische Kirche zukommt. Mich hat das sehr an die Zeit der 60er Jahre bei uns erinnert, an ähnliche Kritik und die Versuche, neue Liturgieformen, neue Bekenntnisse und andere Musik im Gottesdienst zuzulassen – und welche Fraktionskämpfe das zur Folge hatte. Aber auch die konservative Evangelisch – Luth. Kirche in Tansania muss die veränderten Umstände akzeptieren und neue überzeugende Antworten finden, um besonders junge und besser ausgebildete Leute zu gewinnen oder zu behalten. Der Zeigefinger der Vollmundigkeit, mit der sie bei Besuchen bei uns auf halbleere Kirchen hinweisen, wird sich sonst möglicherweise in nicht allzu ferner Zukunft auf sie selber richten.

Ein letzter Punkt dessen, was ich als Veränderung erlebe, ist die verstärkte Reflexion in Tansania über das Verständnis von Partnerschaft. Waren es in der Anfangszeit der entstehenden Direktbeziehungen im wesentlichen die Partner im Norden, die ein Verständnis von Partnerschaft, auch den Begriff selbst entwickelten und definierten und die den Wunsch nach Direktpartnerschaften voran trieben, so sind es in den letzten Jahren verstärkt afrikanische, auch tansanische Stimmen, die den Begriff kritisch beleuchten und ihn aus ihrer kulturellen Situation zu verstehen trachten.

Vier Beispiele aus Tansania will ich mit einigen Zitaten kurz vorstellen, alle entstanden zwischen 1996 und 2003. Sie enthalten in mehreren Punkten eine bemerkenswerte Einigkeit, die wir aufmerksam aufnehmen sollten.

Wilson B. Niwagila zitiert Anza Lema und kommentiert seine folgenden Äußerungen: „Wir müssen die Stärken des Anderen schätzen lernen, egal ob sie geistlicher, materieller oder menschlicher Natur sind. Wir müssen einander als gleichwertige Partner in der globalen Mission der einen Kirche ansehen, die Erneuerung der gesamten Schöpfung Gottes durch die rettende Gnade Jesu Christi... Ohne die Annahme dieses Grundsatzes sind Christen nicht in der Lage zu erfassen, was es heißt, bei unseren gemeinsamen Aufgaben Gottes Gaben in einer Partnerschaft mit anderen zu teilen. ... Es ist dabei sehr wichtig, dass wir Gottes Gaben so miteinander teilen, dass die Würde und Selbstachtung anderer dabei nicht verletzt wird. Freundlichkeit und Nächstenliebe allein genügen nicht. Mitleid kann auch unaufrichtig sein, und darauf kann verzichtet werden. Eine christliche Partnerschaft sollte vor allem ein Austausch auf der Basis des gegenseitigen Respekts als **gleichwertige Mitglieder einer Familie des Leibes Christi**, sein.“ Wie Anza Lema meint, gibt es in einem Verhältnis von Abhängigkeit und Gönnertum keine echte Partnerschaft. Es sei auch unangebracht, den Begriff als Beschönigung

gung zu missbrauchen, um ungleiche Verhältnisse zu vertuschen. Ebenso heuchlerisch sei es, dort von Partnerschaft in Gleichheit und Gegenseitigkeit zu sprechen, wo dies in Wirklichkeit gar nicht zutrifft.⁷

Niwagila zitiert dazu eine schöne Lerngeschichte zwischen einer sudanesischen Gemeinde und einer Missionsgesellschaft in England, die aber wegen ihrer Typik ebenso bei uns hätte stattfinden können: „Die sudanesische Gemeinde hatte bei den Brüdern und Schwestern in England angefragt, ob sie ihr nicht mit Fahrrädern für ihre Pastoren und Evangelisten helfen könne. Die englische Missionsgesellschaft reagierte positiv und war bereit, die Fahrräder zu schicken. Daraufhin folgte ein weiterer Brief aus dem Sudan, in dem die sudanesische Gemeinde fragte, was sie denn für die Christen in England tun könne. Die Missionsgesellschaft antwortete: „Es gibt nichts, was ihr für uns tun könnt“ Dreimal wiederholte die sudanesische Gemeinde ihre Frage, und jedes Mal lautete die Antwort: „Nichts.“ Dann sandte die sudanesische Gemeinde die folgende Botschaft: „Wenn wir nichts für euch tun können, dann könnt ihr auch nichts für uns tun. Darum verzichten wir auf eure Fahrräder.“ Niwagila wendet sich dann dem Begriff der **Koinonia** im NT zu und stellt vier gute Gründe fest, warum dieser Begriff sich besonders gut für eine Umschreibung christlicher Partnerschaft eignet: „Erstens ist dieser Begriff in der Bibel begründet (Apg. 2,42; 1. Kor 10, 16 und 11, 23–25) Zweitens ist Koinonia ein historisches Bekenntnis. Im apostolischen Glaubensbekenntnis bekennen wir uns zur ‚Gemeinschaft der Heiligen‘... Drittens passt die Bedeutung und praktische Anwendung des Wortes Koinonia sehr gut in das afrikanische Verständnis von Gemeinschaft. Gemeinschaft im afrikanischen Sinn steht für die Ganzheit des Lebens... Im afrikanischen Denken bezieht sich Gemeinschaft nicht nur auf die zeitliche Welt, sondern schließt auch die geistliche Welt mit ein, von der die Kraft des Lebens ausgeht... Viertens dient uns der Begriff der Koinonia als Beschreibung für eine lokale Kirche, die sich zu einer globalen Kirche auweitet. Das afrikanische Verständnis von Familie meint nicht nur die Kernfamilie, sondern auch die Großfamilie, die alle Mitglieder einer Sippe mit einschließt.“ Er beschließt seine Ausführungen mit der Feststellung: „Wir sehen also, dass die beiden Begriffe Partnerschaft und Koinonia einander ergänzen.“⁸

Propst Fuateli S. Munisi aus der Dodoma Diözese schreibt in einer Denkschrift zum Thema Partnerschaft, die anlässlich seines mehrmonatigen Auf-

⁷ W. B. Niwagila, S. 2.

⁸ Ebd. S. 4.

enthaltes auf Einladung des NMZ in Nordelbien entstanden ist. Er benutzt dazu das anschauliche Bild einer afrikanischen Kochstelle: „...muss auf beiden Seiten das Fundament der Partnerschaft klar sein: Im Unterschied zum Kapital einer bürgerlichen Gesellschaft mit beschränkter Haftung haben wir ein anderes Grundkapital gemeinsam gezeichnet: Es ist der Glaube, und wir haben und geben Christus. Ein Topf kann über einer Feuerstelle nur erhitzt werden, wenn du drei Herdsteine hast. Diese drei Steine sind bildlich gesprochen das Fundament für die Partnerschaft, damit das Feuer nicht erlischt, aber auch das Ziel nicht verfehlt wird, nämlich die Bekömmlichkeit zu verbessern:

1. Gemeinschaft im Glauben (einander abgeben und voneinander annehmen)
2. Gemeinschaft im Leben (Leben miteinander teilen)
3. Güter miteinander teilen (geistige und materielle Ressourcen).⁹

Edson Lugemeleza beschreibt in seiner Diplomarbeit an der Missionsakademie in Hamburg Partnerschaft als Geschwisterlichkeit. Für ihn ist Partnerschaft im ökumenischen Sinne gegenseitig verpflichtende und tragende familiäre Gemeinschaft. Er hält darum den Begriff (Udugu/Ndugu) für die angemessene sprachliche und inhaltliche Bezeichnung partnerschaftlicher Direktbeziehungen. „Diese Geschwisterlichkeit zeigt uns, dass wir alle Kinder in der Mission Gottes sind. ...Diese Geschwisterlichkeit im Begriff Udugu bringt alle Geschwister ohne Ausnahme auf eine gleiche Ebene.“¹⁰

Der Begriff Udugu wurde zum fundamentalen Ausdruck partnerschaftlicher Verbindung auf der Konsultation der Diözesen der ELCT mit den Diözesen der Lutherischen Kirche in Amerika (LCA) vom Oktober 2003, an der ich als Gast teilnehmen konnte. Hier fasst die ELCT in Übereinstimmung mit ihren amerikanischen Partnern zusammen, was sie unter Partnerschaft versteht. Und insofern sollten auch die nordelbischen Partner diese Äusserungen für ihr Verständnis von partnerschaftlicher Zusammenarbeit beachten.

Unter der Überschrift Understanding Our Udugu (Partnership / Companionship) heißt es: „We, the Dioceses of the ELCT and Synods of the ELCA in Udugu, meeting in Consultation in Moshi, Tanzania, October 12–15, 2003, affirm the following understanding.

⁹ Zitiert bei H.-W. Müsing im Jubiläumsband 125 Jahre Breklumer Mission, S. 231.

¹⁰ Edson Lugemeleza, „Geschwisterlichkeit braucht Beine“ – Partnerschaft als Geschwisterlichkeit in der ökumenisch-missionarischen Gemeinschaft der Kirchen, Hamburg 2003, bes. S. 31ff.

God in Jesus Christ has graciously brought us together in this Consultation, God has blessed us with this Udugu (Partnership / Companionship) and we pray He will continue to sustain us for the sake and growth of the Gospel and God's mission to the world.

As we reflect on what God is doing in and through us in this Consultation, we affirm, give thanks for, and celebrate our Udugu. Through the death and resurrection of Jesus Christ we are bound together by cords of love. When there are difficulties, we will seek to realize the reconciliation God has accomplished through Jesus Christ in our life together. As we pursue Udugu, we will be guided by the following Core Values:

1. Together, we will seek the guidance of the Holy Spirit through prayer.
 - a. As our congregations, dioceses and synods gather together for worship, we will lift one another up in prayer.
 - b. As companions gather together, we will provide opportunity for recalling our baptism into Christ for confession, absolution and celebration of the unity given to us in the Lord's Supper.
 - c. We will identify a Sunday to lift up our Udugu at least once a year.
2. Together, we will value and utilize the diversity of Gifts with which the Holy Spirit has blessed us as the Body of Christ. We are committed to use our gifts to:
 - d. Proclaim the gospel through Word and Sacraments.
 - e. Empower people through support for educational opportunities.
 - f. Care for people in both Body and Spirit with special emphasis on the HIV / AIDS pandemic.
 - g. Serve the Lord by serving our neighbours as God gives us opportunity.
3. Together, we will commit to maintain clear, strong communication between partners.
 - h. Regular contact between partners is encouraged.
 - i. Sharing of information relative to the Udugu is strongly encouraged.
 - j. When difficulties arise, we will seek to address them as soon as possible (speaking the truth in love), while exercising patience, trust and forgiveness as we live into this relationship.
4. Together, we will seek to develop long-term relationships of mutual support for the sake of God's Mission.
 - k. Make time to be in conversation with one another about the shared

mission and Ministry through regularly scheduled visits.

- l. Intentional sharing of culturally specific knowledge and encouraging acceptance and celebration of our differences.
- m. Seek to develop an orientation Manual to be used by visitors and those who are new to the relationship.
- n. Remain in conversation about Biblical and theological issues. If there are differences, we will seek understanding and reconciliation of our Udugu through the cross of Jesus Christ.
5. Together, we will commit to being transparent in our Udugu.
 - o. Periodically review shared expectations for the relationship.
 - p. Intentionally share information that affects the mutual Udugu.
6. Together, we will be accountable to one another through a built-in Review Process.
 - q. Commit to an annual review of the Udugu.
 - r. Seek to be aware of and share information about other relationships which may affect this Udugu.
 - s. Encourage the establishment of a full Consultation every three years in alternating international sites to review, and set new goals for, the Udugu relationships of our synods and dioceses. Other partners may be invited to attend this consultation.

„So let us not grow weary in doing what is right, for we will reap at harvest time, if we do not give up. So then, whenever we have an opportunity, let us work for the good of all, and especially for those of the family of faith.“ (Galatians 6, 9f).¹¹ (Hervorhebungen vom Verf.)

Bleibende Problemstellungen und gemeinsame Aufgaben

Diese Beispiele kritischer Stellungnahmen aus unserer tansanischen Partnerkirche zeigen u.a. das gewachsene kirchliche und kulturelle Selbstbewusstsein und den Wunsch, Partnerschaft aus dem eigenen geistlichen und kulturellen Kontext her zu deuten und zu verstehen. Vor den Partnerschaftsgruppen liegt darum in meinen Augen eine notwendige vertiefte Aus-

¹¹ Vereinbarung über Partnerschaft / Udugu zwischen den lutherischen Diözesen der amerikanischen und den luth. Diözesen der tanzanischen Kirche, verabschiedet auf der Partnerschaftskonsultation in Moshi Oktober 2003.

einandersetzung mit der eigenen Gewissheit unseres Glaubens in unserer eigenen westlichen Kultur – sind wir selbst als überzeugte und andere überzeugende Christen/innen erkennbar? – und sind wir der Auseinandersetzung, der Diskussion, dem Austausch mit dem kontextuellen Ausdruck tansanischen Glaubens im Gewand ihrer afrikanischen Kultur gewachsen? Je länger ich zwischen beiden Kulturen bei meinen Besuchsreisen hin und her gefahren bin, je mehr entdeckte ich auch gravierende Unterschiede, sehr unterschiedliche Bewertungen, ein sehr unterschiedliches Ethik – und Wertesystem, das aber auch wie bei uns aus der Bibel begründet wird. Wir brauchen bei unseren gemeinsamen Besuchen verabredete und vorbereitete Gespräche über unser Verständnis der Bibel und der daraus abgeleiteten Werte mit dem Versuch und dem Ziel, einander zu verstehen. Wir müssen die (oft nur hinter vorgehaltener Hand geäußerten) bestehenden Vorurteile, die auf beiden Seiten bestehen, gemeinsam bearbeiten, z. B. dass die einen hinterwäldlerisch konservativ und gesetzlich autoritär sind (so Stimmen bei uns über die Afrikaner) und die anderen spirituell unterbelichtet, zu liberal bis zum ` alles ist erlaubt` und darum moralisch verkommen sind (so deutliche Stimmen der Afrikaner über uns Europäer).

Fest macht sich das an der Debatte über den Gebrauch von Kondomen zur Verhütung von AIDS oder an den Stellungnahmen zu Homosexualität und anderen Lebensformen. Wir sollten uns dieser Auseinandersetzung stellen, ohne unsere aus der Bibel abgeleiteten Werte zu verleugnen und auch ohne Besserwisserei. Partnerschaft, die mehr sein will als eine Form der Projektbeziehung, steht wirklich auf dem Prüfstand. Lieber eine gute, auf pragmatischer Grundlage bestehende Projektbeziehung als eine Partnerschaftsbeziehung, eine geschwisterliche verbindliche Gemeinschaft, die sich dieser Aufgabe entzieht. Am besten ist das meiner Meinung nach zu leisten, wenn beide Seiten sich verabreden, bestimmte Themen aus biblischer, sozialer, gesellschaftlicher, kultureller Sicht zu bearbeiten und das gegenseitige Verständnis füreinander zu wecken, auch wenn Positionen unvereinbar erscheinen. Die Stärke von Koinonia / Udugu / Companionship / Partnerschaft müsste sich dort erweisen, wo wir uns um ein gemeinsames Drittes sammeln und wo beide Seiten einander unverstellt und mit dem Anspruch, ernst genommen zu werden, begegnen. Eine solche interkulturelle Begegnung bedarf natürlich einer gewachsenen Vertrauensbasis, einer auf Langfristigkeit angelegten und auf Verstehen und Lernen angelegten Austauschbeziehung. Hier ist die immer wieder unterbrochene Kommunikation durch ständigen Wechsel in der Gemeindeleitung der tansanischen Gemeinden nach wie vor ein gravierendes Problem. Die dadurch verursachte Kurzatmigkeit behindert den Aufbau solcher Vertrauensstrukturen. Dennoch gibt

es immer wieder beeindruckende Zeugnisse gewachsenen Vertrauens in den gegenseitigen Beziehungen.

Wir brauchen Mediatoren, Vermittler zwischen den Kulturen, auf beiden Seiten. Die Lernchancen durch Begegnung, Besuche, bei denen eine zeitlang das Leben geteilt wird, sind nach wie vor eine große Chance in der Partnerschaftsarbeit. Einige Zitate, die ich bei verschiedenen Anlässen notiert habe, mögen das belegen. So erzählten Jugendliche aus Lurup bei einem Auswertungstreffen nach ihrem ersten Besuch u. a.:

„Wir haben liebevolle Begleitung und ein Maß an Gastfreundschaft erfahren, das uns beschämmt hat.“ „Wir haben die Ernsthaftigkeit und die Bedeutung von Glauben und Gebet für das normale Leben neu erfahren.“ „Wir haben erfahren, dass manche unserer Probleme hier im Vergleich mit den Sorgen der Menschen dort anders gewichtet werden müssen.“

SchülerInnen aus dem Gymnasium Trittau erzählten mir nach ihrem Besuch bei den Partnern in der Meru Diözese: „Ich kann mir gar nicht vorstellen, dass das Leben ohne die Kirche in Tansania funktionieren würde.“ „Als wir allein zusammen saßen und etwas aßen, kam es uns komisch vor, nicht zu beten. Und so haben wir es selbst getan.“

Einige Zitate von Mitreisenden einer Jugendgruppe aus Halstenbek seien noch angefügt: „Die Zeit in Tansania war lang genug, um mich nachdenklich zu machen, sie war leider zu kurz, um alles zu verstehen und um sich zu ändern, denn ich bleibe ein Europäer...“

„Während des Aufenthaltes ... habe ich immer wieder gemerkt, wie gefährlich es ist, die Denkschemata und Beurteilungsweisen meiner Kultur auf Tansania anzuwenden.“ „Jetzt, hinterher, glaube ich, dass ich doch mit Vorurteilen hingefahren bin, Vorurteilen, die heute nicht mehr standhalten können.“ „Auch hoffe ich, nun offener für Schwierigkeiten von Ausländern hier bei uns sein zu können... Im Bereich der Mitmenschlichkeit und des aufmerksamen Miteinanderumgehens können afrikanische Christen für uns sicher noch einige Denkanstöße ... geben.“

Der Schwierigkeit auf beiden Seiten, vertrauensvolle Kontinuität zu schaffen, sollten wir keinesfalls dadurch zu entgehen versuchen, dass wir die Beziehung auf private Kontakte zwischen einzelnen Personen verlagern. Freundschaftliche persönliche Beziehungen sind wichtig und gut, sie dürfen keinesfalls mit der offiziellen Kommunikation zwischen den verantwortlichen Partnerschafts-Komitees auf beiden Seiten verwechselt oder vermischt wer-

den. Wichtig erscheint mir, dass private Kontakte (die oft zu paternalistischen Verhaltensweisen neigen) sich an die im Rahmen der Gesamtverantwortung einer Gemeindebeziehung verabredeten Spielregeln halten. Sonst ist die verbindliche Gemeinschaft / Udugu gefährdet.

Eine bleibende Aufgabe ist darum auch, von Zeit zu Zeit den Weg der Partnerschaft zu überprüfen. Je länger die Beziehung dauert, um so wichtiger ist es, sich Rechenschaft zu geben darüber, ob die einmal gesetzten Ziele noch gelten, wo die Beziehung nicht gut läuft, wo dringend Veränderungen angesagt sind und vermittelt werden müssen, wo Klarheit in den Absprachen fehlt, wo schwelende Konflikte nicht ausgesprochen oder nicht bearbeitet werden und wo wir selbst untereinander uneins sind über Struktur und Wesen der Beziehung. Evaluation ist dringend nötig. Sie kann in der Gruppe selbst erfolgen. Manchmal hat es sich aber auch als hilfreich erwiesen, eine Moderation von außen in Anspruch zu nehmen. Wichtig ist auch, die Partner an diesem Prozess zu beteiligen.

Auch wenn ich das Augenmerk bei meinen Gedanken vielleicht stärker auf kritische Punkte gerichtet habe, so möchte ich doch keinesfalls den Eindruck erwecken, ich sähe die Zukunft der verbindlichen geschwisterlichen Beziehungen (Udugu) in düsterem Licht. Nach wie vor enthalten diese Gemeinde, Kirchenkreis- und Schulpartnerschaften nach meiner Ansicht die große Chance, der gewalttätigen wirtschaftlichen, teilweise militärischen und technokratischen Globalisierung eine alternative Globalisierung entgegenzusetzen. Es ist eine, die den kritischen Blick für die Entwicklung bei uns und bei den Partnern behält, die kritische Reflexion unseres Lebensstils auf Kosten anderer betreibt, die Solidarität mit den Schwächeren und das Vertrauen in die Stärke der christlichen Hoffnung stärkt und Grenzen überwinden kann.

Durch die verbindliche geschwisterliche Gemeinschaft mit Menschen aus einer anderen Kultur und Lebenswirklichkeit erhalten sich unsere Gemeinden den wichtigen Blick für die ökumenische Weite, die Horizont erweiternde Verbindung mit den anderen Gliedern am Leibe Jesu Christi. Gerade in dieser Zeit, wo wir uns so ausgiebig mit uns selbst beschäftigen, kann uns der Blick auf die anderen erkennen lassen, wer wir wirklich sind. Wir tun nicht nur den weit entfernten Geschwistern, sondern vor allem uns selbst mit den Partnerbeziehungen etwas Gutes.

Es gibt eine schöne Lerngeschichte, mit der ich schließen möchte. Leonard Mbilinyi, der frühere Generalsekretär des LMC, der Organisation aller Partner der ELCT, hat sie uns auf der Konferenz in Moshi im Okt. 2003 erzählt. Sie trägt als Überschrift das Motto:

Es ist in der Partnerschaft nicht alles so wie es auf den ersten Blick erscheint!

Bei einem Gottesdienst in Amerika erlebte er wie ein Mann mit einem Hund in die Kirche kam. Er war darüber verwirrt und entsetzt zugleich, denn ein Hund ist in Tansania kein Tier, das man wie bei uns als Haustier in der Nähe duldet. Ein Hund gilt als dreckig und verabscheuenswert. Und nun ein Hund gar in der Kirche! Wie konnten das die amerikanischen Partner zulassen?! Er konnte dem Gottesdienst gar nicht mehr aufmerksam folgen und stellte den amerikanischen Pastor im Anschluss an den Gottesdienst zur Rede, wie er dies unmögliche Verhalten billigen konnte. Der Kollege rief den Mann mit dem Hund herbei. Es war ein Blinder mit seinem Blindenhund als Helfer. Leonard Mbilinyi erzählte, dass er vor Scham hätte im Boden versinken mögen!

Sein erster Blick und sein sofort feststehendes Urteil hatte eben nicht die ganze Wirklichkeit erfasst. Und geht es uns nicht manchmal auch so, dass unser Urteil sehr schnell feststeht, obwohl wir bei näherem Hinschauen vielleicht ganz andere Facetten der Wahrheit erkennen würden?

Ein kluger Mann hat gesagt, wir erkennen eben nur den Weg bis zur nächsten Biegung, wir können uns aber auf Gott verlassen, der den ganzen Weg überblickt. Auf dieser Basis und mit der Offenheit für den „zweiten“ Blick wünsche ich der Partnerschaftsbewegung (Udugu) eine lebendige und bereichernde Zukunft in unserer nordelbischen Ev.-Luth. Kirche.

Ergänzung des Hrsgs.:

Zum Verständnis und zu den Rahmenbedingungen internationaler kirchlicher Partnerschaftsarbeit haben das NMZ und Oekumeneausschuss der Kirchenleitung im Jahre 2004 ein wichtiges Grundsatzpapier formuliert, in dem wichtige Kernanliegen dieses Beitrages aufgenommen und fortgeführt wurden. In dem Grundsatzpapier „Partnerschaftsbeziehungen der Nordelbischen Evangelisch-Lutherischen Kirche“ vom 24. 11. 2004 werden grundlegende Ziele und Qualitätsmerkmale kirchlicher Partnerschaftsbeziehungen, die drei unterschiedlichen Grundtypen (Kirchenpartnerschaften, kirchliche Partnerschaftsbeziehungen und Projektpartnerschaften) entfaltet sowie neun elementare Merkmale der Qualität von Partnerschaftsbeziehungen sowie bestimmte Verfahren zur Qualitätsüberprüfung beschrieben, die für jede Form der kirchlichen Partnerschaftsarbeit (Süd-, Osteuropa-, Westeuropa-Partnerschaftsarbeit) von bleibender Bedeutung sind.

Das Grundsatzpapier kann im Oekumenedezernat der NEK (0431-9797-800) oder im NMZ (040-88181-0) bestellt werden.

OHNE ERINNERUNG KEINE ZUKUNFT
 BEGEGNUNG MIT DER MISSION IN GESCHICHTE UND GEGENWART
 AM BEISPIEL DER EINE-WELT-AUSSTELLUNG IN BREKLUM

RUDOLF HINZ

Es war in einer unserer letzten Besprechungen zu diesem Buchprojekt, als es Dietrich Werner und mir einfiel, dass uns noch ein wichtiger Beitrag fehlt: Eine Einführung in die im Januar 2004 eröffnete „Eine-Welt-Ausstellung“ in Breklum. Viele Sitzungen der Reihe „Breklumer Geschichtswerkstatt“, in der die Beiträge für dieses Buch als Referate gehalten worden sind, fanden in den Räumen dieser Ausstellung statt. Im Jahr des Entstehens der Ausstellung – 2003 – gab es für die Teilnehmer an der Geschichtswerkstatt sogar die Möglichkeit, diese Ausstellung in ihrem Werden zu begleiten. Sie ist in ihrem Geschichtsteil geradezu eine Veranschaulichung des Buchtitels „Ohne Erinnerung keine Zukunft“. Sie ist – wie jede gute Ausstellung – ein Projekt, das im Prinzip nie abgeschlossen sein kann. Sie wird im Blick auf die Geschichte auch neue Erkenntnisse darstellen, und sie wird im Blick auf die jeweilige Gegenwart neu gewonnene Perspektiven hinzufügen müssen. Sie ist daher nicht nur eine Veranschaulichung des Titels „Ohne Erinnerung keine Zukunft“, sondern bietet auch die Möglichkeit der Fortschreibung des Projektes „Ohne Erinnerung keine Zukunft“ in die Zukunft hinein.

Wer Breklum schon länger kennt, wird sich erinnern, dass es schon früher Ansätze zu Ausstellungen und geschichtlicher Vergegenwärtigung gab. An der Bundesstraße, in dem Haus, in dem jetzt eine Autoverkaufsfirma (Tams) ihren Sitz hat, gab es ein Missionsmuseum, das später in zwei Räume des alten Missionshauses verlegt wurde. Es enthielt Gaben und Erinnerungsstücke, die Missionare in die Heimat mitbrachten. Sie dienten als Anschauung ihrer Arbeit in Übersee und waren gleichzeitig Zeugnisse einer uns fremden Kultur und Religiosität. Unvergessen ist die sorgfältige Registrierung und liebevolle Beschriftung



und Anordnung dieser Schätze durch Pastor Hugo Bartels in den sechziger Jahren.

Es gab und gibt zudem das wohlgeordnete Missionsarchiv, ebenfalls im Missionshaus in Breklum. Wer es einmal besucht hat, weiß, Welch ein Fülle von Dokumenten, Büchern und Fotos hier auf Interessenten warten.

Auch im Nordelbischen Missionszentrum in Hamburg – Othmarschen gab es im großen Saal, in dem der Vorstand des NMZ tagt, eine Dauerausstellung wertvoller Exponate aus der Geschichte der Mission. Sie wurden allerdings nach der Renovierung des Hauses in Kartons verpackt und verschwanden unausgepackt im inzwischen zur Abstellkammer degradierten Missionsmuseum in Breklum.

Als sich die Gründung des Christian-Jensen-Kollegs (CJK) abzeichnete, wurde ziemlich schnell klar, dass eine solche Tagungsstätte auch eine neue Art und Form der Vergegenwärtigung der Geschichte und der Darstellung der gegenwärtigen Arbeit des Nordelbischen Missionszentrums brauchte. Es sollte ja gelingen, nicht nur die traditionellen Freunde der Mission für das CJK zu gewinnen, sondern auch eine breitere Schicht derer, die sich für Themen der „Einen Welt“ und den Hintergrund dieses neuen Engagements durch das CJK interessierten.

So entstanden im Kreis der Referenten und Referentinnen des NMZ erste konzeptionelle Überlegungen für eine „erlebnisorientierte Ökumene- und Missionsausstellung“ im Christian-Jensen-Kolleg in Breklum.

Im ersten Konzeptionspapier vom November 2001 hieß es:

Das NMZ braucht eine Ausstellung, die ein modernes Gesicht von Mission und Partnerschaftsarbeit zeigt. Wir sind davon überzeugt,

- *dass eine Ausstellung der Gewinnung neuer Zielgruppen für das Thema Mission, Ökumene/Entwicklungs zusammenarbeit dienen kann;*
- *dass sie bessere Chancen bietet, die Vermittlung von NMZ-Themen auf ganzheitliche Weise zu ermöglichen;*
- *dass ein deutlicher Schub für gemeindedienstliche Aktivitäten des NMZ erhofft werden kann;*
- *dass man eine stärkere und öffentlichkeitswirksame Präsenz des NMZ im Sprengel Schleswig erreichen kann;*
- *dass eine bessere Ansprache aller Altersgruppen, besonders auch junger*

Menschen möglich ist (Konfirmandenunterricht, Schulklassen, Jugendgruppen)

Als Zielvorgaben für die Ausstellung wurden folgende Punkte genannt:

- *Die Ausstellung sollte auch, aber nicht ausschließlich durch die spezifische Breklumer Missionsgeschichte bestimmt sein.*
- *NMZ-Themen sollen ganzheitlich vermittelt werden und sinnliche Zugänge zu Informationen und Erfahrungen aus Ökumene, Mission und Partnerkirchen ermöglichen.*
- *Die Ausstellung sollte nicht nur die Vergangenheit, sondern auch die Gegenwart des Lebens in den Partnerkirchen greifbar, sichtbar und erlebbar machen.*
- *Die Ausstellung sollte den Blick nicht nur in die Ferne, auf die anderen da draußen richten, sondern auch die Wirklichkeit der Partnerschaftsarbeit innerhalb der Nordelbischen Kirche kritisch in den Blick nehmen.*
- *Die Ausstellung sollte nicht nur eine distanzierte Betrachtung und „Ökumene-Show“ vermitteln, sondern Antwort geben auf die Frage: Wie können wir heute – jeder an seinem Ort – verantwortlich teilnehmen an der Missionsbewegung Gottes, der Vertiefung des christlichen Glaubens und an dem Zeugnis für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung weltweit. Die Leitfrage für die Ausstellung muss daher lauten: Was bedeuten Mission, Ökumene und Entwicklung für uns heute – dort draußen in Übersee und bei uns vor Ort?*
- *Die Ausstellung sollte neben gut aufbereiteten Exponaten jeweils auch Aktionsangebote zu einem interaktiven Lernen enthalten (vgl. Bibelzentrum Schleswig).*
- *Die Ausstellung sollte zu weitergehendem Studium motivieren und durch entsprechende Querverweise auf Ressourcen im Internet, im Breklumer Missionsarchiv, in der Bibliothek des Evangelischen Missionswerkes Hamburg und anderen relevanten Archiven und Bibliotheken aufmerksam machen.*
- *Die Ausstellung sollte gleichermaßen für Schulklassen und für Erwachsenengruppen geeignet sein und gegebenenfalls altersentsprechende verschiedene Aktionselemente bzw. Exponate enthalten.*

Quelle: Archiv des Direktorats des NMZ – Unterlagen der Eine-Welt-Ausstellung

Für die Umsetzung dieser Zielvorgaben wurde im NMZ eine Projektgruppe gebildet, die sich von Fachleuten für Ausstellungen beraten ließ und vor allem von den Erfahrungen des Bibelzentrums Schleswig profitierte. Ein we-

sentlicher Schritt auf dem Wege zu einer konkreten Planung der Ausstellung gelang durch die enge Zusammenarbeit mit Wolfgang Mey vom Völkerkundemuseum in Hamburg. Von ihm stammt die erste Skizze für die Raumaufteilung und -gestaltung der zur Verfügung stehenden ehemaligen Missionarswohnung im Parterre des Missionspastorats Kirchenstraße 10. Seine Skizze wurde zum Bauplan der „Eine-Welt-Ausstellung“.

Die Wahl des Missionspastorats als Ort der Ausstellung war in Breklum nicht unumstritten. In diesem Haus waren Generationen von Kindern groß geworden, die es schwer hatten mit dem Gedanken, dass zumindest die Parterrewohnung nun nicht mehr bewohnt sein sollte. Aber als während der Phase der Umgestaltung der Wohnung die Ausstellung an Kontur und Gesicht gewann, waren die meisten der Kritiker sehr davon angetan, dass an dem Ort, an dem sie als Familien gelebt hatten, jetzt eine lebendige Ausstellung entstand, die das Leben und Wirken ihrer Eltern und Vorfahren vermitteln sollte und damit ja auch ehrte. Es vertiefte sich mit der Ausstellung und den Veranstaltungen der Geschichtswerkstatt der Eindruck, dass Breklum nach der für viele als schmerzlich empfundenen Verlagerung des Schwerpunkts der Missionsarbeit nach Hamburg jetzt wieder den Rang zurückbekam, der ihm durch die Geschichte der Gründung der Mission auch zusteht.

Die Wahl des Ortes der Ausstellung erwies sich auch im Nachhinein als sehr glücklich. Das Haus in der Kirchenstraße 10 hatte außer den Räumen für die Ausstellung und der Wohnung in der ersten Etage auch noch einen nur teilweise ausgebauten Boden, auf dem nicht nur die Exponate des alten Missionsmuseums Platz fanden, die in die Ausstellung nicht einbezogen werden konnten, sondern in den auch fünf zusätzliche Zimmer mit insgesamt 8 Betten mit Bad und Küche eingebaut werden konnten, die zusätzlichen Raum für kleine Gruppen bieten, die länger bleiben und sich intensiver mit den Themen der Ausstellung beschäftigen wollen.

Als ich Anfang 2004 vom Dienst im Lutherischen Weltbund zurückgekehrt nach einer Aufgabe für die verbleibende Zeit bis zur Pensionierung suchte, bot mir der damalige Direktor des NMZ, Dr. Joachim Wietzke, die Koordinierung der praktischen Umsetzung der Pläne für die – wie sie damals noch hieß – Ökumenische Missionsausstellung als Aufgabe an. Es gab einen skizzenhaften Plan, zu gestaltende Räume, ein kleines Budget und die Zusicherung der engen Zusammenarbeit mit all denen, die den Plan erarbeitet hatten. Ich nahm die Aufgabe gerne an.

In enger Beratung mit Dietrich Werner und meinem ehemaligen Kollegen im Nordelbischen Kirchenamt, Jens-Hermann Hörcher, in Breklum machte ich mich zunächst auf die Suche nach Handwerkern, nach Leuten, die etwas von Gestalten von Räumen und Graphik verstanden und einem Computerspezialisten für die vorgesehene Datenbank in der Ausstellung. Ich fand sie alle in Breklum und in der näheren Umgebung, was sich für die Verwurzelung der Ausstellung in Breklum als sehr wichtig erweisen sollte. Da es außer der Skizze von Wolfgang Mey keinen detaillierten Bauplan gab, mussten die Handwerker mit ihren Ideen für die Umsetzung in die konkrete Planung einbezogen werden. Das war kein Notbehelf, sondern erwies sich als Chance für eine kreative Mitgestaltung. In diesem Zusammenhang möchte ich besonders Günter Oetzmann erwähnen, der sich in seinem beruflichen Leben vornehmlich mit der Gestaltung von Schaufelstern großer Warenhäuser beschäftigt hatte. Von ihm stammen viele der Ideen für die Gestaltung der Räume, die die Ausstellung prägen. Er gehört noch heute zum Kreis derer, die an der Fortschreibung des Ausstellungsprojektes verantwortlich beteiligt sind.

Die zur Verfügung stehende Wohnung wurde für die neue Nutzung nicht umgebaut, nur eine Durchgangstür wurde durch ein eingebautes Regal verschlossen. Selbst der Kachelofen, mit dem mehrere Zimmer beheizt werden konnten, wurde nicht ausgebaut. Auch die Küche blieb vollständig erhalten. Da die Wohnung erst vor wenigen Jahren vollständig renoviert worden war, mussten die Räume nicht einmal neu gemalt werden. Dabei spielten finanzielle Gründe natürlich eine Rolle, aber wichtiger noch war der Gedanke, dass man den Charakter einer Wohnung durchaus sehen und spüren sollte. Sie war ja Teil der Geschichte, die in der Ausstellung dargestellt werden sollte.

Bei der Umsetzung der Zielvorgaben in die konkrete Gestaltung der Ausstellung galt es zunächst, das rechte Verhältnis von geschichtlichem Rückblick und gegenwarts- und zukunftsbezogenen Themen der Arbeit in Mission und Ökumene zu bestimmen. Zwei der zur Verfügung stehenden sechs Räume wurden für die Darstellung der Geschichte der Breklumer Mission eingerichtet. Wichtige Elemente dieses Teils der Ausstellung sind ca. 100 Plakattafeln zur Missionsgeschichte mit zum Teil einzigartigen und neu zugänglichen Fotodokumenten, die von Dietrich Werner, Hartmut Schmidt und Jens-Hermann Hörcher erarbeitet und gestaltet wurden. Diese Tafeln hängen zum Teil an den Wänden des Eingangsbereichs und in dem so genannten Studierzimmer Christian Jensens. Die meisten stehen in einem großen Fach, aus dem man sie zum Lesen einzeln herausnehmen kann. Man



kann sie vollständig auch in der „Breklum Mission Data Base“ finden, zu der man durch die in der Ausstellung befindlichen PCs Zugang hat.

Durch die „Breklum-Mission-Data-Base“ mit der Möglichkeit des direkten Zugriffs auch auf das Internet wurde übrigens auch ein Problem gelöst, das sich angesichts der Fülle des zur Verfügung stehenden Text- und Bildmaterials stellte: Was keinen Platz in der Ausstellung fand, kann man in der Datenbank leicht finden.

In einer Serie geht es um ein Lebensbild des Gründers Christian Jensen, in einer anderen um die bewegte Geschichte der verschiedenen Breklumer Gründungen. In einer weiteren Serie werden Lebensbilder der Missionare und Missionarinnen, die in der Breklumer Geschichte eine wichtige Rolle spielten, exemplarisch dargestellt. Neu an diesem Teil der Ausstellung ist, dass sie über die Missionsgeschichte Breklums weit zurückgreift auf die historischen Anfänge der Weltmission in Schleswig-Holstein. In einem Abschnitt über „Wir als die Fremden – Mission bei uns aus dem Westen“ wird veranschaulicht, wie wir selbst Adressaten missionarischer Bewegungen und Prozesse waren. Die Spuren führen bis ins 8. und 9. Jahrhundert n. Chr. zurück, als angelsächsische Missionare sich von York aus über Dorestad auf

den Weg nach Nordfriesland machten. Die Verwurzelung des christlichen Glaubens in Kultur und Bildung, die Erhaltung von Kirchen und die Bildung von christlichen Gemeinschaften in Schleswig-Holstein und Hamburg – das alles ist nicht selbstverständlich, weder damals noch heute, es bedurfte eines immensen Einsatzes, einer Risikobereitschaft und eines wagemutigen Zeugnisses in der Geschichte, von dessen Hoffnungskraft wir heute lernen können. So ist die Breklumer Missionsgeschichte auch Teil der ökumenischen Kirchengeschichte Schleswig-Holsteins.

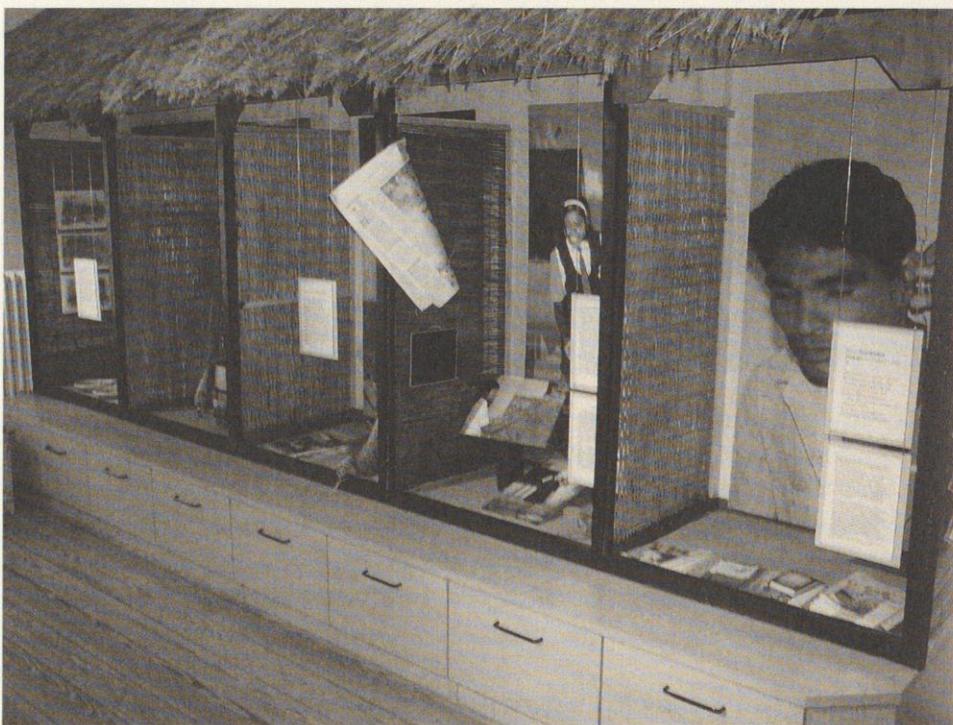
Der Raum „Studien“ gehört noch zum Bereich Missionsgeschichte. Er ist vor allem Christian Jensen selbst gewidmet. Leider sind nur wenige Exponate aus Christian Jensens Studierzimmer erhalten geblieben. Die wenigen sind allerdings die wesentlichen: Sein Betschemel, das Kruzifix, vor dem er kniete und eine kleine Marmortafel mit dem einen Namen „Jesus“. Sie dokumentieren seine Jesus-zentrierte Frömmigkeit, das Kraftfeld, aus dem er seine unglaubliche Energie schöpfte. In großen Vitrinen sind Fotoalben aus der Geschichte der Breklumer Mission und vor allem die frühen Publikationen der Breklumer Druckerei ausgestellt. An einer der Wände hängt die Kopie des Protokolls der Gründungsversammlung der Evangelisch-Lutherischen Missionsanstalt zu Breklum vom Jahre 1876.

Noch im Eingangsbereich führt eine Tür in den Raum „Religion und Kultur“. Hier finden sich Installationen und thematische Objekte zum Bereich Mission und Weltbilder. Sie geben Antwort auf die Frage: Wie begegnete christliche Mission Weltbildern aus fremden Religionen? Wie wurde in diesen Kulturen auf die missionarische Tätigkeit reagiert? Wie wurden christliche Inhalte und Impulse in den betreffenden Kulturen aufgenommen, rezipiert und umgestaltet?

Dies wird an den Beispielen einer egalitären Stammeskultur im pazifischen Raum (Papua Neuguinea) und an dem konträren Beispiel einer hochgradig hierarchisch gegliederten Schriftkultur (China) entfaltet. Dabei geht es nicht nur um die Ausstellung von Texten, vielmehr werden mindestens andeutungsweise Lebenswelten so in Szene gesetzt, dass eine lebendige Interaktion mit dem Besucher entsteht. Einen besonderen Hinweis verdienen die Arbeiten von Künstlern aus China und Papua Neuguinea, in denen sie christliche Themen in Bilder, Bildtexte und Plastiken umgesetzt haben.

Der Raum „Alltag“ ist der größte der Ausstellungsräume und dokumentiert den entwicklungsbezogenen Schwerpunkt der gegenwärtigen Arbeit des NMZ. In diesem Raum sollen die Besucher an die sozialen Fragen über-

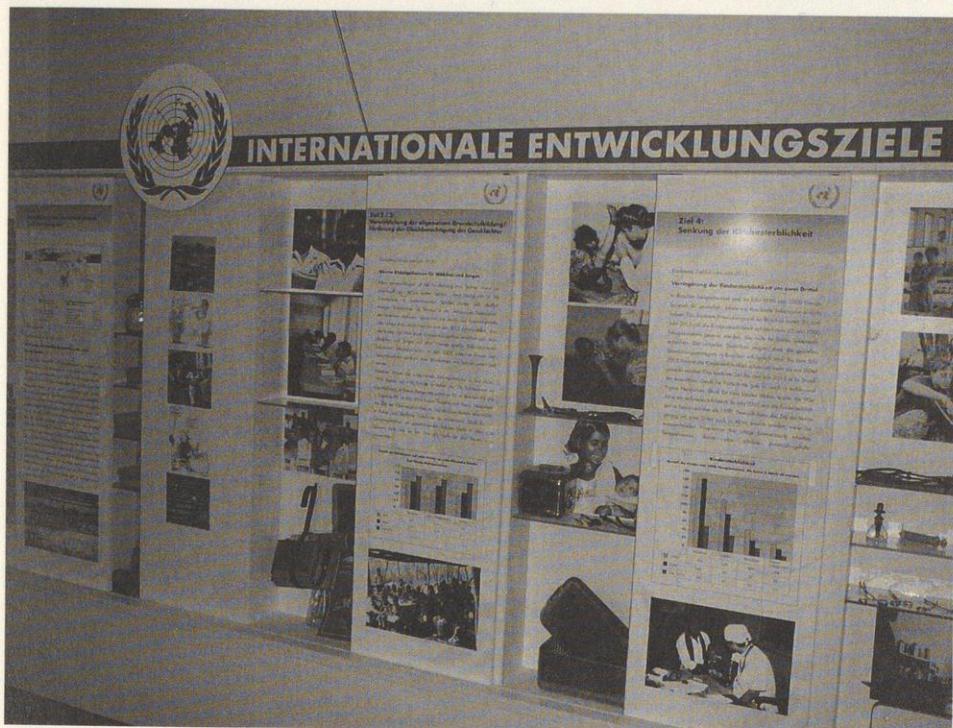
seesischer Gesellschaften und die damit verbundenen Herausforderungen an die Mission herangeführt werden. Die kulturelle Landschaft wird hier nach Indien verlegt. Die Besucher treten ein in ein indisches Adivasi-Reihendorf. Eine Dorfstraße mit Hütten links und rechts wird angedeutet. In den kleinen Hütten werden durch Fotos und Texte Geschichten der Einwohner dokumentiert, die für das alltägliche Leben und seine Probleme im Dorf stehen: Rolle der Frauen, Kinder, Familie, Bildung, Glaube und Religion, wirtschaftliche Grundlagen und Umweltzerstörung – beispielhaft für die Lage der Adivasi in Indien.



Auf dem „Dorfplatz“ in der Mitte des Raumes können sich Besuchergruppen zusammensetzen, um das Gesehene im Gespräch miteinander zu vertiefen.

Der benachbarte Raum „Entwicklung“ – nur durch eine Schiebetür getrennt – verknüpft die beispielhafte Darstellung des Adivasi-Dorfes mit der weltweiten Perspektive. Hier werden die acht Entwicklungsziele der Vereinten Nationen (UN) zur Überwindung der Armut vorgestellt und bebildert. Es sind die so genannten Millenniumsziele der UN, die sich die weltweite Völkergemeinschaft im Jahr 2000 gesetzt hat und die bis zum Jahr 2015 erreicht

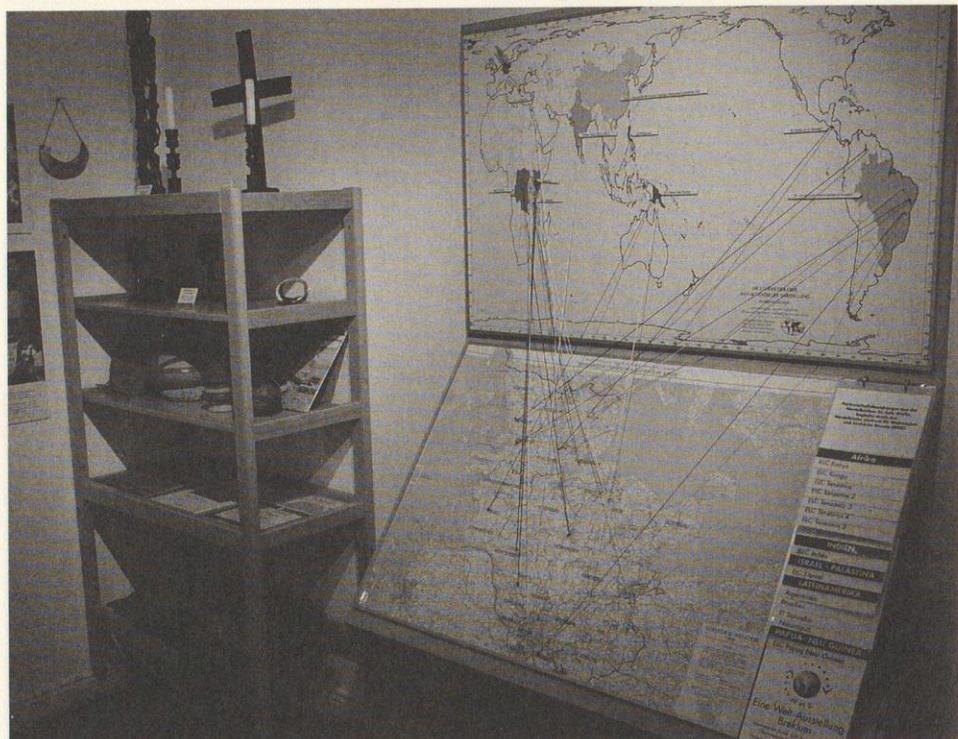
werden sollen. Dazu werden korrespondierende Projekte des NMZ und seiner Partnerkirchen vorgestellt. An PC-Arbeitsplätzen mit Zugang zum Internet kann man sich direkt über die Entwicklungsagenda der UN und/oder über Projekte in den Partnerkirchen informieren.



Im Raum „Entwicklung“ wurden auch Geräte zur Vorführung von Filmen auf DVD installiert, die die Geschichte und Gegenwart der Mission zum Thema haben. Auf Initiative unseres brasilianischen Kollegen Geraldo Grützmann entstehen im Filmstudio der Ausstellung Filme, die jüngste Begegnungen in Breklum und Lebensbilder von Mitarbeitern des NMZ in Übersee dokumentieren sollen.

Der angrenzende Raum „Partnerschaften“ ist ganz der Darstellung der Beziehungen zu überseesischen Kirchen und Gemeinden, die es in der Nordelbischen Kirche durch das NMZ gibt, gewidmet. In diesem Raum gibt es nicht nur eine Einführung in das Gesamtspektrum der Partnerkirchen und Partnerländer der Nordelbischen Kirche, auch die Geschichte und die Kommunikationsmittel der Partnerbeziehungen werden dokumentiert. Alle bestehenden langfristigen Gemeinde- und Kirchenkreispartnerschaften innerhalb der Nordelbischen Kirche sollen auffindbar sein. So kann sich jeder Be-

sucher gleich über die seinem Wohnort nächste Partnerschaftsgruppe informieren und sich gegebenenfalls über die PC-Stationen gleich mit ihr in Verbindung setzen.



Wer nach so viel Informations- und Interaktionstätigkeit eine Stärkung nötig hat oder im umfassenden Sinne auf den interkulturellen Geschmack gekommen ist, kann sich in die „Küche International“ begeben, in der es die Möglichkeit gibt, fair gehandelten Tee oder Kaffee zu trinken oder zusammen mit anderen, die sich für mehr als einen Rundgang Zeit genommen haben, eine Mahlzeit nach überseeischem Rezept zu bereiten.

Wer die Ausstellung allein oder mit einer Gruppe besuchen möchte, sollte sich vorher anmelden und einen Termin vereinbaren. Ansprechpartner für Vorausanfragen sind die Mitarbeiterinnen des Büros des Christian-Jensen-Kollegs (Tel. 04671 / 91120 bzw. 9112-14, Petra Conrad). Zuständig für Führungen oder werkstattbezogene thematische Einheiten sind die Referenten/innen des NMZ in Breklum und ein Team von ehrenamtlichen Ausstellungsbegleitern. Die Mitarbeiterinnen des CJK-Büros werden Ihnen gern bei der Verabredung eines Termins helfen.

Die „Breklum Mission Data Base“ der Eine-Welt-Ausstellung ist auch im Internet abrufbar unter der Adresse <http://ewa.nmz-mission.de>. Da der Zugang zur Zeit nur mit Benutzernamen und Kennwort möglich ist, müssten Sie sich diese Zugangsdaten von Frau Doreen Gliemann im NMZ erbitten: d.gliemann@nmz-mission.de (Tel. 040 / 88181-0).

Seien Sie herzlich willkommen!



AUTOREN

Paul Gerhardt Buttler

1931, 1966–1975 Theologischer Referent, zuletzt Exekutivsekretär des Deutschen Evangelischen Missionsrats (DEMR) in Hamburg; 1975–1995 Direktor des Nordelbischen Zentrums für Weltmission und kirchlichen Weltdienst (NMZ), Hamburg; seit 1995 Pastor i. R.

Ilse Dummer

1930, 12 Jahre Volksschullehrerin, Theologiestudium, 1971 Ordination, 12 Jahre Pastorin in der Volksmission, anschließend von 1983 bis 1995 Leiterin des ABZ in Breklum. Hauptinteresse: Schulung von Laien für die Mitarbeit in ihren Gemeinden – Bibel entdecken, Theologie verstehen, Gesprächsschulung für das Gespräch in Glaubensfragen, Schulung für Haus- und Missionskreise, Entdeckung der Wechselwirkungen zwischen Mission und Volksmission. Von 1985 bis 2005 Mitarbeit als Theologin bei Frauen-Seminaren in der Jeyporekirche.

Jürgen Dunker

1940 in Breklum, Sohn des Pastors und Missionsinspektors Hans Dunker in Breklum, Ausbildung zum Sozialarbeiter und Diakon Kirchkreissozialarbeiter Westküste.

Gisela Glave-Lohfert M. A.

1947, Studium der Geschichte und Literaturwissenschaft an der Fern-Universität Hagen von 1995 bis 2003. Historikerin mit den Schwerpunkten Genderforschung und Frauenmissionsgeschichte Forschungsarbeiten über Frauen in der Breklumer Mission in Indien.

Rudolf Hinz

1941, Studium der Theologie in Neuendettelsau, Heidelberg und Kiel. Pastor und Oberkirchenrat der Nordelbischen Ev.-Luth. Kirche, 1990–1995 Dezernent für Mission, Ökumene und Entwicklungsdienst im Nordelbischen Kirchenamt, Kiel, z. Zt. Lehrbeauftragter für Mission und Ökumene an der Theologischen Fakultät der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel.

Paul-Gerhard von Hoerschelmann

1931 in Nömmküla bei Reval/Tallinn in Estland. 1939 erzwungene Umsiedlung in das besetzte Polen. Besuch des humanistischen Gymnasiums in Posen. 1945 Flucht nach Niedersachsen. 1951 Abitur an der Oberschule in Lüchow. Nach Werksemester im Evang. Studienwerk Villigst Beginn des Architekturstudiums an der TH Hannover. Umsiedlung nach Württemberg. Wechsel zur Theologie Studium in Tübingen/Theol Stift, dann Heidelberg und Abschluss 1958 in Kiel,

da die Familie nach Rückkehr des Vater aus russischer Kriegsgefangenschaft nach Sch.-Holst. umgezogen war. Vikariat in Kiel. Pfarramt in Flintbek bei Kiel von 1960–1966. 1966 Berufung zum Landessozialpastor und Landesbeauftragten der Kirchlichen Männerarbeit der Schl.-Holst. Landeskirche – ab 1977 der Nordelbischen Ev.-Luth. Kirche unter dem Namen Kirchlicher Dienst in der Arbeitswelt. 1972–1994 Theologischer Vorsitzender der Männerarbeit EKD. Mitglied der Nordelbischen Synode, Vorsitzender der Kammer für Werke und Dienste in Nordelbien und der EKD u. a. m. 1983–1994 Direktor des Studien- und Predigerseminars der NEK in Breklum. Seit dem in Nordfriesland. Danach für 3 Jahre 1995–1998 Aufbau des Pastoralseminars/Predigerseminars der Estnischen Ev.-Luth. Kirche in Tallinn. Ernennung zu Titularpropsten der EELK. Interessengebiete: Praktische Theologie, Sozialethik, Männer und Frauen, Kirche in Mittel- und Osteuropa, Friedensethik/Überwindung von Gewalt u. a. m. – mit jeweiligen veröffentlichten Beiträgen.

Jens Hermann Hörcher

1937, Pastor, Oberkirchenrat, Personaldezernent. Theologiestudium in Kiel, Heidelberg, Marburg, Kiel. Vikariat in Heide, Wissenschaftlicher Assistent am Theologischen Seminar der Universität Kiel, Pastor in Neumünster Gartenstadt, Referent des Vorsitzenden der Kirchenleitung, Personaldezernent im Kirchenamt in Kiel, 1999 Ruhestand in Breklum. Mitglied der Kirchenleitung der Velkd, Visitator der Ansverus Communität, Beauftragter für Plattdeutsch in de Kark, Mitglied im Vorstand des NMZ, Mitglied im Indienausschuss, Mehrmonatige Besuche der Jeyporekirche in Indien, besonders verbunden mit der Adivasiarbeit. Schleiermacherforschung (insbesondere August Tweten – Schleiermachers Nachfolger in Berlin), Regionalgeschichte: Sunte Oluf – Namenspatron der Breklumer Kirche, Christian Jensen.

Kristin Jäger

1978, wuchs als Tochter eines nordelbischen Pastors in Lübeck auf und interessierte sich früh für kirchliche Partnerschaften nach Afrika und die Entwicklungszusammenarbeit. Sie reiste 1997 im ersten Jahrgang des Stipendienprogramms „Der andere Blick“ des NMZ nach Tansania aus und absolvierte danach in Leipzig und London ein Studium in Afrikanistik, Journalistik und Development Studies. Im Rahmen einer Studienarbeit verzeichnete sie den frühen afrikabezogenen Bestand des Breklumer Missionsarchivs und veröffentlichte ihn unter dem Titel „Afrikabestände im Archiv der Breklumer Mission“ in der Serie University of Leipzig Papers on Africa, Mission Archives Series No. 24 (2005). Seit 2005 hat Kristin Jäger ihren Arbeitsschwerpunkt nach Asien verlegt und arbeitet als Tsunami-Beauftragte bei der Vereinten Evangelischen Mission in Wuppertal.

Johannes Jürgensen

1936 in Flensburg, Propst i. R. Ab 1964 Gemeindepfarramt in Rendsburg. 1971 Landesjugendpastor der Schl.-Holst. Landeskirche. 1975 Generalsekretär der Ev. Jugend in Deutschland (Stuttgart). 1980 Gemeindepastor in Kronshagen/Kiel. 1986 Propst Kirchenkreis Neumünster. Ab 2001 im Ruhestand, wohnhaft in Büdelsdorf. Mehrere Veröffentlichungen zur Geschichte der Evangelischen Jugend. Weitere Themen: Lokalgeschichte in Neumünster und Rendsburg/Büdelsdorf mit dem Schwerpunkt NS-Zeit.

Herwig Ernst Karstens

1939, Berater für Landwirtschaft und den Gartenbau, Werdegang: technischer Molkereiassistent / Wirtschaft und Steuerberatung / Landw. Berater / Landwirt. Funktionen/Ehrenämter: Repräsentant in Schleswig-Holstein für die „American/Schleswig-Holstein Heritage Society“, St. Rechnungsführer im Heimatverein Schleswigsche Geest. Forschung und Interessensfeld: Familienforschung / Die Geschichte im Landesteil Schleswig.

Pastor i. R. Dr. Hans-Werner Müsing

seit 1980 als Referent im Nordelbischen Missionszentrum tätig, von 1987 bis 2004 Referent für Partnerschaftsbeziehungen und Projekte, seit 1995 stellvertretender Direktor des NMZ.

Jens-Hinrich Pörksen

1933 in Gelting, 1934 bis 1956 in Breklum, verheiratet mit Sigrid geb. Hansen, vier Kinder, von 1963–1986 Pastor in Handewitt, 1970–1971 für 9 Monate beurlaubt für eine Zusatzausbildung am Deutschen Institut für Entwicklungspolitik-Ausbildung in Berlin und Äthiopien, von 1987–1997 Landespastor für Diakonie in Schleswig-Holstein, über 20 Jahre Mitglied der Landessynode und der darauf folgenden nordelbischen Synode, 15 Jahre Mitglied der Kirchenleitung der NEK, 20 Jahre Vorsitzender des Ausschusses Kirchliche Weltdienste der Landeskirche Schleswig-Holstein und der NEK, 15 Jahre Mitglied der EKD-Synode mit dem Schwerpunkt: Kirchlicher Entwicklungsdienst, 15 Jahre Mitglied im Verteilerausschuß „Brot für die Welt“ der Diakonie in der EKD.

Dr. Klaus Peter Reumann

1934 in Schleswig, Historiker, Lehrtätigkeit für allgemeine Geschichte an einem Flensburger Gymnasium (1960–1979), für Landesgeschichte an der Zentralstelle für Landeskunde des SHBB in Eckernförde (1983–1988) und für Mittelalterliche Geschichte am Historischen Seminar der Universität Kiel

(1979–1983 und 1989–1994). Forschungsschwerpunkt u. a. kirchliche Zeitgeschichte Schleswig-Holsteins.

Dr. Hartmut Schmidt

22. 01. 1950 in Schleswig, Studium der Theologie in Neuendettelsau und Heidelberg. Promotion bei H. W. Gensichen über Christian Jensen und Wilhelm Löhe. Seit 1980 Pastor in Brokstedt; Herausgeber der Quellensammlung zu Christian Jensen.

Dr. phil. Christian Sörensen

1937 in Drelsdorf, 1959 bis 1999 Volks- und Realschullehrer für Geschichte und Englisch und das Neigungsfach Wirtschaft/Politik. 1991 Promotion an der Universität Kiel mit seiner Arbeit zum Aufstieg der NSDAP in Husum-Eiderstedt. Seit 1979 Vorsitzender des Arbeitskreises Mildstedter Chronik und seit 1998 Schriftleiter der „Beiträge zur Husumer Stadtgeschichte“. Neben Arbeiten zur Mildstedter Chronik hat er auch zahlreiche Beiträge zur Husumer Stadtgeschichte und zur schleswig-holsteinischen Landesgeschichte veröffentlicht. Besonderes Interessensfeld sind die Aufstiegs- und Herrschaftsjahre der NSDAP und der Umgang mit der NS-Vergangenheit nach 1945.

Johannes Martin Speck-Ribbat

1945 in Purandhar/Indien, American Highschool Diploma, Deutsches Abitur, Wehrdienst, Theologiestudium, Vikariat mit USA-Praktikum, Forschung zur Ökumenischen Sozialethik von M. M. Thomas/Indien, Sozialpädagogisches Zusatzstudium, Integrierende Stadtteilarbeit in St. Pauli-Süd mit MigrantInnen, Gemeindeerfahrung, Studentenpfarrer seit 1992 für Seelsorge ausländischer StudentInnen an der ESG-International Hamburg, Adivasi-Projekt seit 2002 für entwicklungspolitische Bildungs- und Partnerschaftsarbeit in/zwischen Orissa/Indien und NEK/BRD, Themen: Integration: Wer integriert wen?, Interkulturelles Lernen des Gastlandes, Globalisierung der Bildung und Wertschätzung überseeischer Partner in der Metropole Hamburg.

Prof. Dr. Thomas Steensen

1951 in Bredstedt, Redakteur der „Husumer Nachrichten“, Studium der Geschichte, Friesischen Philologie, Politologie und Soziologie. Seit 1987 Leiter und seit 1992 Direktor des Nordfriisk Instituut in Bredstedt. Seit 1999 außerdem Honorarprofessor an der Universität Flensburg. Verfasser bzw. Herausgeber zahlreicher Bücher und Aufsätze, vor allem zur Geschichte und Kultur Nordfrieslands. Redaktionsmitglied der Zeitschrift „Nordfriesland“

(seit 1977) und des „Nordfriesischen Jahrbuchs“ (seit 1996). 1987 Conrad-Borchling-Preis der Alfred-Toepfer-Stiftung F.V.S. zu Hamburg.

Dr. theol. Günter Weitling

1935 in Hadersleben/DK, Pastor emer., 1962–1963 Pastor Jörl, 1963–1965 Sonderburg, 1965–1970 Kopenhagen, 1970–1987 Oberstudienrat Statsgymnasium Sonderburg, 1987–2000 Pastor Sonderburg. Zugleich 1986–2000 Lehrbeauftragter am „Institut für Kirchengeschichte und kirchliche Archäologie“ der Christian-Albrechts-Universität in Kiel. Begründer und wissenschaftlicher Leiter des „Deutschen Museum Nordschleswig“. Veröffentlichung zahlreicher Bücher und Abhandlungen zur Kirchen- und Missionsgeschichte Schleswigs u. a. zur Kirchenmissionsgeschichte Ost-Jeypores.

Dr. Dietrich Werner

1956 in Oldenburg (Oldbg.), Gemeindepfarrer in der Oldenburgischen Landeskirche, Assistent bei Prof. Konrad Raiser an der Ruhr-Universität Bochum (1989–1993), Promotion als Missionstheologe/Oekumenewissenschaftler, Studienleiter an der Missionsakademie an der Universität Hamburg (1993–2000), Studienleiter am Christian Jensen Kolleg Breklum und Grundsatzreferent des NMZ Hamburg (2001–2007), Mitglied der Landessynode der NEK und im Theologischen Beirat der Landessynode sowie im Oekumeneausschuss der Kirchenleitung, seit Herbst 2007 Leiter des Programms Oekumenisch-Theologische Ausbildung (ETE) im Oekumenischen Rat der Kirchen in Genf.

Dr. Joachim Wietzke

1942, Pastor, 1962–1967 Studium der Ev. Theologie in Neuendettelsau, Tübingen, Hamburg, Kiel, 1968 Ökumenisches Studienjahr in Bangalore, Indien, 1969–1971 Studienleiter an der Missionsakademie Hamburg, 1972–1975 Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Ökumenischen Seminar der Universität Hamburg und Promotion zum Dr. theol., 1975–1978 Dozent am Karnataka Theological College in Mangalore, Indien, 1978–1984 Gemeindepastor in Halstenbek, 1984–1995 Referent für missionstheologische Grundsatzfragen im Ev. Missionswerk in Deutschland, 1995–2005 Direktor des Nordelbischen Zentrums für Weltmission und Kirchlichen Weltdienst, 2005 Ruhestand.

Lorenz P. Wree

1976–2006 Pastor in Tondern, seitdem im Ruhestand. Seit 1984 Vorsitzender des Vereins der Freunde der Breklumer Mission in Nordschleswig.

